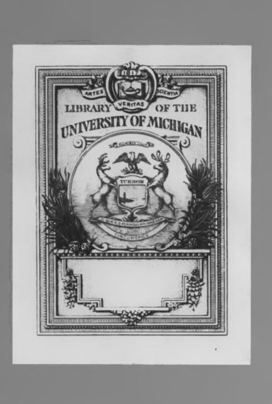
Festschrift zum...

Allgemeiner deutscher neuphilologen-ve...

Digitized by Google



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

805
A43
F3

Digitized by Google

Digitized by Google

Festschrift

zum

13. Allgemeinen

Deutschen Neuphilologentage

in Hannover

Pfingsten 1908

herausgegeben im Auftrage des Vereins für neuere Sprachen

zu Hannover

von

R. Philippsthal

Hannover-List, 1908. Berlin W. 35,
Podbielskistrafse 351. Derfflingerstrafse 16.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Digitized by Google

Druck von August Grimpe in Hannover.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Neuphilologie sonst und jetzt. Von Professor Dr. K. Sachs (Brandenburg) 5

Einige Gedanken über Wortkunde. Von Geheimrat Professor Dr. W. Münch (Berlin) 11

Entstehung der französischen Schriftsprache. Von Oberlehrer Carl Friesland . . . 17

Eine weitere Textstelle aus der franco-venezianischen Chanson de geste. Von Professor Dr. E. Stengel (Greifswald) 35

Zu den „Refranes glosados." Von Professor Dr. Robert Heiligbrodt 50

Deutsche Reisende des 18. Jahrhunderts in England. Von Professor Dr. Robert Philippsthal 77

Auld Lang Syne. Von Robert Burns. Übersetzt von Oberlehrer Kurt Nagel . 100

Digitized by Google

Neuphilologie sonst und jetzt.

Von Professor Dr. K. Sachs.

Wenn jetzt die jüngeren Herren Kollegen, denen es doch im ganzen recht leidlich geht, sich über ihr Los und manche, ja freilich noch bestehende Übelstände beklagen, so möchte ich sie einmal daran erinnern, wie es mit uns älteren Neuphilologen vor 50 Jahren stand.

Als ich im Jahre 1849 nur ein Zeugnis ersten Grades, wie man es damals nannte, mit der Befähigung, Griechisch, Latein und Deutsch in Prima zu unterrichten, erworben hatte, fing ich bald an einzusehen, ein wie reiches, wenig angebautes Feld sich dem Romanisten öffnete, der noch nicht, wenn er über irgend ein Thema, selbst über eine griechische Präposition schreiben wollte, überall eine Menge Vorgänger fand, die dasselbe bearbeitet hatten.

Freilich war das Studium der neueren Sprachen damals noch nicht leicht, und nur als Autodiktat konnte man unter großen Schwierigkeiten sein Ziel erreichen.

Von allem, was dem Studio der alten Philologie zu Gebote stand, war für den jüngeren Genossen fast nichts vorhanden. Außer Bonn, wo damals unser Altmeister Friedich Diez (1794—1876) dozierte, hatte keine deutsche Universität einen Professor der romanischen Sprachen. War es somit für einen wenig bemittelten Studenten und noch mehr für jemand, der wie ich in Berlin angestellt war, schwierig, das lebendige Wort des Lehrers zu hören, so stand es auch mit den Hilfsquellen für das Selbststudium höchst traurig.

Die Grammatik der romanischen Sprachen von Diez, die schon 1836 erschien, war längere Zeit das einzige wissenschaftliche Werk auf dem Gebiete.

Für das Französische gab es, um nur einige hervorragende Schriften zu erwähnen, Vaugelas' Remarques sur la langue françoise, Girault-Duviviers Grammaire des Grammaires, die in anderer Beziehung interessant sind, aber doch auf den Titel streng wissenschaftlicher Werke ebenso wenig Anspruch machen können, als die damals meist in Deutschland gebrauchten Bücher von Meidinger, Hirzel und andern, gegen die Ploetz schon einen bedeutenden Fortschritt darstellte

Digitized by Google

nachdem Mätzners Syntax (1845) und Grammatik (1856) einen besseren Weg gezeigt hatten.*)

Ähnlich stand es auch mit den Lexicis. Wohl gab es schon früh seit Nicot, Cotgrave, Oudin, Richelet, Furetière neben dem Dictionnaire de l'Académie eine große Zahl mehr oder weniger vollständiger Wörterbücher (v. R. Schwartzes Jenenser Dissertation 1875 über diesen Gegenstand), nach denen Boiste, Landais, Bescherelle (1843), Poitevin (1857) weitere Fortschritte bezeichnen; aber vor Littrés bahnbrechendem Werke (1863—72) treten sie doch alle zurück — und auch Schwan, Mozin und Molé entsprechen noch nicht den an gute Lexika beider Sprachen zu stellenden Anforderungen.

Für das Englische waren immer noch Johnsons (1744—55) erschienenes, für seine Zeit höchst verdienstvolles, aber vor allem durch lächerliche Etymologien, wie die von Gooseberry u. a. entstelltes Buch und Richardson (1844), von Deutschen Hilpert (1820) und Grieb (1842—47) die fast einzigen zu Gebote stehenden Lexika, und auch von Grammatiken war nicht viel Besseres zu sagen.

Auch hier leuchtete Diez mit seinem Wörterbuche der romanischen Sprachen 1853 allen voran, der auf dem von Raynouard in seinem Lexique de la langue romane eingeschlagenen Wege streng wissenshaftlich weiterforschte.

Auch an anderen Hilfsbüchern war grosser Mangel. Spezialausgaben von Autoren waren selten; wurden sie doch in den Schulen, wo das Französische stiefmütterlich mit zwei Stunden wöchentlich und das Englische gar nicht anders als höchstens fakultativ gelehrt wurde, kaum verlangt.

Die Chrestomathie von Ideler und Nolte (Berlin 1825), eine Vorläuferin von Herrigs späteren beiden Sammlungen La France littéraire 1856 und Classical Authors, war fast der einzige Lesestoff auf den humanistischen Gymnasien.

Und wie sah es mit dem Unterrichte in den lebenden Sprachen aus? In Stettin hatten wir in den vierziger Jahren einen dort lange gebliebenen Franzosen M., der von Disziplin keine Ahnung hatte, und wenn er in die damals 70 Schüler zählende Prima trat, stets mit den Worten beginnen mußte: Messieurs sur les derniers bancs, je vous prie de rester tranquilles afin que je puisse parler aux messieurs sur les premiers! Und ein Berliner Lehrer des Französischen erklärte einst ganz ernsthaft: il tire ici! Waren doch dergleichen Sprachmeister für das Aschenbrödel gut genug, und nur das Französische Gymnasium in Berlin machte schon eine rühmliche Ausnahme vor den anderen Anstalten.

So waren auch nur einzelne hervorragende Männer bemüht, nähere Bekanntschaft mit den fremden Literaturen anzubahnen und für das Studium derselben einzutreten. Neben Lessing hatte besonders Schlegel durch seine Übersetzung Shakespeares, der ja ein Jahrhundert lang in seinem eigenen Vaterlande vergessen gewesen war und in Deutschland als Sasper, später Schakspäre allmählich bekannt wurde, gewirkt, und Goethe hatte französische, englische und andere Literatur studiert; aber aus

*) v. Tell, Les Grammairiens Français (Paris) und Stengel, Chronologisches Verzeichnis (Oppeln 1890).

Digitized by Google

zahlreichen Andeutungen bei ihm sehen wir, wie schwierig selbst für ihn die Beschaffung ausländischer Schriftwerke war, aber wie viel mehr für Studierende ohne die Mittel des Altmeisters — Tauchnitz Editions existierten noch nicht. In Frankreich stand man mit seltener Ausnahme noch auf dem Standpunkte, daß das Altfranzösische barbarisch und ebenso wie Dialekte, Volkslieder und Folklore zu studieren unnütz, ja unwürdig sei, und diese kraß akademische Ansicht von der alleinigen Berechtigung der Schriftsprache stand auf der Höhe eines Barbey d'Aurevilly, der Goethe verachtete, und ähnlicher Meinungen bei dem Volke, das Schiller unter dem korrumpierten Namen Gilles ehrten. War ja doch auch die Etymologie noch auf dem Standpunkte eines Ménage, und noch Voltaire hatte sie mit seinem berühmten Worte über diese Wissenschaft, où les consonnes valent peu et les voyelles rien, abgefertigt. So finden wir auch in Deutschland noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur wenige Gelehrte, die wie Diez nach Goethes Aufforderung Raynouard studieren, Grimm in der Silva de romances, Moritz Haupt und einige andere das Aufblühen der neuen Wissenschaft vorbereiteten.

Auch für Italienisch und Spanisch war es nicht viel besser bestellt. Neben der Crusca (1612) gab es Hagemanns (1796), Filippis (1817), Valentinis (1832) und Webers (1840) Wörterbücher, Filippis und Mahns Grammatiken; aber Studium und Kenntnis des Sprachlautes war höchst vereinzelt. Ebenso war es, wenn nicht schlechter mit dem Spanischen, das in Deutschland ja erst spät durch Vermittelung französischer Übersetzungen wie des Don Quijot von Florian und dann vereinzelt durch Dohrn zugänglich geworden war. Auch hier konnte man neben dem Diccionario der Spanischen Akademie fast nur Wageners 1840 erschienenes spanisch-deutsches Wörterbuch benutzen. Die Beschaffung von Werken in diesen Sprachen war noch schwieriger als bei den besprochenen, und große Bibliotheken besaßen nur wenig davon, wie ich denn den bedeutendsten Spanischen Cancioneiro auf der königlichen Berliner Bibliothek vergebens suchte und für mein Programm über den Zusammenhang der provenzalischen Kunstpoesie mit den übrigen mittelalterlichen Kunstpoesien (Berlin 1854) die Einsicht in dieselben nur der Güte des Herrn Asher verdankte.

Wie stand es mit der Aussprache des Französischen in Deutschland? Zwar war der Traité complet et méthodique de la Prononciation von Lesaint 1850 lange vor Littrés erstem Versuche, die Aussprachebezeichnung in dem Wörterbuche zu geben, veröffentlicht, aber die Akademie erklärte in der Vorrede zur 7. Auflage 1877 p. VII höchst schnurrig: On n'apprend pas la prononciation dans un dictionnaire; on ne l'y apprendrait que mal, quelque peine qu'on se donnât pour la représenter aux yeux. La bonne prononciation, c'est dans la compagnie des gens bien élevés, des honnêtes gens comme on disait autrefois, qu'il faut s'y façonner et s'en faire une habitude. Quant aux étrangers, ils ne l'apprendront qu'en parlant la langue dont ils veulent se rendre l'usage familier avec ceux qui la parlent de naissance et la parlent bien. Ein schönes Rezept, besonders als in den Schulen Wersalch gesprochen wurde, und man diese Aussprache selbst von gebildeten Leuten, den honnêtes gens, hörte!

Und wie wollte man das ausführen, da es noch nicht so leicht war wie jetzt, in das Ausland zu gehen? Auslandstipendien für Studierende

Digitized by Google

gab es nicht, man mußte entweder auf eigene Kosten die Reise unternehmen oder dort sich eine Stellung suchen, in der man nebenbei die fremde Sprache zu studieren vermochte. Das erste war nicht so leicht, besonders wenn man, wie es mir erging, die Anstellung aufgeben mußte, weil der Magistrat nur ein halbes Jahr Urlaub für einen Aufenthalt in Frankreich und England bewilligen wollte, wozu noch, beiläufig bemerkt, kam, daß man mir die anderthalb drüben verbrachten Jahre bei meiner Pensionierung abziehen wollte.

Das zweite aber setzt eine große Entsagungsfähigkeit voraus, wenn man als pion (wie schon Daudets Petit Chose) oder als usher eine kümmerliche Stellung antritt, oder als Hauslehrer (oder Hauslehrerin) in einem vornehmen Hause, oft sehr wenig zart behandelt wird.

Was sollte aber ein junger Philologe ohne Mittel anders anfangen, als sich eine Zeit lang des guten Zweckes halber in eine solche Stellung begeben, wenn ihm nicht wie mir 1856 das Glück blühte, von der französchen Regierung und der Akademie eine Mission für Studien in englischen Bibliotheken zu erhalten, die mich der Sorge, mein Geld länger auszugeben, überhob! Wie es aber anderen erging, die ohne offiziellen Auftrag in englischen Bibliotheken Studien machen wollten, möge ein köstliches Beispiel zeigen. Ein junger Deutscher, den ich in London kennen lernte, hatte mit sehr guten Empfehlungen bei Lord Ashburnham gebeten, seine Bibliothek besuchen zu dürfen. Erst auf einen zweiten Brief erhielt er die Antwort, die ich nicht für möglich gehalten haben würde, wenn ich sie nicht im Originale gesehen hätte: I shall now allow you to see my library, but not to take any thing out of it either written or in mind.

I.

So stand es in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts um das Studium der neueren Sprachen. Aber für die Fortentwicklung der jungen Wissenschaft begeisterte Männer wirkten bald mit Erfolg für ihren gewaltigen Aufschwung

Allen voran wirkte Dietz' Schüler Gaston Paris, für den 1852 ein Lehrstuhl für romanische Philologie am Collège de France errichtet war, 1855 wurden vom französischen Ministerium die Arbeiten für die Ausgaben der Anciens poètes de la France unter Guessards Leitung begonnen. Herrig begründete das Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, die Gesellschaft für Neuere Sprachen in Berlin und 1872 die Akademie für dieselben, bei deren Eröffnungsfeier freilich das Menu des Festessens fast ein Dutzend Fehler gegen die französischen Sprachregeln aufwies und der Geheimrat Klix einen Toast auf die Academia linguarum modernicarum hielt. Immer zahlreicher wurden die Lehrstühle für Französisch und Englisch an den Universitäten und neben den Professoren die Lectoren und Seminare. 1869 wurden die Realgymnasien mit einigen Berechtigungen ausgestattet, die nach langem Kampfe in den letzten Jahren neben den Oberrealschulen eine fast vollständige Gleichstellung für das Studium mit den humanistischen Gymnasien erhielten.

Jetzt begann eine wahre Hochflut von Lehrmitteln, Grammatiken des älteren, mittleren und neueren Französisch und Englisch, zahlreiche

Schriften für den Anschauungsunterricht und für die Anforderungen der Lautphysiologie und Phonetik; streng wissenschaftliche Wörterbücher der anerkannten Schriftsprachen ebenso wie von den technischen Spezialgebieten, der populären Sprache und des Argot und Cant. (v. N. Ph. Zentralblatt 1, 1888). Etymologie, Synonymik wurden wissenschaftlich bearbeitet, bedeutende Werke über Folklore, z. B. von Sebillot, Volkslieder, Dialekte gründlich durchforscht. Spezialwörterbücher über einzelne Autoren wie Livets Lexique de la langue de Molière u. a. erleichterten das Verständnis ihrer Schriften. Grundlegende, alle Gebiete der romanischen Philologie umfassende Werke wie Gröbers Grundriß, Vollmöllers Fortschritte der Romanischen Philologie, Koschwitz' Einleitung zum Studium der französischen Philologie u. a., wie eingehende Behandlungen der Realien gaben den Studierenden ausgiebige Gelegenheit, sich über alles für sie Wissenswerte zu orientieren. Auch die Zahl bedeutender Literaturgeschichten wächst von Jahr zu Jahr wie die der deutschen, französischen und englischen Zeitschriften, welche eingehende Forschungen veröffentlichen.

Für gute, dem Bedürfnisse der Schulen angepaßte Lektüre sorgen zahlreiche Verleger und die seit einigen Jahren eingesetzte Kommission überwacht sorgsam die Veröffentlichungen dieser Art. Auch für das Selbststudium erscheinen jetzt mehr und mehr Lehrbücher nach dem Vorbilde der überaus rührigen Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung.

Als Vorbereitung für die Auslandsreisen sind nach Schmedings Schriftchen: „Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium der modernen Sprachen im Auslande (1888)", eine ganze Zahl ähnlicher Anweisungen erschienen, und auch die Reisen dahin sind wesentlich erleichtert.

Das Comité de l'Université de Grenoble hält seit Jahren vom Juli bis Ende September Vorlesungen und sorgt auch für Pensionen für ausländische Studierende. Desgleichen wurden in Besançon, Caen, Dijon, Lille, Lyon, Montpellier, Nancy, Rennes, Tours, Liège, Genève, Lausanne, Neuchâtel Ferienkurse für Ausländer veranstaltet; ebenso in Paris von der Alliance Française (vgl. Französische Ferienkurse in deutscher Beleuchtung von Friedrich Seiler, Vossische Zeitung, August 1899).

Ähnliche Einrichtungen bestehen jetzt in Edinburgh, Oxford und London.

Die Société d'Echange international des Exports et des jeunes gens in Paris sorgt auch für den Austausch dieser, wie von Professoren mit den beiden anderen hier in Betracht kommenden Ländern.

Für alle obengenannten Orte weist der Internationale Pensions-Nachweis des Sächsischen Neuphilologenverbandes in Leipzig gute Pensionen nach. Die Société d'Etudes internationales, in Paris 1895 gegründet, hat in einer großen Anzahl Städte in und außer Frankreich Comités. Für diese Gesellschaft wirkt das in Paris (Rue Denfert) erscheinende Journal l'Etranger, und ebendort besteht, von Dr. Potel begründet, ein Bureau international de renseignements, das Fremden alle mögliche Auskunft bietet (v. Verhandlungen des XII. Deutschen Neuphilologentages in München 1906, p. 175).

Zwar haben die verschiedenen Petitionen, welche von dem Vorstande der Neuphilologenversammlungen an die Staatsbehörden gerichtet waren,

Digitized by Google

nachdem sie von Bismarck als nicht zu seinem Ressort gehörig abgewiesen waren, und später auch geringeren Erfolg gehabt, als man gehofft hatte; aber es sind doch im Laufe der Zeit einige Stipendien für Auslandsreisen bewilligt worden, so von Baden, Frankfurt, Berlin u. a.

Auch in Deutschland haben sich in sehr vielen großen Städten Neuphilologische Vereine gebildet, in welchen sehr fleißig gearbeitet wird — wie der 1880 in Hannover begründete, von welchem dann die Anregung zur Bildung des Neuphilologen-Verbandes (1886) ausging und unter dessen Führung der erste Neuphilologentag 1886 in Hannover abgehalten wurde.

Neben diesem zeigt ein Blick auf das leider eingegangene Neuphil. Zentralbl. 1888, S. 403 die große Masse deutscher Vereine (20) und Veranstaltungen für neuphilologische Vorträge (einige 30) und neben ihnen in Frankreich, England, der Schweiz und Belgien ähnliche Einrichtungen. Dazu kommen noch Provinzial- und Landesverbände für dieselden Zwecke.

Mögen alle auf dem begonnenen Wege eifrig fortarbeiten und jeder einzelne das Dichterwort beherzigen: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Digitized by Google

Einige Gedanken über Wortkunde.

Von W. Münch.

Die naivste Vorstellung vom Verhältnis verschiedener Sprachen zu einander sieht dasselbe wesentlich in dem Gegenüber der einzelnen Wörter; feststehender, fest abgegrenzter und allgemeingültiger Begriffsinhalt wird vorausgesetzt. Man strebt also zu lernen, wie die bekannten Dinge in der fremden Sprache heißen oder welche „Bedeutung" die uns entgegentretenden fremden Wörter haben. Sehr elementar eingerichtete Hülfsmittel geben auch wirklich möglichst immer ein Wort für ein Wort und lassen die Gedanken an ein freieres, beweglicheres, schwierigeres Verhältnis der beiderseitigen Wörter nicht aufkommen. Aber muß nicht schon dem jungen Schüler beim Gebrauch besserer Wörterbücher, und namentlich lateinischer oder griechischer, eine Ahnung von dem wirklichen Stand der Dinge kommen? Sofern diese doch so oft eine Reihe von „Bedeutungen" bei demselbigen Worte aufführen! Ob er darum die Sache im rechten Lichte sieht, bleibt freilich fraglich. Er nimmt wohl meist die Tatsache dieser Mehrdeutigkeit einfach als solche hin, sie kommt ihm vielleicht als etwas so Zufälliges an, wie im Deutschen das Zeitwort „laden" einen doppelten Sinn haben kann, oder das Hauptwort „Ton" („Thon"), oder „wiegen" oder „Heide" usw.; auch Fälle wie „Hut", „Gesicht", „Absatz" mögen vorschweben, bei denen ja nicht bloß Identität des Lautbestandes vorliegt. Die Frage nach dem Warum der Mehrdeutigkeit wird Schülern nicht oft kommen. So viel und andauernd die Kinder schon in einem frühen Alter die Warumfrage erheben, so gehen ihnen doch sogar in viel reiferem Alter eine Menge Warumfragen niemals auf, die zu stellen, uns vielleicht sehr nahe zu liegen scheint (und die gleichwohl auch der Mehrzahl der Erwachsenen niemals kommen). Die Lateinschüler dünkt es wohl ein zufälliger Eigensinn der Sprache, daß *consilium* so vielerlei „heißen" kann, oder *capio*, oder *instituo*, *instruo*, *peto*, *gratus*, *res*, *copia*; daß die Begriffe nicht präziser ausgeprägt erscheinen, ist ihnen unbequem; wer kann wissen, welche von den Bedeutungen der Lehrer nun gerade hier haben will.

Indessen, wofern der Lehrer nicht wirklich zu selbstherrlich und eigensinnig verfährt, ist doch gerade dieses Wählenmüssen eine sehr schätzbare Zumutung an den jugendlichen Geist, eine Prüfung und Schulung des Urteils, und die weit weniger bestimmte Entsprechung der in den alten Sprachen und der unsrigen im Worte gemünzten Begriffe bildet einen tatsächlichen Vorzug dieser Sprachen vor den neueren als Schulfächer, zum mindesten für die besseren Köpfe, die ja hoffentlich noch nicht zur *quantité négligeable* geworden sind. Für den, der wirklich zu sehen vermag, steht ja auch innerhalb der neueren Kultursprachen, wenn man die ganz konkreten oder exaktwissenschaftlichen Gebiete ausnimmt, nie einem Wort der einen Sprache ein einziges der andern für alle Fälle gegenüber; gewählt muß auch da werden, und die Wahl ist oft schwierig genug, aber das Auseinandergehen der Bedeutungen ist doch

Digitized by Google

ein geringeres und mit mechanischer Gegenüberstellung kann man sich leichter begnügen, leichter erträglich durchkommen. Und mit einer erträglichen Art von Sprachkönnen ist man (die Verhältnisse bringen das so mit sich) in Schulen im allgemeinen zufrieden.

Namentlich aber wird dort ja die Energie der Aufmerksamkeit alsbald für andere Gebiete als die Erwerbung des Wortschatzes und Wortverständnisses gefordert: Flexion der Wörter, Gesetze ihrer Verbindung zum Gedankenausdruck sind das weit Wichtigere, erscheinen als das weit Geistigere. Die Wörter an sich gelten leicht als eine bloße ὕλη gegenüber dem Pneumatischen in der Sprache, der Umsatz derselben oder die Aneignung als ein mechanischer Prozeß und ein notwendiges Übel, das höchstens auf der untersten Stufe noch ein gewisses Vergnügen macht und weiterhin nur die ewige, die immer neu zu überwindende Hemmung im Verständnis der zusammenhängenden Sprache und in der Bewegung innerhalb derselben bedeutet.

Die Notwendigkeit der allmählichen Erwerbung dieses Wortschatzes hat dann auch zur Herstellung und Benutzung besonderer Vokabularien geführt. Es gab ja auch eine Zeit, wo man in dieser Erwerbung des Wortschatzes die Hauptaufgabe der Spracherlernung sah. Das war im 17. Jahrhundert, nachdem die feineren Ziele der alten Humanisten zurückgetreten waren und mehr das Bedürfnis des Verkehrs und Austausches in der fremden, d. h. der lateinischen Sprache zum Ziel geworden war, als die literarisch mustergültige Bewegung in derselben. Es ist bekannt, daß Comenius in den tausend Sätzen seiner Janua 8000 lateinische Wörter unterbrachte und auf diese Weise zur Erlernung darbot Aber immerhin hatte er sie eben in Sätze gebracht, zum Ausdruck von Gedanken verwandt und zwar von sehr leicht zugänglichen und in einem sachlichen Zusammenhang stehenden Gedanken. Später, im 19. Jahrhundert, wollte man zum Teil diese planmäßige Erwerbung des Wortschatzes neben dem Hauptunterricht her geschehen lassen, führte Vokabularien ein, alphabetisch geordnete Vokabularien sogar, ließ womöglich Tag für Tag eine halbe Seite daraus auswendig lernen und hörte sie zum Beginn des Unterrichts ab; eine öde und grausame Methode, an der man auch nicht lange hat festhalten können.

Im übrigen aber kann man innerhalb des fremdsprachlichen Unterrichts zwei entgegengesetzte Wege unterscheiden. Da die Aneignung der Einzelwörter an sich als etwas Geistloses, jedenfalls nicht Geistbildendes empfunden wird, als notwendiges Übel, so kommt man entweder dazu, diese unliebsame Aufgabe möglichst zu erleichtern, sie als Aufgabe und als Bemühung möglichst auszuschalten, und man gibt die Bedeutung der Vokabeln immer alsbald mit dem Texte, auf derselben Seite oder doch in parallelgehendem Anhang, gibt auch wohl dieselbe Bedeutung oftmals, damit sie sich allmählich von selbst einprägt; oder aber man will nun doch absichtlich Mühe damit verbinden, so daß auch hier Anstrengung nötig wird, daß ein Erarbeiten stattfindet und davon eine Wirkung bleibt, und so gibt man (oder gab man) ausdrücklich auch schon Anfängern große Wörterbücher in die Hand, in denen sie tüchtig zu suchen hatten, in der Hoffnung, daß das Suchen das Interesse steigere oder sichere und daß das nicht ohne Mühe, erst nach einer kleinen Periode der Spannung Gefundene leichter sich einpräge und bleibe — eine Annahme, die auch psychologisch nicht unrichtig ist. Indessen die unverkennbare Rückkehr

Digitized by Google

der philanthropischen Anschauungen in Beziehung auf Jugenderziehung und Unterricht hat diesen letzteren Gesichtspunkt offenbar ganz zurücktreten lassen. Gedächtniszumutungen gelten als Grausamkeit, als falsche Tradition, positive Kenntnisse werden fast immer als toter Wissenskram bezeichnet, und der Umfang des wirklich von den Schülern beherrschten Wortschatzes (für dessen Gewinnung man übrigens andere und bessere Wege hat als die vorher erwähnten) ist im ganzen höchst bescheiden geworden, des beherrschten: und damit ist eine fernere Frage berührt.

Unser Verhältnis zu den Einzelwörtern einer Sprache (auch der eigenen Sprache, nicht bloß fremder) kann ein vierfaches sein. Manche Wörter sind mir, wo sie immer entgegentreten, durchaus bekannt und vertraut, andere erkenne ich nach ihrer Bedeutung wenigstens bei einer gewissen Konzentration der Aufmerksamkeit, im lebendigen Zusammenhang etwa, wieder andere vermag ich selbst, wenn ich mich ruhig besinne, zu verwenden, und noch andere kommen mir von selbst in den Mund oder in die Feder. (Zwischen der Rolle, die sie für den Mund und für die Feder spielen, oder beim Hören und beim Lesen, könnte noch einmal unterschieden werden, und wir hätten dann die doppelte Zahl von Möglichkeiten.) Um die Sache kürzer zu bezeichnen, so läßt sich unterscheiden zwischen passivem und aktivem Besitz und zwischen Kenntnis und Prüfung. Nun kann uns unter Umständen der bloße passive Besitz vollständig genügen. Ich bin z. B. zufrieden, ein Buch in portugisischer oder in holländischer Sprache in dieser Weise verstehen zu können. Und mit dem Griechischen kommen wir auch auf Gymnasien kaum über diese Höhe hinaus (den Homer etwa ausgenommen, der von guten Schülern schließlich fast ebenso unmittelbar verstanden wie gelesen wird). Wo aber eine irgend vollere Beherrschung angestrebt wird, gehört Prüfung des Wortschatzes, und zwar auch aktive Prüfung wenigstens eines nicht zu unansehnlichen Vorrats, durchaus zur Sache. Gesorgt kann dafür werden durch periodische, planvolle (natürlich mündliche) Zusammenstellungen des allmählich und gelegentlich Erworbenen, teils nach dem Gesichtspunkt sachlicher und teils nach sprachlich-etymologischer Zusammengehörigkeit. Auf wortmäßige Formulierung von Bedeutungsnummern (also ungefähr das, was man Synonymik nennt) würde ich dabei kein Gewicht legen; es sollte einfach eine gewisse Leichtigkeit der Prüfung und Fülle des Präsenten gefördert werden.

Indessen von den Schulen habe ich nur geredet, um auf die weiteren Stadien der Spracherlernung oder des Sprachstudiums zu reden zu kommen. Wenn man, wie vorhin gesagt, auf den höheren Schulen die Energie der Lernenden bereits möglichst nach der Seite des Gesetzlichen in der Sprache in Anspruch nimmt, so richtet sich das Interesse der Studierenden der neueren Philologie nicht minder nach dieser Seite des Gesetzlichen, wenn auch nach neuen Gebieten desselben, dem geschichtlichen Werden vor allem, der Entwickelung der Sprache als Literatursprache, den äußeren und inneren Formen der in der Sprache arbeitenden Kunst. Und wieder wird die Notwendigkeit, sich des Wortschatzes zu bemächtigen, als lästig und ungeistig hintangesetzt. Vielfache Erfahrungen innerhalb der Prüfungen am Schluß der Studienzeit berechtigen dazu, von einer weitgehenden Unzulänglichkeit der Kandidaten in diesem Punkte zu reden. Bei Schilderungen, wie sie fast jedes größere

Digitized by Google

Gedicht bietet, versagt das Wortverständnis jeden Augenblick. Man muß den Verdacht hegen, daß Studenten die fremdsprachlichen Bücher vielfach nicht anders lesen, wie es unterhaltungsbedürftige Damen zu tun pflegen, mit unbedenklichem Übergehen alles dessen, was sich nicht sofort von selbst verständlich macht. Allerdings kann man ja den Wortschatz auch später in der Praxis allmählich nach Bedürfnis ergänzen. Aber die Mühe des Lexikonswälzens oder des planmäßigen Sammelns in der eigentlichen Lehrzeit gescheut zu haben, ist kein gutes Zeichen für die künftige Lernwilligkeit. Der Wortschatz der lebenden Kultursprachen, besonders des Englischen, ist freilich ein ungeheurer, verglichen mit dem der alten Sprachen, namentlich des Lateinischen. Dieser ungeheure Umfang mag uns das Recht geben, immer einen gewissen Teil nicht zu kennen. Aber er legt andererseits die Pflicht auf, die Aufgabe des Worterwerbs als eine sehr gewichtige immer zu betrachten.

Doch das Versäumnis nach dieser Seite hat einen verhältnismäßig äußeren Charakter. „Verhältnismäßig“ äußeren: denn auch mit der inneren Natur der Sprachen hat doch der Wortbestand immerhin nicht wenig zu tun. In dem Vorrat an schildernden Ausdrücken, der Menge der ausgeprägten Nüancen, der Präzision der Unterschiede verrät sich doch oder liegt unmittelbar ein Stück der sprachlich-geistigen Eigenart. Und je mehr der Wörter man wirklich kennen lernt, desto mehr dringt man auch (wenn man nicht überhaupt ein mechanischer Kopf ist) in die Fülle der Nüancen ein (denn Synonyme im Sinne der Gleichwertigkeit gibt es ja in den Sprachen kaum irgendwo). Diese Aufgabe aber des inneren Verständnisses der Wörter ist doch auch für sich eine unendliche, ganz abgesehen von der Extension des Wortschatzes. Jenes äußerliche Gegenüber der ersten Schulvokabularien weicht immer mehr zurück; man wird eines viel feineren und beweglicheren Verhältnisses inne. Das Wortwissen ist nur Vorstufe des Wortverstehens, und dieses Verstehen selbst muß über das analytisch-begriffliche hinaus zur lebendigen inneren Anschauung drängen. Da zeigt denn ein langer fortgesetzter Verkehr mit der Sprache, wie selbst die nächstliegenden, die häufigsten, anscheinend durchsichtigsten Wörter mit den anscheinend selbstverständlichsten Bedeutungen sehr viel schwieriger nach ihrem eigensten Gehalt zu erfassen sind, als man dachte.

In den Wörtern liegt schließlich doch mehr als in irgend etwas anderem die Seele der nationalen Sprachen. Sie liegt nicht bloß in den Wörtern, sondern gewiß auch in der Wortgruppierung, der Art der Wortvereinigung, der Wort- und Satzbetonung; und es ist nicht bloß oder nicht rein Seelisches, was im Bestand der Wörter sich kund tut. Es wäre der Mühe wert, zu untersuchen und auseinanderzustellen, wie viel in der äußeren Wortgestaltung, im Klanggehalt, Wortlänge und Silbenwert, wie viel in der äußeren und inneren Satzgestaltung, in Flexion und Kombination usw. sich offenbart vom Naturel der Nationen, von ihrem Temperament, vom inneren Lebenstempo, von Wucht oder Weichheit des Wesens, Elastizität oder Sprödigkeit, Assimilationsfähigkeit, logischer Anlage und Klarheit, Präzision oder Lässigkeit des Denkens, von aesthetischem Sinn, von psychologischem Feinsinn. An die wuchtige Einsilbigkeit der meisten englischen Wörter, an die Eigenart des Satzakzentes im Französischen, an die Normen der Wortstellung in diesen beiden Sprachen, an die Verbindung von Leichtigkeit und Klangfülle im Italienischen, an

Digitized by Google

die Elastizität der englischen Syntax zu erinneren, hieße nur sehr Allgemeines und Bekanntes berühren. Indessen weiter darf die Sache in diesem Augenblick nicht verfolgt werden.

Noch einmal aber: in den einzelnen Wörtern liegt doch zumeist die Eigenart der nationalen Seele. Wer will je damit fertig sein, sie ganz und rein daraus entnommen, darin empfunden zu haben? Aber wer kann sich darein ergeben, daß so viele die Sprachen zu kennen glauben, ohne zum Bewußtsein der feineren und feinsten Sinnunterschiede durchgedrungen zu sein! Dürfte ich eine Reihe französischer und englischer Alltagswörter aufführen, in deren eigentümlichem Inhalt und Ton (der Ton ist ja noch etwas Besonderes neben dem Inhalt) schon ein Stück der nationalen Seele sich andeutete? *Verve, élan, sociable* seien Beispiele aus der ersteren, *snob*, *bore*, *spleen*, *dashing*, *plucky* aus der letzteren Sprache. Aber wie sehr haben auch solche Wörter, denen anscheinend ganz entsprechende in einer anderen, der unserigen z. B. gegenüberstehen, doch eine andere Nüance, deren man sich bewußt sein muß, wenn man übersetzen, ja wenn man wirklich verstehen will!

Ich hörte einmal zwei Musiker sich über einen dritten unterhalten, den sie nach vielen einzelnen Seiten seines Könnens und seiner Begabung rühmten, und zum Schluß fügte einer mit besonderer Betonung hinzu: „und dann, er ist sehr musikalisch." Darüber, daß musikalisch sein bei einem Musiker etwas Besonderes bedeuten könne, war ich sehr erstaunt; aber genau dasselbe widerfuhr mir, als ich in einer ausführlichen Würdigung eines französischen Dichters zum Schlusse las: *et surtout, il a de l'âme!* Daß ein Dichter Seele habe, sollte ihn auszeichnen? Was muß *l'âme* im Sinne dessen bedeuten, der diese Würdigung schrieb, wie mußte es sich zu unserer einfachen „Seele" verhalten? Oder wie *poète* zu unserm „Dichter"? Und wie oft deckt sich *cœur* nicht mit unserm „Herz", auch nicht mit „Herzhaftigkeit", wie oft bedeutet es das Gegenteil von Philistertum, frisches, lebendiges, schwungvolles, unabhängiges, mutiges, vielleicht ideales Fühlen!

Aber diese beiden Wörter mögen darauf führen, daß überhaupt das ganze Gebiet des Psychologischen nach seiner internationalen Ausprägung der Analyse eine Fülle von Problemen stellt, die — glaube ich, — als solche noch nicht ernstlich und zusammenhängend angefaßt worden sind und zu deren Anfassung ich in dieser Studie womöglich eine kleine Anregung geben möchte. Nicht um die modern exakte Psychologie natürlich handelt es sich, innerhalb deren in der Tat die Begriffe fest abgegrenzt und international vereinbart sind, aber um die ältere, die freiere, die volkstümliche mit allem, was Vorgänge, Zustände, Verhältnisse und Beziehungen des seelischen Lebens bezeichnet. Da war ja freilich innerhalb derselbigen Sprache, der deutschen z. B., die Beweglichkeit und Wandelbarkeit immer groß, auch die Subjektivität der Fassung immer von Bedeutung gewesen (man studiere etwa M. Dessoir's Geschichte der deutschen Psychologie, oder man studiere die Sprache der Dichter darauf hin). Vielleicht findet man das Ganze zu verworren, um überhaupt eine recht bestimmte Klärung zu gestatten; aber in Beziehung auf Hauptwerke, Hauptautoren oder Hauptperioden läge der ernstliche Versuch doch wohl nicht fern. Hat uns doch schon, als wir als Schüler Griechisch trieben, der begriffliche Inhalt von φρένος, νοῦς, θυμός, θυμοειδές, νόημα, διάνοια,

Digitized by Google

πνεῦμα, ψυχή usw. Not genug gemacht. Selbst mit dem englischen *mind, spirit, spirits, wit, genius* usw. ist es nicht immer einfach.

Doch wichtiger freilich als solche Studien zur Fixierung des etwas Verschwimmenden bleibt es, daß bei allen die Sprache ernstlich Studierenden sich ein lebendiges und deutliches Gefühl bilde für das wirkliche Verhältnis der sich anscheinend deckenden psychologischen Termini in den sich gegen überstehenden Sprachen. Zum wirklichen Interpreten fremder Texte jedenfalls kann der Lehrer nicht werden, dem diese innere Anschauung fehlt (womit ich übrigens nicht ein neues Gebiet breiter und ermüdender Analyse und redseliger Gelehrsamkeit in die Schule zu bringen wünsche!). Eine wie bestimmte Eigenart des Inhalts liegt z. B. im Französischen vor bei *amour-propre, langueur, frémir, navrant, accablement, chance, discret, raide, âpre* um von *esprit, spirituel* und sonst Allbekanntem nicht weiter zu reden! Und wie falsch wäre die Annahme, daß sich das nächstliegende deutsche Wort decke mit *désir*, mit *vœu*, ja mit *vouloir*, mit *pensée, raison, idée, jugement, grâce, charme, courage, passion, gloire, intrigue, style, écrivian, lourd, généreux, raffiné, brusque, coulent, admirable, délicat, être touché, être heureux de faire qch, brûler de faire qch, adorer, parvenir!* Wenn es einfach stümperhaft oder sinnlos ist, das englische *actually, eventually, practically, realize, character* für die entsprechenden Fremdwörter im Deutschen zu nehmen: auch *lovely, wonderful, cordial, hearty, idea* und vieles andere entspricht ja dem parallel Deutschen nicht voll oder nicht wirklich, und Ausprägungen wie *bright, sharp* im psychologischen Sinn, *lusty, peevish, mettle, to simper* usw. (selbst *gentle* und *gentleman* gehört hierher) bestehen für sich. Das Feld ist unendlich, aber das gerade könnte doch wohl reizen!

Ist es wahr, daß eine neue Sprache erlernt haben, so viel bedeutet wie eine neue Seele zu der seinigen hinzugewonnen haben? Sicherlich nicht. Und wenn es wahr wäre, dann stünde es übel um die polyglotten Menschen, ja um die könnenden Philologen und um alle, die in Grenzländern oder unter sonstigen besonderen Verhältnissen mehr als eine Sprache reden und beherrschen. Man muß nicht mehr als eine Seele in einem Leibe haben wollen, und die Seelen müssen sich nicht durchkreuzen. Ob man den dramatischen Dichter einen Mann mit vielen Seelen nennen kann, sei dahingestellt, oder ob der Schauspieler über dem Agieren und Tragieren, über dem beständigen inneren Aus- und Ankleiden seine eigene Seele verlieren, mit ausziehen kann, ebenfalls. Für uns Nichtdramatiker und Nichtakteurs, die wir annoch die Mehrzahl bilden, ist es offenbar am wünschenswertesten, wirklich nur eine ordentliche Seele zu haben. Aber wenn sich in unserer eigenen Seele zugleich die andere recht deutlich zu spiegeln vermag, dann wird das vielmehr Gewinn bedeuten als Einbuße. Der Reichtum der inneren Bilder wird vermehrt, die Feinsinnigkeit gesteigert, die menschliche Aufgeschlossenheit erhöht.

Es ist etwas Schönes, Sprachen wirklich zu verstehen, sie immer besser verstehen zu lernen, in Wechselwirkung mit immer vollerem Verständnis menschlichen Innenlebens überhaupt. Dazu sind die Einzelwörter nicht genug, und sie sind nicht für sich das Lebendigste, aber das Tiefste liegt doch in den einzelnen Wörtern, und in diesem Sinne ist Wortkunde nichts Elementares und noch weniger ihr Erwerb etwas Mechanisches, sondern etwas sehr Geistiges. Bescheiden ausgedrückt: „auch das Wort hat seine Ehre“ (innerhalb des Sprachstudiums) und verdient Hingabe.

Digitized by Google

Entstehungsgeschichte

der

französischen Schriftsprache

für Schüler und Schülerinnen

von Oberklassen höherer Lehranstalten und von Seminaren

dargestellt von

Carl Friesland,

Oberlehrer am Realgymnasium I zu Hannover.

Vorwort.

Wenn Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" sagt, „er wüßte nicht, wie man mit Erfolg über eine Sprache reflektieren könnte, ohne daß man etwas darüber ermittelt, wie sie geschichtlich geworden ist", wird er mit der Forderung, die in diesem Satze liegt, kaum auf Widerstand stoßen. So darf auch im französischen Unterricht das historische Element nicht vernachlässigt werden. Für die höheren Knabenschulen tragen die preußischen „Lehrpläne und Lehraufgaben" von 1901 diesem Verlangen durchaus Rechnung; sie überlassen die Entscheidung über die Frage, ob der grammatische Unterricht der oberen Klassen logisch-psychologisch oder historisch vertieft werden könne, den bestimmten Verhältnissen der Schulen (S. 43). Durchführbar ist die letztgenannte Methode an sämtlichen Systemen, auch an den Oberrealschulen und den Mädchenschulen. Überall geben Lektüre, grammatische Wiederholungen und schriftliche Arbeiten zu sprachgeschichtlichen Bemerkungen genugsam Gelegenheit. Diese Kleinarbeit sollte man aber dann mit einer Zusammenfassung abschließen, die den Entwickelungsgang de Französischen in großen Zügen darlegt.

Auf umstehenden Seiten liegt ein solcher Versuch vor. Durch Fixierung im Druck glaube ich den Wünschen mancher Lernenden zu entsprechen, die den Gegenstand über die Unterrichtsstunde hinaus festhalten wollen. Unter dem Wenigen, was bisher auf diesem Gebiete veröffentlicht ist, erwähne ich als recht dankenswert Procops Bamberger Programm von 1895 „Über den Ursprung und die Entwickelung der französischen Sprache. Eine Ferienlektüre für reifere Gymnasialschüler." Hier wird nicht bloß eine Entstehungsgeschichte gegeben, sondern auch die

Digitized by Google

allmähliche Wandlung von Laut und Form eingehend berücksichtigt. Der erste Teil der Arbeit ist für mich der wichtigere, aber gerade er erscheint mir nicht eingehend und plastisch genug. So glaube ich, daß eine neue Darstellung jenes Entwickelungsganges willkommen ist.

Die Forderung, den grammatischen Unterricht durch historische Gesichtspunkte zu vertiefen, wird man mutatis mutandis auch auf die Seminare ausdehnen. Wer später das Französische lehren will, muß wenigstens die allernötigsten Kenntnisse von dem Werden der Sprache erwerben. Meine Zusammenfassung will dazu das Material geben.

Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache.

Zur Beschäftigung mit der eigenen Sprache und Literatur haben die Franzosen im Mittelalter keine Neigung empfunden. Erst Italien, das mit der Entdeckung des Altertums auch den geschichtlichen Sinn entwickelte, gibt ihnen die Anregung, über ihre Vergangenheit nachzudenken. So beginnen sie denn in der Renaissance, auch nach dem Ursprunge ihrer Sprache zu forschen. Ihre Gelehrten sind indes bei Lösung dieser Frage vielfach Irrwege gegangen. Einer ganzen Reihe von Idiomen hat man die Ehre erweisen wollen, das Französische erzeugt zu haben, so besonders dem Griechischen, dem Keltischen und dem Hebräischen. Wenn man einmal an das Lateinische dachte, waren die Beziehungen, die man zwischen den beiderseitigen Wörtern ansetzte, meist falsch. Ohne sich um den Stamm zu kümmern, verglich man nämlich Ausdrücke, die die gleiche Bedeutung hatten. So wurden frei erfundene Zwischenformen nötig, um den Übergang vom lateinischen zum französischen Wort erklären zu können. *Bru* mußte von *nurus* stammen, weil dieses ebenfalls Schwiegertochter heißt, und die Reihe lautete nun: *nurus*—**rurus*—**brurus*—**brusus* – *bru*. Aber neben solchen mißlungenen Versuchen, die geahnten Beziehungen zwischen dem Lateinischen und dem Französischen richtig zum Ausdruck zu bringen, sind doch schon früh auch Gelehrte zu nennen, welche eine bessere Einsicht in die Art und Weise des Herganges zeigen, wie Pasquier und Fauchet im 16., Ménage im 17. Jahrhundert. Indes hat erst die von Diez (1794—1876) begründete Romanische Sprachwissenschaft voll bewiesen, daß das Lateinische und das Französische nichts anderes als zeitlich auseinanderliegende Äußerungen derselben Sprache sind, deren zweite aus der ersten in ununterbrochener Entwickelung hervorgegangen ist. Man fand vor allem auch die Gesetze, nach denen sich die lautliche Veränderung vollzogen hat. Der Laie wird allerdings einwenden, daß das Idiom eines Ovid mit dem eines Vigny recht wenig zu tun habe. Aber man denke einmal daran, wie sich schon bei einem und demselben Menschen die verschiedenen Altersstufen äußerlich scheiden: erkennt man den frischen Schulbuben in dem Greise wieder,

Digitized by Google

der 70 Jahre später am Stocke einhergeht? Und dabei handelt es sich bei einer Sprache doch um Hunderte, ja um Tausende von Jahren! So wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sie nach solcher Zeit ein anderes Gewand bekommen hat. Aber wie dem Greise das Herz noch ebenso jugendlich schlagen kann, wie einst dem Knaben, so ist der Organismus des Französischen im wesentlichen der gleiche wie im Lateinischen geblieben.

Man muß sich von vornherein von dem Irrtum freimachen, als ob es sich hier um dasjenige Latein handelte, das auf unseren Schulen gelehrt wird. In Rom gab es bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. eine Sprache. Dann trat aber mit dem Entstehen der römischen Literatur eine Differenzierung ein; hinfort unterschied man die Sprache der Gebildeten, das Schriftlatein, von der Ausdrucksweise des gemeinen Mannes, dem Volks- oder Vulgärlatein. Der Abstand zwischen beiden Idiomen wurde mit der Zeit größer und größer. Da nun diejenigen, denen die Romanisierung der römischen Provinzen zufiel, also vor allem die Soldaten, Veteranen und Händler, den ungebildeten Bevölkerungsschichten angehörten, war es die Volkssprache, die in die eroberten Länder eindrang, nicht ihre vornehmere Schwester. Fassen wir kurz die Hauptpunkte zusammen, in denen das Vulgärlatein seine eigenen Wege ging. Zunächst fällt die vielfach veränderte Betonung auf. Das klassisch-lateinische *íntegrum* akzentuierte man beispielsweise auf der zweiten Silbe, sagte *fúerunt* statt *fuérunt* oder betonte *filiólus* statt *filíolus*. Erst nach solcher Verschiebung des Akzents konnten *entier* (ganz), *furent* (waren) und *filleul* (Patenkind) entstehen. Bei den Vokalen kamen Länge und Kürze immer weniger in Betracht; statt dessen wurde auf ihren Klang das Hauptgewicht gelegt: die betonten langen Vokale nahmen eine geschlossene, die kurzen eine offene Aussprache an. Dazu traten Übergänge von einem Vokale zum anderen: *mittere* werde zu *mettere*, daher französisch *mettre* (stellen), *summa* zu *somma*, deshalb *somme* (Summe); auch ausgestoßen wurden Vokale: *laridus—lardus—lard* (Speck). Von den Konsonanten verschwand h: *prehendere—prendere—prendre* (nehmen); auslautendes m hinter unbetontem Vokal verschwand sehr früh: *patrem—patre—père* (Vater); auch n vor s fiel aus: *pensare—pesare—peser* (wägen); eingeschoben wurde dagegen ein e vor anlautendem s mit nachfolgendem Konsonant: *spatha—espata—épée* (Degen). Auf dem Gebiete der Formenlehre und Syntax wurden die sechs Kasus des Schriftlateins auf den Nominativ und den Akkusativ beschränkt an Stelle des Genetivs und des Dativs traten umschreibende Formen. Die fünf Deklinationen wurden auf drei herabgemindert. Die Neutra schlossen sich in der Regel den Masculina an. Die Komparation der Adjektiva geschah durch Umschreibung mit *plus* oder *magis*. Bei den Pronomina unterschied man zwischen stark betonten, wenn sie allein standen, und schwach betonten, wenn sie von einem Substantiv oder Verbum begleitet wurden; daher stammen die Doppelformen *me—moi*, *mon—le mien*. Erwähnenswert ist besonders die Verstärkung des Demonstrativpronomens durch *ecce;* so entstanden *ecce + ille* (daher *celui, celle, ceux, celles*) und *ecce + iste* (daher *cet, ce, cette, ces*). Das nicht zusammengesetzte *ille* wurde erstens als Personalpronomen der 3. Person verwandt (daher *le, la, lui, leur, les*), zweitens aber auch als Artikel (*le, la, les*). Beim Verbum zeigte sich wie beim Substantiv das Bestreben, die Flexion durch Um-

Digitized by Google

schreibung zu ersetzen, so beim Passiv, wo *esse* (sein) verwandt wurde: *laudatus sum* für *laudor* (ich werde gelobt). Die Deponentia traten zu den aktiven Verben über: *sequi—sequere—suivre* (folgen). Von den Tempora und Modi ging manches verloren. So kam an die Stelle des absterbenden Konjunktivs des Imperfekts derselbe Modus des Plusquamperfekts: *amavissem* (für *amarem*) ergab *que j'aimasse.* Das Futurum wurde meist durch *habēre* (haben) mit dem Infinitiv umschrieben; so wurde aus *amare* + *habeo* das französische *aimerai.* Den Imperativ verdrängte vielfach der Konjunktiv, was Formen wie *soyons* (laßt uns sein) oder *ayez* (habet) beweisen. Der Gebrauch des Akkusativs mit dem Infinitiv erfuhr eine starke Einschränkung durch Nebensätze. In der Wortbildung wurden die Diminutiva (Verkleinerungsformen) sehr beliebt: statt des einfachen *avis* zog man *avicellus* vor, daher *oiseau* (Vogel). Ebenso verbreitet war der Gebrauch der Suffixe (Nachsilben): für *minae* sagte man *minacia* (*menace* Drohung); wo ein tonloses Suffix stand, wurde es durch eine betonte Nachsilbe ersetzt: für *ánnulus* hieß es z. B. *annéllus* (*anneau* Ring). Neue Tätigkeitswörter wurden mit Hilfe des Participium Perfecti Passivi gebildet und verdrängten das Grundverbum: *ausare* (*oser* wagen) von *ausum* (statt *audére*) oder *captiare* (*chasser* jagen) von *captum* (statt *capĕre*). Bei den zusammengesetzten Verben trat kein Umlaut ein: statt des klassischen, von *mandare* abgeleiteten *commendare* sagte man *commandare* (*commander* befehlen). Die Präpositionen wurden durch Adverbien vielfach bei Seite geschoben, wie *in* durch *intus*; zu letzteren gesellten sich aber öfters Präpositionen als Verstärkung; so entstanden Bildungen wie *de intus (dans)* oder *ab ante (avant).* Am schärfsten ist der Gegensatz zwischen den beiden lateinischen Idiomen inbezug auf den Wortschatz. Die Sprache der Gebildeten vermied den derben Ausdruck, eine Scheu, von der die ältere Literatur allerdings noch nichts weiß. Der gemeine Mann dagegen gefiel sich in verächtlichen Bezeichnungen mit humoristischer Färbung; er nannte seinen Kopf *(caput)* eine Topfscherbe *(testa,* daher *tête)* oder sein Pferd *(equus)* einen Klepper *(caballus,* daher *cheval).* Allmählich schwand nun der Nebensinn, der dem Ausdruck innegewohnt hatte. Dadurch stieg dieser im Werte und verdrängte das ursprüngliche Wort, also *caput* und *equus.*

So sah etwa die Sprache aus, die man den neugewonnenen Untertanen des Imperium Romanum zutrug. Im Munde der mit den Römern vermischten einheimischen Bevölkerung erhielt nun das Volkslatein in jeder Provinz eine besondere Prägung, und dieser Differenzierung verdanken die Sprachen ihr Dasein, die man als die Romanischen zu bezeichnen pflegt; es sind — nach der Zeit des Entstehens geordnet — das Sardische, Spanische, Portugiesische, Provenzalische, Französische, Rätoromanische, Rumänische und Italienische. Indem wir uns hier auf zwei dieser acht Sprachen, auf das Französische und daneben auf das Provenzalische beschränken, fragen wir zunächst, wie sich denn jene Romanisierung in Gallien vollzogen hat. Von den verschiedenen Zweigen der indoeuropäischen Völkerfamilie waren die Kelten oder Gallier am weitesten nach dem Westen Europas vorgedrungen und hatten außer den britischen Inseln und der Pyrenäenhalbinsel auch Gallien unterworfen. Auf den Eroberungszügen, die sie von dort nach Italien unternahmen, stießen sie auf die Römer, denen sie viel zu schaffen machten. Schließ-

Digitized by Google

lich sahen sich aber die oberitalischen Kelten auf die Defensive beschränkt und waren etwa um 200 v. Chr. endgültig unterworfen. Schon bald bot sich den Römern eine Gelegenheit, in die transalpinischen Wohnsitze ihrer Gegner, in das eigentliche Gallien, einzudringen: 154 wurden sie von der griechischen Kolonie Massilia (Marseille) um Hülfe gegen die umwohnenden ligurischen Salluvier angegangen. In das Jahr 122 fällt die Gründung von Aquae Sextiae (Aix), und kurz darauf entstand die Kolonie Narbo Martius (Narbonne), nach der die neue Erwerbung den Namen Gallia Narbonensis bekam. Die Angliederung dieses auch wohl einfach Provincia (Provence) genannten südöstlichen Landstrichs ist bei seiner nicht reinkeltischen Bevölkerung und infolge starken Zuzugs römischer Elemente rasch vor sich gegangen. Daß die Provinz vor allem in finanzieller Beziehung sehr bald in den Händen der Sieger war, sehen wir aus Ciceros Rede für Fontejus, wo es gleich zu Anfang (I, 1) heißt: „Gallien wimmelt von Kaufleuten und ist voll römischer Bürger. Kein Gallier macht ohne einen solchen ein Geschäft. Jeder Pfennig, der in Gallien ausgegeben wird, steht in den Geschäftsbüchern römischer Bürger.“ Wie Strabo und Plinius bezeugen, war die Gallia Narbonensis schon bald nach Christi Geburt in Sitte und Sprache völlig romanisiert und bildete naturgemäß einen vortrefflichen Ausgangspunkt für weiteres Vordringen. Im freien Keltenlande saßen damals drei große Volksgruppen: nördlich der Seine die Belgier, südlich davon bis zur Garonne die Gallier im engeren Sinne, und weiter südlich bis zu den Pyrenäen die Aquitanier. Da der letzte der drei Stämme eine gemischte Bevölkerung aufwies, ferner auf der spanischen wie auf der narbonensischen Seite den unmittelbaren Einfluß der fremden Kultur erfuhr und auch zur See einen lebhaften Handelsverkehr unterhielt, war er den Römern gegenüber wenig widerstandsfähig: 56 v. Chr. von Crassus besiegt, wurden die Aquitanier 27 durch Messalla eine völlige Beute des Eroberers. In das Gebiet der reinkeltischen Stämme, also der Belgier und Gallier, waren römische Kaufleute von der Provincia aus ebenfalls schon gedrungen. Aber viel vermochten solche Kulturpioniere nicht auszurichten; dazu bedurfte es eines ganz anderen Aufgebots von Kräften. Dem genialen C. Julius Caesar gelang es in nur sieben Kriegsjahren (58—51 v. Chr.), die Grundlage für die Angliederung des Landes an Rom zu legen. Auf seiner welthistorischen Tat baut sich alles das auf, was im Interesse der antiken Kultur während der nächsten Jahrhunderte in Gallien geschehen ist. Diesen Prozeß hat die Eigenart der Bewohner im Bunde mit den Maßregeln der Eroberer außerordentlich befördert. Der Charakter der unterworfenen Nation, wie er uns besonders von Caesar, Strabo und Dio Cassius geschildert wird, zeigt große Ähnlichkeit mit dem der heutigen Franzosen. Ihre Unfähigkeit, sich zusammenzuschließen und sich unterzuordnen, gab dem Lande jene zerrissenen Verhältnisse, die schon Cäsars Werk erleichtert hatten. Infolge ihrer Weichlichkeit den zähen Römern gegenüber von vornherein im Nachteil, kamen sie, neuerungssüchtig wie sie waren, der fremden, überlegenen Kultur bereitwilligst entgegen. Was ihnen speziell die Sprache der Eroberer annehmbar erscheinen ließ, wird noch erörtert werden. Der Übergang in die neuen Verhältnisse wurde ihnen noch durch die kluge, versöhnliche Politik der Kaiser erleichtert, die sich die Vornehmen durch Anstellung im Staatsdienst, das Volk durch Verleihung

Digitized by Google

des Bürgerrechts gewannen. Was bedurfte es auch des Zwanges und der Bedrückung, wenn man höchst wirksame Mittel zum friedlichen Vordringen an der Hand hatte? Der Einfluß der Germanen wurde durch die rheinischen Legionen abgedämmt, und die Einwanderung von Römern in jeder Beziehung, z. B. durch Ansiedelung von Veteranen und durch Deportation, befördert. Nicht weniger wichtig waren der Militärdienst der jungen Gallier, die Alleinherrschaft des Lateinischen als Amts- und später als Kirchensprache und die Errichtung von Hochschulen zur Pflege römischer Wissenschaft. Die Gründe, weshalb das fremde Idiom sicheren, wenn auch langsamen Schrittes von Süden nach Norden vordrang, liegen also klar. Aber über die Art des Hergangs, über die Frage, auf welche Weise denn das Keltische allmählich durch das Lateinische ersetzt wurde, sind wir trotz gewisser Indizien und Nachrichten nur ungenügend unterrichtet. Daß die in Gallien gefundenen Inschriften fast ausschließlich lateinisch gehalten sind, bedeutet noch nicht, daß man dort auch so gesprochen hätte. Auch die überwiegend vorkommenden lateinischen Orts- und Personennamen sind dafür nicht beweiskräftig. Und was schließlich die Zeugnisse römischer Schriftsteller betrifft, die man für das Vordringen des fremden Idioms mit Recht anführt, so handelt es sich dabei eigentlich immer nur um die gebildeten Stände. Besonders aus den Werken des Rhetors Ausonius, der um 300 n. Chr. in Burdigala (Bordeaux) geboren wurde, erfahren wir allerlei über die dicht gesäten römischen Bildungsstätten des Landes und die daran wirkenden Lehrer. Durocortorum (Reims) wird im 2. Jahrhundert von dem Rhetor Fronto mit Athen verglichen. Aber bereits aus der Zeit der ersten Kaiser liegen Zeugnisse für die Fortschritte römischer Sprache und Kultur vor. „In Augustodunum (Autun), der Hauptstadt der Aeduer, lag nach Tacitus, Annales III, 43, die vornehme Jugend schon zur Zeit des Tiberius den liberalia studia ob. In Lugdunum (Lyon) veranstaltete Caligula Wettkämpfe in der lateinischen und griechischen Beredsamkeit, nach Sueton, Caligula 20." (Gröber, Grundriß der Romanischen Philologie I [1], 295). Trotz dieser Nachrichten sind wir also für das Problem, wie das Lateinische sich die Hauptmasse der Einwohner, das eigentliche Volk und die Frauen, erobert hat, ganz auf Wahrscheinlichkeitsgründe angewiesen, wie deren einige oben angeführt sind. Die langsame, emsige Arbeit von Jahrhunderten hat schließlich dem eindringenden Idiom zur Alleinherrschaft verholfen.

So befand sich denn die Muttersprache der Einwohner, das Keltische, etwa seit dem Beginn unserer Zeitrechnung in unaufhaltsamem Rückgange. Wenn gesagt ist, daß sich im großen und ganzen nur Vermutungen darüber anstellen lassen, welche Umstände denn die Gallier zur Annahme des Lateinischen bewogen haben, soll die Zahl dieser wahrscheinlichen Beweggründe noch um einen vermehrt werden, dessen Erörterung ich schon in Aussicht stellte: das ist die nicht geringe Ähnlichkeit zwischen dem heimischen und dem eindringenden Idiom. Da beide den indogermanischen Sprachen angehören, kann solche Verwandtschaft nicht weiter wundernehmen. Unsere Kenntnis des Gallischen, das mit dem Britannischen und dem Gälischen zusammen die keltische Sprachgruppe bildet, ist leider nur dürftig; sie stützt sich im wesentlichen auf Namen, Zitate bei klassischen Autoren, Münzen und Inschriften. Aber

Digitized by Google

soviel läßt sich doch sagen, daß das Gallische dem Lateinischen nicht nur in der Lautlehre durchaus entsprach, sondern auch in der Formenbildung und auf dem Gebiete des Wortschatzes viele Ähnlichkeiten zeigte. So brauchte man sich nicht in eine neue Denkform hineinzuleben und war darum leichter geneigt, das fremde Sprachgut gegen das eigene einzutauschen. Das allmähliche Absterben des Gallischen läßt sich durch Schriftstellerzitate nur mangelhaft kontrollieren. Die wichtigsten Stellen sind eine Bemerkung des Ulpian aus dem 3. und eine Angabe des hl. Hieronymus aus dem 4. Jahrhundert. Ersterer sagt in den Digesten, daß Testamente auch in gallischer Sprache abgefaßt sein dürfen, und von Hieronymus erfahren wir, die kleinasiatischen Galater hätten ähnlich gesprochen wie die gallischen Trevirer. Also ist das Keltische noch um 400 n. Chr. allgemein im Gebrauch gewesen. Aber von da ab muß ihm langsam der Atem ausgegangen sein. Zu zäh waren die Angriffe der eindringenden Sprache; trotz des Zusammenbruches des römischen Reiches dauerten sie nicht nur fort, sondern hatten sich obendrein noch in immer steigendem Maße der Hilfe der Kirche zu erfreuen. So überrascht es denn nicht, wenn der im 6. Jahrhundert lebende Historiker Gregor von Tours das Keltische in der Auvergne nur hier und da vorfand. Aus den Kulturzentren verbannt, hat es eine Zeitlang sein Leben auf dem platten Lande gefristet, kann aber um 700 in ganz Gallien als ausgestorben gelten. Das Weiterleben des Keltischen in der Bretagne erklärt sich durch Zuwanderung von Flüchtlingen aus dem durch die Angelsachsen eroberten England. — Die Beantwortung der Frage, welche Spuren das Gallische in der entstehenden Landessprache, dem Gallolatein, hinterlassen hat, wird durch den bereits erwähnten Umstand, daß wir vom Altkeltischen nur wenig kennen, naturgemäß erschwert. Begonnen hat solcher Einfluß an dem Tage, wo man das Lateinische in Gebrauch nahm. Schon in der Entwicklung, die seine Laute auf gallischem Boden genommen haben, zeigt sich wieder die Tatsache, daß jedes Volk eine fremde Sprache nach seiner Weise artikuliert und wandelt. So pflegt man auf diesem Gebiete das Gesetz, daß langes u zu ü wird, keltischem Einfluß zuzuschreiben, da es sich auf das galloromanische Gebiet beschränkt (lat. *plus* — fr. *plus*, aber ital. *piu*). Aus demselben Grunde wird auch die Neigung des Französischen, die Vokale zu nasalieren, als von den Kelten übernommen angesehen. Innerhalb der Formenlehre erwähne ich die merkwürdige, im Altfranzösischen sehr beliebte Art, nach Zwanzigern zu zählen. Noch im 17. Jahrhundert sagte man *trois-vingts* (3×20) für *soixante*, *six-vingts* (6×20) für *cent vingt;* auch das Pariser Hospital der Quinze-Vingts, eine Anstalt für 300 Blinde, ist hier zu nennen. Heute beschränkt sich — in der Schriftsprache wenigstens — der Gebrauch dieses gallischen Erbteils auf *quatre-vingt.* Auf dem Gebiet der Syntax ist die Frage keltischen Einflusses noch vielfach umstritten, aber bezüglich des Wortschatzes sind wir besser unterrichtet. Von einer Reihe gallolateinischer Ausdrücke wird uns durch römische Schriftsteller bezeugt, daß sie keltischer Herkunft sind, so z. B. von *beccus* (Schnabel) — *bec*, *leuga* (Meile) — *lieue*, *braca* (Hose) — *braie*, *cervisia* (Bier) — *cervoise;* ferner stammen sicher aus dem Keltischen: *vassal* (Vasall), *petit* (klein), *chemin* (Weg), *jambe* (Bein), *pièce* (Stück), *maint* (manch). Neben die Gattungsnamen, deren Zahl nicht groß ist, treten nun noch eine ganze Reihe von Nomina

Digitized by Google

propria. So gehen viele Namen französischer Städte und Landschaften auf gallische Stammesbezeichnungen zurück; aus dem Gebiet der Belgier erwähne ich: Bellovaci — Beauvais, Ambiani — Amiens, Atrebates — Arras, Remi — Reims; aus der eigentlichen Gallia: Namnetes — Nantes, Eburovices — Evreux, Parisii — Paris, Tricasses — Troyes; aus Aquitanien: Petrocorii — Périgueux, Lemovices — Limoges, Limousin, Pictavi — Poitou. Besonders fruchtbar ist das gallische Suffix — *acus* gewesen, das sich etwa mit „zugehörig" wiedergeben läßt; so ist Sabiniacum (Savigny) „der dem Sabinius gehörende Hof." Eine riesige Menge von Ortsnamen auf — *ac*, — *ai*, — *ay*, — *ey*, — *é*, — *y* u. a. verdankt jener Nachsilbe ihr Vorhandensein, wie Polignac (Pauliniacum), Cambrai (Cameracum), Epernay (Sparnacum), Maney (Maniacum), Floré (Floriacum), Antony (Antoniacum).

Der in solcher Weise siegreich zu Ende geführte Angriff einer fremden Kultur ist nicht der erste gewesen, den Gallien zu bestehen gehabt hat. Um 600 v. Chr. hatten Flüchtlinge aus der kleinasiatischen Griechenstadt Phocaea nahe der Rhonemündung die Kolonie Massilia, das heutige Marseille, gegründet. Da der rasch aufblühende Ort die Küste seinerseits wieder mit einer Reihe von Pflanzstädten besiedelte, entstand hier im Süden Galliens ein wichtiger Kulturherd, von dem aus griechische Sitte, Kunst und Wissenschaft weite Verbreitung fanden. Dem setzte die Eroberung der Gallia Narbonensis, zu der ja die phocäische Kolonie den Anstoß gab, freilich mit der Zeit ein Ziel; aber das Griechentum hielt sich doch noch geraume Zeit, vor allem in Massilia selbst, das durch Cäsar seine politische Freiheit zwar verlor, aber noch in der späteren Kaiserzeit als Sitz wissenschaftlicher Studien von Bedeutung war. Auch das Christentum trug in der Provincia sehr lange ein mehr griechisches als römisches Gepräge. Erwähnt sei ferner, daß die Gallier sich der griechischen Buchstaben bedienten. Cäsar fand derartig abgefaßte Schriftstücke im Lager der Helvetier (De Bello Gallico I, 29) und hebt an einer späteren Stelle seiner Kriegsmemoiren (VI, 14) noch einmal hervor, daß das griechische Alphabet im öffentlichen wie im privaten Leben Galliens Verwendung fand. Inschriften haben seine Angaben für den südlichen Teil des Landes bestätigt. Trotz alledem läßt sich aber der Einfluß, den die hellenische Sprache auf das Keltentum ausgeübt hat, auch nicht annähernd mit dem der römischen vergleichen. Einmal beschränkt er sich auf den Wortschatz, und zweitens sind die Ausdrücke, die das Französische dem Griechischen verdankt, zumeist nicht direkt zugetragen, sondern durch das Medium des Lateinischen gegangen; zu unmittelbarer Durchdringung der gallischen Kultur nicht stark genug, benutzte das Griechentum als Träger seiner Ideen die römischen Pioniere. Und die waren dazu durchaus bereit. Seit mehreren Jahrhunderten hatte Rom, in Kultur und Schrifttum immer mehr hellenisiert, sein Vokabular aus dem Wortschatz des ihm geistig überlegenen Griechenvolkes bereichert. Nach Entstehung des neuen Glaubens handelte es sich in dieser Beziehung besonders um Ausdrücke aus dem kirchlichen Gebiete. Bei dem Durchgange durch das Lateinische haben die ins Französische eingedrungenen griechischen Wörter meist ihre Gestalt und ihre Betonung verändert, andere wiederum sind mehr im Munde der Gebildeten gewesen und daher ziemlich unangetastet geblieben. Ich nenne unter Hinzufügung des lateinischen Mediums von kirchlichen Ausdrücken: *aumône* (Almosen,

Digitized by Google

alimosyna), église (Kirche, *ecclesia), paroisse* (Kirchspiel, *paroecia), prêtre* (Priester, *presbyter), évêque* (Bischof, *episcopus), cimetière* (Kirchhof, *koimeterium), apôtre* (Apostel, *apostolus), ange* (Engel, *angelus);* außerdem seien aus anderen Wortkategorien noch erwähnt: *trésor* (Schatz, *thesaurus), bain* (Bad, *balneum), parole* (Wort, *parabola), beurre* (Butter, *butyrum), encre* (Tinte, *encaustum), grotte* (Höhle, *crypta).* So hat denn das griechische Kulturzentrum der Provincia, weit entfernt, mit der lateinischen Sprache in Wettbewerb zu treten, die Grundschicht und damit den Einfluß des römischen Idioms bedeutend verstärkt.

Der Verschmelzungsprozeß, in dem sich keltische und römische Kultur befanden, war noch nicht beendet, als die gewaltige Menschenwelle, vor der das Imperium Romanum zusammenbrach, die Völkerwanderung, sich auch in Gallien kräftig fühlbar machte. In hellen Haufen fluteten seit dem 5. Jahrhundert germanische Stämme ins Land hinein. Im Süden ließen sich die Westgoten und Burgunden, im Norden die Franken nieder. Von den Alamanen, die sich an der Ostgrenze festsetzten, kann hier abgesehen werden. Die nach 400 von Italien eindringenden Westgoten begründeten ihre Herrschaft zwischen Garonne und Loire, wurden aber nach glänzender Machtentfaltung 507 vom Frankenkönig Chlodwig besiegt und nach Süden gedrängt. Die Burgunden kamen gegen 440 vom Mittelrhein und siedelten sich im südöstlichen Gallien an; von dort dehnten sie ihr Reich allmählich aus, bis auch sie dem Merowinger zinspflichtig und seinen Nachfolgern 534 untertan wurden. Ganz anderen Bestand als diese beiden Reiche hat die Herrschaft der salischen Franken gehabt. Ursprünglich auf dem rechten Ufer des Rheins wohnend, überschritten sie um 300 den Unterlauf des Flusses und drangen von da stetig nach Süden vor. Aber der eigentliche Gründer und Mehrer des fränkischen Reiches war doch erst der gewaltige Chlodwig (481—511). In dem flandrischen Tournay residierend, besiegte er 486 den Syagrius, der als unabhängiger Fürst den Rest römischen Besitzes in Gallien, das Gebiet zwischen Somme und Loire, beherrschte; dann zertrümmerte er die germanischen Reiche der Alamannen, Westgoten und Burgunden und beseitigte gewaltsam die Gaufürsten der salischen, ripuarischen und Ostfranken. So zimmerte er jenen mächtigen Staat zusammen, der sich, wenn man vom Süden absieht, über die Grenzen des heutigen Frankreich hinaus erstreckte. Den Bestand seiner Herrschaft gedachte er dadurch zu sichern, daß er zum orthodoxen Christentum übertrat, ein Schritt, der ihm den arianischen Germanen gegenüber wirklich bedeutende Vorteile verschaffte: das Anwachsen der Kirche beförderte notwendig auch die Machtfülle des Frankenreiches. So hatte bald nach 500 das Germanentum auf der ganzen Linie gesiegt. Aber diese Vorherrschaft betraf nur das politische Gebiet; in kultureller Beziehung waren die Fremden als unterlegen anzusehen. An Kopfzahl schwächer, ohne einheitliche Sprache, waren die Eroberer der antiken Bildung, wie sie ihnen in den Galliern entgegentrat, nicht gewachsen. Die kaum eben erst ansässigen Burgunden und Westgoten waren schon romanisiert, als sie den Franken als Beute anheimfielen. Diesen ist es trotz ihrer größeren Zähigkeit schließlich ebenso gegangen. Indem sie sich der römischen Kultur und dem Christentum beugten, traten sie ganz von selbst der Sprache näher, deren sich jene beiden

Digitized by Google

Mächte bedienten. Das Gallolateinische hat auch die Franken ihrer Muttersprache untreu gemacht. Wenn bei ihnen dieser Vorgang trotz der germanischen Assimilationsfähigkeit nur ganz allmählich erfolgte, so war das der fränkischen Heeresorganisation und dem fortwährenden Zuzug rechtsrheinischer Germanen zu verdanken. Auf diese Weise blieb das sprachliche Band noch verhältnismäßig lange bestehen, aber um 900 war das fränkische Idiom auf gallischem Boden doch erloschen. In demselben Augenblick war aber von der Seeseite her die Ansiedlung neuer germanischer Heerhaufen erfolgt, der aus Jütland stammenden Normannen. 100 Jahre waren sie der Schrecken Westeuropas gewesen, aber auch sie verfielen, ansässig geworden, schließlich dem Schicksal völliger Romanisierung. Auf dem Festlande ist ihr Idiom, das Dänische, noch im 12. Jahrhundert lebendig gewesen, aber bei der Eroberung Englands im Jahre 1066 nahmen sie schon nicht mehr ihre Muttersprache in die neue Heimat hinüber, sondern verschafften einem französischen Dialekt, dem sogenannten Anglonormannischen, Geltung. — Aus dem Gesagten geht hervor, daß von einem fördernden Einfluß der Germanen auf den inneren Organismus des Gallolateins nicht die Rede sein kann. Eine Umwälzung haben sie auf sprachlichem Gebiete ebensowenig wie auf innerpolitischem herbeigeführt. Aber wie ihr plötzliches Kommen sich gleich einem eisigen Hauch auf die Blüten römischer Kultur legte, die Gallien in Sitte, Wissenschaft und Kunst hervorbrachte, so sprengte es in der Sprache des Landes die letzten Fesseln korrekten Ausdrucks und wies dem Gallolatein die Wege weiterer, äußerster Entartung. Neben dieser rein negativen Tätigkeit haben die Germanen aber auf einem Gebiete eine glänzende positive Leistung zu verzeichnen, nämlich auf dem des Wortschatzes. Doch gehen wir zuerst die anderen Bezirke der Sprache durch. Was die Lautlehre betrifft, so hatten die germanischen Dialekte zur Zeit der Völkerwanderung etwa denselben Lautstand wie das Lateinische, so daß die Angliederung sich mühelos vollzog. Zu erwähnen wäre die Erzeugung des sogenannten h aspirée in Worten wie *haie* (Hecke), *hache* (Axt), eines Lautes, der sich auch auf *haut* (hoch) und *hurler* (heulen) übertrug, obgleich die vom lateinischen *altus* bezw. *ululare* stammenden Wörter darauf keinen Anspruch hatten. Ähnlich beeinflußten germanische Wörter mit anlautendem w die entsprechenden lateinischen, deren v sie zu gu und g wandelten, als wäre es germanischen Ursprungs. *Vastare* (verwüsten, frz. *gâter*) und *vespa* (Wespe, frz. *guêpe*), bei denen das lateinische v hätte erhalten bleiben müssen, werden nach dem Muster von germ. *waidhanjan* (gewinnen) — *gagner* umgebildet. Während die Formenlehre von Beeinflussungen fast frei blieb, liegen in der Syntax mancherlei Berührungen zwischen germanischem und französischem Sprachgebrauch vor; aber diesen von jenem deshalb herzuleiten, ist sehr mißlich, weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß beide Idiome unabhängig von einander auf dieselbe Art des Ausdrucks verfallen sind. Auf festerem Boden steht man in der Frage germanischen Einflusses auf die Wortbildung. Hier sei beispielsweise auf drei Suffixe hingewiesen, die eine große Menge von Eigen- und Gattungsnamen hervorgebracht haben: 1. germ.*-hart* (fest, vgl. Hartwig, Gerhard) — frz.*-ard*: *Bayard, Bernard; fuyard* (Flüchtling), *vieillard* (Greis). 2. germ.*-walt* (waltend, vgl. Waldemar, Walther) — frz.*-aud,-aut*: *Michaud*, *Renaud*; *héraut* (Herold), *crapaud* (Kröte).

Digitized by Google

3. germ.-*inc* (abstammend von) — frz.-*ain*,-*an*,-*and*. fem.-*ange*: *Lorrain* (Lothringer), *brelan* (Glücksspiel), *Flamand* (Vläme), *vidange* (Abfuhr). Die eigentliche Einflußsphäre der Germanen ist nun aber, wie gesagt, der Wortschatz. Bei unserer geringen Kenntnis ihrer damaligen Dialekte ist es schwer, die einzelnen Wörter diesem oder jenem Stamme zuzurechnen oder den Zeitpunkt ihres Eindringens festzustellen; meist wird es sich indessen um fränkisches Sprachgut handeln. Dieser Wortschatz erstreckt sich eigentlich über alle Gebiete des Lebens. Der kriegerische Geist der Franken, der Wagemut der seefahrenden Normannen und die Einrichtungen germanischen Staats- und Rechtslebens spiegeln sich besonders in ihm wieder. In die Sphäre des Krieges und der Jagd gehören, um ganz weniges und auch nur Substantiva zu nennen: *guerre* (Krieg), *champion* (Kämpfer), *blesser* (verwunden), *butin* (Beute), *éperon* (Sporn), *bannière* (Banner), *leurre* (Lockvogel), *épervier* (Sperber), *braque* (Hühnerhund); aus dem Gebiet der Schiffahrt stammen: *bateau* (Schiff), *cingler* (segeln), *hune* (Mastkorb), *mât* (Mast), *matelot* (Matrose), *écume* (Schaum); von staatlichen Einrichtungen tragen eine germanische Bezeichnung: *ban* (Heeresaufgebot), *chambellan* (Kammerherr), *sénéchal* (Haushofmeister), *maréchal* (Marschall), *échanson* (Mundschenk), *échevin* (Schöffe), *fief* (Lehen), *gage* (Pfand), *saisir* (mit Beschlag belegen). Daß das Germanische auch an den französischen Personennamen stark beteiligt ist, zeugt besonders von seiner Bedeutung für die gallischen Verhältnisse; außer den schon genannten Namen auf *-ard* und *-aud* erinnere ich an *Guy*, *Charles*, *Louis*, *Gautier*. Selbst wenn vorstehendes Verzeichnis verzehnfacht würde, gäbe es immer noch ein ungenügendes Bild von dem gewaltigen Strome, der durch den jahrhundertelangen Aufenthalt der germanischen Stämme die Landessprache durchtränkt hat; den Wortschatz aus keltischer und griechischer Quelle läßt er an Umfang weit, weit hinter sich. Das Mittelalter hat ihn nicht unwesentlich abgedämmt, aber auch so nimmt er noch den vierten Teil des französischen Wortbestandes ein. Der neugewonnene Schatz gab dem Gallolateinischen die Möglichkeit vielseitigen Ausdruckes und treffender Nuancierung, wie ihn *choisir* (wählen) neben *élire*, *vague* (Woge) neben *onde*, *bourg* (Marktflecken) neben *ville* gewährt. Dank ihrer kulturellen Überlegenheit gelang es der Landessprache, des eindringenden Zuwachses Herr zu werden und ihn sich völlig zu assimilieren; er hatte von da ab ganz das Schicksal der lateinisch-keltischen Grundschicht, mit der er sehr bald eine einheitliche Masse bildete. Diese völlige Durchdringung mit germanischen Elementen gab dem Französischen von vornherein eine besondere Physiognomie gegenüber allen anderen Romanischen Sprachen, die weit weniger mit jenen Eindringlingen zu tun bekamen. Ich muß auf diesen Differenzierungsgrund noch zurückkommen. So brachten, können wir zusammenfassend sagen, die Germanen über die antike Kultur zwar Verwirrung und Stillstand, führten ihr dafür aber auch neue Kraft und frisches Blut zu. Solches Nehmen und Geben kettete sie und die Romanen immer mehr aneinander, und die Zeit von 500—900, die nur den Verfall der gallischen Zivilisation zu bedeuten scheint, dient in Wahrheit dazu, aus Siegern und Besiegten, aus Barbaren und Kulturvolk eine Nation zusammenzuschweißen.

Die neue Volkseinheit hatte das sprachliche Werkzeug, dessen sie bedurfte, nicht zu schmieden vergessen. Durch die germanische Jnvasion

Digitized by Google

war an dem Kern des Gallolateinischen zwar nicht gerüttelt, sein Kleid wurde dafür aber in manchen Punkten stark verändert. Dieser Einfluß mußte immer fühlbarer werden, nachdem durch den Zusammenbruch des römischen Reiches das lateinische Element der Landessprache seinen natürlichen Stützpunkt, Italien, verloren. So nimmt es nicht wunder, wenn das Gallolateinische im Munde der Bewohner allmählich eine Gestalt bekam, die sich von der ursprünglichen Basis wesentlich unterschied. Anfänglich mochte man noch in dem Glauben leben, wirklich römisch zu sprechen, aber bald mußte solcher Wahn aufhören, umso mehr, als man ja an dem Latein, das Verwaltung und Kirche dauernd gebrauchten, eine Kontrolle besaß. So fühlte man den Gegensatz zur lateinischen Staatssprache schließlich heraus, verstand sie auch von Jahr zu Jahr weniger, aber erst der Augenblick, wo man das eigene Idiom als etwas Fertiges, Selbständiges, Gleichberechtigtes empfand, gebar das Produkt der neuen Kultur, die gallische Volkssprache. Als die Zeit des Abschlusses ihrer Mauserung aus dem Gallolateinischen läßt sich das siebente Jahrhundert ansetzen. Zwei Indizien bezeugen uns, daß es sich wirklich um ein neues Gebilde handelte, das nun neben die germanische Herrensprache und das amtliche Latein trat. Einmal gab man der Volkssprache einen Namen — Lingua romana —, und zweitens sehen wir die Behörden genötigt, mit ihr zu rechnen. Solche Berücksichtigung des neuen Zustandes erfolgte besonders von seiten der Kirche. Was half alles Predigen in mehr oder weniger klassischem Latein, wenn die Gemeinde es nicht verstand? So war man denn zu Zugeständnissen gezwungen. Als 659 der hl. Mummolinus Nachfolger des hl. Eligius als Bischof von Noyon wurde, hatte er, wie es in den Acta Sanctorum heißt, seine Wahl besonders dem Umstande zu verdanken, daß er germanisch und romanisch sprach (*quia praevalebat non tantum in teutonica, sed etiam in romana lingua*). Ähnliches wird im 8. Jahrhundert über den Abt Ursmar von Lobbes und den hl. Adalhart von Corbie berichtet. Endlich befahl das Konzil zu Tours (813) den Geistlichen, ihre Predigten im Interesse der Laien ins Germanische und Romanische zu übersetzen (*visum est unanimitati nostrae, ut easdem homilias quisque aperte transferre studeat in rusticam Romanam linguam aut in Theotiscam, quo facilius cuncti possint intelligere, quae dicuntur*). Was hier und auf späteren Konzilien eingeschärft wurde, war sicherlich die Sanktionierung einer längst bestehenden, weil nötigen Gewohnheit der kirchlichen Organe. Daß wir schriftliche Dokumente der Lingua romana erst seit dem 9. Jahrhundert besitzen, ist vielleicht kein Zufall. Allerdings hat man sich — auf epischem Gebiete — schon bedeutend früher in dem neuen Idiom betätigt, aber es hat sich dann um mündliches Weitergeben gehandelt. Als so gleichberechtigt die Volkssprache auch gelten wollte, der Gedanke kam ihr doch erst spät, dem Lateinischen den Rang als Schriftsprache streitig zu machen. Dazu war die angeborene Achtung vor der älteren Schwester zu groß. Von diesem Abhängigkeitsgefühl konnte man sich auch dann noch nicht losmachen, als man nun wirklich wagte, die Volkssprache schriftlich zu fixieren. Die diplomatischen Urkunden und die Glossare (Wörterverzeichnisse) des 8. und 9. Jahrhunderts geben Ausdrücke der Lingua romana nicht in der Orthographie wieder, die dem wirklichen Lautstande entsprach, sondern kleiden sie in ein halbwegs lateinisches,

Digitized by Google

die wahre Wortgestalt verhüllendes Gewand. Den lateinkundigen Schreibern mochte das neue Idiom reichlich barbarisch erscheinen. Beispiele aus zweien jener Glossare mögen das erhärten. Die Karlsruher (früher Reichenauer) Glossen (Codex 115) enthalten in ihrem ersten Teil eine Art Präparation zum Vulgatatext, im zweiten ein alphabetisches Wörterverzeichnis aus allen Begriffssphären. Neben dem lateinischen Ausdruck steht jedesmal derjenige der neuen Sprache, aber, wie gesagt, in gallolateinischer Verkleidung; ich erwähne aus dem ersten Teil:

pulcra (schön): *bella* (frz. *belle)*
arena (Sand): *sabulo (sablon)*
femur (Schenkel): *coxa (cuisse)*
libenter (gern): *volumptarie (volontiers)*
liberos (Kinder): *infantes (enfants)*
sculpare (clt. *sculpere*, schnitzen): *intaliare (entailler*, einschneiden)
detestare (clt. *detestari*, verfluchen): *plasphemare (blâmer*, tadeln)
ictus (Stoß): *colpus (coup)*
iecore (Leber): *ficato (foie)*
in foro (auf dem Markte): *in mercato (en marché)*
sindone (Nesseltuch): *linciolo (linceul*, Leichentuch)
meridiem (Mittag): *diem medium (midi);*

aus dem zweiten Teile stammen:

caseum (Käse): *formaticum (fromage)*
oves (Schafe): *berbices (brebis)*
viscera (Eingeweide): *intralia (entrailles).*

Daß es sich bei den rechts stehenden Ausdrücken nicht um den wirklichen Lautstand handelt, läßt sich besonders durch gewisse orthographische Inkonsequenzen und die Latinisierung germanischen Sprachguts beweisen (*galea* (Helm): *helmus).* In den Kasseler Glossen, die in sieben Abschnitten Wörter aus allen möglichen Begriffskategorien geben, wird das gallolateinische Wort althochdeutsch erklärt, z. B.

mantun: *chinni (menton*, Kinn)
figido: *lepara (foie*, Leber)
cavallus: hros (cheval, Roß)
aucas: *cansi (oies*, Gänse).

Das 9. Jahrhundert, dem die Kasseler Glossen wahrscheinlich angehören, hat uns nun aber etwas noch weit Wichtigeres beschert, das älteste Sprachdenkmal der neuen Literatur, die Straßburger Eide. Nach dem Tode Ludwigs des Frommen (840) bekriegten sich seine Söhne untereinander. Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche vereinigten sich gegen die Anmaßungen Lothars, den sie 841 in Burgund schlugen. Sie erneuerten ihr Bündnis ein Jahr darauf zu Straßburg: Ludwig leistete den Eid in der Lingua romana, Karl wiederholte ihn in deutscher Sprache. Daran schloß sich der Schwur der Heere, den jedes im eigenen Idiom vortrug. Ich gebe im folgenden den Wortlaut der Eide mit einer klassischlateinischen und einer neufranzösischen Übersetzung, die beide dem ersten Bande der „Histoire de la langue et de la littérature française“ von Petit de Julleville entnommen sind. Mit einander verglichen gewähren die drei Texte einen außerordentlich interessanten Einblick in eine 2000jährige sprachliche Entwicklung.

Digitized by Google

Text.

Schwur Ludwigs des Deutschen: *Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di en avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo, et in aiudha et in cadhuna cosa, si com om per dreit son fradra salvar dift, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.*

Schwur des Heeres Karls des Kahlen: *Si Lodhuvigs sagrament, que son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part lo suon franit, si io returnar non l'int pois, ne io ne neüls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig non lui ier.*

Klassisch-lateinische Übersetzung.

Per Dei amorem et per christiani populi et nostram communem salutem, ab hac die, quantum Deus scire et posse mihi dat, servabo hunc meum fratrem Carolum, et ope mea et in quacumque re, ut quilibet fratrem suum servare jure debet, dummodo mecum idem agat, et cum Clotario nullam unquam pactionem faciam, quae mea voluntate huic meo fratri Carolo damno sit.

Si Clotavigus sacramentum, quod fratri suo juravit, observat, et Carolus dominus meus pro parte sua suum frangit, si eum non avertere possum, nec ego nec ullus, quem ego avertere possim, nullam opem adversus Clotavigum ei feremus.

Neufranzösische Übersetzung.

Pour l'amour de Dieu et pour le salut commun du peuple chrétien et le nôtre, à partir de ce jour, autant que Dieu m'en donne le savoir et le pouvoir, je soutiendrai mon frère Charles de mon aide et en toute chose, comme on doit justement soutenir son frère, à condition qu'il m'en fasse autant, et je ne prendrai jamais aucun arrangement avec Lothaire, qui, à ma volonté, soit au détriment de mondit frère Charles.

Si Louis tient le serment qu'il a juré à son frère Charles, et que Charles, mon seigneur, de son côté viole le sien, au cas où je ne pourrais l'en détourner, je ne lui prêterai aucun appui, ni moi ni nul que je pourrais en détourner.

Der Schleier, den die ersten schriftlichen Fixierungen über die neue Sprache breiteten, wird nun endlich gelüftet. Daß die Eidesleistung des deutschen Königs und der linksrheinischen Krieger in der Lingua romana vor sich ging, würde uns allein nichts helfen. Das Wesentliche ist, daß der zeitgenössische Historiker, dem wir den Wortlaut verdanken, Nithart, ihn ziemlich ohne Anwendung latinisierender Schönheitsmittel überliefert hat. Wir sind ihm dafür so sehr verpflichtet, daß wir über kleine orthographische Mängel wegsehen können. Die eine oder andere Verderbnis des Textes ist wahrscheinlich auch nicht Nitharts Schuld, sondern die des Kopisten.

Ich habe bisher für die Lingua romana den Namen französisch vermieden, weil er nach den landläufigen Begriffen falsche Vorstellungen zu erwecken geeignet ist. In Wirklichkeit ist aus dem Gallolateinischen nämlich

Digitized by Google

nicht bloß die eine Volkssprache entstanden, die uns in den Straßburger Eiden entgegentritt. Wie ist das zu erklären? Das in Gallien eindringende Latein versorgte die Einwohner der verschiedenen Landesteile mit demselben sprachlichen Material, aber eine völlige Einheitlichkeit ist von vornherein niemals vorhanden gewesen, schon deshalb nicht, weil, wie wir wissen, der Norden Galliens eine rein keltische, der Süden dagegen gemischte Bevölkerung zeigte. Das Tempo der Romanisierung mußte daher an beiden Stellen verschieden sein. Aber erst die Folgen der Völkerwanderung brachten an die Stelle dialektischer Unterschiede einen eigentlichen Riß in das Gallolatein. Auch im Süden siedelten sich ja germanische Stämme an, verfielen aber bald rettungslos der Romanisierung. Im Norden, dem Bereich des Frankenstaates, war es dagegen anders; ging auch er schließlich in der umgebenden Kultur und Sprache auf, so übermittelte er ihnen doch einen Einschlag germanischen Wesens, der stark genug war, um innerhalb Galliens differenzierend zu wirken. So entstand aus dem Gallolatein im Süden, wo es sich durch die gründlichere Romanisierung besser erhielt, das Provenzalische, während sich im Norden infolge Beeinflussung des römischen Idioms durch Kelten und Germanen ein ganz anderes sprachliches Gebilde entwickelte. Dieses Nordgallische wird als Französisch bezeichnet. Der Name bedarf der Erklärung. Lingua francisca (daher *langue française)* hieß ursprünglich das fränkische, also germanische Idiom; als das aber auf gallischem Boden ausstarb, ging die Bezeichnung auf den Dialekt der um Paris gelegenen zentralen Landschaft Ile-de-France, später auf das ganze Nordgallische als Erben über. Man nannte letzteres auch wohl langue d'oïl gegenüber der langue d'oc des Südens. *Oïl* (lat. *hoc ille* = ja, er sc. hat es getan) ist die alte Form von *oui* (ja), während der entsprechende Ausdruck im Süden *oc* (lat. *hoc*) lautete. Die etwa 500 n. Chr. einsetzende Scheidung der Volkssprache in zwei Prägungen ist nach 700 eine vollendete Tatsache: die Straßburger Eide geben sich schon deutlich als französisch zu erkennen. Die Grenze zwischen beiden Idiomen, die wir in ihrer damaligen Form das Altfranzösische und das Altprovenzalische nennen, läuft etwa von der Girondemündung über den Puy de Dôme bis Grenoble. Das Kriterium, nach dem man diese Linie zieht, ist die Entwicklung des lateinischen a in haupttoniger, vokalisch auslautender Silbe, dem kein Kehllaut (k, g) vorangeht; südlich der Linie bleibt das a, während es im Norden zu e wird, z. B. lat. *nasus* (Nase) — altprov. *nas*, afr. nes, nfr. nez. Nur das Französische kommt hier für uns in Betracht, aber mit ein paar Sätzen möchte ich doch auf die andere gallische Volkssprache hinweisen.

Daß das Altprovenzalische dem Lateinischen ähnlicher als das Nordgallische blieb, geht aus dem Gesagten hervor. Wenn es in einer Predigt heißt: *Oi es la nativitaz de la bonaurada virgina Maria que per sua richa vida onra totas las gleisas* (heute ist die Geburt der glückseligen Jungfrau Maria, die durch ihr treffliches Leben alle Kirchen ehrt), klingt das einem lateinisch Vorgebildeten recht vertraut. Bei der sprachlichen Absonderung des Südens blieb es indessen nicht. In der Zeit des Niederganges der karolingischen Herrschaft machte er sich auch politisch unabhängig, und es begann jene Blüte provenzalischer Dichtung, die in der Lyrik der Troubadours ihren schönsten Ausdruck fand. Das dauerte

Digitized by Google

bis zum 13. Jahrhundert. Dann vermochte der Süden dem vereinigten Drängen der französischen Könige und der Päpste nicht mehr zu widerstehen, und der Verlust der politischen Freiheit gab auch seiner Literatur den Todesstoß. Seitdem hat das Provenzalische als Umgangssprache weitergelebt, bis das 19. Jahrhundert versuchte, es wieder literaturfähig zu machen. Es darf mit Recht bezweifelt werden, ob das gelingen wird. Aber wenn es auch dem südlichen Idiom infolge mangelhafter staatlicher Konzentration nie vergönnt war, eine Nationalsprache im vollen Sinne des Wortes zu werden, darf man es doch auch heute noch nicht als Patois bezeichnen. Gleichberechtigt steht das Provenzalische in der Reihe der Romanischen Sprachen, seiner glücklicheren Schwestern.

Doch kehren wir nach diesem Exkurs zum nordgallischen Idiom zurück. Daß mit seinem Erscheinen auch sofort eine französische Schriftsprache vorhanden gewesen ist, wäre eine irrige Annahme. Das Gallolatein hatte im Laufe der Jahrhunderte in jedem Bezirk des Landes eine etwas andere Gestalt angenommen. So fühlbar diese Unterschiede allmählich auch geworden waren, traten sie doch gegenüber der Differenz zurück, die durch Grad und Tempo der Romanisierung entstand. So wurde, was die Lokaldialekte in jener Beziehung Gemeinsames erlebt hatten, unwillkürlich mehr betont, und je nach dem Grade ihrer Umformung wies man sie der nördlichen oder der südlichen Gruppe zu. Aber trotz dieser Zusammenfassung waren die Unterschiede innerhalb des Altfranzösischen und Altprovenzalischen natürlich nicht verwischt. Man unterscheidet für jene Zeit im wesentlichen folgende sieben französischen Dialekte, die ihrerseits wieder in eine Reihe von lokalen Mundarten zerfielen: im Norden das Pikardische; im Osten das Wallonische, Lothringische und Burgundische; im Westen das Normannische und Poitevinische; im Zentrum schließlich das Franzische, welches, wie wir sahen, in der Landschaft Francien oder Ile-de-France gesprochen wurde. Diese jetzt sehr gebräuchliche Einteilung ist indessen nur eine von vielen. Lange Zeit folgte man in dieser Beziehung dem Franziskaner Roger Bacon, der in seinem „Opus majus", das aus dem 13. Jahrhundert stammt, von vier Dialekten redet: *„idiomata variantur eiusdem linguae apud diversos, sicut patet de lingua gallicana, quia apud Gallicos et Normannos et Picardos et Burgundos multiplici variatur idiomate."* Dieser Modus berücksichtigt also das Franzische und außerdem noch drei Dialekte; der Rest wird auf die vier verteilt. Die Mundarten, in welche die Erbin des Gallolateinischen von vornherein zerfiel, haben sich nun bis heute erhalten, aber welch andere Rolle spielten sie einst im Altfranzösischen. Selbständig und gleichberechtigt stand ein Dialekt neben dem anderen. Der Name, unter dem sie vereinigt wurden, war zunächst noch ein Sammelbegriff abstrakter Natur. Wer französisch schreiben wollte, tat das in einer der Mundarten, speziell in der seiner eigenen Heimat. So ist der altfranzösische Zeitraum im wesentlichen die Epoche der Dialektliteratur. Von der Gleichberechtigung der einzelnen Mundarten zeugen gelegentliche Äußerungen von Zeitgenossen, etwa wenn in einem provenzalischen Epos des 13. Jahrhunderts, dem Roman de Flamenca, von jemandem gesagt wird, er verstehe Burgundisch und Franzisch, oder wenn der zur selben Zeit lebende Troubadour Peire Cardenal versichert, er knne weder Normannisch noch Poitevinisch sprechen.

Digitized by Google

Politische Umstände haben solches Nebeneinanderstehen allmählich zu nichte gemacht. Nach einem hundertjährigen Kampfe zwischen den absterbenden Karolingern und den aufstrebenden Kapetingern hatte Hugo, Herzog von Francien, 987 den Thron bestiegen. Die Ausgestaltung des französischen Volkstums war beendet, und das westfränkische Reich hatte sich national abgesondert. Die Versuche der ersten Kapetinger, der Ile-de-France die Vorherrschaft zu sichern, wiesen zunächst nur geringe Erfolge auf, bis es Königen wie Philipp-August (1180—1223) und Ludwig dem Heiligen (1226—1270) vollauf gelang, die Macht der Vasallen zu brechen und ihre engere Heimat zur Trägerin der Zentralgewalt zu machen. Dementsprechend waren die Namen France und Français, die ursprünglich nur der Ile-de-France und deren Bewohnern gegolten hatten, auf den ganzen Bereich der westfränkischen Monarchie übergegangen. Diese Hervorhebung der Pariser Landschaft hat nun auch ihrem Dialekt, der langue française, ein stets wachsendes Übergewicht über die anderen Mundarten gegeben. Der Einfluß des königlichen Hofes, der sich ständig in Paris niederließ, hob die Mundart der Ile-de-France in den Augen der französischen Adeligen und Gebildeten, deren gemeinschaftliche Sprache sie infolgedessen wurde. Bei ihrem siegreichen Kampf gegen die anderen Dialekte ist es ohne Konzessionen an die Unterlegenen nicht abgegangen. Das zeigen noch die mundartlichen Bestandteile des Neufranzösischen. Vor allem handelt es sich hier um Bereicherungen des Wortschatzes durch Ausdrücke wie *sabot* (Holzschuh), *bouquet* (Strauß), *caillou* (Kieselstein), *canevas* (Stickgaze), *hagard* (verstört). Aber auch auf lautlichem Gebiete sind dialektische Beeinflussungen des Franzischen zu erkennen. Während sich clt. ē und ĭ vor nasalen Konsonanten gewöhnlich zu ei entwickeln (fr. *plein* (voll) von *plenus, sein* (Busen) von *sinus),* ist bei einigen Wörtern oi eingetreten, das den östlichen Dialekten entstammt: *foin* (Heu) von *fenum*, *avoine* (Hafer) von *avena*, *moins* (weniger) von *minus*. Noch ein Beispiel. Anlautendes k wird sonst im Franzischen vor a zu einem ch geschriebenen Zahnlaut (*chanter* [singen] von *cantare);* demgegenüber zeigt *camp* (Lager) von *campus* (Feld) pikardischen Einfluß, während die von demselben lateinischen Wort stammende Zwillingsform *champ* (Feld) richtiges Franzisch ist. Der in solcher Weise bereicherte Dialekt der Ile-de-France wurde aber nun nicht bloß zur Sprache der Gebildeten erhoben, sondern stieg mit Zutun des Hofes, welcher der Mittelpunkt aller geistigen und literarischen Bestrebungen geworden war, zum Range einer allgemeinen französischen Schriftsprache empor. Ihre ältesten Denkmäler stammen aus dem 12. Jahrhundert. Der Siegeszug des franzischen Dialekts läßt sich wieder durch zeitgenössische Nachrichten illustrieren. Die Schriftsteller, die aus der Ile-de-France gebürtig sind, heben das besonders hervor; die anderen bemühen sich, in der bevorzugten Mundart zu glänzen. So rühmt im 12. Jahrhundert Garnier aus Pont-Sainte-Maxence von sich:

Mis languages est buens, car en France sui nez,

d. h. meine Sprache ist gut, denn ich bin in der Ile-de-France geboren. In derselben Zeit schreibt der Provenzale Aymon aus Varenne bei Lyon seinen „Roman de Florimont“ in franzischer Sprache. Da sein Dialekt den Nordfranzosen zu ungebildet vorkommt, hat er sich in dem ungewohnten Idiom die größte Mühe gegeben:

Digitized by Google

as François voil de tant servir;
Que ma langue lor est sauvage;
Que je ai dit en lor langage
Al mieus que ju ai seü dire,

d. h. den Franzosen will ich insofern entgegenkommen; denn meine Sprache klingt ihnen barbarisch; so habe ich denn in ihrer Zunge gesprochen, so gut ich konnte. Aus einer andren Stelle ersehen wir, daß man über die Schriftsteller, denen noch dialektische Eigenheiten anhingen, spöttelte. So klagt der aus Artois gebürtige Quesne de Bethune (12. Jahrhundert), daß man ihn am Hofe der Königinmutter Alix von Champagne schlecht behandelt habe.

La röine ne fit pas que cortoise
Qui me reprist, ele et ses fius li rois.
Encor ne soit ma parole françoise,
Si la puet on bien entendre en françois,

d. h. die Königin handelte nicht höfisch, da sie und ihr Sohn, der König, mich tadelten; wenn auch meine Sprache nicht franzisch ist, so kann, wer aus Francien, sie doch gut verstehen. Andere entschuldigen sich, wenn sie nicht ganz korrekt geschrieben hätten, so Jean de Meung, ein Übersetzer des Boëtius.

Si m'escuse de mon langage
Rude, malostru et sauvage;
Car nes ne sui pas de Paris,

d. h. ich entschuldige mich wegen meiner rauhen, ungeschlachten und ungebildeten Sprache, denn ich bin nicht aus Paris. Auch der mehrfach vorkommende Vergleich, jemand spreche französisch, als wäre er aus Saint-Denis, sagt uns, wie sehr man das Übergewicht der Ile-de-France empfand.

So wird die neugeschaffene Schriftsprache allmählich das geistige Gut der Nation. Kraftvoll drückt sie die ihr früher gleichstehenden Mundarten zu Patois herab und dringt unwiderstehlich bis zum Mittelmeer vor. Das 14. Jahrhundert bezeichnet das Aufhören einer eigentlichen Dialektliteratur. Nach Überwindung dieser Gegnerin bahnt sich die nationale Sprache ihren Pfad durch das Gewirr des Mittelfranzösischen. Dann räumt ihr Franz I. das letzte Hindernis aus dem Weg: 1539 wird sie durch königliche Verordnung an Stelle des Lateinischen Gerichts- und Vortragssprache. Das Rüstzeug für Corneille, Rousseau und Hugo ist geschmiedet.

Digitized by Google

Eine weitere Textstelle

aus der

franco-venezianischen Chanson de geste

von Huon d'Auvergne.

(Nach der Berliner und der Turiner Handschrift.)

Die Berliner Handschrift des Huon d'Auvergne im Kupferstich-Kabinett des neuen Museums (Nr. 337 der Hamilton-Handschriften) hat A. Tobler in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1884 S. 605 ff. ausführlich beschrieben. Zugleich hat er umfangreiche Textproben in diplomatischem Abdruck mitgeteilt. S. 619 weist er darauf hin, dass auf Bl. 32 d_3 eine grosse Initiale den Beginn eines neuen Abschnittes andeutet. Nicht bemerkt hat er aber, dass der Custode am unteren Rande dieses Blattes mit den Anfangsworten des Blattes 33 a nicht übereinstimmt, und dass, während sonst jede Spalte 37 (ganz ausnahmsweise, wo eine Tirade mit der vorletzten Zeile einer Spalte endet, 36) Zeilen zählt, die Spalten 33 a b und 38 a je 39, 33 c — 34 d, 36 a — 37 d, 38 b — 40 d und 41 c je 38, 35 c d je 40 und 41 a b nur je 35 Zeilen aufweisen, sowie dass mit Bl. 43 eine neue Lage beginnt. Diesen äusserlichen Merkmalen gesellt sich noch das weitere hinzu, dass sämtliche 10 Blätter (Bl. 42 ist ganz leer) ohne Textillustration durch am unteren Rande angebrachte Bilder geblieben sind, während sonst nur einzelne Seiten oder Blätter eine solche entbehren. Dass auch der Text der Blätter 33 — 41, obwohl die Schriftzüge gar keinen Unterschied erkennen lassen, aus verschiedener Vorlage entnommen und hier wohl eine verlorene Lage von B erst nachträglich durch diese 10 Einsatzblätter ersetzt worden ist, ergibt zur Evidenz die Handschrift T. Diese setzt den Text von B 32 d mit dem Custode in B, nicht mit dem Text von B 33 a fort; und während sie bisher Zeile für Zeile (nur mit gelegentlicher Unterdrückung einer Zeile) dem Texte von B entsprach, bringt sie hier zunächst eine in B gar nicht überlieferte längere Partie, lässt dafür aber des weiteren viele Zeilen und namentlich 33 c — 34 b oder 4799 — 4932 des Textes B aus. Auch die Schreibweise in B 33 — 41 zeigt überdies einige beachtenswerte Abweichungen vom sonstigen Brauche der Hs. Ich teile daher um den Tatbestand endgiltig festzustellen nachstehend den Text von B 4669 — 5008 und darunter den von T nach Pio Rajnas mir freundlichst überlassener Abschrift mit. Der Text der dritten, der Paduaner Handschrift kommt hier nicht in Frage, da in P erst von Blatt 53 b textliche Übereinstimmung mit B 43 a, T 87 a_5 ff. (oder von Zeile B 6224 an)

Digitized by Google

hervortritt. Aus dem Texte BTP 6224 ff. werde ich demnächst an anderem Orte eine längere Probe unter Abdruck aller drei Versionen mitteilen. Die Schilderung von Huons Höllenfahrt, welche R. Renier bereits 1883 aus T veröffentlicht hatte, ist kürzlich von mir im Greifswalder Rektoratsprogramm 1908 auch nach BP herausgegeben worden.

Bei nachstehender Wiedergabe der Stelle aus BT habe ich versucht durch leise Interpunktion, Apostrophe und Akzente den Text durchsichtiger zu machen, muss aber bemerken, dass namentlich der Text T oft jeder Interpretation spottet und sich als eine oft gänzlich verunglückte halbe Italianisierung der Vorlage von B zu erkennen gibt. Gerade dieses teilweise Gallimathias von T bietet aber, da es aus dem Texte B entstanden ist, doch auch wieder ein besonderes Interesse und lehrreiche Fingerzeige für die Beurteilung analoger Elaborate, deren Vorlage nicht erhalten ist.

Zum Verständnis des Inhaltes unserer Stelle genügt die Angabe, dass vorher berichtet ist, wie Kaiser Karl (Karl-Martel) sich sterblich in Ynide, die Frau seines getreuen Lehnsmannes Huon aus Auvergne verliebt hat und wie er diesen, um sich seiner zu entledigen mit dem Auftrage zu Luzifer in die Hölle schickt, um seine Unterwerfung unter Karls Lehnsherrschaft zu verlangen. Nach Huons Entfernung glaubt Karl, Ynides Zurückweisung seiner Liebeswerbungen leicht überwinden zu können.

Berlin, Reichstag Februar 1908. **E. Stengel.**

CLXXV.

B 32 d 3] Puesqe Karllon oit por spion eü
Que li quens Hue alontaneç il fu,
A ses privés consoil ill oit prendu,
Cum son voloir il avra acomplu;
Conseilleç fu qu'il aüst trametu
Que dame Ynide sainçe termin tenu
A cort venist sainç(e) demorer i plu,
Que desor vos si 'l'oit laisee son dru;
Quar la roïne honor li avra rendu,
Tant qu'il reveigne li quuens vasal cremu.
„Quant vos avreç en vestre ostel enclu,
Li son corage adonc ert acomplu

CLXXV.

T 71 (70) a 4] Possache Charlo per spion che l'era de longo
Che el conte Ugon aluytené e foe,
Asay prese conseio luy avè prenduto,
Como suo volere luy avrà compito;
Conseiado el foe che elo è in sto tormento
Che dona Ynida senza termene tenuta
A corte vinese senza demora piue,
Che de soa voze l'olde ley ov'è el so druto;
Che la raïna onor li avrà renduto,
Tanto che revegna lo conte suo druto.
„Quando vuy l'avry yn vostra cassa tenuta,
El vostro corazo doncha serà compito

Digitized by Google

Le grant desir qu'aveç de li eü;
Ce ert li consoil que par nos ert disu.
4683 Se elle desdit ce qe avons mentaü,
De guerrier li no sereç sorprendu."

CLXXVI.

„Or li mandeç, sire, sanç restason!
4686 Se elle non vient mantinant al pardon,
De guerrier li avreç bone oqueison;
Petit pora fere defensïon.
4689 De riches dones li mandés a fuison,
Si li mandés: En çambre et en maison
Ert cum la royne a la clere façon.
4692 Mais avant que [de] ce faices demostreison,
(La) Queison deveç mostrer a maint de vos baron,
Que non soieç repris por sifaite oqueison.
4695 Un provers dit: Mal muet home tençon
Que non soit amener a fin que començon;
Ja a seignor mès non defaut queison."

CLXXVII.

4698 Le rois si part dau [sien] consoil atant,
Son afer preste, non vait plus delaiant,
·V· mesage preste mout avinant.

De lo grande desiro che avite de ley receuto;
Questo è lo conseio che per nuy è dito.
4683 Se llo desdite zo che avemo ordenato,
De guerezare ley non serà pronte."

CLXXVI.

„Ora li mandate, signore, senza restasone!
4686 Se ley non vene senza alchuna questione,
De guera ley non ve responderà nulo omo;
Contra to apetito farà defesa.
4689 De riche don li manda a fuson,
Se li mande a dire: che yn chamara et yn chassa
Starà con la raina ch'a el zifo biondo.
4692 Ma ynnanzo che fazy demostranza,
La oquision dovite demostrare alcun baron,
Che non site represo d'alcuno omo.
4695 Un proverbio se dize: De trapasia asai ne sono,
a Mal move guera omo ancora tenzon
Che non sapite retrare a fin zo che comenzate;
Zamay a signore non mancha oquisione."

CLXXVII.

4698 Lo re se parte dal conseio atanto,
Suo afare fornise, non vene più de longo,
·V· mesazi prese molty bony et avinante.

Digitized by Google

4701 Rice hom sont et de grant tinimant,
En tot les autres Rugier quuens de Nant
E li jugler Saudin li seduant,
(Custode: A Ynide)

4701 Richi omeny sono et de grande tenimento,
Entra li altry fuy Ruzero conte de Nante
El befon Saudin luy com el verso davante.
+ 1 A Ynida mandò per letre scrite
+ 2 E così a bocha senza nula tardamento
T 71 b] Ch' ela vegna a corte, da luy averà bona guarda,
+ 4 Desopra l'anima soa l'a tolta da ora ynnante,
Ch'ela porà fare tuto zo che li virà a talente,
+ 6 E mene sego Berardo et Tomaso lo valente,
Azoch' ela sapia che eio nonn o niun mal pensamento.
E de zo mete mento ben lo re ch'el va digando,
+ 9 Tuto altramente si è lo suo pensamento
De honire ley, s'el porà veramente.
E ley el conove ben senza sapere altramente,
+12 Rechiama dio sovente che li sia inn altorio,
Ben sapea perzo ch'ela dovea sofrire pene grande.
Et preso questo, senza nulo retenimento
+15 Tute le soue tere ela wa fortefichando;
Che de guera ela vedea el sembiante;
Se nesun li fa oltrazo, lor ben se defenda.
+18 Ora diremo de li mesazy che s'en vano per lo pian.

LLXXVII a.

Li mesazy se parte da la corte de Carlon,
En viazo yntrono e chavalchano de rondon
+21 De zorno yn zorno, ta[n]to che a Overnia arivono,
E possa a la dona s'apresentono,
Paxe et amore la saludono da parte de Carlon
+24 Et a bocha dizendo tuto zo che se contene
Dedentro le letre, tuto el devisono,
Possa le letre li deno, po s'enclinono.
+27 Quando 'l'avè leto e vezuto zo che se contene,
La dona prese conseio da li soy baron.
El più vechio si fo Berardo a quel ponto
+30 Che y revera era andà a falcon.
Senza aspetar luy la feze la resposta:
„Derite al mio signore che a questa fia me perdone,
+33 Non poso ponto esere; che dolenta ne sonto.
De quy non me moverò per nula casone;
Sel mio signore li fose, faria so talente,
+36 Se a luy piazese e agradese lo done.“
„Dona,“ zo dize Saudin „non fativy altra resposta?“
„Non per zerte“ dize Inida „per li santi del mondo.“
+39 Ruzero parla e dize: „Ai dona, d'amore
Non refudate zo che manda l'emperadore!“
„Rugero,“ dize „andate! Vuy avite ben rason;

Digitized by Google

B 33 a] L'arcives[ch] de Maance che soit le convenant
E Morant d'Autefoie qi est lor parant
E Gui de Barcelune e le cons Gallerant,
4707 Le duc Tholomeu cortois et avenant,
Uger dalla Savine e Gauter de Clervant,
Henri d'Aubespine un culvert seduant,
4710 Le marchis Belencer e Teris le poisant.
„Segnor,“ ce dist li rois „entendés mon talant!
Per vois ai trametus, si vos dirai comant.“

CLXXVIII.

4713 „Segnors,“ ce dit le rois „per vos ai trametus,
Si vos dirai por coi. Or m'aiés entendus!
Döe çonses est au mont chi avrais menteüs:
4716 Honors et desenors; char non poït l'on plus.
La porcois vos dirai, e pois avrons finus:
Le quuens Hue d'Auverne, quant da nos stoit partus,
4719 Moi proioit che sa dame per moy fust mantenus.
N'en voil estre blasmés por hon chi soit viscus;

+42 Che nemizi site del mio signore Ugon.
Ora ve partite amantinente de questo contorno
T 72 (71) a] E retornaty al vostro signore Carlone,
+45 Zamay non tornaty yn questo paiesse
Per sifate ovre ne per sifata yntenzione!“

LLXXVII b.

De ly se parte li ambasadore amantinente,
+48 A Parise tornò e portò sego lo presente
Che loro doveano donare a Inida per comandamento
De Charlo lo re lo sire tuto posente.
+51 Quando lo re lo sape, si fo de maltalente,
De soy baron un conseio bata de presente.
4704 Zo fu l'arzevescovo de Maganza chi sapea far tradimento,
a Zo che vole fare lo re de Ynida la valente,
4706 Et Guyu de Barzalona et lo conte Galerante
4708 Ugero de la Savina chi è richo et posente
4709 Einricho d'Albespine e lo coverto seduante
4710 Lo marché Belenzero et Terisso lo posente.
„Signory,“ dize el re „yntendite mio talente!
Trametu azo yn vuy, se dirò mio talente.“

CLXXVIII.

4713 „Hay“ dize lo re „per vuy azo mandà,
4714 Se ve diroy per che. Ora me yntendite!
4716 Onore et desenore yn questo mondo nonu è più;
a Se eio porò, non voreia chel desenore sopra my chazese.
4717 La casone per che ve dirò e possa averò tenuto
Lo conte Ugon, quando da nuy fo departito,
4719 Che soa dona per my fose mantenuta.
Non voio esere biasemà per omo che sia Guascon;

Digitized by Google

D'envoier por la dame, quant il v'oit plaüs,
4722 Çe crois ch'onors le quuens et moi seroit eüs.
Ne soit l'ons de dame ch'en poit etre avenus;
Molt sovant foi en per[den]t cil chi l'oint creüs.
4725 Sovens soy cançe dame, selonch che ai leüs,
Com fait la foille l'aubre, quant le vent fert desus.
Mais per moi n'armaroit, se je avrai poüs,
4728 Che face conse ch'al coens ne moi soit mal tenus.
Vois alirés por li, quant il v'oit plasus,
E da part la roïne le portés ·C· salus."

CLXXIX.

4731 „Segnors," ce dist le rois „dit vos ai le meillor
Che Ynide vegne ensi avech ma uxor,
Plus seroit honoree, et nos n'avrons honor.
4734 Se vois la creentés, non le sie plus demor
Fors d'aller por la dame a joie et a baudor!"
L'arcivesch de Maance lor fist semblant de plor.
4737 Dians: „Ai deu de gloire verais crïetor,
Mais ne croi ch'au mond fust plus naturel signor
Plus saç ne plus cortois ne plus plains de douçor,
4740 Quant si s'encline a terren servior,
A chascune crieture, pur che le motre amor.
Avés vos entendus le notre empereor,
B 33 b] Chomant il soy remembre del notre senator?
Por honorer sa dame nos fait ambaseor;

D'avere pur la dona, s'el v'è yn plazimento,
4722 Chredo ch'el seria onore a my et al conte Ugone.
Non so omo de dona zo ch'en possa eser devenuto;
Sovente si è ynganà quelo che più l'ano creduto.
4725 Sovente se cambia le done, questo azo veduto,
Como fa la foia, quando el vento la fere desopra.
Mè per my non romarà, se eio averò posanza,
4728 Che cosse fazo che al conte ny a my sia a mal tenuto.
Vuy andarite per ley, quando a vy piazeray,
E da parte de la raina li portarite ·C·M· salu."

CLXXIX.

4731 „Signore," dize lo re „dito v'azo mio volere
Che Ynida vegna quy apreso mia dona la raina,
Più yn serò onorà, e nuy n'averemo onore.
4734 Se vuy me contentady, non faty più demoro
D'andare per la dona del conte Ugone!"
T 72 b] L'arcevescovo de Maganza feze sembiante de pluro
4737 Dizendo: „Ay dio de gloria veraze criatore,
4738 Non fo zamay al mondo più natural signore,
4740 Quanto el se umilia verso soy servidore
Et a zaschaduna criatura, puro che ly mostra amore.
Avite vuy yntesso el nostro grande ymperadore,
Co molto el se dole del conte Ugone?

Digitized by Google

Bein doit servir Tholome chascuns grant et menor.
4746 Or allons por la dame a nom le criator!
Chascuns soit aprestê a maitins près l'aubor!"
E ceus responderent: „A le vetre volor!"
4749 Al rois oit encliné, pois est departi or.

CLXXX.

Dau rois pristrent conçé caschuns cum reveranse
Fors Ruçer et Saudins et le sir de Maanse
4752 E Morant d'Autefoie a cui deu don pesanse
Et Aumeri le traitre che savoit la creanse.
„Segnors," ce dit le rois „vos savés ma entanse:
4755 Amors moy smaille che me tint en balanse;
Se per vos n'ai secors, ni lest plus atendanse
Fors de la mort orible sans autre penetanse.
4758 Hay Ynide belle plus jeullie qe ranse,
Le vetre amors moy strint en sifaite destranse,
Che sans vois, amie, mais n'arai consolanse;
4761 A dolors moroit le tapins rois de Franse."
E lors chaït pasmés, tant fort amor l'avanse.
Ses barons le redrisse; tel fu la pïetanse,
4764 Che fesoit le rois, quant fu en sa tornanse,
Enver de ses barons comune lamentanse.
Com fil econtre pere a sa prime jovanse
4767 Chaçe mercis de lui por sa grant ignoranse,
Si feit l'on por amors, tiel est sa costumanse,
Che sovans çonse noire i part vermoille e blanse.

CLXXXI.

4770 L[i] barons lors sospire, quant dou rois voit la doie
Dians: „Ai dosse sire, car ne vos doteroie!
Qar après le dolors vos seguira la joie."
4773 Lors li donoit li rois l'anels et la coroie
Et la magne diodeme dont coronés il stoie.

Per onorare luy e soa dona el n'a fato ambasadore;
4745 Servire debe esere tal sire et de grande et de menore
a Che nuy conduze a bono albergo de zorno yn zorno."
4748 Responde tuty li altry: „Tuty a vostro volere!"
Al re se sonto ynclinà, possa se partene.

CLXXX.

Co[m]biato preseno dal re, e quelo gel donò
4751 A fora Rugero et de Saudin ch'el retenea
a E l'arcevescovo che malvase conseio li dona.
4754 „Ay amizi," dize lo re „dite me como la farite!
a Che quela dona tropo 'l'a seno asentita.

CLXXXI.

4773 Alora lo re suo anelo li avè donato
E la magna corona onda el fo yn[co]ronato.
(Bild: Il re dà la corona, se pure può dirsi corona, e non so che altri arnesi ai messi già a cavallo).

Digitized by Google

„Segnors,“ ce dist le roi „vos bien dir le poroie
4776 Che c'est el cuer de moy qe por trehus s'envoie.
Ne est rens au siegle che a son plaisir soie
Che ne soit acomplie por moy, o çe moroie.
4779 Omais nen say plus dir, a vos le laseroie,
Fors dou reparier e complir vetre voie.
A tot donés larçemant ors arçens et monoie
B 33 c] Cevaus et pallafrois e cer draps de soie!
Se pöés suplïer celi che moy geroie,
Mais autre paredis a deu ne chiriroie.“

CLXXXII.

4785 Saudins dist: „Mon segnors, de ce ne vos dotés!
Che trop plus aute çonse a ceu avons menés.
Trop seroit imposible [que tant home insenés]
4788 Ne poüst une dame [fere a lor volontés].“
„Dan sir,“ ce dist Ruçer „il est verités.“
Dau roy pristrent conçé, quant il oit abracés;
4791 Al departir maint larmes fu jetés;
Tiel partit a joie chi tornoit coroçés,
Com vos porés intandre avant la çançons finés.
4794 Un poy près nuit caschuns est aprestés,
E cevaus et arnois richemans fu carçés,
De Paris stoit ensus près le matins sonés,
4797 Le çamin droit ver Blaive se voit tot arotés.

T 73(72) a] „Signore,“ dize lo re „vuy dire ben podite
4776 Che questo si è el cor mio che vuy li portate.
Nonn è niente al mondo che a so piasere non sia;
Non so per my acomplire, se posanza averazo.
4779 Non soe più dire, mè se suplire poroe
4783 Quela dona che tanto m'azo agrevado,
D'altro paradiso per my non se poria cerchare.“

CLXXXII.

T 4785 Responde Saudin: „Signor mio, non ve dotate!
Che più alte cosse a fine azo tirado.
Enposible cose seria che tanty omeny savie
4788 Non sapeseno una dona far fare a so volere.“
„Signore,“ diza l'avcevescovo et Ruzero „el dize el vero.“
4790 Dal re preseno conbiato, quando oli avè abrazato;
4792 Tal se party a zoia che corezà retornarano,
Como vuy porite yntendre, avante che l'istoria fine.
4797 Amantinente zascun de lor fo aparechiato,
Sopra bon cavaly soa roba fo caregata,
De Parise sono ynsity apreso maty sonà,
4797 Lo camy de Guaschogna s'en vano tuty serà,
Zironda trapasono et ynn Avernia sono arivaty.

Digitized by Google

Mant poy et maint vaus i i ot trapassés.
A le selong jors auberçe en la cités;
Car le sir de la ville fortmens i oit honorés.
Le terç jors por matins le conçé prenerés
E trapasse Gironde, en Gascogne est intrés,
A çastel Galleris oit le roy trovés
Il e sa baronie ch'iluech soy deportés.

CLXXXIII.

De çastel Galleris oit trapassés le pont.
Le rois i fait grant joie, quant coneü il ont,
De l'emperer demande, com il stoit e ou il vont.
E celors respondrent: „Por la dame le cont.“
Le rois formant sospire, quant intendus il i ont,
„Segnors,“ ce dit le rois „notre sir saç[e] sont;
Mais chi consoil li done, de ce ne moi plairont.
A impacer d'autrui dame je ne croy qe ben vont.“
„Sire,“ dit l'arcivesqe „por grans amors q'il ont
A le quens Hue, et il por ce le font.“
Le rois se taist et a ce non respont,
Si com cil che conuit la çonse cum la vont,
Por la dotanse li son choir li ascont,
Autre çonses le dit e de ce lessé ont.
Honorés i oit le rois, atan com il savront;
B 33 d] A l'aube por matins le conçé pris i ont,
A çastel Charions la nuit auberçaront.

CLXXXIV.

A chastel Charions notra jens est auberçee.
Un poy avans maitins, lor harnois fu carçee,
E l'ostes vint allors, ensi i oit derasnee:
O alés vos, signors? Dites moi vetre pensee!
Car bien resemblés jent de bien fer talentee.
Da ci avans n'est chi vaille une deree
Da mançer ni da boire, se no l'aiés portee,
Trosch'a Mans au Nivers la fort cité fondee.“
Ruçer et l'arcivesqe le porqoy demandee,
Qual est la çasons, e il gel oit contee.
„Segnors,“ ce dit l'ostes „ci après a une lïee
Vos troverés une eve ch'est mult coie et lee,
Da l'autre part de l'eve est Averne apellee.
Lle sir che la teneit peçe s'en est allee,
Le mellor chivaler che fust au segle nee.
Mais cellui che l'envoie 'nest formans blasmee
Ch'il croit avoir sa dame e por ce l'oit mandee.
Mais il est tant cortoisse et pros et insenee,
Che le notre emperer fait vane pensee.“

CLXXXV

„**Barons,**“ dit le prodome „vos m'avés bien oï.
4842 Pois che le quens d'Auverne soi parti,
La dame ch'est saçe un consoil basti:
Por tote sa contree ch'a trois mois et dimi
4845 Che dedans d'Auvernies tretot fu recoilli
Pains et vin et vitaille et blee et turqui,
Por ce qu'il fust la ville et le çastel forni.
4848 E tot ensi fu feit, ne li fu contredi.
Por dotanse dou rois [s'en] est chascuns fuï,
Ars est la contree troseh'a sor le lari,
4851 Ne i auberçe criature, por voir le vos plevi,
Tot cil che passent la vitaille prant ci.
E se vos de la dame ne estes ses ami,
4854 Gardés, cum vos alés, signors! Car çe vos en pri.
Bien porissés avoir non tot vetre deli.“
Le sir de Normandie promerans respondi.
4857 E dit al hostes: „Entendés, beus ami!
B 34a] Nos sons ambaseors a le roi de Pari.
Tu pars de bone foy, et çe in toy me fi.“
4860 „Segnors,“ dit Riçars „chal est vetre deli
D'aller avant o etre reverti?“
E Ruçer et Saudins oit repondus au cri:
4863 „N' avons dotanse d'ome dou siegle vi.“

CLXXXVI.

E Ruçer e Saldins uçarent celle fois
Ireemant al sir de Normandois:
4866 „Sire Riçars, bein savons vos bufois
E de vos et des autres che pas n'ame le rois,
Ne pais le suen honors n'amastes nule fois.
4869 Chi volt aler si aille! Che por ce n'armandrois
Che ne soit acomplis ce qe fere devrois.“
Après parolle le sir de Vermendois
4872 E Gui de Barcelune chi est saç e prois
E le duch Tholomeu ch'a mervoille est cortois:
„Hor laissons le tençer! Car le meilor serois
4875 Qe bien nos conossomes, cum la veit entre nois,
Chascuns soit s'el est noire o voir inde o blois.
Si oit bien grans tort cil ch'altru blasmerois;
4878 Chi autrui blasme, a luy ne est lois.
Quant serons arme prendre e entrer en tornois,
Alors si conotra le solaus de la nois.
4881 La çassons por chel di orendroit lasserois.“

CLXXXVII.

Mout fu grans le tenser de notre baronie,
Quant le quuens Gauter enver Ruçer se plie,

Digitized by Google

„Sire Ruçer,“ fit il „ne lairai, ne vos die:
Char triege et venin feit male compagnie,
Amer et desamer l'uns l'autre contralie.
L'est enci ·VII· quuens por vielle ancesorie,
Chachuns tint sa terre por droit signorie,
Ne mais por aus ne fu mençoigne ne busdie,
E ne sera por nos, s'il plait al fil Marie.
De l'aler ou de remanoir a vetre plasir sie,
E se volés autremans, por nos n'armagna mie!“
Lor parlle Enri ch'est plans de felonie,
Ce ch'el oit in volor pas sil nel dit mie,
„Sire Ruçer,“ fit il „quant l'ome vos chastie,
B 34b] Vos li devés amer, ce seroit cortoisie;
E chi feist autremant, ce seroit vilenie.
Nos sons enci por dose compagnie,
Cestor ont droit, ne lairais, ne vos die,
Quant desor vos lasse tot la baillie.“

CLXXXVIII.

„Rucer,“ dist Morant „il ont droit et raison,
Quant in vos lasse et le si et le non.“
„Voire,“ dit l'arcivesqe „et nos le conesron.“
„Voiremant,“ dit Saldins „del tot s'en torneron.“
L'ostes apelle: „Venés avant, prodon,
Feites carçer, ami, ce che besoingn en fon!“
E ceus le fist tantost sans pont d'aresteson:
Pains e vins e vitaille çarne cote et peson.
„Segnors,“ ce dit l'ostes „moi et mon faon
E tot quant chi ci ai a vetre ublacion
Moi et cest ville est a le roy Çarllon.“
„Gallerain,“ dit Gauter „et nos le conoson.“
Dou çastel stoit ensus avant la clarison,
Trosch'a Mans a l'eve l'ost i fu compagnon,
Dautre pars i convoie, puis le conçé preron.
Notra jens s'en voit, et cil feit torneson,
Tot le jors tant che la soire son;
Car n'atrovoit abitaille ni maison
Home ne fame entors ne inviron
Fors che une çapelle . . . .

CLXXXIX

Por dedans la çapelle notra jens auberça,
Al meus ch'i pöent celle nuit s'ostella,
Tant che l'aube fu clere, che çascuns çamina
Tot le jors audelong regardans ça et la;
Car ne trovoit maison, ne abitaille ne a
Dians l'uns ver l'autre: „Mout grant pecé ci a.“
A tel plait a tel no sor Flores auberça,
Ce est un eve che ensi s'apella

4929 De ce qe porta o soi; iluech boit e mança.
D'une raisons et d'autre devissa,
Le jors çaminerent, quant l'aube clara,
4932 Tot audelong, tant cum vers trova,
Au solaus decliner a le pons ariva.
B 34c] Saldins parlle promers qel porter revisa:
4935 „Galudins dous ami, trè vos un poi en ça!
Mesager sons de France qel rois ci envoia;
Se la contesse el soit, bien croi ch'a le plaira.
4938 Alés vos a savoire! Cestor vos atendra."
Ceus le respont: „Ami, por moy ne armara
De complir vetre bon et de vos sil devra."

CXC.

4941 Galudins si s'en voit pormi la matre rue,
Tant qu'il vint au palais ou la cors est tenue;
Desor la matre sale a ors pinte e batue
4944 Trovoit la contesse dolans et irascue,
E tot la baronie est tassans et mue.
La porcoi vos dirai, si m'avrés entendue;
4947 Car un pelegrins celle soire est venue
Che li dit novelles che ne li oit plasue:
Che a Jerusalems avoit le quens veüe
4950 E sol por sa puisanse stoit la ville vencue
E la jens batiçee et notra lois prandue,
Pois le voit clamer rois la jens grans et menue,
4953 De la terraine gloire prendist la revestue;

4933 Al declinare del sole a le porte sono azuty
Saudy parlò che li portonary trovà,
„Amize," dize luy „un pocho yntendite me za!
De Francia siemo ambasadori yn viazo;
4937 Ben credo che a vostra dona piazerano."
4939 E quily responde: „Per my non remarà
De complire la vostra volontade."

CXC.

4941 Li portonary s'en vano per la mastra strade,
Tanto ch'al palazo vene onda la contesa aloza
Desopra la maistra sala che a oro è batu e depenta.
4944 In quelo locho trovà Ynida al scuro
E tuta la baronia li era, stevano como muty.
El perchè ve diroy, se vuy m'entendite;
4947 Che un pelegry yn quela sera era venuto,
Novele li aveva dito chi l'aveva piazuto e despiazuto
E in Girosalem dize chel conte avea veduto,
4950 Secorsa per soa posanza si è la tera venta
E la zente è batezà, a nostra leze è tornata,
Fare el voleano re la zente grande e menuta
4953 E de la terena gloria prendist y la v(r)estudo;

Digitized by Google

Car por s'amors seroit tote Soire movue
E Grecie e Turchie e Salumins e Valdrue
4956 Vermidonois Valisars e Carsue
Meesme de Tartarie o li dans li membrue,
Tot paseront sor le roi mescreüe.
4959 O il vos avra la promisse absolue,
O il seroit detrenceç e cofondue,
E la corone de Franse a vos seroit randue.
4962 De ce fist le cons une viste irascue,
Mout dousemant li metoit en refue.

CXCI.

„**Dame**," fit il „si come vos ay diu,
4965 Refusoit le cons l'onor et le salu,
A quinçe jors oit le conçé prendu.
Çascuns remaint dolant et irescu,
4968 La plus part creut ch'en la mer seit fondu;
Que plus novelles ne se oit mès de lu.
Diex le conseil e cil chi est aremansu!"
4971 „Lase," dit la contesse „mais n'en voil vivre plu,
B 34 d Quant ma sperance et mon sir ay perdu."
Ses mains deront et ses cevoil oit rompu:
4974 „Hay cevalerie, que est adevenu
Aute largeçe honor tot complu

T73b] Che per suo amore tuta Soria è movesta
4955 Grezie et Turchy e Baldachy et la Valesoa,
4957 Medesmy Barbary et Olidasy lo posente,
Lo maro pasarano sopra lo re mescredente,
4959 O loro averano la promesa asoluda
O morty serano del tuto sconfonduty
E la corona de Franzia o serano re[n]duty.
4962 E de zo feze lo conte zera scura,
Molto dolzemente la refuda.

CXCI.

„**Dona**," diz' elo „cosy como vuy avite dito,
4965 Lo conte refudò l'onore e lo saludo,
Avante ly ·XV· zorny conbiato avè prenduto.
4967 Dolente remane zascuno el scuro;
4969 Che novele non avea zamà più de luy;
4968 La più parte pense che yn lo maro sia sconfo[n]duto.
4970 Dio ly conseie et quily chi sonto yn Girosalem remanuty.
a E nuy con tuty vostry baron tuto el vostro saludo!"
4971 „O dio," dize Ynida „zamay non voio vivre pi[u]e,
Quando mia speranza el mio signore azo perduto."
Del tuto s'esmania e tuta se derompe,
4974 „Ay chavalaria," dize ela „ora ch'è adovenuto
Largeza alta et zete et onore tuto compito

Digitized by Google

Brais de justisse et aubre de vertu
4977 Consoil de tot consoil de pobres deçaü?
Hay cristentés, cum . . . .
Hay çaitis rois, ne fustes mès nascu!
4980 Ne toy remambre, çaitis hom maletru,
Desoç Rome al camps o fustes abatu
E tes barons e mors e confondu
4983 E l'Avernaus mort ch'en çe n'oi cestu
E la stendars frapés e tes barons fuu
E por mons et por vaus et por ces poi agu?
4986 Wn tot sous ne en fust aremansu,
Se ne fust le cons Hue cum la force Yesu.
Mais honors mondans n'aüses plus eü,
4989 Sol por diex et mon signor corone avés tenu."

CXCII.

Qui donc oïst la dame dementer ses dolors,
N'estoit si dur cuer qe ne venist tendror
4992 Dians: „Ay lase, perdus ay mon signor;
Car sol por moy topine peceor
S'en veit celui qe tart fara retor;
4995 E çe por lui morai a langor."
Lor cheit pasmee tramortie cum suor,
Ses barons le redrice a lermes et a plor.

Brazo de yustizia et ombra de vertude?
4977 Consolame! De tuto sonto sconsolata e povera descazuta.
Ay cristianità, como ay tuo onore perduto,
4979 Ay, zadio re de Franzia, non fusto zamay nasudo!
a O m'a tu mandà el mio zentil omo malconosente?
4981 Desopra Roma al campo on fusty abatudo
E toy baron morty et sconfonduty,
4983 E l'Avernos li fo morto per costuy,
E toy stendardy fono frapady et tuta toa zente fuzino
Per monte e per piano e per coste donda lor pono piue,
4986 Che un tuto solo non fosse remanuto,
S'el non fose lo conte Ugon con la forza de Yesu.
Onore mondà n'averisty may abiuto,
4989 Se per dio el mio signore corona avite tenuta."

CXCII.

Adonche avea la dona demen(tr)é suo gran dolore,
Non è sy duro coro a chi non vinese tenereza
4992 Dizendo: „Ay lasa, che faray? Perduto ay el tuo signore
Ch'el s'en va per my topina pecadora.
T74(73)a] S'en va coluy che tardy farà so retorno
4995 Et eio morirò per luy a mal tormento."
Alora se crite spasimare e tramorti con sudore,
Soy fradely et cusiny la drizono lagremando.

Digitized by Google

4998 Desor la sale estoit si grant le frapor,
Ch'en la ville plurerent tot grans e menor.
Atant ech vos Galudins uciant cum paor,
5001 De part la presse ne est aresteor;
Ou il voit Ynide q'avoit perdus ses color,
Bien la salue dousemant por amor
5004 Da diex de gloire le veras criator,
„Dame," fit il „il est ambaseor
Che a vos envoie li magne empereor.
5007 Qe commandés? Dites vetre volor
De l'entrer ou de non! Çe serai torneor."

4998 Desopra la sala era si gran cridore,
Che yn la tera plurava li grandi e ly menory.
Atanto che vado Galudize lo portonaro,
Departy che fo la presia non s'arestà za ponto,
5002 El vite Ynida che perduto avea lo colore
5005 In quela va ne e dize: „Dona, a la porta sono anbasadory
Che v'envia (da) lo magno ymperadore Carlone.
5007 Che comandate? Dite a my el vostro volere
De l'entrare o no, che retorno alora!"

Nachträglich sei noch ausdrücklich bemerkt, dass die gleiche Textlücke, wie in B zwischen Bl. 41d (Z. 6067) und Bl. 43a (Z. 6224), sich auch in T nach Bl. 87 (86) a 4 findet, und dass ihr schätzungsweise von mir angenommener Umfang (6068—6223) nicht genau festzustellen ist.

Digitized by Google

Zu den

Refranes glosados.

Von Prof. Dr. Robert Heiligbrodt.

Nach Sbarbi, Monografía sobre los refranes castellanos, Madrid 1891, p. 326 s., *und* Viñaza (Conde de la), Biblioteca histórica de la filología castellana, Madrid 1893, nº 1431 *und* 1432, col. 1917—18, *gibt es von den* Refranes glosados *folgende Ausgaben:*

a. Refranes glosados. *Ohne Angabe des Ortes, des Druckers und des Jahres. (Aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts.)* 4⁰, 16 *Bll., got.*[1])

b. — —. Burgos 1509. 4⁰, *got.*[2])

c. Refranes famosissimos y prouechosos glosados. Burgos, Fadrique aleman de Basilea 1515. 4⁰, 12 *Bll., got. in* 2 *Spalten.*[2])

d. Refranes glosados. Burgos, Alonso de Melgar 1523 (*nach* Viñaza; 1524 *nach* Sbarbi). 4⁰, *got.*, 16 *Bll.*[3]).

e. — —. 1529. 4⁰, *got.*, 16 *Bll.* (*Nur von* Viñaza *aufgeführt.*)

f. — —. 1541 (*ohne Druckort*). 4⁰, *got.*, 16 *Bll., mit Holzschnitt auf dem Titelblatt.*

g. — —. Valencia, Alvaro Franco 1602. 8⁰. Sign. A—D, *je* 8 *Bll.* (*Nur bei* Sbarbi *angeführt.*)

h. Refranes famosissimos y provechosos glosados. (*Neudruck der Ausgabe* Burgos 1515). *Herausgegeben von* Duplessis *am Schlusse seiner* Bibliographie parémiologique. Paris, Paul Renouard 1847. (*Davon nur* 14 *Separatabdrucke.*)[4])

i. Refranes glosados. *Photolithographischer Abdruck der Ausgabe* 1541. (*In Paris hergestellt* 1870 *von* José Sancho Rayón). *Der genaue Titel meines Exemplares lautet:*

---

[1]) *Ein Exemplar befand sich im Besitz* Sbarbis; *s. dessen* Refranero General Español, t. VII, Prólogo p. VI s. *und* Monogr., p. 347, nota 1. *Eine solche Ausgabe auch zitiert von* Brunet, Manuel du libraire, 5ᵉ éd., t. IV.

[2]) *S. auch* Brunet, Manuel du libraire, 5ᵉ éd., t. IV, col. 1179 *und* Graesse, Trésor des livres rares et précieux, t VI, I, p. 60, col. 2. — *Benutzt ist die oben bezeichnete Ausgabe von* Ida von Düringsfeld *und* O. von Reinsberg-Düringsfeld *für ihre „Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen“ (s. Bd. II p.* 638*).*

[3]) *Nach* Viñaza: Burgos por Alonso de Melgar: á XXVII dias del mes de Enero año de mil. d. XXIII Años. *Nach* Brunet, Man., t. IV *und* Graesse, Trésor, t. VI: Burgos, por Alonzo de Melgar 1524. *Nach* Brunet, Supplément II: Fue empresso este presente tractado en . . . Burgos por Alonso de Malgar (sic!), a XXVIII dias del mes de Enero año de mil D. XXIIII años.

[4]) *Ein Exemplar dieser Ausg.*, 8⁰, 20 *Bll, in* 2 *Spalten, durch* H. Welter *in* Paris *verkauft* (Nr. 8916 *seines Katalogs* F).

Digitized by Google

Refranes glosados. (*Holzschnitt: Der Verfasser in Priesterkleidung, in seinem Arbeitszimmer schreibend.*) Refranes glosados. En los quales qualquier que con diligencia los quisiere leer hallara prouerbios: y marauillosas sentencias: y generalmente a todos muy prouechosos. 1541. *Vorletzte Seite:* Fin de la presente obra. *Letzte Seite, mit Randleisten geschmückt: Auf einem von zwei Engeln gehaltenen Bande:* Surgite mortui, venite ad judicium. *Darunter* Fides Charitas Spes *dargestellt; hierneben:* Horum trium maior est charitas. *In der Mitte der unteren Randleiste* M *mit hineingeschlungenem* S. *In der Mitte der ganzen Seite ein Wappen mit dem Wahlspruch* PLVS VLTRA. *Der äußere Umschlag enthält auf der Vorderseite den genauen Abdruck des Titelblattes, während auf der letzten Seite nur das Wappen wieder abgedruckt ist ohne die Randleisten.*[5])

j. Refranes glosados. *Abdruck der Ausgabe von* 1541 *bei* Sbarbi, Refranero general español, Madrid 1876, tomo VII.

k. Refranes glosados, por Dimas Capellan. Toledo, Juan Varela 1510. 4⁰.[6])

Von diesen Ausgaben besitze ich selbst i *und* j; *leider haben sich trotz der Bemühungen des „Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken" in Berlin die übrigen Ausgaben auf keiner Bibliothek nachweisen lassen. Ich habe jedoch Gelegenheit gehabt, noch zwei andere weder von* Sbarbi *noch von* Viñaza *genannte Ausgaben genauer durchzusehen, nämlich:*

l. Refranes en prosa glosados por el reuerēdo mossen dimas clerigo. (*Darüber Holzschnitt: Der Vater, in sitzender Stellung dargestellt, spricht die Worte* Accipe fili documenta patris tui *zu dem vor ihm stehenden Sohne.*) *Drittletzte Seite, Schluß:* A dios gracias. *Vorletzte Seite:* Fue impresso este presente tratado enla muy noble ciudad de Valencia por Juan Joffre. ʒ acabose a .IX. del mes de Febrero. Año MDXXIII. 4⁰, *got.*, 16 *Bll.*, *Sign. A—B. Letzte Seite ausgefüllt durch großes Wappen, daneben der Wahlspruch*: PLVS VLTRA. (*K. B. Hof- und Staatsbibliothek München:* 4⁰ P. O. hisp. 15k.)[7])

m. Refranes glosados, los quales contienen muy singular doctrina, para saber viuir bien y virtuosamente: assi para grandes, como para pequeños. Agora nueuamente corregidos y emēdados, por el Bachiller Esteuan Gomez, natural de Cordoua. (*Holzschnitt: Ein auf seinem Throne sitzender König, mit der Krone auf dem Haupte und dem Zepter in der Rechten; der Sohn, vor ihm stehend.*) Con Licencia. Impresso en Barcelona, Por Sebastian de Cormellas, al Call, Año 1624. *Schluß*

[5]) *Ein Exemplar dieser Ausgabe ohne Ort und Drucker* 1541. 4⁰. (*Facsimile*) *findet sich nach einer Mitteilung der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden an das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in genannter Bibliothek unter Signatur* Ling. Hisp. 32, 11.

[6]) *Zuerst verzeichnet bei* Nicolas Antonio, Bibliotheca Hispana, Romae 1672 *mit den Worten:* DIMAS CAPPELLAN, scripsit Refranes glossados. Toleti, apud Joannem Varela. 1510. 4. *Über Zweifel betreffs des Namens des Verfassers, ob* Dimas *Vatersname und* Capellan *Amtsname sei, s.* Sbarbi, Refr. gen. esp., t. VII, Prólogo, p. V, *und* Monogr. s. los refr. 327a *und* 347, nota 1.

[7]) *Die erste Notiz über diese Ausgabe findet sich in* Ticknor-Julius, *Geschichte der schönen Literatur in Spanien*, 1867 *Bd.* II 529 *Anm.* 3. *Benutzt ist die Ausgabe bereits von* Ed. Boehmer *in seinen* Refranes cogidos por Juan de Valdés (*s.* Roman. Studien, *Bd.* VI, *S.* 492); *es kann kein Zweifel mehr bestehen, daß der Verfasser der* Refr. glos. Dimas *hieß und den Vornamen* Mossen *führte.* Capellan *der Ausg.* 1510 *war sein Amtstitel, ebenso wie* clerigo *in der obigen Ausg. von* 1523.

Digitized by Google

auf der vorletzten Seite: A Dios gracias. Impresso en la muy insigne y leal Ciudad de Barcelona, en casa Sebastian de Cormellas, al Call. Año de MDCXXIIII. *Letzte Seite leer. Kl.* 8°, *Sign. A—C, je* 8 *Bll.* (*K. B. Hof- und Staatsbibliothek München:* L. eleg. m. 407. Gomez.)[8])

Verzeichnis der benutzten Bücher und der Abkürzungen.

Ac Diccionario de la lengua castellana por la Real Academia Española.

AdlR Amador de los Rios; *s. Vj.*

Arce Adagiorum Fernandi Arcaei Beneventani quinquagenae quinque. Salamanca 1533; *zitiert nach dem Abdruck bei* Sbarbi, Monografía sobre los refranes, p. 54—58.

B Ed. Boehmer, Refranes cogidos por J. de Valdés (Roman. Stud. VI 491 ff).

Cah Quelque six mille proverbes p. Ch. Cahier. Paris 1856, n⁰ 3169—3768: Proverbes espagnols.

Caro Refranes y modos de hablar castellanos p. Caro y Cejudo. Madrid 1792.

Cel Celestina = Comedia de Calisto ꝛ Melibea. Burgos 1499. Reimpresion p. p. R. Foulché-Delbosc. (Bibliotheca hispana XII.) Madrid 1902.

Cifar Wagner, The Sources of El Cavallero de Cifar. (Revue Hispanique X 1903 p. 61—74).

Collins Dictionary of Spanish Proverbs. By John Collins. London 1823.

Cov Covarruvias, Tesoro de la Lengua Castellana. Madrid 1674.

Cron Primera Crónica General de España p. p. Ramon Menéndez Pidal. T. I. (Nueva Bibl. de Aut. Esp. 5.) Madrid 1906.

Dms Refranes en prosa glosados por el reverendo Mossen Dimas, clérigo. Valencia 1523.

Dür Sprichwörter der germ. u. roman. Sprachen von Ida von Düringsfeld u. O. von Reinsberg-Düringsfeld. 2 *Bde.* Leipzig 1872. 1875. *Ich zitiere Band und Nummer.*

F Refranes glosados. 1541. *Photolithographischer Faksimiledruck.* (Madrid 1870.)

Gar Cartas en refranes de Blasco de Garay, *abgedruckt in* Sbarbi, Refranero gen. esp., t. VII p. 55—107, *dessen Seiten ich zitiere.*

Gz Refranes glosados nuevamente corregidos y emendados por Estevan Gomez. Barcelona 1624.

Ha Haller, Altspanische Sprichwörter. 2 *Teile.* Regensburg 1883.

Hgns Constantin Huygens, Koren-Bloemen. Tweede Druck. t' Amsterdam, By Johannes van Ravesteyn 1672, p. 617—732: Erste Deel. Elfde Boeck: Spaensche Wysheit, Vertaelde Spreeckworden.[9])

---

[8]) Haller, *Altspanische Sprichwörter* II 123, n° 30 *führt den Titel obiger Sammlung an, und* I, n° 102, *zitiert er eine Stelle daraus. Schon der Titel ließ mich vermuten, daß es sich um eine neuere Ausgabe der* Refranes glosados *handelte. Eine Vergleichung des Zitates mit dem photolithographischen Abdruck der Ausg.* 1541 *bestätigte vollständig meine Vermutung.*

[9]) *Mein Exemplar des weder* Sbarbi *noch* Viñaza *bekannten zweiten Druckes, Teil* I, *Buch* XI, *S.* 617—732, *enthält* 1309 *Sprichwörter,* Sbarbis *Exemplar einer ersten Ausgabe dagegen* 1318 *auf S.* 1126—1268 (*s.* Sbarbi, Monogr. p. 389 *und* Viñaza, n° 1467).

Digitized by Google

Koeler Sammlung spanischer Sprüchwörter von Fr. Koeler. Lpzg. 1845.

Luna Dialogos familiares. Compuestos y corregidos por J. de Luna. Paris 1619, *in*: Sbarbi, Refr. gen. esp., t. I p. 155 ss. *Ich zitiere die Dialognummer und* Sbarbis *Seitenzahl.*

Mlr La Philosophia vulgar de Juan de Mal Lara. Primera parte que contiene mil refranes glosados. Sevilla 1558. La Filosofia vulgar de Juan de Mal Lara. Madrid 1618. *Die Sammlung ist in* 10 *Zenturien eingeteilt; ich zitiere, indem ich von* 1—1000 *durchzähle.*

Mz Arcipreste de Talavera (Corvacho ó Reprobación del amor mundano) por el Bachiller Alfonso Martinez de Toledo (Sociedad de Bibliófilos Esp., XXXV. Madrid 1901).

Nz Refranes ó Proverbios en Romance que nuevamente colligió y glossó el comendador Hernan Nuñez. Salamanca 1555.

Oud Dial Dialogos en Español y Françés. Por César Oudin. A Bruxelles 1675.

Oud oder *Oud Refr* Refranes ó Proverbios Españoles, traduzidos en lengua Francesa p. César Oudin. Paris 1624. Bruxelles 1608. 1634.

Sarm Sarmiento, Memorias para la hist. de la poesia y poetas españoles. Madrid 1775.

Sb Refranes glosados. 1541; *abgedruckt in* Sbarbi, Refr. gen. esp., VII. Madrid 1876.

Sb RG Sbarbi, Refranero general español.

Tim El Sobremesa y Alivio de Caminantes, de Juan de Timoneda. (Bibl. de Aut. Esp., T III: Novelistas anteriores á Cervantes); *ich zitiere die Seitenzahlen.*

Vj Refranes que dizen las viejas tras el huego. Sevilla 1608, *abgedruckt bei*

Vj ^My^ Mayans i Siscar, Origenes de la lengua española II 179 ss. *und in den*

Vj ^AdlR^ Obras de Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marqués de Santillana p. p. José Amador de los Rios. Madrid 1852, p. 504 ss.

Vj gls Los refranes que recopiló Ynigo Lopez de Mendoça. Agora nuevamente glosados. Valladolid 1541. *Abgedruckt bei* Sb RG, I. Madrid 1874.

Vlds Lg Juan de Valdés, Diálogo de la lengua, *her. von* Ed. Boehmer (Roman. Studien Heft 22, Bd. VI, S. 399 ff).

Vlls (Valles): Libro de refranes. Copilado por el orden del A. B. C. Çaragoça 1549.[10])

Yr Juan de Yriarte, Refranes Castellanos traducidos en verso latino. (Obras sueltas de D. J. de Yriarte, T. II p. 1—326) Madrid 1774.

* *hinzugefügt zu* Ha *und* Mlr *bezeichnet, daß ein* refran *sich als Zitat innerhalb der betreffenden Stelle findet, nicht als Überschrift.*

Ohne mich hier auf eine vollständige Vergleichung der mir zugänglichen Ausgaben der Refranes glosados — Dms, F, Sb, Gz — *einzulassen, kann ich doch bestimmt sagen, daß sie sämtlich miteinander übereinstimmen. Als Verfasser ist offenbar* Mossen Dimas *anzusehen, der in der Ausgabe* Toledo 1510 *als* capellan *und in der von* Valencia 1523 *als* clerigo *bezeichnet wird. Die späteren Ausgaben sind dann ohne Angabe des Verfassers erschienen.*

[10]) *Das von mir benutzte Exemplar befindet sich in einem Sammelbande der K. B. Hof- und Staatsbibliothek München. Signatur*: 4° H. As. 16.

Digitized by Google

Der Bachiller Estevan Gomez, natural de Cordova, *bezeichnet sich selbst in seiner Ausgabe,* Barcelona 1624, *nur als neuen Herausgeber. Bei ihm findet man eine Reihe von Auslassungen, aber auch von Zusätzen. Besonders fällt es auf, daß* Gomez *die Orthographie modernisiert und zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchliche Wörter durch moderne ersetzt hat.*[11])

Im folgenden beschränke ich mich darauf, die in den Refr. glos. *vorhandenen Sprichwörter in alphabetischer Reihenfolge unter fortlaufenden Nummern abzudrucken. Die römische Ziffer hinter einem jeden Sprichworte bezeichnet das betreffende Kapitel, dessen Angabe zur leichten Auffindung in sämtlichen Ausgaben genügt, besonders da die* refranes *überall jedesmal eine besondere Reihe einnehmen. Wo nichts Besonderes von mir angegeben ist, ist in* Dms, F, Sb *und* Gz *dieselbe Lesart. Sobald Abweichungen, auch in der Orthographie, vorhanden sind, führe ich sie an.* Dür *verzeichne ich in allen Fällen, wo von den Herausgebern altspanische Sprichwörter zitiert werden, da diese auf die von ihnen benutzten* Refranes famosissimos y provechosos glosados, Burgos 1515, *zurückgehen und mir diese Ausgabe selbst nicht zu Gesicht gekommen ist.*

Silben- und Worttrennung, Silben- und Wortverbindungen (Anhängung der Fürwörter an Verbalformen), Majuskeln, Scheidung von u *und* v, *von* i *und* j, *Interpunktion habe ich überall gleichmäßig durchgeführt. Auf Anwendung von Akzenten habe ich verzichtet.*

Wo Assonanz oder Vollreim sich findet, habe ich einen Zwischenraum gelassen. Zu den einzelnen refranes *habe ich zunächst aus* Vlls, Ha, Vlds, Nz, Mlr, Gar *die Parallelen hinzugefügt; andere Sammlungen sind dann noch gelegentlich herangezogen, wo sie besonderes Interesse boten. So zeigt z. B.* Cahier *an verschiedenen Stellen ganz deutlich, daß er die* Refranes glosados *benutzt hat. Um nun bei der Verzeichnung von Parallelstellen nicht immer das ganze Sprichwort zu wiederholen, deute ich durch einen wagerechten Strich an, daß die Ergänzung aus dem unmittelbar Vorhergehenden zu entnehmen ist. Nur für wenige Sprichwörter habe ich eine Parallele nicht aufgefunden.*

Betreffs eines von mir gefundenen Druckversehens in F *und* Sb *möchte ich schon hier auf* Nr. 304 *und* 327 *hinweisen.*

Sämtliche Ausgaben beginnen mit der gleichlautenden Inhaltsangabe:

Un muy virtuoso hombre allegandose a la vejez considerando que los dias de su bivir (vivir *Gz*) eran breves desseando que un solo hijo que tenia fuesse sabiamente instruydo y consejado: (aconsejado, *Gz*) para que discretamente biviesse, de los presentes proverbios y refranes le doctrino (lo doctrinò y le dixo. *Gz*).

Alsdann folgt die Widmung. Die Ratschläge des Vaters an seinen Sohn sind übereinstimmend in folgende 12 *Kapitel eingeteilt:*

Cap. I. Que no deves hablar mucho.
„ II. Que deves tomar consejo.
„ III. Que habla de las mugeres.
„ IV. Como te deves aver con tu muger.

---

[11]) *Z. B. statt* arrapamiento, assechar, ca, comportar, a la derreria, estropeçar, moxca, a la primeria, servar *finden sich bei* Gz: arrebatamiento, azechar, porque *(mehrmals ist das Wort* ca *ganz weggelassen),* sufrir, a la postre, tropeçar, mosca, al principio, guardar.

Digitized by Google

Cap.	V.	Como deves tener orden en tu casa.
„	VI.	Como te deves guardar de contender ni pleytear, en especial (special *Dms*) con mayor que tu.
„	VII.	Como deves hazer limosna.
„	VIII.	Como deves ser diligente en adquirir (*F Sb; adquerir Dms Gz*) hazienda (*F;* haziendas *l.* hazienda *Sb; fehlt Dms Gz*) y discretamente usar de aquella (*F Sb Dms* aquello *Gz*).
„	IX.	Como te deves aver prudentemente en tus negocios.
„	X.	(XI *Dms, Druckfehler*) Que en tus cosas y buenas obras deves ser constante.
„	XI.	Como te deves guardar de malos vicios.
„	XII.	Como te deves guardar de malos amigos.

Nunmehr mögen die von mir alphabetisch geordneten Sprichwörter folgen:

1. A bestia loca, recuero modorro. IX. *Dür* I 258. *Vlls Ha* 14. *Nz.* A asno modorro, arriero loco. *Gar* 94.

2. A boca que no habla, Dios no la oye. XI. Boca —. *Cah* 3243. A quien no h., no le oye Dios. *Vlls Ha* 285. *Gar* 60. Quien —. *Vlls Vj Nz.*

3. A buen entendedor, pocas palabras. V. XII. *Dür* II 705. *Vlls Ha* 7. *Vj gls Mlr* b[v], col 1. *Gar* 67. Al b —. *Arce.*

4. A buen hijo ni a malo, no le cale heredar. V. — cave h. *Cah* 3462. Ni al b. h. heredar, ni al malo dexar. *Vlls Mlr* 770.

5. A burlas ni a veras, con mayor que tu no partas peras. VI. *Dms F Sb Dür* I 718. De b. ni de v., —. *Gz.* En b. ni en v., con tu amo no p. p. *Cah* 3215. — con tu señor no p. p. *Vj gls Nz.* Ni en b. ni en v., con tu s. no p. p., darate con las duras, y comerse ha las maduras. *Vlls.*

6. A cada puerco viene su sant Martin. VI. — santmartin. *Dms.* — san m. *F Sb.* — san M. *Gz.* A c. p. le v. su sant M. *Dür* I 815. A c. p. su s. m. *Vlls Ha* 20. *Nz.* Para c. p. hay su s. M. *Gar* 167.

7. A clerigo mudo, todo bien le huye. XI. *Vlls Ha* 432. Al c. —. *Cah* 3249.

8. A cuenta vieja, baraja nueva. XI. *Vlls Ha* 38. A cuentas viejas, barajas nuevas. *Nz.* C. v., varajas n. *Vlls.* Barajas n. sobre c. v. *Vlls Gar* 60.

9. A hija casada, salenle yernos. X. — salen los y. *Dür* II 625 *Cah* 3460. — salennos y. *Vlls Ha* 83. *Nz Mlr* 73.

10. A juego forçado, no le cale muestra. VI. —, no le cumple nuestra (*l.* muestra), o maña. *Vlls; fehlt bei Ha.*

11. A la larga, el perro a la liebre mata. IV. A l. l., el galgo a —. *Arce Nz.* A la corta o a la l., el galgo a —. *Vlls Ha* 104.

12. A la muger y a la gallina, tuercele el cuello si la quieres buena. IV. *Sb Gz Dms* (tuerçele). *F* (cuelo *l.* cuello). — el cuello, y darte ha la vida. *Vlls Ha* 102. *Mlr* 74. *Nz.*

13. A la otra puerta, que aquesta no se abre. VI. A essa o. p., q. esta —. *Vlls Ha* 60. *Gar* 70 102 (esotra).

14. A mal capellan, mal sacristan. I. *Dür* II 641. *Vlls Ha* 447. *Cah* 3279. Al m. —. *Nz.* Quien ha m. c., m. s. *Vlls.* A buen c., mejor s. *Tim* II 58 p. 181[b] *Vgl.* n° 298. 318.

Digitized by Google

15. A mal hablador, discreto oydor. I. *Nz.* — oidor. *Cah* 3581.

16. A mala llaga, mala yerva. I. *Vlls Ha* 186 *Nz Cah* 3500.

17. A palabras locas, orejas sordas. I. *Vlls Ha* 257 *Cah* 3590. *Arce Nz Gar* 71. A p. l. fazer o. s. *Mz* 289.

18. A perro viejo, no le digas cuz cuz. XI. *F Sb.* —, no le d. quiz quiz. *Dms Gz Cah* 3758. — no cuz cuz. *Vlls Ha* 255. *Vlds Lg* 39 *B* 495. — no hay: Tus, tus. *Cah* 3758. A p. v. nunca cuz cuz. *Nz Gar* 63 101 — nunca tus, tus. *Cov, perro, retoçar.*

19. A ti lo digo, hijuela; entiendete, nuera! III. *Dms.* —, entiendete tu, nuera! *F Sb.* —, entiendelo tu, nuera! *Dür* II 444 *Cah* 3381. —, entiendelo tu, mi nuera! *Gz.* —, mi norezuela. *Vlls Ha* 341. A ti digo, mi h., — mi nuerezuela. *Gar* 70.

20. A todo ay remedio, sino a la muerte. IX. *F Sb Gz Dür* II 458 (hay). *Vlls Ha* 337. A todos —. *Dms.* A todo ay maña, sino —. *Vj gls Nz.* Para todo ay medio (*l.* remedio), sino para el morir. *Vlls.*

21. A todos dan consejo, y no lo toman para si. II. *Dür* II 239 (le). *Cah* 3335. *Vlls Ha* 338.

22. Aca no me veas mal passar, que alla no me veras penar. V. *Dms F Sb. Bei Gz ersetzt durch* n° 227.

23. Al buen callar llaman sancho. I. *Dms F Sb* — Sancho. *Gz Arce (zweimal) Gar* 68 *Mlr* b^{v}, col 1; 927* — sancho, o saggio. *Vlls Ha* 126*. A b. c. ll. s. *Vlds Lg* 39 *B* 495. A b. c., ll. S., al bueno bueno, Sancho Martinez. *Nz.*

24. Al buey por el cuerno, y al hombre por la palabra. I. *Dür* II 700 (bue). *Arce.* — por el vierbo. *Nz Mlr* 862*. El b. —, y el h. p. la p. *Gar* 67. Al hombre p. l. p., y al buey p. el c. *Vlls Ha* 93. *Mlr* 862.

25. Al enfornar se hazen los panes tuertos. III. *Dms Gz.* Al enhornar —. *F Sb Dür* I 279 (hacen). *Vlls Ha* 137. Al e. se tuerce el pan. *Nz.* Quien mal enhorna, saca los panes tuertos. *Gar* 97.

26. Al que Dios quiere bien, la casa le sabe. V. *Mlr* 2*. A quien D. —. *Cah* 3283 *Mlr* 2; b iij^{v}, col 1. *Vj gls.* A quien D. — s., y a quien mal, la casa y el hogar. *Gar* 59 *Vlls Ha* 272. —, a q. m., ni la c. ni el h. *Nz Mlr* 2*.

27. Alla van leyes do quieren reyes. VI. *Gz Vlds Lg* 73 *B* 496 *Vlls Ha* 144 *Nz Mlr* b^{v}, col 2. *Cah* 3492. — q. los reyes. *Dms F Sb.* O quieren reys, alla van leys. *Cron* 543^{b}.

28. Allegate a los buenos, y seras uno dellos. VI. *Vlds Lg* 39 *B* 496 *Vlls Ha* 168 *Nz* (*fehlt* y). Juntate a — de ellos. *Cah* 3241.

29. Amor de niña, agua en cestilla. *F Sb Gz Dms* (çestilla). *Vlls Ha* 187 *Vj gls Mlr* 532. — niño, — cestillo. *Nz Cah* 3199. — cesto. *Vj Gar* 65.

30. Antes cabeça de gato que cola de leon. X. *Dür* I 186. *Vlls Ha* 344. — de raton —. *Nz.* Mas vale al garzon ser cabeça de gato q. c. de l. *Nz.* Mas vale ser cabeza de raton q. —. *Gar* 101. Mas vale ser cola de leon que cabeça de raton. *Vlls Ha* 344*.

31. Antona que va de mañana a missa, y torna a hora de nona. IV. *F Sb Gz Dms* (ora). *Vlls Ha* 555. A. que fue a misa, y vino a nona. *Gar* 92. A. salio de mañana y bolvio a nona. *Nz.* En hora buena Antona, fuistes a missa, venistes a n. *Nz.*

32. Aquel es buen cirujano, que ha sido bien acuchillado. IX. *F Sb Cah* 3298. — çirugiano —. *Dms.* — çurujano —. *Vlls Ha* 313. — cirugiano, que es b. a. *Gz.* No ay mejor cirujano que el b. a. *Vlls Gar* 62 103 *Nz.* No hay tal c. como el b. a. *Arce.*

33. Aquel se haze mucho de rogar, que no le plaze virtudes obrar. VI. *Vlls Ha* 451 *Nz* 13[d] (*als Übersetzung aus dem Katalanischen*).

34. Arre, dexale dezir. VI. *F Sb Gz Vlls Ha* 289. Harre —. *Dms.*

35. Asno de muchos, lobos le comen. X. *F Sb Dür* I 429. *Vj gls Nz.* — lo c. *Vj Vlls Ha* 312. —, l. se le c. *Dms.* —, l. se lo c. *Gz Dür* I 429. Oveja de m., l. la c. *Vlls.*

36. Ayamos paz, y moriremos viejos. I. *Vj gls Vj Vlls Ha* 367 *Cah* 3624.

37. Bezerreta mansa, todas las vacas mama. III. *Dms F Sb Dür* II 316 *Cah* 3531. Bezerrica m., —. *Gz Dür* II 316 *Nz.* Bezerrilla m., —. *Gar* 80. —, a su madre y a la ajena mama. *Vlls.* —, mama a s. m. y la a. *Vj gls Mlr* 572. Oveja duenda, mama su m. y la a. *Vlls Nz* (a la a.).

38. Bien canta Marta, despues de harta. III. *Gz.* — marta, —. *Dms F Sb Vlls Arce Nz.* —, quando esta harta. *Vj gls.*

39. Bien demanda, quien bien sirve. IX. *Vlls.* Quien bien sirve, callando pide. *Vlls.*

40. Bien es asno quien asno tiene, mas mas asno es quien no lo tiene. X. *Dms F Sb Cah* 3226. — tiene, mas asno —. *Gz Vlls.*

41. (Bien es) quien por mal de ostro se castiga. III. (Bien es *ist aus der vorhergehenden Zeile heranzuziehen*); *s.* n° 268. Escarmentar en cabeça agena. *Nz Vlls Gar* 62. — doctrina buena. *Nz.* Bueno es escarmentar en c. a. *Gar* 102.

42. Biva la gallina, y biva con su pepita! IX. *Dms F Sb.* Viva la g., y viva —! *Gz Cah* 3432. Viva la g. con s. p.! *Vlls.* Biva —. *Vj gls Nz.*

43. Bivamos claros, si quiera bien endeudados. VIII. *Dms F Sb.* Vivamos —. *Gz Vlls.* B. c., siquiera bien adeudados. *Nz.*

44. Bueno es missar, y casa guardar. IV. *Vlds Lg* 69 *B* 497 *Vlls.* B. es missa missar, —. *Nz Mlr* 238.

45. Buscar cinco pies al gato. IX. *Dür* II 413. *Nz* 91. Buscays c. — g., y el no tiene sino quatro. *Nz.* Buscas c. — quatro. No, que cinco son con el rabo. *Vlls.*

46. Calla, y coge piedras. VI. *Vlls Cah* 3266.

47. Callen barvas, y hablen cartas. XI. *Dms F Sb; Gz fehlt; Vlls Nz Vj Gar* 60.

48. Cantaro que muchas vezes va a la fuente, o dexa el asa o la frente. III. *F Sb Gz Dür* I 940 (fruente). — dexa asa —. *Dms fehlt der Artikel* el; *doch ist der Platz dafür am Ende der Reihe vorhanden.* Cantarillo — el assa —. *Vlls.* — el asa —. *Vj gls Gar* 69. — la asa —. *Nz.*

49. Casa en canton, y viña en rincon. X. *Vlls Nz.* Ni casa —. *Nz.* Viña e. r., y morada e. c. *Gar* 97.

Digitized by Google

50. Casaras, y amansaras. III. *Vlls Cah* 3288 (amanseras *Druckfehler*). *Mlr* 270 494*.

51. Cavallo harto no es comedor. XI. *Dms F Sb Dür* II 280. *Vlls Cah* 3282 (Caballo); *Gz fehlt.* Hombre harto —. *Vlls Arce Nz Gar* 65 104. *Mlr* 973. *Vj gls* (Ombre). El hombre —. *Mlr* 780*.

52. Comadre andariega, donde vo, alla os hallo. Si vos, comadre, estuviessedes en vuestra casa, con la pierna quebrada, no me veriades en cada casa. III. *Dms F Sb.* — voy, —. *Gz Cah* 3304 (estuviesedes). *Nur der erste Teil: Gar Nz Mlr* 575. — vo, alli — en cada casa. *Vlls. Nur den zweiten Teil, die Entgegnung auf den ersten, s.* n° 284.

53. Comed, mangas, que por vosotras me hazen honra. VII. *Dms Gz.* — honrra. *F Sb.* — por vos me —. *Vj Nz.* Come, m., q. p. vosotras se haze la fiesta. *Vlls.* Comedlo vosotras, mangas. *Vlls Arce* (Comeldo).

54. Comereys puerco, y mudareys de acuerdo. II. *Dms Gz.* Comeres (*l.* comeras) — mudaras —. *F Sb.* Comereys — mudareys acuerdo. *Vlls Nz.*

55. Como es gran dolor, muchas manos en un tajador. VII. *Dms F Sb.* — a un t. *Gz Vlls.* Gran — a un t. *Vlls.* No veo mayor d. que m. m. en u. t. *Vj.* — a un t. *Vj gls.* No hay mayor mancilla q. m. m. a una escudilla. *Arce Vlls.*

56. Comprar tres sardinas, y dar cinco fritas. XI. *Nz.* — freytas. *Vlls.*

57. Con lo que pedro sana, Domingo adolesce. II. *F Sb.* — adoleçe. *Dms.* — adolece. *Gz Vlls.* —, Sancho adolece. *Vlds Lg* 79[2] *B* 497. C. lo q. Sancha sana, Marta cae mala. *Nz.*

58. Daca el gallo, toma el gallo, quedan las plumas en la mano. VIII. *Vlls Vj gls Nz.* Entre daca —, se q. —. *Gar* 92.

59. Dadivas rompen peñas. VIII. *Gz.* D. r. las p. *Dms F Sb.* D. quebrantan p. *Vlls* (*mit Glosa*) [12]) *Cah* 3359 *Vj Nz Mlr* a viij col 2 *Gar* 91 101. El dar quebranta las piedras. *Arce.* — l. peñas. *Mz* 59[1] 115[2]. — quiebra las pyedras. *Mz* 59 115.

60. Dar a sant Pedro, y no tanto que hombre se aya de yr tras el. V. *F Sb Dms; fehlt bei Gz.* No des tanto a san Pere, que le vayas derrere. *Vlls.* No — Pedro, que despues ayas de andar atras. *Nz* 86[d] *als Übersetzung aus dem Katalanischen.*

61. De aqueste dal dal, yo merezco el mal. IX. *Gar* 89. —, ya m. —. *Vlls.* De este d. d., yo m. —. *Nz.*

62. De buena casa, buena brasa. VII. *Vlls Nz Cah* 3282.

---

[12]) *Bei Vlls* i viij[v] *findet sich hierzu folgende Erklärung:*

Muneribus vel dii capiuntur.
Dadivas quebrantan peñas.

Para encarecer quanta fuerça tengan las dadivas y presentes, dize el refran que no solamente los hombres se aplacan con dones, mas los dioses, y no solamente las dadivas quebrantan los blandos coraçones, pero aun rompen los muy duros y asperos, como peñas. Que cosa ay mas dura que el coraçon del enemigo? pero con dadivas se amansa. Que cosa ay mas brava que el coraçon de la muger airada? pero presentes la doblan. Que cosa ay mas furiosa que ira de señor? pero dadivas la quebrantan. Luego bien dize el refran que dadivas quebrantan peñas. Pueden se aplicar a muchas cosas que por ser claras y no ser prolixo las dexo.

Digitized by Google

63. De buena planta planta la viña, y de buena madre toma la hija. III. — tu viña —. *Gar* 95. — la vite, y —. *Dür* II 446 *Cah* 3459. De b. p. la viña, y de b. m. la h. *Vlls.* De b. vid p. la viña, —. *Nz Mlr* 599.

64. De burlas ni de veras, con mayor que tu no partas peras. VI. *Gz; s.* nº 5.

65. De donde eres, hombre? De la tierra de mi muger. IV. *Gz Mlr* 316. Donde —. *Dms F Sb.* Donde —? Donde es mi m. *Vj gls.* — Del aldea de mi m. *Vj.* De donde —? De la t., o aldea, de mi m. *Vlls.* —? Del aldea —. *Nz.*

66. De fisico esperimentador, y de asno bramador; (*s.* nº 71 *und* 75) X. *Vlls Dür* I 791. *Mlr* 83. *Nz* (De physico exp.).

67. De hombre porfioso. X. *Dms; Gz fehlt; Vlls Mlr* 85. — profioso. *F Sb.*

68. De hora menguada, y de gente que no tiene nada. X. *Dms F Sb Dür* I 791 *Vlls Nz Mlr* 73. —, y de hombre q. —. *Gz.* De h. m. *Gar* 94.

69. De la mala muger te guarda, y de la buena no fies nada. III. *F Sb Gz Dür* II 475 *Cah* 3557 *Nz Vj Gar* 103. — buena fies n. *Dms.* De la mala te g., de la b. no f. n. *Vlls Mlr* 292.

70. De locos en lugar estrecho. III. (*Vorhergeht:* Guardate tu.) *Dür* I 792. *Vlls.* Guardate de los l. —. *Cah* 3507.

71. De lodos al caminar, y de luenga enfermedad. (*Vorhergeht:* Dios te guarde, hijo mio.) X. *Dms F Vlls Mlr* 86. — luengua (*Druckfehler, l.* luenga) —. *Sb.* — y de gran e. *Gz; s.* nº 66 75. De lobos — luenga e. *Dür* I 791.

72. De mal justo vino el conejo, y diablos llevaronse el pellejo. V. *Dms F Sb.* — el cordero, —. *Gz.* — el conejo, los d. se ll. el p. *Nz.* — el consejo, y los d. llevaron el p. *Vlls.* De mala vino el conejo, con el diablo irá el pellejo. *Gar* 91. De mal vino la oveja, alla va la pelleja. *Nz.* —, y alla —. *Vj Vj gls.*

73. De mala berenjena, nunca buena calabaça. III. *Dms F Sb Cah* 3238 (calabaza). — verengena, —. *Gz Vlls.* Nunca de b. se hizo b. c. *Gar* 95.

74. De moça adevina, y de muger latina. X. (*Vorangeht:* Guardete Dios). *Vlls Nz Mlr* 74. Guardate de —. *Cah* 3546. Guarte de muger l. y de moça a. *Vlds Lg* 76. *B* 500. De vieja a., y de m. l. *Gar* 91.

75. De official nuevo, y de barvero que sea viejo, y de amigo que sea reconciliado, y de viento que entra por forado, y de madrastra, que el nombre le basta, y de alnado, y a tus hijos guarde de padrastro. (*Vorhergehen noch* nº 71 *und* 66). X. *F Sb.* De oficial — sea v., de a. — madrasta — antenado — fijos guarda (*l.* guarde) de padrasto. *Dür* I 791. (*Vorhergeht:* [Dios te guarde, hijo] nº 71, 66). De official — sia (*l.* sea) v. y de amigo reconciliado, — madrasta — padrasto. *Dms.*

75a. De oficial nuevo, y de barvero viejo, de amigo reconciliado, y de viento que entra por forado, y de madrasta, que el nombre le basta. X. *Gz; der Schluß fehlt bei Gz; s.* nº 71 *und* 66. De offitial — viejo

Digitized by Google

y de — madrastra, — basta, y de alnado, y a tus hijos guarde de padrastro. *Vlls Mlr* 82 (oficial).

76. De persona señalada, y de biuda tres vezes casada. X. *Dms F Sb Dür* II 726 *Vlls*. — viuda —. *Gz*. — y de muger dos v. c. *Nz*.

77. De puerta cerrada, el diablo se torna. VII. *F Sb Gz Dms* (çerrada) *Nz Vlls*. A p. c. —. *Gar* 70.

78. De siete puertas lo deve hombre quitar y darlo a los suyos. VII. *F Sb*. — dar a l. s. *Dms; Gz hat als Ersatz* n° 190. De s. p. se deve quitar y a los suyos dar. *Vlls Mlr* 618.

79. De una hora a otra, Dios haze merced. VI. *F Sb Dms* (merçed). — mercedes. *Gz*. De hora a hora, Dios mejora. *Nz Vj Vlls Mlr* 37.

80. De yra de señor, y de alboroto de pueblo, y de juego desparteña. X. *F Sb*. — ira — de esparteña *Vlls Mlr* 84. — y alboroto de p.; *der Rest fehlt bei Gz*. — y de alborote — fuego de esparteña. *Dür* I 791. — y de alborote de p. E de juyzio de esparteña. *Dms*.

81. Del agua mansa te guarda. III. *Dür* II 398. —, que la rezia presto se passa. *Nz*. D. a. m. me guarde Dios, que de la brava yo me guardare. *Vlls Mlr* 72 *Gar* 96. — de la recia —. *Arce*. — me libre Dios! — me guardaré yo. *Cah* 3182.

82. Del mal que hombre teme, de aquesse muere. XII. — q. el h. t., desse m. *Vlls*. —, de aquel se m. *Cah* 3727. — de esse m. *Mlr* 922 *Nz* 32[c]. — se teme, — se muere. *Nz* 43[c].

83. Del mal siempre se deve escoger lo menos. IX. *An* n° 184 *angeschlossen bei Vlls Dms Gz*. Del mal lo menos *Nz* 32[d] 47[a] *Gar* 67. *Dür* II 752. — el menos. *Cah* 3517.

84. Del pan de mi compadre, buen pedaço a mi ahijado. VII. *Dür* I 92. — buen çatico a —. *Vlls Nz Mlr* 594. — buen bocado a —. *Arce*. — gran zatico a —. *Cah* 3608.

85. Del pan y del palo. IV. *Vlls Gar* 103 *Tim* I, III p 169[b]. Al moço nuevo, pan y huevo, andando el año, el pan y el palo. *Nz*.

86. Demandadlo a Muño que sabe mas mentir que yo. VIII. — muño —. *Dms Dür* I 476. — nuño —. *F Sb*. Demandaldo a Muñoz que sabe mentir mas que yo. *Gz*. Preguntadlo a muñoz que miente mas que yo. *Vj gls*. *Vlls*. Preguntaldo a M., — que vos (*oder:* que dos). *Nz*.

87. (Despues de tus dias sea quien quiera) heredero si algo sobra. V; *s*. n° 141 278. Tengo por mejor, que sean primero mis dientes que mis parientes, por gozar lo mio en mis dias, y despues herédeme quien quisiere. *Gar* III p. 92.

88. Desta agua no bevere. VI. *Vorhergeht:* Nunca es bien dicho; *s*. n° 214.

89. (Dexar) los caminos viejos por los senderos nuevos. XI. *s*. n° 169 208.

90. Dime con quien paces, y dezirte he que hazes. VIII. *F Sb Gz*. — paçes, —. *Dms*. — pasces —. *Nz*. — pasees (*l*. pasces) —. *Dür* II 498. Dime c. q andas, — quien eres. *Gar* 99. No con quien naces, sino con quien paces. *Vlls Cah* 3560. *Arce Vj gls Vj Gar Nz* 95.

Digitized by Google

91. Dixo el asno al mulo: Anda para orejudo! VIII. *Dür* I 428 *Cah* 3227 (Dijò). —: Arre alla, orejudo! *Vlds Lg* 29 *B* 499. —: Arraca, o.! *Vlls.*

92. Dixo la sarten a la caldera: Anda para culnegra! *Dür* II 467. — quitate alla, c. *Vlls.* —: Tira alla, c.! *Vlds Lg* 29 *B* 499. —: Tirte alla, c. *Nz.* Decia la s. al cazo; Quita allà, no me ensucies. *Cah* 3703.

93. Dize de todos, y todos della. I; *s.* nº 152.

94. Donde el maravedi se dexa hallar, otro deves alli buscar. V. *F Sb Vlls* (se dexo). — deves buscar. *Dms Gz.* Do el — alli b. *Nz.*

95. Donde eres, hombre? De la tierra de mi muger. IV. *Dms F Sb.* De donde —. *Gz; s.* nº 65.

96. Donde fueres, haras como vieres. XI. — c. tu v. *Cah* 3454 (tu *zu streichen*). Do f., h. c. v. *Vlls.* De do f., haz c. v. *Arce.* Ve do f., haz c. v. *Vlls.* Ve do vas, como vieres assi haras. *Vlls* — assi haz. *Nz.*

97. Donde no esta su dueño, ay esta su duelo. VIII. *Dms F Sb.* —, ahi —. *Gz.* —, alli —. *Vlls.* Adonde no sta s. d., alli sta s. d. *Vlds Lg* 67 *B* 496. Do no —, está —. *Nz Gar* 59.

98. Dos amigos de una bolsa, el uno canta, y el otro llora. VIII. *Gar* 92 *Cah* 3248 (el altro *l.* el otro). — canta, el —. *Nz Vlls.*

99. Dos pardales en una espiga, nunca liga. VIII. *Dür* II 756 *Vlls Nz.* —, hacen mala liga. *Gar* 92.

100. El augmentar no se haze por mucho madrugar. V. *F Sb Nz.* El aumentar —. *Dms Gz.* El augmentar no es p. m. m. *Vlls.*

101. El avariento rico no tiene pariente ni amigo. V. *Cah* 3232. — ni t. p. —. *Vlls Nz.*

102. El bien suena, y el mal buela. VII. *Nz.* — vuela. *Gar* 67, 99. — trasvuela. *Arce.* — sueña (*l.* suena) — trasbuela. *Vlls.*

103. El buen esfuerço quebranta mala ventura. XII. *Vlls.* Buen —. *Vj.* B. corazon —. *Vj gls Arce Gar* 66.

104. El çapato de su pie. IX. (*Vorhergeht:* Fue bien dicho pues que halló). Hallar ç. a su pie. *Vlls; s.* nº 138.

105. El cardillo de Burgos, quitalo, y sease tuyo. XI. *Gz; s.* nº 107.

106. El cuerpo sancto, y el anima del diablo. VII. *F Sb Dür* II 713. — santo —. *Dms; Gz fehlt.* — sancto, y el alma con el d. *Nz.* — s., el a. —. *Vlls.*

107. El dardillo de Burgos, quitaldo, y sease vuestro. XI. *Dms Vj gls Nz Vlls* (quitadle). — y sera v. *F Sb.* El cardillo *(so auch auf der vorhergehenden Seite als Kustode)* de B., quitalo, y sease tuyo. *Gz. Bei Cov, dardo, als refran verzeichnet:* El dardillo de Burgos, *ohne die zweite Hälfte.*

108. El escaravajo a sus hijos dize granos de oro. XI. *Dms F Sb; Gz fehlt; Vlls Mlr* 648. El e. dize a s. h. g. —. *Caro.*

109. El harto, del ayuno no tiene cuydado ninguno. VII. *Vlls Nz Vj gls.* — cuidado n. *Dür* II 281 *Arce Gar* 100.

110. El hijo del asno, una ora al dia rozna. VIII. *F Sb Dür* I 879. — hora —. *Dms Gz.* - hora en el dia r. *Vlls.* — dos vezes rozna

Digitized by Google

al dia. *Mlr* 627. El fijo de la cabra una hora ha de balar, y el asno fijo ha de rebuznar. *Mz* 60.

111. El porfiado albardan comera de tu pan. V. *Vlls Nz.* El profiado —. *F Sb.* El porfiado — comer *(Druckfehler)* —. *Dms.* —, comedor —. *Gz.* Nunca el albardan comerá de mi p. *Cah* 3193.

112. El que amenaza, una tiene y otra espera. II. *Vlls.* Quien a. —. *Vlls.* El que a., — aguarda. *Nz.*

113. El sol me luzga, que de la lumbre no he cura. XI. *Vlls Cah* 3515 (luza *l.* luzga). — la luna no —. *Dür* II 365. *Vj Vj gls Nz.*

114. Embalde se quema el candil. IX. *Dms.* En balde —. *F Sb Gz; s.* nº 118. Embalde quemas tu c., obrero ruyn. *Nz* 50*.

115. Embia hombre sabio, y nada no le digas. XI. *Dms F Sb.* — y nada le d. *Gz.* — y no le d. nada. *Vlls.* Embia el (*l.* al) h. s. a la embajada, y no le d. nada. *Cah* 3403. Envia al h. s. con la embaxada, —. *Mlr* 998. Embia al s. a la —. *Nz.*

116. Embidia me ayas, y no piedad. VI. *Vlls.* — ayays, —. *Dür* I 178.

117. En aldea que no es buena, mas mal ay que suena. III. *Gz; s.* nº 125.

118. En balde se quema el candil. IX. *F Sb Gz Cah* 3235. Embalde —. *Dms; s.* nº 114. En valde se q. tu c., obrero ruyn. *Vlls.*

119. En boca cerrada no entra mosca. I. *Dms. Dür* II 79. *B* 495. *Gar* 70 *Nz.* — moxca. *F Sb Vlls Vj gls.* — çerrada — moxca. *Dms.* En la b. c. — mosca. *Gar* 101.

120. En buen dia, buenas obras. VII. *Vlls Arce Vj Vj gls Nz.*

121. En cabeça loca no se tiene la toca. III. *F Sb Cah* 3511 (cabeza). — no se tiene toca. *Dms Gz Vlls.* — no dura t. *Nz.* — no se asienta t. *Gar* 95. — poco dura la t. *Cov, toca.* Cabeça loca no sufre t. *Vlds Lg* 69 *B* 497 (loça *Druckfehler*).

122. En casa del mezquino, mas manda la muger que el marido. III. *Gz; s.* nº 129. *Vlls Mlr* 328. 332*. *Nz.* — manda mas —. *Gar* 94. En cas del hazino mas —. *Vlds Lg* 73. *B* 500.

123. En chica casa y en largo camino se conosce el buen amigo. VIII. *F Sb Dür* I 495 *Cah* 3206 (se conoce). — y largo c. se conoçe —. *Dms Gz* (conoce). En ch. cama y en l. c. se conosce —. *Vlls.* En largo camino y chico meson, conosce el hombre su compañon. *Nz.* — y en corto meson, conosces tu compañon. *Vlls.*

124. En dineros sea el caudal de aquel que quieres mal. V. *Vlls Cah* 3394. — quereis m. *Gar* 92 — de quien quisieres mal. *Nz.*

125. En el aldea que no es buena, mas mal ay que suena. III. *Dms F Sb Nz.* En aldea —. *Gz.* En laldehuela mas —. *Vlls.* En el aldegüela mas —. *Gar* 65.

126. En el gran mar se cria el gran pez. X; *vgl.* nº 130. En gran m. se c. g. p. *Cah* 3532. En g. rio gran pez, mas ahogase alguna vez. *Vlls.* De g. r. —, mas no te ahogues a. v. *Nz.*

127. En el lugar de señorio no hagas tu nido. XII. *F Sb.* En lugar —. *Dms Gz; s.* nº 131; *Vj gls Vj* (*AdlR*: el tu nido.) *Nz.* En un lugar —. *Cah* 3706.

128. En el ojo de su vezino veen una paja, y en el suyo no veen una viga. VIII. *Dür* I 143. — vezina vee la paja, y — vee

Digitized by Google

una tranqua. *Vlls.* — vee una p., — vee una tranca. *Nz Caro* (ve—ve). La paja en el ojo ageno, y no la viga en el nuestro. *Nz.* Ver la ariesta en el ojo del vecino, e no la viga en el nuestro. *F. de La Torre (Ges. f. roman. Litt. Bd.* 16).

129. En la casa del mezquino mas manda la muger que el marido. III. *Dms F Sb.* En casa —. *Gz; s.* n° 122.

130. En la gran mar se cria el gran pez. XII; *vgl.* n° 126.

131. En lugar de señorio no hagas tu nido. XII. *Dms Gz.* En el lugar —. *F Sb; s.* n° 127. En lugar — nido, y si lo haze el padre, no el hijo. *Vlls.*

132. Entonces es el bien conoscido, quando es perdido. VIII. *Dms* (Entonçes). *Gz* (conocido). *Dür* I 286 (cognocido). — es el conoscido —. *(Aus dem Vorgehenden wäre* amigo *zu ergänzen.) F Sb.* Estonces es conocido, —. *Vlls (zu ergänzen ist:* el bien). El bien no es c. hasta que es perdido. *Gar* 64. — hasta perdido. *Mlr* 365* B. p., y conoscido. *Nz.* No es el b. c. hasta que es p. *Arce.*

133. Estropeçar y no caer, aventaja es de camino. XI. *Dms F Sb Vlls.* Tropeçar *(als Kustode auf der vorhergehenden Seite:* Entrope-) —. *Gz; s.* n° 294. Estropezar y es (*l.* y no) caer, —. *Cah* 3418. El que estropieza, si no cae, el camino adelanta. *Gar* 94.

134. Gran mal de la viña, de que torna a ser majuelo. X. *F Sb Vlls.* G. m. es de l. v. que —. *Dms Gz.* Guay de la v. que —. *Gar* 94.

135. Guay del huso, que la barva no le va de suso. IV. *Dür* I 479 (barba) *Mlr* 338. G. d. h., quando barva no anda de s. *Vlls.* Con mal anda el h., quando la b. no anda —. *Vlds Lg* 72 *B* 498.

136. Ha jurado el baño, del negro no hazer blanco. XI. *Dms F Sb Dür* II 616; *Gz fehlt.* Jurado ha el vaño, de negro no h. b. *Gar* 94. J. tiene el v. de no hazer lo negro blanco. *Vlls.*

137. Habla Roldan, y habla por su mal. I. *Gz Vlls Nz Gar* 89. — por tu mal. *Dms F Sb.* H. Beltran, y h. p. tu m. *Tim* II 38 p. 179ᵇ.

138. (Halló) el çapato de su pie. IX; *s.* n° 104.

139. Harre, dexale dezir. VI. *Dms.* Arre, —. *F Sb Gz Vlls Ha* 289.

140. Haz bien, y no cates a quien. VII. *Gar* 99. *Vlds Lg* 66 *B* 500 *Cah* 3239. —, haz mal, y guarte. *Vlls* Haz m., y guarte. *Vlds Lg* 73 *B* 500.

141. Heredero si algo sobra. V. *Vlls s.* n° 87 278.

142. (Hijo eres,) padre seras, y assi te haran como me haras. XII. (*Die Worte* Hijo eres *sind aus dem Vorhergehenden zu schließen; s.* n° 219.) H. e., p. s., qual hizieres, tal avras. *Vlls.* H. e. y p. —. *Vj gls Vj Nz Mlr* 602. H. fuiste, p. —. *Nz Gar* 61.

143. Hijo no tenemos, y nombre le ponemos XI. *Dür* I 311 *Vj* (Fijo) *Vj gls* (Fijo) *Nz* 56ᶜ 87ᵃ *Mlr* 662 *Gar* 68 105. Aun hijo —. *Vlls.* Hija no t. —. *Cah* 3461.

144. Hombre rallador, ni asno bramador. XII. *Vorangeht:* No te agrade; *s.* n° 202 212. Ni h. r. —. *Vlls.*

145. Honrra al sabio porque te honrre, y al loco porque no te deshonrre. I. *Dms F Sb.* Honra — honre — deshonre. *Gz*

Digitized by Google

Cah 3469. — al bueno — al malo —. *Gar* 90 *Mlr* b, col 2. Onra —. *Vj Vj gls.* Al bueno p. —. *Vlls.* Honrra al b. — y al ruin, —. *Nz.*

146. Hurtar el puerco, y dar los pies por amor de Dios. VII. *Dms F Sb Dür* II 18. Hurtan — dan —. *Gz.* Hurtar el cuerpo (*l.* puerco) y dar l. p. por Dios. *Vlls.* Hurtavas el p. y davas l. p. por D. *Vlds B* 501. Hurtar — dar l. p. por D. *Nz Mlr* a viij, col 2. *Cah* 3474.

147. La boca que dize no, dize si. IV. Boca q. d. de no, d. de si. *Vj Nz Vj gls* (sy). B. q. d. de si, d. de no. *Vlls Gar* 61.

148. La burla, dineros demanda. V. L. b. d. cuesta. *Vlls Nz.* — d. quiere. *Vj Vj gls.*

149. La coz de la yegua no haze mal al potro. XI. *Dür* II 408. *Nz Gar* 94 *Cov,* coz. Coçes de yegua, amores para el rocin. *Nz.*

150. La labor de la judia, endereçada de noche, y dormir de dia. IV. *F Sb.* La lauor —. *Dms Gz.* — endreçada —. *Vlls.* — j., afanar de noche y holgar de d. *Vj gls Nz.* — a. la n. —. *Vj Vlls* — j., que trasnochaba de n., y holgaba de d. *Gar* 91.

151. La muger enlodada, ni biuda, ni casada. III. *Dms F Sb Gz* (viuda). Haxa la e. —. *Vlls Vj Gar* 97 (acá e.) *Nz* Haxa enlodada, —. *Vj gls Mlr* 350. Hija enlodada, —. *Collins Ac* 1. 12. 13.

152. (La muger placera) dize de todos, y todos della. I. (*Der Text lautet wörtlich*: contesceles como a la m. p. que Dize —.) *F Sb Gz Dms* (plaçera). La m. p. d. —. *Vlls Mlr* 995. *Gar* III p 89. *Nz* 64ª (de ella). Muger p. —. *Nz; s.* nº 199.

153. La muger que mucho mira, poco hila. III. *Vlls.* Dueña q. m. m. —. *Vj* (fila) *Vj gls* (hyla) *Mlr* 909 *Nz.*

154. La muger que no vela, no haze larga tela. IV. *Gar* 96 *Cah* 3559. — q. poco vela, tarde h. luenga t. *Vlls Nz Mlr* 982 *Vj Vj gls.*

155. La muger y la gallina, por mucho andar se pierden ayna. III. *Vlls.* — se pierde —. *Dür* I 482 *Cah* 3558. — por andar se pierde aina. *Vlds Lg* 33 *B* 501. *Mlr* 989 *Gar* 102.

156. La oracion breve penetra los cielos. IV. *Vlls* (oration). — sube al c. *Dür* I 959 *Mlr* 112 *Nz.*

157. La palabra no se puede tornar despues de dicha. I. *Gz; s.* nº 220.

158. La sardina de Blanes, que saltando del fuego, dio en las brasas. XI. *F Sb Dür* I 133. *Dms und Gz lassen* que *weg.* La s. de b., salto de la sarten, y dio —. *Vlls.* Saltar de la s., y dar en —. *Vlls.* La sardina quiere saltar de l. s., y da en —. *Gar* 90.

159. La yegua que arrementio, y comieronla lobos. XI. *Vlls* (que *zu streichen).* Arremetiose Morilla, y —. *Vj gls Vlls Ha* 297 *Nz Mlr* 750*. — los lobos. *Vj.* Arremangose m., — lobos. *Nz Gar* 70.

160. Ladreme el perro, y no me muerda. II. *Dür* I 171 *Vj Vj gls Vlls Cah* 3642 *Nz Gar* 66 *Oud.*

161. Lo perdido vaya por amor de Dios. IX. *Vlls* (paramor) *Nz Mlr* 115 *Cah* 3633.

162. Lo que con el capillo se toma, con la mortaja se dexa. IX. *Vlls.* — en el c. —. *Dür* II 158. Lo q. entra c. el c., sale con la m. *Cah* 3280. Lo q. en la leche se mama, en la m. sale. *Vj Vj gls Vlls.* — m. se derrama. *Nz.*

Digitized by Google

163. Lo que es bueno para el higado, es malo para el baço. II. *Dür* I 348 *Nachtrag.* *Vlls.* Con lo q. sana el h., enferma la bolsa. *Vlds Lg* 79 *B* 498. — enferma el baço. *Vlls.* Lo q. —. *Gar* 63. Lo q. s. a la boca, enferma a la bolsa. *Nz.*

164. Lo que haze el loco a la derreria, haze el sabio a la primeria. VI. *F Sb Dms* (faze-haze) *Vlls Nz Cah* 3510 (darreria *Druckfehler).*

164a. Lo que haze el loco a la postre, haze el sabio al principio. VI. *Gz Gar* 90.

165. Lo que la loba haze, al lobo le plaze. III. *F Sb Vlls.* — le aplaze. *Gz Vj gls.* — al lobo plaze. *Dms Vj.* — al l. aplaze. *Nz Mlr* 394 *Vj Gar* 94.

166. Lo que la muger quiere, Dios lo quiere. III. *Dms F Sb; Gz fehlt; Vlls Mlr* 395.

167. Lo que la vejez gasta, adobar ninguno basta. XI. *F Sb; Gz fehlt; Vlls.* — ninguno no basta. *Dms.* Lo q. l. v. cohonde, no hay maestro que lo adobe. *Vj Vj gls Nz.*

168. Lo que los ojos no veen, el coraçon no duele. IX. Lo q. ojos —, coraçon —. *Vlls.* — no dessea. *Nz Cah* 3586 (desea). — ven, corazon no quiebran. *Arce.* Ojos que no ven, c. que no quiebra. *Vj Gar* 62. — c. no quiebra. *Vj gls.*

169. Los caminos viejos por los senderos nuevos. XI; s. n° 89, 208. (*Vorhergeht:* No dexar). Tomar senderos n., y dexar c. v. *Vlls Nz.*

170. Los perros de Çorita, (que) quando no tienen a quien, unos a otros se muerden. VIII. *Dms F Sb.* — de çoria, —. *Gz.* — Zorita, — con quien, —. *Gar* 89. — Zorita, no teniendo a q., —. *Cah* 3643. Los canes de Çorita, quando no tenian a q., u. a o. se mordian. *Vlls Nz* (Zorita). L. c. de Z., no teniendo a q. morder, uno a otro se mordia. *Nz.*

171. Los pies bezados de saltar, no pueden seguros estar. XI. *F Sb Dms* (vezados); *Gz fehlt.* Pies v. —. *Vlls.* Pies que son duchos de andar, no p. quedos e. *Nz Caro* (duechos) *Yr.*

172. Mal amo as de guardar, por miedo de empeorar. X. *F Sb Dms* (d'empeorar). — has — de e. *Gz Vlls Cah* 3212. — p. m. no e. *Nz Hgns.*

173. Mal de muchos, conorte es. IX. *Dms F Sb; Gz fehlt.* M. d. m., consuelo es. *Vlls Gar* 65. —, consuelo de tontos. *Cah* 3553 *Yr.* —, gozo es. *Arce Vj Vj gls Nz* 73[b] 74[d] *Yr.*

174. Mal por mal, no se deve tornar. I. *Dms F Sb Vlls.* — no se d. dar. *Gz Nz Gar* 90 *Yr.*

175. Mala clavija es la del mesmo madero. IX. *F Sb Vlls.* — mismo —. *Dms Gz Nz.*

176. Malas son las burlas verdaderas. I. *Vlls Cah* 3258. No ay peor burla que la verdadera. *Vlls Vj gls Gar* 89 *Nz* 84[b] 88[a]. — que la verdad. *Vj.*

177. Malo es Vidal, y nunca falta quien le haga mal. VIII. *Dms Gz Nz.* — y n. f. a quien le —. *F Sb.* — y n. le f. q. —. *Vlls.* — y no le hazen mal. *Nz.* M. es Pasqual, mas nunca le falta mal. *Vlds Lg* 76 *B* 501. M. es Pascual, y todos le hazen mal. *Vlls.*

Digitized by Google

178. Mas puede Dios ayudar, que velar ni madrugar. IV. *Dms F Sb Vlls Cah* 3380 *Nz Mlr* 121. — Dios dar, — *Gz.*

179. Mas quiero asno que me lleve, que cavallo que me derrueque. IX. *Dür* I 206 *Vj Vj gls Vlls Nz Mlr* 398* *Hgns.* Mas amo a. —. *Cah* 3229. Quiero tomar a. q. me ll., y no c. —. *Gar* 101. Pollino q. me ll., y no c. q. me arrastre. *Cah* 3659.

180. Mas sabe el loco en su casa, que el cuerdo en el agena. II. *Dms F Sb Vlls Nz.* — en la agena. *Gz Dür* II 88 *Vj gls Gar* 89. — el necio —. *Arce Cah* 3184. *Cov,* cuerda. El hombre necio sabe mas en —. *Cov,* çapato.

181. Mas son los amenazados que los heridos. II. *Dür* I 307 *Vlls Cah* 3210 *Nz.* Son m. l. a. q. l. acuchillados. *Gar* 90.

182. Mas vale estar sola que mal acompañada. IV. *Dür* I 34 *Vlls.* M. v. solo q. m. acompañado. *Mlr* bij, col 2. Vale mas ser solo —. *Gar* 99. Valiera mas solo —. *Cel* II p. 37, 22. M. v. señero, que con ruyn compañero. *Nz.* M. v. soltero andar, que mal casar. *Nz.* — que no m. c. *Mlr* 399.

183. Mas vale paxaro en mano que bueytre volando. XI. *F Sb Vj gls Nz Mlr* 733*. — buytre bolando. *Dms Gz Vlls Arce.* — en la mano q. buytre v. *Dür* I 191. Vale mas p. en m. q. buitre v. *Gar* 106.

184. Mas vale perder que mas perder. IX. *Dür* I 200 *Nz* (val) *Hgns* (val). — q. m. p., y del mal siempre se deve escoger lo menos. *Vlls; s.* n° 83.

185. Mas vale ruyn asno, que ser asno. X. *Vlls Nz Cah* 3225.

186. Mas vale ser tuerto que ciego. XII. *Dür* I 192 *Cah* 3295. M. v. t. q. c. *Vlls Vj Vj gls Nz* 72[d] *Gar* 64. Valdria mas t. q. c. *Gar* 106. M. vale tuerta q. ciega. *Nz* 74[c].

187. Mas vale servir al noble, aunque sea pobre. XII. *Gz; s.* n° 279.

188. Mas vale un toma que dos te dare. VII. *Dür* I 211 *Cah* 3738 *Arce Gar* 61. Faré, faré, mas — daré. *Vj Vj gls.* De haré, haré, nunca me pagué, mas — haré. *Nz Caro.* — daré. *Nz* [1619] 31[a] *Oud.* No mecuro de h., h., mas — daré. *Vlls.*

189. Mas veen quatro ojos que dos. II. *Vlls* (ven) *Vlds Lg* 55 *B* 502 *Nz Yr.* — que no dos. *Dür* II 89 *Cah* 3587 *Gar* 107 (ven).

190. Mejor es dar, que tomar. VII. *Gz; als Ersatz für* n° 78. Mas vale tomar, que dar. *Vlls.* Quien sabe dar, sabe tomar. *Yr Nz.*

191. Mejor es descoser, que romper. IX. *Dms F Sb Vlls.* — que no r. *Gz Dür* I 238 *Cah* 3694 (descocer *Druckfehler*). Mas vale d. q. r. *Nz Hgns.* Peor es lo roto que lo descosido. *Arce Vj Vj gls Vlls.*

192. Mejor es desseo que fastidio. XI. *F Sb Gz Vlls Cah* 3423 (deseo). — fastio. *Dms.*

193. Mejor es verguença en cara, que dolor en coraçon. XI. Mas vale v. —. *Vlls.* — q. mancilla en c. *Arce Cah* 3747 *Nz Gar* 70. Quise mas v. —. *Gar* 99. Mas vale manzilla en cara q. verguença en coraçon. *Cov,* cara,

194. Miedo guarda viña, que no viñadero. IV. *Vlls Arce Vj Vj gls Gar* 95 *Nz* 75[b] *Cov, miedo.* M. g. v. *ohne den Schluß.* *Cah* 3538. Mas g. la v. el miedo, que no el v. *Nz Hgns Yr.* A la v. g. el m., q. no —. *Cov, viña.* —, y no el v. *Cov, miedo.*

Digitized by Google

195. Muchos adobadores estragan la novia. XII. *Cah* 3178. M. componedores descomponen la n. *Vlls Mlr* 416. — cohonden —. *Vlls*. M. maestros c. l. n. *Vlds Lg* 66 *B* 502. Muchas maestras c. —. *Nz Mlr* 416* *Vj Vj gls*.

196. Muchos males engendra la ociosidad. IX. *Dür* II 112 *Vlls*. La ociosidad es madre de los vicios. *Caro Collins*.

197. Mudar de costumbres es a par de muerte. IX. *Dms F Sb*. M. de costumbre —. *Gz*. M. costumbre —. *Vlls Vlds Lg* 94 *B* 502 *Gar* 62. M. c. a par —. *Nz Cov, costumbre*. Quitar uso, apar de m. *Vlls*.

198. Muera Marta, y muera harta. IV. *Gz Nz Gar* 100. — marta —. *Dms F Sb Vlls*. M. gata, y —. *Vj Vj gls Nz*.

199. (Muger placera,) dize de todos, y todos della. I; *s*. n° 152. M. p. d. —. *Nz*.

200. Mundo redondo, quien no sabe nadar, vase a lo hondo. IX. *Dür* II 617 *Nz Arce Vj gls Caro*. — al fondo. *Vlls Vj* [AdlR]. — al hondo. *Vj* [My]. Este mundo es golfo redondo, y q. no lo s. n; vase a lo hondo. *Gar* 94.

201. Nadar y nadar, y ahogarse a la orilla. VI. — y ahogar a la o. *Gar* 61 102. —, y a la o. ahogar. *Nz*. N., n., y a la o. ahogar. *Vlls Vj Vj gls*. N., n., y morir a la o. *Arce*.

202. (Ni) hombre rallador, ni asno bramador. XII; *s*. n° 144 212. Ni h. —. *Vlls*. Ni asno rebuznador, ni h. r. *Nz*.

203. Ni roen el huesso, ni lo dexan roer. VIII. Ni roe — dexa —. *Vlls*.

204. No ay nada secreto, que tarde o temprano no sea descubierto. XII. No ay secreto, —. *Nz*. No ay cosa secreta, que — descubierta. *Vlls*. — c. encubierta, —. *Arce Caro*. No hay c. secreta. *Gar* 99.

205. No ay puta sin alcahueta. IV. No ay espada sin buelta, ni puta —. *Vj Vj gls*. Ni espada —. *Nz*. —, ni ramera sin a. *Vlls*.

206. No creays en sueños. X. *Vlls* (en en s. *Druckfehler*). Anda de ahi, no creas en s. *Tim* 182. De los sueños, cree lo menos. *Nz* 31[b] (*Nz fügt hinzu:* „Mejor dixera, De los s., ni creas malos ni buenos"). De los s. ni c. m. ni b. *Hgns*. — no creas m. ni b. *Collins*.

207. No da quien ha, mas quien vezado lo ha. VIII. *Dms F Sb; Gz fehlt; Vlls Nz* (bezado) *Yr*.

208. (No dexar) los caminos viejos por los senderos nuevos. XI. *Dür* I 60. No d. l. c. —. *Cah* 3759; *s*. n° 89, 169.

208† (No digas:) Quien lo pudiera pensar? II. *s*. n° 262.

209. No es tan bravo el leon como lo pintan. XII. *Dms Gz Dür* II 431 *Vlls Vj* [AdlR] *Hgns*. — c. le p. *F Sb Arce Vj gls Vj* [My] *Nz Gar* 68 *Caro Yr Collins Sarm* § 514..

210. No le aveys tenido el pie al herrar. III. *Dms Gz Vlls* (haues) *Nz Caro* (habeis—errar). No la —. *F Sb*. No me habeis —. *Gar* 90.

No nada —. *s*. Nonada —.

211. No puede huyr ninguno a su ventura. II. *Dür* II 309. No p. hombre huyr su v. *Vlls*. Nadie p. huir de lo que le ha de venir. *Caro*.

Digitized by Google

212. (No te agrade) hombre rallador, ni asno bramador. XII. *s.* nº 144, 202.

213. Nonada, si el asno cae. XI. No nada —. *Dms F Sb Gz. (Vorhergeht:* Traya un hombre un asno cargado de vidrio. Al qual demandaron que traya alli, y el respondio:); *s.* nº 239. Nada, si —. *Caro.*

214. (Nunca es bien dicho:) Desta agna no bevere. VI. No diga nadie: —. *Vlls Gar* 68 *Nz.* No d. ninguno: —. *Vlds Lg* 82 *B* 502. Ninguno no diga: —. *Vlds Lg* 49 *B* 502. Non digas aun: —. *Mz* 213.

215. Nunca hara casa con arcos. VI. *Vlls.* No h. c. c. sobrados. *Gar* 92. No — c. azulejos. *Ac, casa.* Nunca haras c. c. azulejos. *Collins.*

216. O morira el asno, o quien lo aguija. IX. *Vj.* — le a. *Vlls Vj gls Nz.*

217. O rico, o pinjado. XI. *F Sb Vj Vj gls Vlls Mlr* 858* *Nz.* — o penjado. *Dms Dür* II 199; *Gz fehlt.* —, o pingado. *Cov., rico.* O r., o pinjado, o muerto, o descalabrado. *Vlds Lg* 48 *B* 503. — pinchado, —. *Caro.* Rico ó pinjado. *Gar* 94.

218. O seys, o as, o bien dentro, o bien fuera. XI. *Dms Dür* II 199 *Nz.* — has, —. *F Sb; Gz fehlt.* O dentro, ó fuera. *Caro.* O d., o f., Martin sin asno. *Vlls Vj (fehlt in Vj gls) Nz.* Dentro —. *Gar* 95.

219. Padre seras, y assi te haran como me haras. XII. *Cah* 3599; *s.* nº 142.

220. Palabra no se puede tornar, pues que es dicha. I. *Dms.* — es ya dicha. *F Sb.* La p. — t. despues de dicha. *Gz; s.* nº 157. Dize el sabyo: Buela la palabra que desque dicha non puede ser revocada. *Mz* 142. Palabra y piedra suelta, no tiene buelta. *Vlls Nz.* Piedra y palabra, no se torna a tomar despues de echada. *Hgns.*

221. Palabras y plumas, el viento las lleva. I. *Dür* II 704 *Vlls Vlds Lg* 6 *B* 503. — se las ll. *Gar* 70. —, el v. las tumba. *Nz Dür* II 704.

222. Pan comido, compañia desecha. XII. *F Sb Gz.* — compaña —. *Dms.* — compañia deshecha. *Dür* I 275 *Cah* 3316. El p. c., la c. d. *Arce Gar* 63 *Nz Vj.* —, la campana desecha. *Vlls.* Comida hecha, compañia deshecha. *Caro.*

223. Para la (*l.* la tu m.) muger empreñar, no deves a tu amigo llamar. VIII. *F Sb; s.* nº 225.

224. Para mal de costado es bueno el abrojo. IV. *F Sb Gz Vlls.* — abriojo. *Dms.*

225. Para tu muger empreñar, no deves a tu amigo llamar. VIII. *Dms.* P. tu (muger *zu ergänzen*) empreñar, —. *Gz.* Para la muger —. *F Sb.* P. tu m. e., no d. a otro buscar. *Mlr* 445 *Nz.*

226. Passara la fiesta, y el loco resta. IX. *Cah* 3426 (Paserà *Druckfehler*). Passa la —. *Nz Hgns.* Passada la f., el l. r. *Vlls.*

227. Passe este barranco, y matenme en el otro salto. V. *Gz; als Ersatz für* nº 22.

228. Pensar no es saber. II. *Vj Vj gls Gar* 105 *Vlls (mit dem Zusatz:* mas, en tiempo de vindimias). El p. no es s. *Gar* 104.

229. Perdi mi honor, diziendo mal, y oyendo peor. I. *Cah* 3385. P. m. h., hablando m. —. *Gar* 92. Entonce p. mi h.,

Digitized by Google

quando dixe m. y oy p. *Vj gls Vj* (Estonce). Entonces —. *Nz.* Aquel dia p. —, que d. —. *Vlls Ha* 461. Donde perdió la niña su h.? Donde habló m. y oyó p. *Collins.* Quien mal dize, peor oye. *Arce Vlls.*

230. Piedra movediza, no la cubre moho. VI. *Dür* II 390 *Vlls Vj Vj gls Mlr* 800*. — el moho. *Arce.* — nunca la c. m. *Gar* 64. — nunca c. m. *Mlr* 623*. — nunca moho la cubija. *Nz.* — no cria m. *Gar* 98.

231a. Por un pecado pereçe la nao. XII. *Dms.* — perece —. *Gz.*

231b. Por un peccador peresce la nao XII. *F Sb.* — pecador parece (*l.* perece) —. *Vlls.*

232. Presto es dicho, lo que es bien dicho. I. *Nz.* — bien es d. *Vlls.* Lo bien d., p. es d. *Vlls Nz Cah* 3387.

233. Primero sean tus dientes, que tus parientes. V. *Dür* II 140 *Cah* 3623. P. son mis d. q. mis p. *Vlls.* Tengo por mejor que sean primero mis d. q. mis p. *Gar* 92. Mas cerca estan mis d. q. m. p. *Vlls Nz.* — q. no m. p. *Mlr* 714. M. c. e. d. q. p. *Arce.* M. c. tengo mis d. q. mis p. *Vj gls Vj Mlr* 714* 797*.

234. Qual es el don, tal es el dador. V. *Vlls.* Dado ruin a su dueño parece. *Vlds Lg* 67 *B* 498. Dadiva r. — *Vj gls.* D. de r. —. *Vj Nz.* D. r. a. s. d. semeja. *Vlls.* D. de r. —. *Cah* 3360. De tal mano, tal dado. *Gar* 97.

235. Quando no dan los campos, no an los sanctos. VII. *F Sb.* — no han l. santos. *Dms Gz Dür* II 186 *Vlls Mlr* 154 *Yr.* — l. sanctos. *Nz.* Q. Dios no quiere, los sanctos no pueden. *Vlls.*

236. Quando te dieren la cochinilla, acorre con la soguilla. XI. *F Sb Gz Arce Nz.* — accorre —. *Dür* I 454. — acorrele — *Dms.* — corre —. *Vlls.* — acude —. *Caro.* — la vaquilla, acorre —. *Vj gls Gar* 61. — corre —. *Vlls Vj.* — acude —. *Collins Cov., vaca.* — la cabrilla, acorre —. *Mz* 145.

237. Quando uno no quiere, dos no barajan. I. *Dms Gz Vlds Lg* 66 *B* 503 *Vlls Nz Cah* 3236 (dos *fehlt, ist hinzuzufügen*) Q. uno q., —. *Vj Vj gls.*

238. Quanto mas vo, mas mal veo. IX. *Dms F Sb.* Q. m. voy. *Gz.* Q. vo, —. *Vlls.*

239. (Que traeys ay?) Nonada, si el asno cae. XI. (Que traeys ay? *ergänze ich aus dem Vorhergehenden; s.* n° 213). No nada —. *Dms F Sb Gz.* Que llevays ay? No nada, —. *Vlls Vj gls.* Q. llevas ahi? —. *Vj.* Q. llevas, hombre? Nada, —. *Cov, asno.* Q. lleva la aldeana? Si el a. cae. nonada. *Caro.* — el aldeana? —. *Nz (mit der Erklärung:* Dizelo por los huevos).

240. Quien a buen arbol se arrima, buena sombra le cobija. VI. *F Sb Gz Vlls Arce Vlds Lg* 66 (arvol) *B* 503 *Nz* (cubija). — le acobija. *Fray Gerundio, Lpzg* 1885, *I* 8 *p* 50 *(s. Mugica, ZfrPh* XXVII p. 222). El que a — le c. *Cah* 3221. Quien a ruyn a. se a., ruyn s. le c. *Vlls Gar* 67.

241. Quien a solas come el gallo, a solas ensilla el cavallo. V. *Vlls Cah* 3310 (caballo). Q. solo c. su g., solo ensilla su c. *Vj gls.* — ensille —. *Vj Nz.* El que solo se c. s. g., s. se ensilla s. c. *Cov., gallo.*

Digitized by Google

242. Quien a solas se conseja, a solas se desconseja. II. *Dms.* — se aconseja, —. *F Sb Vlls.* — se aconseja, — se desaconseja. *Gz.* El que a s. se a., —. *Gar* 90. Quien a s. se a., a s. se remessa. *Nz Mlr* b[v], col 2.

243. Quien a treynta años no tiene seso, y a quarenta prosperidad, no puede bien a otro heredar. VI. *Dms Dür* I 803 (trenta *l.* treynta) *Vlls Cah* 3741. — seso, a q. —. *F Sb.* —, y a q. — bien otro h. *Gz.*

244. Quien adelante no mira, atras se cae. V. *Dms F Sb.* — a tras cae. *Gz.* — atras se queda. *Yr Collins.* — se halla. *Arce Vj gls Vlls Gar* 62 99 *Mlr* 259* *Caro.* — no cata, — se h. *Vj Nz Mz* 142 [2] (non — se falla). — non cata, atras cae *Mz* 142. Q. no mira adelante, atras se cae. *Cah* 3543. El que adelante no m., atras se halla. *Vlls Hgns.* — no cata, —. *Vj Vj gls Nz.* Mira adelante, no caeras atras. *Hgns.*

245. Quien al cielo escupe, a la cara le torna. XI. *Dür* II 368. — se le vuelve. *Gar* 98 f. — a su c. le cae. *Vj.* — en su c. —. *Vj gls Mlr* 168. — en la c. —. *Nz Hgns.* Q. escupe al c., en la c. le c. *Arce Vlls.* — en el rostro le cae. *Caro.* El que e. al c., a la cara se le buelve. *Cov, cielo.* — todo se buelve a la cara. *Cov, escupir.* Escupi al c., y caeros ha a la c. *Vlls.*

246. Quien assecha por agujero, vee su duelo. IX. *Dms F Sb Nz.* — azecha —. *Gz Hgns.* — acecha —. *Dür* I 749 *Yr Collins.* Q. escucha al agujero, oyo (*l.* oye) de su d. *Vlls.*

247. Quien azeyte mesura, las manos se unta. XII. *Gz;* *s.* n° 257.

248. Quien bien ama, tarde olvida. III. *Vlls Nz Gar* 62. Q. b. a., bien desama. *Vlds Lg* 63 *B* 503. Q. b. quiere, tarde olvida. *Caro.* Bien ama, quien nunca o. *Vj Vj gls Vlls Nz Cah* 3196.

249. Quien bien esta, no se mueva. XI. *Dür* I 652 *Caro.* Q. b. sta, no se mude. *Vlds Lg* 41 *B* 504 *Vlls* (vien esta, *l.* bien e.) *Gar* 99 (está). El que b. e., no se mueva; quien mal busca, presto lo halla. *Nz (Übersetzung aus dem Katalanischen).*

250. Quien bien quiere a Beltran, bien quiere a su can. VII. *Gz.* — beltran. *Dms F Sb Dür* II 47 *Vlls Vlds Lg* 80 *B* 503 *Nz Mlr* 220* *Cah* 3672. Q. b. q. a Pedro, no hace mal a su perro. *Cah* 3674.

251. Quien bien te hara, o se yra, o se morira. IX. *Vj* [Adi R]. —, o se te ira, o se te m. *Vj* [My] *Cov, bien.* — o se te morira, o se te yra. *Vj gls.* —, o se te muere, o se te va. *Nz* 110[c] 113[b]. —, o se casa, o se muere, —. *Vlls.*

252. Quien con cuñados entra en missa, solo sale de la yglesia. VI. *Dms F Sb.* — Iglesia. *Gz Cah* 3351. Q. c. c. va a la yglesia, s. s. de ella. *Nz.* — iglesia, sin parientes sale della. *Vj Vj gls Vlls Mlr* 796 (de ella).

253. Quien con perro se echa, con pulgas se levanta. VI. *Dms F Sb Dür* I 771 *Vlls.* — perros —. *Gz Nz.*

254. Quien da lo suyo antes de morir, aparejese a buen suffrir. V. *F Sb.* — sufrir. *Dms Gz.* — a bien sufrir. *Dür* I 140 *Cah* 3357 *Vlls Nz Hgns.* — de su muerte, merece que le den

Digitized by Google

con un mazo en la frente. *Vlds Lg* 18 *B* 504 *Gar* 102. — muerte, que —. *Vlls.*

255. Quien de los suyos se alexa, Dios le dexa. VI. *Dms F Sb Mlr* 174 *Nz Cah* 3724. —, D. lo d. *Vlls.*

255a. Quien de los suyos se alexa, todo hombre lo dexa. VI. *Gz.*

256. Quien dineros tiene, alcança lo que quiere. V. *Gar* 91 *Cah* 3393 *Caro Yr.* Q. dinero t., —. *Dür* I 559. *Vj Vj gls Nz Vlls* (*Erklärung dazu Vlls* i viij, *wieder abgedruckt bei Ha in* n° 315 p. 381). Q. dineros t., hace lo q. q. *Arce.* —, sabio parece. *Vlls.* Q. dineros y pan t., consuegra con quien q. *Mlr* 475 *Nz.* *Vgl.* n° 290.

257. Quien el azeyte mesura, las manos se unta. XII. *Dms F Sb Vlls Cah* 3234 *Nz.* Q. el aceite —. *Dür* II 206. Q. azeyte —. *Gz;* s. n° 247.

258. Quien en plaça se mete a obrar, muchos administradores tiene. VI. — a obrar se mete, M. a. t. *Dür* II 603. *Cah* 3574. — se pone a obrar, —. *Vlls.* Q. en la p. a labrar se mete, m. adestradores t. *Nz Collins.*

259. Quien ensaña en la fiesta, bestia resta. IX. *Gz;* s. n° 269.

260. Quien es tu enemigo? El que es de tu officio. IX. *Dms F Sb.* — oficio. *Gz Collins.* —? Hombre de tu o. *Arce Nz Dür* II 170. —? El h. —. *Vlls.* — El de tu o. *Caro Yr.* —? Aquel de —. *Cah* 3406. —? El que es de —. *Collins.* Ese es tu e., ques de —. *Vlls.* —, el que es —. *Gar* 66.

261. Quien haze un cesto, hara ciento. III. *F Sb Gz Dms* (çesto) *Vlds Lg* 35 *B* 504. — ciento, y si tiene mimbres, y tiempo. *Vlls.* Q. hizo un c., h. c. *Gar* 71.

262. Quien lo pudiera pensar? (*Vorhergeht:* No digas:) II. Q. tal pensara? *Vlls.* No pensara. *Caro.* No pensé. *Caro* 286. Nunca el sabio dice: No pensé. *Gar* 90. Pensé que, es voz de necios. *Caro.*

263. Quien mucho abarca, poco aprieta. IX. *Dür* II 552 *Caro Yr Collins.* Q. m. abraça, —. *Vlls.* El que m. abarja (*l.* abarca), —. *Cah* 3170.

264. Quien mucho habla, mucho yerra. I. *Dür* II 250 *Vlls Caro Collins.* Mucho hablar, mucho errar. *B* 495. *Vlls Vj Vj gls* (herrar). A mucho h., m. e. *Vlls Ha* 212 *Gar* 71. Mucho fablar trae consygo m. e. *Mz* p. 213. *Vgls.* n° 309.

265. Quien no da lo que duele, no ha lo que quiere. VIII. *Caro.* Q. n. da de lo q. tiene, no ha de lo —. *Nz Yr.* — de lo q. duele, no alcança lo q. q. *Vlls.*

266. Quien no puede dar al asno, tornase al albarda. XI. *Dms Gz Dür* II 270. — allalbarda. *F Sb.* Q. n. p. al a., — al albarda. *Vlls.* No pueden al a., buelvense al a. *Nz.* —, tornanse al a. *Vj Vj gls.* De que no puede al a., tornase a la a. *Vlls.* — al a. *Vj gls.* — pueden — tornanse —. *Vj.*

267. Quien passa punto, passa mucho. IX. *Nz* 108[d] 116[b] *Gar* 68 *Vj*[AdlR]. Quando p. p., —. *Vlls.* Quien pasa p., pasa mundo. *Vj gls Vj*[My].

Digitized by Google

268. Quien por mal de otro se castiga. III. (*Vorhergeht:* Bien es); *s.* n° 41. Q. — se c., avisa. *Vlls.* Buen alçado pone en su seno, quien se castiga en mal ageno. *Vlls Nz.* Quien en agena cabeça castiga, digno es de loor. *Mz* 95.

269. Quien se ensaña en la fiesta, bestia resta. IX. *Dms F Sb Nz Hgns.* Q. ensaña —. *Gz; s.* n° 259. Q. se ensaña en la boda, pierdela toda. *Vj gls Vj Mlr* 473 *Nz Yr.* Q. se enoja en la b., —. *Vlls.*

270. Quien se muda, Dios le ayuda. VI. *Mlr* 167 *Cah* 3554 *Gar* 64; *Vlls (fügt hinzu:* mas no toda via.) *Nz* 112 c *(setzt als Erklärung hinzu:* Que muchas vezes acontesce por mudarse, susceder la fortuna mejor que antes, annque no sea regla general.) A q. se m., D. le a. *Gar* 98.

271. Quien te haze fiesta que no te la suele hazer, o te quiere engañar, o te ha menester. IV. *Dms.* — no te s. h., —. *Vlls Nz Cah* 3427 *Hgns Yr Collins.* Si te h. f. quien no la s. h., —. *Gz; s.* n° 283.

272. Qien tiempo tiene y tiempo atiende, tiempo viene que se arrepiente. VII. *Dür* I 573 *Vlds Lg* 65 *B* 504 *Nz Gar* 60 *Cah* 3735 (le *l.* se). Q. t. t. y t. espera, t. v. q. desespera. *Vlls.*

273. Quien tiene buen vezino, tiene buen amigo. VI. *Dür* II 126. *Vlls* (bezino). *Cah* 3749. Q. ha b. v., ha b. a. *Nz Yr.* Q. ha b. v., ha b. maitino. *Vlds Lg* 39 *B* 504 *Gar* 99 *Mlr* 260*. Q. ha mal v., ha mal maytino. *Vlls.*

274. Quitando la causa, se quita el peccado. IV. *Dms F Sb.* — el pecado. *Gz Cah* 3290. Quien quita la c., quita —. *Vlls Gar* 70. Quita la c., quita el p. *Nz.*

275. Reñiran las comadres, descobriran las poridades. X. *Dms.* —, descubriran —. *F Sb.* —, y descubriran l. puridades. *Gz.* Riñen l. c., y descubrense l. p. *Vlls.* —, d. l. p. *Nz.* —, d. las verdades. *Mlr* 812. —, y d. l. v. *Gar* 63. Riñeron l. dos c., y descubrieronse l. v. *Gar* 104.

276. Rocin dun establo, que no tiene pariente ni hermano. VIII. *F Sb Dms.* — de un —. *Gz Vlls Nz.*

277. Sanan llagas, y no malas palabras. I. *Vlls Cah* 3498 *Gar* 90. S. cuchilladas, mas no m. p. *Nz Hgns.* S. las c., —. *Vlls.* S. l. c., y no las m. p. *Vj Vj gls.*

278. (Sea quien quiera) heredero, si algo sobra. V. S. q. q. h. —. *Cah* 3455; *s.* n° 87, 141.

279. Servir al noble, aunque sea pobre. XII. *(In der vorhergehenden Reihe:* Mas vale) *Dms F Sb Cah* 3711. Mas vale servir —. *Gz; s.* n° 187. Sirve a señor noble, —. *Vlls Vj Vj gls* (Syrue). Sirve al noble, —. *Nz.* — p.; que tiempo verná que te lo pagará. *Nz Hgns.*

280. Si el cielo cayesse, pararle las manos. IX. *Dms; Gz fehlt.* — paralle —. *F Sb Dür* I 735 (cayese) *Nz.* — se cae, pararle —. *Vlls Mlr* 186.

281. Si para ti eres malo, para quien seras bueno? V. *Dms F Sb Vlls Cah* 3526. — por quien —? *Gz.*

Digitized by Google

282. Si quieres que digan bien de ti, no digas mal de ninguno. I. *Vlls.* — bien de tu mulo, no —. *Vlls.*

283. Si te haze fiesta quien no la suele hazer, o te quiere engañar, o te ha menester. IV. *Gz; s.* n° 271. Si te h. caricias el que no las acostumbra hacer, o engañarte q. o —. *Guzman de Alfarache* P. I, L. III, c. 1.

284. Si vos, comadre, estuviessedes en vuestra casa, con la pierna quebrada, no me veriades en cada casa. III; *s.* n° 52. — casa, la p. q., no me hallariades en c. c. *Nz.*

285. So mala capa yaze buen bevedor. XII. *Vlls Arce Vj Vj gls Nz.* Debajo de m. c. —. *Gar* 68. Debaxo de m. c. ay —. *Sarm* § 418 *Caro Cov, capa.*

286. Sobre cuernos, penitencia. XII. *Vlls Arce Vj Vj gls Nz Gar* 66 *Mlr* 492 *Tim* I 69 p. 175[a]. S. c., siete sueldos. *Nz Mlr* 492.

287. Son mas los dias que las longanizas. V. *Dür* II 86 *Vlls Cah* 3513. Mas ay dias que longanizas. *Vlds B* 501. Mas dias hay q. l. *Gar* 61.

288. Tanto me do por axte como por harre. VI. *Dms; Gz fehlt.* — oxte —. *F Sb.* — da por oxte —. *Vlls.* — doy p. oyxte, —. *Nz.*

289. Tarde y con mal. IV. *Vlls Nz.*

290. Todas las cosas obedescen a la pecunia. VIII. *F Sb Vlls.* — obedeçen —. *Dms.* — obedecen —. *Gz Dür* I 565 *Cah* 3625. *Vgl.* n° 256. *Vallés' Erklärung zu* Pecuniae omnia obediunt *ist zugleich gegeben für:* Quien dinero tiene, alcança lo que quiere; *abgedruckt bei Ha* p. 381.

291. Todos los duelos, con pan son buenos. VI. *Vlls Vlds Lg* 67 *B* 505 *Nz* 94[d] 125[b]. — son menos. *Nz Gar* 96 *Cov, pan.* Los d. —. *Caro Cov, duelo* (duolos *Druckfehler*).

292. Toma el tiempo segun que viene. VI. *Dms F Sb Dür* II 163. — segun viene. *Gz Vlls Cah* 3732.

293. Tras el ñublo viene el sol, y tras un tiempo viene otro. VI. *F Sb.* — nublo —. *Dms Gz Vlls.* Tras la niebla v. —. *Yr.* Tiempo tras tiempo, y agua tras viento. *Arce Vj Vj gls Nz Gar* 61 105 *Hgns.*

294. Tropeçar y no caer, aventaja es de camino. XI. *Gz* (*unten auf der vorhergehenden Seite als Kustode:* Entrope-). Estropeçar —. *Dms F Sb Vlls; s.* n° 133. Quien tropieça y no cae, en su passo añade. *Vj Vj gls.* —, un p. a. *Vlls.*

295. Vaya yo caliente, y riase la gente. X. —, y riyase —. *Vlls.* Ande yo c., y riase —! *Vlds Lg* 53[2] (riyase) *B* 497 *Cah* 3265. Andeme yo c., —. *Vlls Nz.*

296. Viene ventura, a hombre que la procura. II. — q. se la p. *Dür* I 824. — al h. q. la p. *Vlls.* V. la v. al h. — *Caro* 366. 321, 1 V. v. a quien la p. *Nz Hgns Yr.*

Viva —. Vivamos —. *s.* Biva —. Bivamos.

297. Yo se que devo creer. IV. *Dms F Sb Vlls* (debo). — que no d. c. *Gz.*

Digitized by Google

Außer diesen unter n° 1 — 297 *aufgeführten* refranes[13]), *welche in sämtlichen Ausgaben der* Refranes glosados *durch den Druck besonders hervorgehoben sind — sie stehen stets in besonderer Reihe — finde ich in dem übrigen Texte noch eine Reihe von* refranes *oder Anspielungen auf* refranes, *welche nachstehend gleichfalls verzeichnet seien:*

298. A mal amo, mal moço le pertenece. I. *Gz.* — perteneçe. *Dms.* Mal — pertenesce. *F Sb*, p. 5, 24. Ruin señor, cria ruin servidor. *Nz. Vergl.* n° 14 318.

299. Ay peligro en la tardança. XI. En la t. esta el p. *Cerv Qx* I 46 (*Weitere Beispiele aus Cerv s. Sb, Refr Gen Esp* VI 280). En las tardanças ay peligro. *Luna* VII, 214 = *Oudin, Dial* II p. 32. (*Über J. de Luna s. Ed. Boehmers letzte Arbeit in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N F* XV 423 ff.) En l. tardanzas hay p. *Koeler.*

300. Cierra tu puerta y loa a tus vezinos. VI. *Sb* 26,6. — y loa tus v. *Vlds Lg* 69 *B* 497. — y alaba a tus v. *Vlls.* — y alaba tu vezino. *Nz.*

301. Dar a los pobres es recebir. VII. *Sb* 29, 11. *F Gz.* — reçebir. *Dms.* Hacer bien nunca se pierde. *Sb R G* IX 211, n° 312.

302. Dar coces al aguijon es daño del pie. XI. D. c. contra el aguijon. *Cerv Qx* I 20 *Caro.* D. coçes c. el a. es poca discreçion. *Mz* 140. Duro es a lançar c. c. el a. *Mz* 322. — de lançar —. *Mz* 322[7].

303. Dar con la cabeça en la pared es mal para la cabeça. XI. D. con l. c. en l. pared. *Mz* 140[4. 5.]. D. con — a l. p. *Mz* 197. D. de l. c. a l. p. *Mz* 140. 153. 322. D. de — en l. p. *Mz* 153[1]. D. con l. c. a las paredes. *Mz* 197[1].

304. De gran coraçon viene el sofrir, y de gran seso bien oyr. I. *Dms.* — sufrir —. *Gz.* De gran cura: como coraçon — suffrir: —. *F Sb* 6, $_{13}$ f. (*Die beiden Wörter* cura : como *sind zu streichen: sie sind durch ein eigenartiges Druckversehen in F, an den Schluß der Seite* aII[v] *hineingeraten; sie gehören jedoch an den Schluß der Seite* aVI[v] *von F, d. h. Sb* 20, $_{20}$, *zwischen die Worte* has quieres. *In Dms Gz stehen sie an richtiger Stelle; s.* n° 327.) De g. coraçon biene el sufrir: y — el b. oyr. *Vlls.* De g. c. es el s., y — el oyr. *Nz Cah* 3379 (oir)

305. Defecto es grande comprar lo que no has menester. XI. *Sb* 49, $_{6}$ *F.* Defeto —. *Dms Gz.* Quien compra lo que no ha menester, vende lo que ha menester. *Vlls.* Quien compra lo que no puede, vende lo que le duele. *Nz.*

306. Del mal lo menos. III. *Sb* 11, $_{23}$ f. s. n° 83.

307. . . . si por movimiento de yra querras hazer algun mal, deves te reposar y dormir sobre ello, porque puedas hazer buena desistion dentro de ti para que mejor puedas delibrar. II. *Sb* 9, $_{12}$ ff. *F Dms* (deliberar). — porque mas a tu plazer puedas — deliberar. *Gz.* Dormid

[13]) *In den* Refr. glos. *sind besonders bezeichnet als* refran: n° 2 3 4 8 13 22 25 37 44 50 55 77 84 98 140 143 145 154 162 176 201 227 235 242 254 264 277 (*bei Gz*) 289 297, *als* proverbio: n° 5 14 54 64 90 96 102 115 120 122 123 127 129 130 131 181 236 251 295, *als* proverbio antiguo: n° 28, *als* proverbio vulgar: n° 124. *Vor* n° 234 *finden sich die Worte*: ya es dicho antiguamente, *vor* n° 243: vulgarmente se dize, *vor* n° 241: assi lo dixo un moço a su señor, *vor* n° 222: Segun dizen los vizcaynos, *sehr häufig* se dize, *öfters auch* se dixo *und andere Wendungen.*

Digitized by Google

sobre ello, y dadme vuestro acuerdo. *Vlls.* Dormireys sobrello, y tomareys acuerdo. *Nz.*

308. El embidioso siempre esta en pena. VI. *Vgl.* nº 320. Al embidioso afilasele el gesto y crescele el ojo. *Nz.*

309. El que calla, no puede errar. I.

309a. El que calla no yerra. I. *Vgl.* nº 264.

310. Es poca discrecion yr por estremos. XI. *Sb* 48, $_{16}$. *F Dms; Gz fehlt.* Todos los extremos son viciosos. *Sb, Refr Gen* t. IV 193. *Caro.*

311. Piensa pues en guardar alguna parte para la vejez, y guarda en el verano de la juventud para en el invierno de la senetud. V. Guarda, moço, y hallaras viejo. *Nz.*

312. Guardate que no te passe la pluma por las narizes. IV. Passar la p. p. l. n. *Vlls.*

313. (Huir del como de pestilencia.) Huyas del assi como del fuego. III. . . . ayas temor assi como si fuesse pestilencia. III. Huyr de la pestilencia con tres l l l, es buena ciencia. *Sb, R G* III 292. — *id est,* luego, lejos, luengo tiempo. *Palmireno.* — es prudencia: luego, lexos y luengo tiempo. *Vlls.*

314. La charidad bien ordenada en ti mismo comiença. V. *Sb* 22, $_4$. *F.* La caridad —. *Gz.* — comença. *Dms.* La caridad b. o. comiença de si mismo. *Oudin, Dial* III p. 77 = *Luna, Dial* VIII p. 231. — desde si mismo. *Caro.*

315. Lo que puedes hazer oy, no lo alargues para otro dia. XI. *Sb* 49 f. *F Gz Dms* (hoy). Lo que has de hazer cras, pon mano, y haz. *Vlls.* — hazer, no digas cras, pon la m. y h. *Oudin.* — cras, sino pon la m. —. *Caro.*

316. Lo que tu mismo pudieres hazer, no lo encomiendes a otro. XII. Nunca esperes, que haga tu amigo, lo que tu pudieres. *Nz.*

317. Los hijos de Garciçamarra, que en el invierno yvan desnudos y reyanse de los bien vestidos. X. — garciçamarra —. *Sb* 43, $_{21}$ *F.* — garci çamarra —. *Gz Dms.*

318. Mal amo, mal moço le pertenesce. I. *Sb* 5, $_{24}$ *F.* A mal — perteneçe. *Dms Gz* (pertenece); *s.* nº 298 14.

319. Mucha discrecion es tomar los medios. XI. *Sb* 48, $_{21}$. *F Dms; Gz fehlt.* En los medios consiste la virtud. *Caro.*

320. Mucho mal tiene quien tiene embidia. XI. *Vgl.* nº 308.

321. No desestimes al pobre o mal vestido. XII. *Sb* 54, $_2$. *F Dms.* No menosprecies —. *Gz.* Burlar de los mal v. *Vlls.* Burlas tu de l. m. v. *Mz* p. 306. Hacer burla de los m. v. *Gar* 67 *Vlls.*

322. No quieras poner la mano entre dos muelas. XI. No metas las manos e. d. m. molares, que te prenderan los pulgares. *Vlls Nz.*

323. No te agrades de bacin, aunque sea de oro, en el qual sangre ayas de escupir. X. Reñega de vaçin de oro, en que ayas de escupir sangre. *Vlls.* Reniego de bacin —, en que escupen s. *Nz Oudin.* —, que escupe s. *Vj Vj gls.*

324. Nunca fue bien determinado que paguen los justos por los pecadores. XI. *Sb* 49, $_{20}$ *F Dms.* — paguen justos —. *Gz.*

Digitized by Google

Pagan justos por pecadores. *Vlls Caro.* Non lo quiera Dios que lazren l. j. p. l. p. *Cifar* p. 119. No paguen j. p. p. *Cel* IV 58,$_{11}$. Quereis que paguen j. p. p. *Gar* I 66. Arde verde por seco y pagan j. p. p. *Oudin.*

325. Perderas buena sombra, y cobraras mala gracia. III. Perder b. s., y cobrar b. g. *Vlls.*

326. Pon buen nombre a tu hijo, y muestrale buen officio. XII. *Sb* 52,$_{13}$. *F Dms Gz* (oficio). A tu hijo, buen nombre y officio. *Vlls Nz.* — oficio le procura o le dexa. *Mlr* 561.

327. Si tu mesmo de ti no has cura, como quieres que otro tenga ansia de ti? V. *Gz Dms.* — mismo — no has quieres — ansi —? V. *Sb* 20,$_{20}$ f. *F* a VI^{v} f. (*Nach* has, *dem letzten Worte der Seite* a VI^{v} *fehlen die Worte:* cura como; *s. zu* n° 304).

328. Todo el consejo de Paris no pudo hazer bever a un asno por fuerça. XI. *Sb* 49,$_{15}$ *F Dms; Gz fehlt. Als Parallele finde ich nur eine etwas derbere Fassung bei Dür* II 761 *und Koeler* 478. *Oud* ^{1621} *Nz* ^{1555} *Nz* ^{1619} *haben diese gleichfalls, Nz als Übersetzung aus dem Katalanischen. Sie fehlt indessen bei Nz* ^{1804} *Oud* ^{1608} *Oud* ^{1634}.

329. Untar las manos. *Vlls.* Si bien untas las manos a los juezes, por crueles que sean, los aplacaras, y harasles de tu parte. VIII. *Sb* 33,$_{11}$ *F Dms Gz* (haras de).

330. Yr de mal en peor. I. *Vlls Caro* (Jr). De m. e. p. *Vlls.* Va de —. *Caro.*

Nun noch ein paar Worte über die Glosa *oder* Glosilla antigua. *Nach Sbarbi, Monogr.* sobre los refr. p. 346 s. 327^{a} *und* 330, *Anm.* 1, *wird mit Anführung der* Glosa antigua *von den alten Sprichwörtersammlern auf die* Refranes glosados *hingewiesen, mit* Glosilla *dagegen auf die* Refranes que recopiló Jñigo Lopez de Mendoza, por mandado del rey don Juan, 1541, *d. h. also auf die Vj gls. Für* Mallara, Philosophia vulgar, 1568, *kann ich jedoch feststellen, daß an sämtlichen* 71 *Stellen, wo ich die alte Erklärung bei Mlr abgedruckt finde*[14]), *diese, wie das nach Mlr* I, 2 [15]) *nicht anders zu erwarten war, genau mit den Vj gls übereinstimmt. Eine Anspielung auf die* Refranes glosados *findet bei Mlr nicht ein einziges Mal statt; die Ausdrücke* glosa, glosilla, interpretacion, declaracion antigua, el que lo glosó antiguamente *u. a. weisen alle auf die Vj gls hin.*

Zum Schluß bleibt mir nur noch die angenehme Pflicht, den Verwaltungen der Kgl. u. Provinzial-Bibliothek zu Hannover, der Kgl. Universitätsbibliothek zu Göttingen und der K. B. Hof- u. Staatsbibliothek zu München für die Bereitwilligkeit, mit der sie mich stets mit den von mir gewünschten Büchern versehen haben, sowie dem Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken zu Berlin für dessen leider allerdings erfolglos gebliebene Bemühungen, die mir fehlenden Ausgaben der Refranes glosados *auf einer deutschen Bibliothek nachzuweisen, an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen.*

14) Mlr I 2 4 99 100 II 19 68 76 81 89 100 IV 16 44 49 50 61 94 V 16 31 32 42 43 44 85 VI 21^{b} 32 33 34 37 38 39 68 69 72 74 75 94 VII 2 5 50 65 67 94 95 96 VIII 14 93 94 95 96 97 IX 4 25 39 56 60 61 62 63 85 88 89 90 X 7 8 9 63 72 73 82 89 90.

15) „Esta declaracion es de unos refranes, que andan en nombre de don Yñigo Lopez de Mendoça, que recopiló por mandado del Rey don Juan, y esta glosa no se sabe cuya es; señaréla, porque no quiero quitar á cada uno su honra, en atribuyrme la agena."

Deutsche Reisende des 18. Jahrhunderts in England.

Von Robert Philippsthal.

Der aus dem tiefsten Kern der menschlichen Natur entspringende Trieb nach neuen Eindrücken, ungewöhnlichen Erlebnissen, beständigem Wechsel und zunehmender Erkenntnis findet seine sicherste und leichteste Befriedigung durch Reisen nach fremden Ländern. Hier erschließt sich dem Reisenden gleich bei den ersten Lauten der fremden Sprache eine Welt neuer Gedanken. Daher hat die Wanderlust schon früh Wißbegierige in die Ferne geführt, die das Auffällige und das Schöne, das ihnen dort entgegentrat, aufzeichneten und beschrieben, um ihre Landsleute anzuregen, sich die Vorzüge der Fremde zu erwerben oder sich an der Schönheit des fernen Landes zu erfreuen. Solche Reisebeschreibungen sind zuweilen von bedeutendem Einfluß gewesen. Dieser zeigt sich am besten in der Tatsache, daß Amerika nicht nach seinem Entdecker, sondern nach dem Reisenden benannt worden ist, der den neuen Erdteil zuerst beschrieben hat. Goethe rechnete die Erzählungen seines Vaters von der italienischen Reise, die dieser fast ein Jahrzehnt vor der Geburt seines Sohnes unternommen hatte, zu seinen stärksten und dauerhaftesten Jugendeindrücken. Der bedeutende Einfluß, den der Aufenthalt in fremden Ländern auf die hervorragendsten Männer des 18. Jahrhunderts, auf Voltaire, Montesquieu, Winckelmann, Herder, Goethe und die beiden Humboldt ausgeübt hat, läßt ermessen, wie hoch man damals Reisen im Auslande für die geistige Bildung bewertete. Aber zunächst lockten noch am stärksten wie im Mittelalter und in der Zeit des Humanismus die Kunstschätze, die feine literarische Bildung und die helle Sonne des Südens die Menschen nach Italien und Frankreich. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts sah man ein, daß hinter dem Nebelschleier, der um England wallt, Sehenswertes verborgen lag. Damals begann England die Führung unter den europäischen Mächten zu erringen und den Grund zu der bevorzugten Stellung zu legen, die es seitdem einnimmt. England und Schottland waren glücklich vereinigt, die inneren Kämpfe schwiegen, die das Land im 17. Jahrhundert durchtobt hatten, siegreiche Kriege gegen äußere Feinde erhöhten sein Ansehen, aus neu erworbenen Ländern strömten unermeßliche Reichtümer ins Land, emsige Fabriktätigkeit vermehrte den Wohlstand der Bevölkerung, blühender Handel führte einen schnellen Absatz der reichlich aufgestapelten Fabrikate herbei, gute Landstraßen und zweckmäßig angelegte Kanäle erleichterten den Verkehr, vortreffliche Schiffe und geschulte Seeleute brachten den Überschuß der Waren ins Ausland, die Bevölkerung nahm schnell zu,

die Städte wuchsen in einem Maße wie nirgends sonst, und London entwickelte sich zu einer Riesenstadt, die dank der Konzentrierung des englischen kaufmännischen Kreditwesens in der englischen Bank ihren Einfluß nicht nur über die ganze Insel und die Kolonien, sondern auch über das Festland ausdehnte.

Die hohe Blüte des Handels und des Gewerbes beruhte auf der gründlichen Arbeit der Naturforscher. Der die Welt umspannende Geist eines Newton und eines Boyle suchte der Natur ihre Geheimnisse zu entwinden. Die Ergebnisse ihrer Arbeiten regten die Mechaniker zu dem Bestreben an, diese Errungenschaften für das Gewerbe nutzbar zu machen. Um die Mitte des Jahrhunderts erfand Richard Arkwright die Spinnmaschine, die die Herstellung der Kleidungsstoffe verbesserte und verbilligte, und James Watt baute die Dampfmaschine und gewann damit für den Dienst des Menschen die Kraft, die nach und nach alle Verhältnisse der Menschheit umgestaltete, indem sie ihr die unumschränkte Herrschaft über die Naturkräfte verlieh. Die Kenntnis dieser Naturkräfte bahnte zugleich ein tieferes Verständnis des Lebens der Völker und des Menschen selbst an. Locke, Hume und die schottischen Psychologen suchten die geistige Tätigkeit des Menschen empirisch zu ergründen; Gibbon beleuchtete mit philosophischem Geiste das Blühen und das Welken der alten Völker, Adam Smith gründete die neue Wissenschaft vom „Wohlstand der Völker".

Was diese geistig bedeutenden Männer schufen, blieb dem praktisch arbeitenden Volke nicht verborgen. Viele gut geschriebene Zeitungen stellten sich für die Ausbreitung ihrer Ideen zur Verfügung und trugen sie in breite Volksschichten. Die aus dem Geiste der englischen Verfassung geborene Preßfreiheit begünstigte diese Zeitungen und wertvolle Wochenschriften, die offenbar ein Bedürfnis des aufkommenden Bürgertums waren. Aus ihren Anregungen erwuchs eine neue Literatur, die bürgerlichen Romane Richardsons, Fieldings und Smollets, wie früher Popes Dichtungen aus der naturwissenschaftlichen Philosophie des Newtonschen Deismus hervorgegangen war.

Alles dies erweckte bald das Interesse der besten Geister der Nachbarländer. Die größten französischen Schriftsteller der Zeit, Montesquieu und Voltaire, gingen nach England und gewannen hier durch eingehendes Studium von Literatur, Philosophie und Wissenschaft, von Land, Volk und Verfassung neue politische und philosophische Ansichten, die der eine in dem einflußreichen „Esprit des lois", der andere in den anregenden „Lettres anglaises" entwickelte. Größer war vielleicht der Einfluß der Engländer auf das ganze geistige Leben der Deutschen. Philosophie und Dichtung, naturwissenschaftliche Forschung und ästhetische Theorie, Staatswissenschaft und Geschichtsschreibung standen hier während des ganzen 18. Jahrhunderts in Englands Bann. Max Koch[1]) hat schon vor 25 Jahren gezeigt, wie viel die deutsche Dichtung den Engländern verdankt, wie die Größten und die Kleinsten die englische Litteratur studierten. Die Anfänge aller großen Dichter weisen auf die englische Literatur: Klopstock auf Milton, Lessing auf Lillo, Goethe auf Shakespeare, Herder und Bürger auf Percys Balladensammlung, Gellert, Wieland und Sophie von La Roche

[1]) Max Koch, über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert. (Leipzig 1883.)

Digitized by Google

auf Richardson. Denker wie Kant fanden Anregung bei Shaftesbury, Lessing und Mendelssohn bei Harris, Home und Burke, während englische Staatslehren einen eifrigen Verfechter in Justus Möser und die englischen Freidenker einen wirksamen Apostel in Reimarus gewannen. Koch hat aber kaum auf die vielen persönlichen Beziehungen hingewiesen, die das lebhafte Interesse der Deutschen für England zwischen englischen und deutschen Dichtern und Gelehrten anknüpfte. Manche wie Haller, Hamann, Reimarus und Sophie v. La Roche pilgerten freiwillig nach England, einige wie Hagedorn, Möser und Sturz verschlug ihr Beruf dorthin. Sie und andere haben ihre Erlebnisse und Eindrücke in mehr oder weniger eingehenden Berichten niedergelegt, die literarische und kulturhistorische Bedeutung besitzen. Die meisten von ihnen sind von Liebe und Verehrung für England erfüllt; sie preisen den freien Geist der Engländer, sie rühmen die Güte ihrer Regierung, und sie schreiben den weitherzigen Gesetzen und der ausgiebigen Teilnahme des Volkes an der Verwaltung des Staates die hohe Blüte des Landes zu. Hier zeigt sich zum ersten Male jene Vorliebe für die englische Verfassung, die dem deutschen Liberalismus des 19. Jahrhunderts sein besonderes Gepräge gegeben hat. Schon in dieser Hinsicht ist es wichtig, aus den Berichten und Briefen die Eindrücke der deutschen Reisenden festzustellen. Der nachfolgende Versuch kann den wichtigen Gegenstand nicht erschöpfen, sondern nur zu tieferer und eingehenderer Forschung anregen; denn was Schaible[1]) bietet, ist nicht viel mehr als eine kritiklose Zusammenstellung des notwendigsten Materials dazu.

Einer der ältesten Reisenden war Zacharias Konrad von Uffenbach (1683—1734), der von 1708 bis 1711 mit seinem jüngeren Bruder Johann Friedrich eine Reise durch Norddeutschland, die Niederlande und Frankreich unternahm, deren Hauptzweck in der Sammlung von Büchern für seine große Bibliothek bestand. Demgemäß besuchte er hauptsächlich die Bibliotheken, über deren Bestände an Handschriften und Druckwerken er sehr eingehende Notizen machte. Aber als Polyhistor war ihm alles bemerkenswert. Er besuchte Fabriken und Kirchen, Theater und Schulen, Paraden und Volksspiele. Er knüpfte Bekanntschaften mit hervorragenden Gelehrten an und machte während der Unterhaltung heimlich Notizen über ihre Äußerungen. Deshalb bildet diese Reisebeschreibung, die erst lange nach seinem Tode erschien, eine Fundgrube für die Kulturgeschichte, während ihr Wert nach Form und Inhalt nur gering ist[2]). Nirgends empfindet man auch nur den Hauch einer Persönlichkeit; nirgends zeigt sich ein eigentümlicher Gedanke; überall versteckt sich das persönliche Empfinden hinter den Tatsachen, die trocken, tagebuchartig und massenhaft aufgezeichnet werden. Man sieht, wie er ohne Verständnis für das Bedeutende und Schöne reist, wie er nur das Äußere der Dinge sieht, aber trotz seiner polyhistorischen Studien und großen Belesenheit ihr Wesen und ihre Bedeutung nicht erfaßt. Von der englischen Literatur scheint er kaum Notiz genommen zu haben. Findet sich aber einmal eine Bemerkung darüber, so zeigt sich die ganze Erbärmlichkeit seines Urteils wie an der folgenden

[1]) K. H. Schaible, Geschichte der Deutschen in England von den ersten germanischen Ansiedlungen in Britannien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1886.

[2]) Z. C. v. Uffenbach, Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England. Ulm 1753. Bd. 2/3.

Digitized by Google

Stelle (Bd. II, S. 543) „Abends waren wir at the Queens Theatre in the Haymarket und sahen: Othello Moor of Venice written by the Immortal Shakespear. Es war ein schönes Stück; auch deswegen voller Menschen.“

Ein so plattes Urteil würden Haller und Hagedorn, die ein Jahrzehnt später nach England kamen, nicht ausgesprochen haben. Leider sind wir über Hagedorns Aufenthalt, der 1729 bis 1731 als Privatsekretär des dänischen Gesandten Freiherrn von Söhlenthal in London lebte, wenig unterrichtet, wissen aber aus einem Brief an seine Mutter, daß er das Englische so gut beherrschte, um darin Werke schreiben zu können, die ihm gut bezahlt wurden[1]). Haller weist in einem längeren Schreiben an Gemmingen (1772) nach, wie viel er und Hagedorn ihrem Aufenthalt in England verdankten. „Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bisher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen, und strebten beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.“[2]). Aber Haller benutzte seine kurze Reise nach England im Juli und August 1728 weniger zum Studium der englischen Dichtkunst, mit der er sich schon in der Heimat gründlich beschäftigt hatte, als vielmehr um hervorragende Fachgenossen zu besuchen und ihre Methoden kennen zu lernen[3]). Aus den fleißigen Notizen seines Tagebuches[4]) tritt uns seine Bewunderung des englischen Lebens und des großen Reichtums entgegen, den er überall fand. Er lobt die englischen Zeitungen, weil sie das Fremde kurz zusammenfassen, über London dagegen selbst Unbedeutendes nicht verschmähen. Er weist auf die Börsenspekulationen hin, denen die Zeitungen dienen. „Allermeist interessiert die Engländer der Zustand der „Southsea Stock“ und der „Banque“. Denn in diesen beiden, wie in andern Gesellschaften mehr, stecken des Landes meiste Gelder und werfen jährlich 6 % ab. Nachdem nun die Umstände näher dem Frieden als dem Kriege sind und Vorteil oder Nachteil vor die Krone und Handlung mitbringen, steigen und fallen die Zettel, so daß vielen ihr ganzer Lebenslauf in nichts besteht, als in beständigem An- und Verkauf solcher Zetteln, dabei man, nachdem es das Glück mitbringt, Gewinn oder Schaden erholet. Deshalb auch manche durch Ausstreuung nachteiliger Zeitungen den Preis zu mindern, andre anderst ihren Nutzen suchen. Southsea erhält sich mit Not über 100 oder ohne Verlust, East-India aber ist auf 150 — 170 und Banco 135 — 150.“ (Tagebücher S. 128 f.) Zumeist ist Hallers Blick auf das Tatsächliche und Statistische gerichtet, aber er weiß auch in der Seele des Volkes zu lesen. Er bemerkt, daß die Regierung die Wissenschaft fördere, indem sie die Verdienste ihrer Führer belohne, der König die Gelehrten an den Hof ziehe und ihnen in der Westminsterabtei Denkmäler errichte. Doch fehlt es auch nicht bei ihm an abfälligen Urteilen; unter diesen wiegt besonders schwer der Vorwurf, daß die Engländer fremde Völker zu wenig achteten.

---

1) Fr. v. Hagedorns sämtl. poet. Werke hgg. von Eschenburg, Hamburg 1825. Teil 4, S. 8.

2) Albrecht v. Hallers Gedichte hgg. von L. Hirzel. Frauenfeld 1882, S. 398.

3) Joh. Georg Zimmermann, Das Leben des Herrn v. Haller. Zürich 1755. S. 42 und 92.

4) Albrecht v. Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723 — 1727 hgg. von L. Hirzel. Leipzig 1883.

Digitized by Google

Wenn Haller mehr durch das literarische Nachstudium als durch die unmittelbare Anschauung englischen Lebens und Wesens während seines kurzen Aufenthalts in England gefördert wurde, so verdankte dagegen Justus Möser, der 1763 als Vorsteher des Stiftes Osnabrück nach London kam und dort acht Monate blieb, gerade seiner Kenntnis des englischen Handels und Wandels sehr viel. Hier gewann er den hohen Gesichtspunkt, von dem er fortan alle Erscheinungen des deutschen Volkslebens betrachtete. Sein Freund Nicolai sagt von diesem Aufenthalt in England mit Recht: „Landesverfassung, Politik, Industrie, Handlung, Litteratur, Schauspiele, Nationalbelustigungen und vor allem menschliche Charaktere von der interessantesten und verschiedensten Art beschäftigten Mösers Aufmerksamkeit. Auch das Geringste entging ihm nicht. Dieser Zuwachs an Kenntnissen hatte auf ihn als Geschäftsführer und als Schriftsteller einen wichtigen Einfluß. Die Menge der Gegenstände, worauf er nachher in seinen Schriften sein Auge richtete, deutet hierauf, und seine unnachahmliche Laune ward hier hauptsächlich, wo nicht erweckt, doch noch mehr entwickelt.[1]) Eigene Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in England fehlen fast ganz, aber aus zahlreichen Bemerkungen in seinen Werken spricht seine Hochachtung des englischen Volkscharakters, seine tiefe Kenntnis der Verfassung und seine Vorliebe für die kaufmännische Tüchtigkeit der Engländer. In den „Patriotischen Phantasieen“, die er bald nach seiner Heimkehr zur Belehrung der Bauern und Handwerker seiner Heimat nach dem Vorbilde englischer Wochenschriften zu schreiben anfing, stellt er häufig englische Einrichtungen als Muster hin. Hier wird gelobt, daß in England niemand, der unter drei Morgen besitze, ein neues Haus bauen dürfe, während bei uns jeder „Markkötter“ eine Hütte errichte[2]), dort wird gerühmt, daß England den Handel durch Ausfuhrprämien begünstige,[3]) und anderwärts gerügt, daß sich die Deutschen englische Waren aufschwatzen lassen, die einheimische Fabrikanten ebenso gut liefern[4]); dabei vergißt er nicht, die Vorzüge des englischen Kunsthandwerks hervorzuheben.[5]) Aber indem er dieses tut, leitet ihn die Hoffnung, seinem Vaterlande zu dienen. Er ist weit davon entfernt, aus blinder Vorliebe für England den Deutschen als nachahmungswert zu empfehlen, was in England aus jahrhundertelanger Überlieferung gedieh und durch Gewöhnung heilig war, die parlamentarische Form der Regierung und das eigentümliche Gerichtswesen. Doch veranlaßten ihn seine englischen Erfahrungen „ein Menschenalter vor der preußischen Städteordnung und vor der Begründung der preußischen Landwehr auf die Notwendigkeit selbständiger Gemeinwesen und eines bewaffneten, ehrliebenden Volkes kräftig und entschieden“ hinzuweisen.[6]) Somit war Möser einer der ersten, wenn nicht der erste, der diese Forschung des späteren deutschen Liberalismus aus England zu uns brachte.

Auch dem Göttinger Physiker Georg Christoph Lichtenberg, der im Frühjahre 1770 etwa drei Monate und wieder vom September 1774 bis zum 7. Dezember 1775 in England weilte, wo er in der vornehmen Gesellschaft verkehrte und von König Georg III., der ihn sogar einmal in London

[1]) Justus Mösers Werke herausgegeben von J. v. Voigts. Berlin 1868. Bd. X. S. 30. — [2]) ibid. I. S. 292. — [3]) II., 139. — [4]) I., 106. — [5]) I., 341 f.
[6]) Kreißig, Justus Möser, Berlin 1857. S. 72.

Digitized by Google

besuchte, sowie von der Königin Charlotte in vertrauliche Gespräche gezogen wurde, ist sein englischer Aufenthalt gleichsam zu einer Offenbarung geworden, die sein ganzes geistiges Wesen mächtig ergriffen, gestärkt und durchgebildet hat. Diese bunte, unruhige Welt, in der die Gegensätze hart aneinander stießen, ohne sich zu vernichten, in der ein niemals endender Kampf eifersüchtiger Kräfte das Größte hervorbrachte, galt ihm von nun an als die Quelle, aus der bedeutende Dichter Menschenkenntnis und Welteinsicht, mächtige Staatsmänner Kraft und Gedanken schöpfen. Die persönliche Erfahrung zeigte ihm also, wie das Leben zu ungewöhnlichen Leistungen erzieht. Sein Urteil über Menschen und Völker bewegte sich hinfort in diesem Gedankenkreise. Das sieht man deutlich aus einer Anmerkung über Shakespeare, die er nach seiner Rückkehr aus England schrieb. „Verlaßt euch nicht darauf, daß Shakespeare geboren worden ist. So tröstet der Teufel die Ochsen. Shakespeare hat keine Offenbarungen gehabt. Alles, was er euch sagt, hat er gelernt oder erfahren, sonst wird nichts daraus. — Shakespeare wartete vor der Tür des Komödienhauses auf und machte sich Geld damit, das wissen wir. Was tat er für das Geld, nicht wahr, ging hin und studierte die Alten, blätterte sich die Lippen trocken hinter den Wörterbüchern und machte Auszüge? Nicht wahr? Und wurde Hofmeister, sah gelb aus, wurde Professor, empfahl die Alten wieder, spitzte Stubenmaximen zu, usw.? Nein, er verzehrte sein Geld auf englischen Kaffeehäusern, speiste in einem chophaus, an öffentlichen Plätzen, und das in einer Nation, die stolz darauf ist, ihre Neigungen nicht zu verbergen; dort lernte er die Sprache der Alten verstehen, und alsdann las er sie in Übersetzung, die er leicht verbessern konnte. Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt, und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer so gebrauchen zu können, als wenn es seine eigenen wären, sonst liest man sie nur, und sie gehen ins Gedächtnis, ohne sich mit dem Blut zu vermischen; alles Lesen der Alten ist vergeblich, wenn es nicht so getrieben wird." [1]) Die gleiche Erwägung erklärt ihm, daß die Deutschen keinen großen Historiker besitzen, weil es ihnen an einem Mittelpunkt des politischen Lebens fehle, an dem der Historiker den Blick für geschichtliches Werden schärfen könne, um das Dunkel vergangener Zeiten zu durchdringen. „Der Stubensitzer ist nicht der Mann, der hierzu taugt, weil es kaum möglich ist, ohne Umgang mit der Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung überlegen sind, von allerlei Stand, sich das Gefühl zu erwerben, das uns, fast ohne nachzudenken, von Begebenheiten urteilen lehrt, oder wenigstens am rechten Ort zu suchen oder nach der rechten Richtung zu verfolgen. Bücher würden diesen Mangel völlig ersetzen, wenn alle Bücher von Menschenkennern geschrieben wären, allein selbst der Mann, der Erfahrung hat, im gemeinen Leben darnach verfährt, sie am Tisch und bei Spaziergängen äußert, wird sie nicht in sein Buch bringen, nicht weil er sie für arcana hält . . ., sondern weil er glaubt, sie schicken sich nicht für ein Buch. . . . . Langer Aufenthalt in großen Handelsstädten, nicht weit von einem Hof, oder noch besser in einiger Verbindung mit ihm, Aufmerksamkeit auf die Begebenheit und Verbindung der gleichzeitigen

---

[1]) Lichtenbergs Aphorismen, herausgegeben v. Leitzmann. Heft 3. Berlin 1906. Seite 78.

Digitized by Google

Lesung des Tacitus, Robertson und einiger wenigen andern, Philosophie, Naturlehre und Mathematik, beständige Aufmerksamkeit auf das, wovon geredet wird, wenn man in Gesellschaft ist, sind Umstände, die überhaupt vieles beitragen, den vernünftigen Mann zu bilden und hauptsächlich den Geschichtsschreiber." [1]) Nach dieser Auffassung hat sich Lichtenberg bemüht, das englische Leben in allen seinen Äußerungen kennen zu lernen. Seine Briefe und Tagebücher zeigen die seltene Vielseitigkeit seines Verkehrs und den erstaunlichen Umfang seiner Beobachtungen in Stadt und Land. Ihm genügte weder seine ungewöhnliche Kenntnis der englischen Literatur, noch seine große Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche des Englischen, über dessen Laute er interessante phonetische Aufzeichnungen hinterlassen hat; [2]) er suchte vielmehr auch nach den Ursachen, die Englands Größe und Blüte herbeigeführt hatten. Aber so sehr er sich für England begeisterte, so wenig hat er selber über seine Reise veröffentlicht. Das einzige, was er mitteilt, bezieht sich auf das englische Theater, für das er in einer Zeit, in der Lessing seine „Hamburger Dramaturgie" veröffentlichte, um so mehr auf Verständnis rechnen konnte, als viele bedeutende Schriftsteller danach strebten, die ästhetische Bildung der Deutschen zu fördern. Diese Schilderung der ersten englischen Schauspieler und Schauspielerinnen war jedenfalls ein wichtiger Beitrag dazu. Hier verband sich die gut geschulte Beobachtungsgabe des Physikers mit hervorragender stilistischer Befähigung; zu einem treuen Gedächtnis gesellte sich ein gutes ästhetisches Urteil Lessingscher Schulung. Mit seltenem Scharfsinn zergliedert er vor allem Garricks Spiel. Er verfolgt es Zug um Zug; er schildert, wie rasch und klar sich sein Mienenspiel bewegt und wie ihm jede Muskel zum Ausdruck seiner Empfindungen dient. Aber er zeigt auch, daß diese äußeren Mittel nur darum so großartig wirken, weil sie im Dienste eines großen Geistes stehen, der die Gedanken und Gefühle der Persönlichkeiten, die er darstellt, erkennen und empfinden kann, weil er selber zu den Edelsten, Gebildetsten und Geachtetsten seines Volkes gehört. [2])

Vielleicht regte diese glänzende Schilderung Helferich Peter Sturz zur Veröffentlichung der „Briefe" an, die er bald nachher im Jahre 1777 im „Deutschen Merkur" erscheinen ließ, obwohl sie schon neun Jahre vorher auf einer mehrmonatigen Reise nach England geschrieben worden waren, die er im Gefolge des Königs von Dänemark unternommen hatte. Sie bilden eine glückliche Ergänzung der Lichtenbergschen Darstellung Garricks; sie sprechen weniger von dem Schauspieler Garrick, denn von seiner Größe als Mensch und von seiner Bedeutung als Dichter, wobei Sturz sich insofern mit Lichtenbergs Auffassung berührt, als auch nach seiner Ansicht Garricks künstlerische Erfolge auf seinem edlen persönlichen Charakter beruhten. Diese Wendung auf das Moralische lag Sturz besonders nahe, der in seinen Werken häufig nach Addisons und Goldsmiths Beispiel an den einzelnen Vorfall eine allgemeine Lehre knüpfte. Sie bildete auch den Gesichtspunkt, aus dem er seine Charakteristik Johnsons und anderer Schriftsteller im ersten Briefe zeichnete. Mehr als die Literatur scheint ihn aber das öffentliche, zumal das politische Lebeu in England beschäftigt zu haben.

---

[1]) Lichtenberg, a. a. O. S. 353. — [2]) S. 114.
[2]) G. Chr. Lichtenbergs Vermischte Schriften. Göttingen 1844. Bd. 3. S. 200—265.

Digitized by Google

Wenn er im fünften Briefe seinem Zorn über den Mißbrauch der englischen Preßfreiheit durch „Paragraphenschreiber" Luft macht, so geschieht das, um ein Lob König Georgs des Dritten daran zu knüpfen, dessen persönlicher Charakter selbst „in den bittersten Schriften dieser Zeit" geschont werde, obwohl er einen bedeutenden Einfluß auf die Politik ausübe. Aber das Urteil, mit dem er seinen Brief schließt, widerspricht durch seinen doktrinären Pessimismus der Wirklichkeit und der Auffassung der anderen Deutschen, die damals aus eigener Anschauung über England geschrieben haben. Er sagt: „Großbritannien nähert sich der Epoche, in der sich Rom befand, als Asien geplündert war. Seine Triumphe im letzten Kriege, die Eroberungen in Indien, haben Reichtum und verdorbene Sitten, Üppigkeit und Hochmut verbreitet. Heldenkraft eines Volkes wird durch Widerstand genährt und ermattet jenseits des Zieles. Dieser Staat ist auf dem Punkt der Reife, welcher an das Verwelken grenzt. Eigener Trotz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren nehmen in bedenklichen Verhältnissen zu. Diese periodische Flut und Ebbe, welche alle Staaten fortreißt, hält keines Königs Weisheit auf, weil die Vorsehung keiner Tugend einen Freibrief gegen ihre Ratschlüsse verleiht. Aber auch unter widrigen Schicksalen strahlt diese Tugend auf die Folgezeit, und die Geschichte sondert das Verdienst des Monarchen von seinem Glück." [1])

Als diese Worte veröffentlicht wurden, war der Deutschen Interesse für Englands staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse im Wachsen begriffen. Die besten englischen Dichtungen, historische und philosophische Werke waren den Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen; sie hatten den Geschmack und das Urteil der Leser, den Sinn und das Verständnis der Dichter für das Bedeutende entwickelt, so daß sie den Flug von unfreier Nachahmung zur Höhe freien Schaffens und selbständigen Gestaltens wagen konnten. Kein Wunder, daß man sich über den Boden unterrichten wollte, auf dem die Früchte gewachsen waren, an denen man sich erquickt und gestärkt hatte. Kein Wunder, daß sie die Stätten mit Augen sehen wollten, an die sie die Phantasie so oft geführt hatte. Aber man sah ein, daß zu gründlicher Vorbereitung einer Reise nach England andere Kenntnisse nötig waren, als die Romane gewährten. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses entstanden zwei Arten von Schriften: systematische Werke über England und mehr oder weniger eingehende Reisebeschreibungen.

Der Theologe Wendeborn, der seit 1767 in London lebte, verfaßte, wie er selber sagt, sein Werk „Beiträge zur Kenntnis Großbritanniens vom Jahre 1779", das Georg Forster 1780 in Lemgo erscheinen ließ, ohne den Verfasser zu nennen, auf Wunsch verschiedener Landsleute, um damit dem Reisenden „zur Beförderung seiner eigenen Beobachtung nützlich" zu sein. Sein langer Aufenthalt in England hatte ihm eine gründliche Kenntnis englischer Verhältnisse verschafft. Mit praktischem Blick hebt er in knapper Darstellung das hervor, was Reisenden dienlich ist; er versieht sie mit statistischen Notizen über die Land- und Seemacht, über die Steuern und Nationalschulden, über die Versorgung der Armen; er erklärt ihnen die Staatsverfassung, er führt sie durch die wichtigsten Museen und Prachtgebäude in London und entläßt sie mit guten Ratschlägen. Wichtiger als alles dieses ist für unseren Zweck die umfangreiche und

[1]) P. H. Sturz, Schriften. Leigzig 1779. Bd. II, S. 45.

tief dringende Einleitung „über den Charakter der Engländer“, die nach Wendeborns Angabe auf eigenen Beobachtungen beruht. Zwar teilt er wie auch Lichtenberg die Ansicht Humes, daß die Engländer keinen eigentlichen Nationalcharakter haben, aber er meint, daß viele wesentliche Züge bei der Mehrzahl der Engländer übereinstimmen. Sie sind redlich und freimütig, herzhaft und tüchtig; schnell im Handeln, selbständig im Urteil; sie lieben ihr Vaterland, sie feiern ihre großen Forscher und Dichter; sie wissen die Freiheit, die ihnen die Verfassung gewährt, mit Anstand und Würde zu gebrauchen; sie fürchten sich nicht vor den Großen, und sie verachten nicht den kleinen Mann; äußerlich gibt es kaum einen auffallenden Unterschied zwischen ihnen; denn der Wohlstand ist so weit verbreitet, daß auch der geringe Handwerker verhältnismäßig gut bezahlt wird. Daher will jeder „feine Kleider tragen, und wer sich nicht neue anschaffen kann, der kauft abgetragene aus der zwoten Hand, damit er wenigstens schäbbigt vornehm aussehe“, sagt er S. 125, indem er sich eines Ausdrucks bedient, der am meisten durch Dickens bekannt geworden ist. Man sieht, jeder Charakterzug, den Wendeborn angibt, ist ein Vorzug. Es scheint, er hat auf seiner Palette nur leuchtende Farben; damit aber auch der Schatten nicht fehlt, der allein dem Gemälde die erforderliche scheinbare Körperlichkeit gibt, erwähnt er den Hang zur Trunkenheit, der so tief wurzele, daß man eher den Despotismus ertragen würde, als eine Regierung, die hiergegen kräftig einschreite. Doch weiß er, wie eng die Laschheit der englischen Behörden gegen diesen Nationalfehler mit dem Sinn für persönliche Freiheit zusammenhängt, für die der Engländer von Kindheit an durch eine Erziehung gebildet wird, die die Natur wohl unterstützt und lenkt, aber niemals hemmt oder zurückstößt. Darum erfreut sich das Volk einer weitherzigen Preß- und Gedankenfreiheit und der König großer Vorrechte; sein Wille kann sich zwar durch Auflösung des Parlaments durchsetzen, aber er vermag sich nicht über die Schranken, die ihm die Verfassung setzt, zu erheben; er kann begnadigen, aber nicht verurteilen. Es war wichtig hierauf hinzuweisen; denn auf dem Festlande herrschte noch der Fürsten Wille unumschränkt. Diesem kleinen Buche folgte 1784—88 das dreibändige Werk: „Zustand des Staates, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen Ende des 18. Jahrhhunderts.“

Des kleinen Buches bediente sich schon ein Jahr nach seinem Erscheinen Joh. Jak. Volkmann für ein fünfbändiges Reisewerk,[1]) das, obgleich der Verfasser 1761 in England war, weniger auf eigener Anschauung beruht, als eine Compilation aus vielen gedruckten Quellen ist, unter denen Büschings Erdbeschreibung für das Geographische die wichtigste ist. Er folgt, wie er nicht verschweigt, Wendeborns kleinem Werke in der Charakteristik der Engländer, die er in ihren Hauptgedanken wiederholt, weil er sie für gründlich und unparteiisch hält. (S. 33.) In der 143 Seiten umfassenden Einleitung hat Volkmann viel Wissenswertes über Klima, Ackerbau, Gewerbe, Volk, Verfassung, Kunst und Literatur

---

[1]) Neueste Reisen durch England vorzüglich in Absicht auf die Kunstsammlungen, Naturgeschichte, Ökonomie, Manufakturen und Landsitze der Großen. Aus den besten Nachrichten und neuern Schriften zusammengetragen von D. Joh. Jak. Volkmann. Leipzig 1781—82.

Digitized by Google

zusammengestellt. Er folgt darin offenbar guten neuen Werken. Indem er die Verfassung nach Delolmes berühmtem Buche schildert, lenkt er die Aufmerksamkeit der Leser auf gewisse Nachteile des englischen Staatswesens, wie z. B. auf die Bestechlichkeit der Abgeordneten. Er findet, daß das Rechtswesen verworren und reformbedürftig und des Königs Einfluß groß sei. Im übrigen ist der Stoff, in dem das Geographisehe und das Statistische vorherrscht, nach den Reisewegen gegliedert, so daß das Werk ein im ganzen praktischer Reiseführer, eine Art Bädeker war. Dabei ist es selbstverständlich, daß ein Werk, das zu Reisen einladen will, das Land und seine Bewohner anpreist. So mochte es trotz seiner Unselbständigkeit die Vorliebe für England weiter ausbreiten.

Eine Reisebeschreibung ganz andrer Art erschien ein Jahr nach Volkmanns Werk. Auch der Verfasser dieses Buches, Karl Philipp Moritz[1]), lobt die unschätzbaren Dienste, die ihm Wendeborns Arbeit leistete, den er während seines siebenwöchigen Aufenthalts zuweilen sprach. Es ist nach dem literarischen Brauche jener Zeit in Briefen abgefaßt. Aus jeder Zeile spricht hier die eigentümliche Persönlichkeit des Schreibers, des reinsten Typus der Wertherzeit. Ihm kommt es nicht darauf an, durch systematisch zusammengestellte Beobachtungen oder aus Büchern erlesene Weisheit zu belehren; er bestrebt sich vielmehr, den Eindruck wiederzugeben, den das Neue und Ungewöhnliche auf ihn macht; er ist sich wohl bewußt, daß die Dinge am meisten interessieren, wenn sie sich in unserer Liebe oder in unserem Hasse spiegeln; er legt deshalb ein starkes persönliches Gefühl in seine Schilderungen. Indem er dies tut, strebt er gleichzeitig nach Anschaulichkeit im Ausdruck, nach Genauigkeit in der Wiedergabe, nach Treue und Wahrheit im großen wie im kleinen. So wurde sein Reisebericht ein anziehendes Werk, das belehrt, weil Moritz ein gut unterrichteter Mann war, der das Englische praktisch und theoretisch beherrschte, ein Buch, das unterhält, weil Moritz ein eigenartiger Reisender war, dessen Reiseerlebnisse an sich schon romanhafte Züge tragen. Er machte den größten Teil seiner Reise zu Fuß, um Land und Leute möglichst gut kennen zu lernen. Aber in England war damals jeder, der zu Fuße reiste, verdächtig, wie außer den von Linde S. 160 ff. angeführten Urteile deutscher Schriftsteller, die alle Moritz tadeln, die Erfahrung einer ganz anders gearteten Persönlichkeit, Benjamin Constants zeigt, der über seine Fußreise schreibt: „On me reçut indignement à l'auberge parce qu'on me vit arriver à pied et qu'il n'y a en Angleterre que les mendiants et la plus mauvaise espèce de voleurs nommés Footpads qui cheminent de cette manière[2]).“ Wohin Moritz kam, begegnete ihm Mißtrauen; man wies ihn entweder ab, oder gab ihm ein schlechtes Zimmer; trotzdem führte er seinen Vorsatz eigensinnig durch. In Miltons Epen, die er auf seiner Reise fortwährend zur Hand hatte, suchte er dann Trost, indem er sich wie Werther im Schatten buschiger Bäume niederließ. Dieses novellistische Element, das vielleicht einen leichten Einfluß von Sternes Sentimental Journey verrät, ist sehr schön dazu benutzt, den Charakter der Engländer ungezwungen

[1]) Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782. In Briefen an Herrn Direktor Gedike von Carl Philipp Moriz. Berlin 1783. Neudruck von O. zur Linde (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Nr. 126) Berlin 1903.

[2]) Le cahier rouge de Benj. Constant: Ma vie, 1767 — 1768. (Revue des deux mondes, vol. 137; janv. 1907 p. 256).

zu zeigen; der Leser wird nicht ausdrücklich darauf hingewiesen, er empfindet ihn unmittelbar aus ihren Handlungen: Ihren Eigennutz, ihr vorschnelles Urteil nach dem Äußeren der Menschen, das schon aus Wendeborns Buch bekannt ist, die mitunter überraschende Bildung von Handwerkern wird aus einer Wanderunterhaltung über Homer und Virgil erkannt; nächtliche Streitigkeiten über Bibelstellen, die Moritz mit schnellem Witz und deutscher Gelehrsamkeit schlichtet, werfen Licht auf die Eigentümlichkeiten der englischen Geistlichen, die Moritz nicht hoch bewertet; Gespräche mit dem Sohne seiner Wirtin zeigen die Selbständigkeit der englischen Jugend; ein Besuch im Parlament erhält durch Moritz' ungeschicktes Benehmen dem Aufseher gegenüber eine Einkleidung, die die Bestechlichkeit niederer Beamten zeigen soll. Neu ist der lebhafte Sinn für die Schönheit der Natur, der sich hier zuerst findet, und der wieder an Goethes Werther erinnert, wie z. B. S. 88: „Nicht weit von hier nahe vor Dorchester hatte ich noch eine herrliche Szene. Die Gegend wurde hier so schön, daß ich nicht weiter gehen konnte, sondern mich auf den grünen Rasen legte, und sie mit Entzücken betrachtete. Der Mond stand schon in seiner ganzen Fülle am Himmel, die Sonne flimmerte noch mit ihren letzten Strahlen durch die grünen Hecken. Hierzu kam der Vögel mannigfaltiger Gesang, die Hügel an der Themse, bald hellgrün, blaßgrün oder dunkelgrün, mit ihren hin und her zerstreuten Baumgeschwadern. Ich erlag fast unter der Betrachtung aller dieser reizenden Gegenstände.“ Schilderungen von Land und Leuten, Stadt und Dorf, Gericht und Parlament, Wahlen und Leichenbegängnissen schlingen sich durcheinander und geben dem Leser ein geistreiches Bild englischer Kultur, aus dem an vielen Stellen die Vorliebe des Verfassers für England durchleuchtet.

Wenn Moritz mit scharfem Blick und schneller Auffassung vieles gut gesehen und im Gedächtnis behalten hat, so mag ihm doch hier und da seine Neigung, abgerundete Skizzen zu geben, zur Ungenauigkeit verleitet haben. Einige Fehler, die er auf diese Weise gemacht hat, werden ihm in einem schmächtigen Buche[1]) nachgewiesen, das ein gewisser L-n, nach Leitzmanns[2]) glaubhafter Annahme Pastor Lehzen an der Marktkirche zu Hannover, im August 1874 in Hannover geschrieben hat. L-n erfüllt Mißtrauen gegen Reisebeschreibungen, die „gar zu oft Dinge erzählen, wovon man an Ort und Stelle nichts weiß, oder, was doch ganz anders aussieht, wenn man sie mit eigenen Augen prüft.“ Indessen was er an Moritz' Reisebeschreibung aussetzt, trifft nur geringe Irrtümer, die den Wert des Ganzen nicht mindern oder zweifelhaft sind. So wirft er ihm vor, daß er die Redensart he is in liquors nur auf Branntwein beziehe, daß er die häufige Kurzsichtigkeit auf das Kaminfeuer zurückführe, während er dagegen behauptet, das Tragen von Brillen sei eine von Fox eingeführte Mode; er zürnt über Vorwürfe, die Moritz der englischen Geistlichkeit macht und tadelt seine Aussprache des Englischen, wie es scheint, mit Recht.

L. bezeugt S. 5, daß „unser deutsches Publicum die gedruckten Briefe des Herrn M. mit einem Wohlgefallen aufgenommen hat, die ich ihnen wahrlich nicht würde versprochen haben.“ Aber sie wurden nicht

---

[1]) Anmerkungen und Erinnerungen über Herrn Professor Morizens Briefe aus England von einem Deutschen, der auch einmal in England gewesen ist, an Herrn L. G-e in Berlin. Göttingen 1785.

[2]) Zeitschrift für Deutsche Philologie. Bd. 26, S. 423—427.

nur bewundernd gelesen, sie regten sogar den Leipziger Schriftsteller Büschel zur anonymen Veröffentlichung einer Reisebeschreibung an,[1]) die ausdrücklich als ihr Gegenstück bezeichnet und vom selben Verlage herausgegeben wurde. Büschel konnte Moritz' Buch in der äußeren Form folgen, seinen Geist sich aber nicht geben. Nicht nur fehlen die individuellen Züge gänzlich, die bei Moritz die Darstellung erwärmen und beleben, sondern auch die Anmut und die Anschaulichkeit des Stils. Seine Reise, die er fast genau ein Jahr nach Moritz antrat, dauerte zwar vier Wochen länger, aber ihr Ergebnis reicht nicht an Moritz' Erfolge. Bietet er mehr Einzelheiten, so vermißt man dagegen die liebenswürdige Fähigkeit seines Vorbildes, in der Seele des Volkes zu lesen. Er urteilt ab, wo Moritz urteilt; er prahlt, wo Moritz sich bescheiden ausspricht; er schwärmt, wo Moritz seine Empfindnng in edle Worte faßt. Moritz leiht beim Betreten des englischen Bodens seiner Begeisterung ergreifenden Ausdruck: „Die Erde ist nicht überall einerlei! Wie verschieden fand ich diese fetten und fruchtbaren Äcker, dieses Grün der Bäume und Hecken, diese ganze paradiesische Gegend, von den unsrigen, und allen andern, die ich gesehen habe. Wie herrlich diese Wege, wie fest dies Erdreich unter mir; mit jedem Schritte fühlte ich es, daß ich auf englischen Boden trat.“ (S. 7.) Wie schwülstig klingt dagegen Büschels Begrüßung Englands, deren tadelnde Wendungen gegen die Ausländerei der Deutschen in so krassem Widerspruch mit seiner eigenen Vorliebe für England stehen, daß man fast annehmen möchte, er habe sie geschrieben, damit die folgenden Lobsprüche leichter und sicherer überzeugten. S. 8 ff.: „Nun bin ich endlich hier — hier in einem Lande, dessen bloßer Name uns Deutschen, denen immer das am Herzen liegt, was fern und fremd ist und die wir unsre eigenen Vorzüge darüber vergessen, eine Musik ist. Ich habe mir nie die Bewunderung, fast möcht' ich sagen Ehrerbietung erklären können, die der größte Teil von meinen Landsleuten für dieses Land und dessen Bewohner trägt, indes er andre Nationen, die mit uns und den Engländern wetteifern können, kaum eines Seitenblickes würdigt. Nie wird die Parteilichkeit deutlicher als zur Zeit eines Krieges dieser Insulaner mit ihren Nachbarn und andern Nationen. Welch' ein teilnehmendes Interesse für sie. Welche Begierde nach guten, ihnen vorteihaften Nachrichten! Welch' ein Eifer, auch die handgreiflich falschen zu glauben, sie andern glaubwürdig zu machen. Welcher Jubel bei Rodneys Siegen und Elliots glänzender Verteidigung! Dagegen welche Sucht, die nicht minder großen Taten ihrer Feinde zu erniedrigen. Welcher unselige, selbst der Natur des immer nach Freiheit strebenden Menschen widersprechende Haß gegen ein armes Volk, das glücklich genug ist, die Fesseln der Sklaverei abzuwerfen und das wir mit dem Namen Rebellen belegen, als ob Rebellion in manchem Falle nicht Tugend und Edelmut sein könnte! Und für wen dieser Enthusiasmus, dieser Beifall, diese zudringliche Neigung? Für ein Volk, das uns nicht schätzt, nicht liebt, ja nicht einmal kennt.“ Und doch, was findet er nicht alles lobenswert? Von den Straßen und den Wagen bis zum König alles. „Ich habe gefunden, daß jeder Engländer, keine Klasse, keinen Stand, kein Geschlecht ausgenommen, in seiner Art ein Denker

---

[1]) Neue Reisen eines Deutschen nach und in England im Jahre 1783. Ein Pendant zu des Herrn Professor Moriz Reisen. Berlin 1784.

ist.“ (S. 46.) In England gibt es weder Aberglauben noch Religionshaß, sondern Aufklärung überall. In einer Besprechung des Parlaments und der mächtigen Stellung des Monarchen, der „nur der erste Bürger des Staates“ sei und die einzige Freiheit genieße, Gutes zu tun und Gnade zu erteilen, ruft er: „Dreimal glücklich muß der Staat sein, der so regiert wird, und England, durch seine Lage, Macht und Reichtümer schon furchtbar, könnte es weniger als unüberwindlich sein?“ Wenn solche Lobsprüche erschallen, bedeutet es wenig, daß Büschel sie durch die Bemerkung einschränkt, die Regierungsform sei gut, aber die Wirklichkeit entstelle sie, oder durch den Hinweis auf das unzulängliche Vorgehen der Polizei gegen die Räuber, die damals die Umgegend von London unsicher machten. Man erfährt viel Einzelnes über das Londoner Leben, das er gründlich beobachtet hat. Wenn er auf die vielen Armen hinweist, die in den Straßen auf dem kalten Pflaster oder in den Haustüren nächtigen, so vergißt er nicht darauf hinzuweisen, daß Handwerker und Arbeiter zufrieden seien, denen die ganze Welt die Vorzüglichkeit ihrer Arbeiten bezeuge. Vieles von dem, was er über England sagt, besonders das, was die Verfassung und die Gliederung des Adels berührt, verdankt Büschel Wendeborns Buch, anderes weist dagegen auf Archenholz' Aufsätze im Journal „Literatur und Völkerkunde“ hin.

Zwei Jahre nach Büschels Reise veröffentlichte J. W. von Archenholz das Werk „England und Italien,“[1]) von dem bereits einige Stücke erschienen waren. Er teilte Wendeborns Ansichten, übertraf seine Vorliebe für England noch, stellte aber alles in den Schatten, was bis dahin in Deutschland über England herausgegeben worden war. Archenholz war kein zünftiger Gelehrter; er war als Siebzehnjähriger in das preußische Heer eingetreten, hatte im Siebenjährigen Kriege unter Friedrichs des Großen Fahnen gefochten und 1763 als Hauptmann den Abschied genommen. Nun studierte er Geschichte und Völkerkunde. Er war eine schnell zugreifende Natur; die Welt der Bücher war weniger sein Feld als die wirkliche Welt. Weil er viel sehen wollte, bereiste er ganz Europa; weil er über das Gesehene sprechen wollte, schrieb er Bücher; weil er als selbständiger Denker gelten wollte, gliederte er seine Beobachtungen systematisch. Dabei leitete ihn ein glücklicher Sinn für die Form, dem eine ungewöhnliche stilistische Befähigung entsprach. Indessen war er nicht geneigt, das Gehörte oder das Gelesene kritisch zu erwägen, sondern verließ sich gern auf die unmittelbare Anschauung und Erfahrung. Den einmal genommenen Standpunkt gab er ungern auf, verteidigte ihn vielmehr, wie viele Stellen und Nachträge in seinem Werke zeigen, gegen jeden, der seine Meinungen zu widerlegen wagte. Diese Subjektivität ist für unsern Zweck unschätzbar. Denn er hat „in drei verschiedenen Perioden sechs Jahre lang und zwar den größten Teil des Zeitraumes von 1769 bis 1779 in England gelebt.“ Er versichert, daß er keiner Reisebeschreibung folge, sondern daß sein Buch „größtenteils das Resultat selbst gesehener Tatsachen“ sei. „Aufmerksam auf alles, was einen Reisenden interessieren kann und nicht unvorbereitet zu diesem Endzwecke, war doch der Mensch immer in seinen mannigfaltigen, sowohl sittlichen als politischen Verbindungen und Verhältnissen, der Hauptgegenstand meiner Betrach-

[1]) 5 Teile. Leipz. 1785. 2. Aufl. 1787: Diese letzere wird hier zitiert.

tungen." (I, S. X.) Das war eine anziehende und wichtige Aufgabe in einer Zeit, als Herder die „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und Kant Aufsätze „von den verschiedenen Rassen der Menschen" schrieben. Moritz hatte sein Deutschtum scharf dem Engländertum gegenübergestellt. Archenholz geht weiter, er setzt England Italien entgegen, so daß sich nun englisches Wesen in deutscher Beleuchtung von italienischem Hintergrunde abhebt. Dabei fällt alles Licht auf England, aller Schatten auf Italien. Jedoch wird jedes der beiden Länder für sich besprochen, und nur bei auffallenden Gegensätzen werden beide miteinander verglichen, ein ebenso packendes wie belehrendes Verfahren. Archenholz verbreitet sich über alle Äußerungen des englischen Lebens oder genauer desjenigen von London, das freilich schon damals das Herz des Landes war. Wieder setzt die Betrachtung mit dem Auftakt ein: England ist frei! Es erfreut sich der Preßfreiheit und der Versammlungsfreiheit, und verbürgt auch dem Geringsten durch die Habeas-Corpus-Akte die persönliche Freiheit. Mit dem kräftigen Hinweis auf die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, mit der Schilderung der Schwurgerichte und der parlamentarischen Einrichtungen und Vorzüge und der Darlegung, daß Adel und Bürgertum nicht so streng wie auf dem Festlande geschieden seien, sondern häufig in verwandtschaftliche Beziehungen und Verkehr treten, konnte wohl das politische Verständnis in Deutschland geweckt und gefördert werden. Er entwirft eine mit Wendeborns Ansicht übereinstimmende Charakteristik der Engländer, die auch er freisinnig, herzhaft, selbständig und stolz nennt. Er zählt die Gründe auf, die England zum vornehmsten Handelsstaat der Welt gemacht haben, und er macht den Leser mit dem ungemein entwickelten Kreditwesen vertraut, dessen Mittelpunkt schon damals die englische Bank war, mit der die Bankiers und Kaufleute in unmittelbarem Verkehr standen und deren Banknoten den Geldverkehr erleichterten. Über den finanziellen und kaufmännischen Grundlagen der englischen Macht vergißt er nicht die kulturellen, über der Kultur nicht das alltägliche Leben, die Mode, die Sitten, die Vergnügungen, die Licht- und Nachtseiten der Großstadt. So malt er Strich um Strich ein Kultur- und Sittenbild, das klar und aufrichtig wie ein Spiegel das England in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt.

Bald nach dem Erscheinen seines großen Werkes gab Archenholz die „Briefe zur Charakteristik von England gehörig: geschrieben auf einer Reise im Jahre 1784 von Heinrich von Watzdorf" (Leipzig 1786) heraus, weil er darin seine eigenen Ansichten bestätigt fand. Müssen wir auch Archenholz' Angabe glauben, daß er die Briefe so der Öffentlichkeit zustelle, wie sie auf der Reise geschrieben worden seien, so bleibt doch noch die Möglichkeit, daß Watzdorf vor der Reise von einzelnen Aufsätzen Archenholz' beeinflußt worden sei. Aber selbst in diesem Falle würden die Briefe nicht ohne Wert sein. Sie beschreiben manches, was anderen entgangen ist, und wo sie oft Beschriebenes schildern, zeigt sich mitunter selbständige Auffassung. Watzdorf, über den wir nichts wissen, beobachtete gut und suchte seinen kurzen Aufenthalt in London und Berkshire in jeder Beziehung auszunutzen. Man merkt aus seinem Bericht, daß er sich auf seine Reise durch allerlei Studien vorbereitet hat; er nennt zwar Moritz nirgends, aber aus einer Bemerkung auf Seite 77 merkt man, daß er seine Reisebeschreibung gelesen hat, die ihm sofern sein Vorbild geworden ist,

als er allerlei bezeichnende Vorfälle, und wären sie noch so unbedeutend, erzählt; damit belebt er nicht nur den Bericht, sondern färbt ihn subjektiv. Trotzdem bleibt sein Buch hinter Moritz' Leistung zurück. Es fehlt an stilistischer Feinheit und Tiefe. Im Eifer, dem Leser ein treues Bild von London zu zeichnen, kommt er ihm gleich, obwohl doch auch hier, wie z. B. die Schilderung einer Sitzung des Parlaments bei beiden zeigt, Moritz das Wichtige stärker hervorhebt. Wiederholt weist Watzdorf darauf hin, daß seine Beobachtungen in England ihn zu einer anderen Ansicht über den Charakter der Engländer geführt haben. Er findet einen „mächtigen Unterschied zwischen dem Temperament der Engländer und unsern Landsleuten. Wir denken uns unter einem Briten einen stillen, ernsthaften Mann, der mehr mürrisch als lustig ist; ich habe bis jetzt überall das Gegenteil gefunden und selbst in Frankreich nicht mehr lärmende Lustigkeit als hier." (S. 70.) Die politische und die persönliche Freiheit der Engländer wird wiederholt betont; ihrem Einfluß auf die moralische Haltung verschiedener Volksklassen wird nachgespürt, ein schöner Gedanke für diese Zeit. „Der Einfluß der Freiheit zeigt sich nicht allein, wie ich schon gesagt habe, durch eine angenehmere Lebensart, indem er den zu großen Unterschied der Stände aufhebt, oder sie nur vielmehr näher zusammenbringt und dadurch den gesellschaftlichen Ton lebhafter und vertrauter macht; man sieht ihn auch in dem allgemeinen Wohlstande. Hier gibt es keine Kleiderordnungen, keine Vorschriften, wie der Staat geführt werden soll, dies sind Zeichen eines armen Landes und einer despotischen Regierung, und beides ist hier der Fall nicht; jeder, der Geld genug hat, kann so viel äußerlichen Glanz zeigen, als er will. . . Am meisten zeigt sich der Einfluß der Freiheit in der Lebensart und dem Betragen der mittleren, auch oft der niederen Klassen. Ob ich gleich voraussehe, daß du das, was ich sage, sehr bezweifeln wirst, so ist es doch nicht weniger gewiß; es herrscht unter dieser Nation eine gewisse höfliche Erziehung, gewisse großmütige Grundsätze, die ich bis jetzt nirgends traf. Dies nun streitet freilich mit den Begriffen, die wir von ihnen, besonders von der sogenannten englischen Nationalwildheit, wie man es bei uns nennt, haben, allein die Engländer sind, wenn man die Höflichkeit im rechten Gesichtspunkt betrachtet, weit höflicher, weit gefälliger als die Deutschen." (S. 153.) Dazu halte man das bündige Urteil über die Verfassung: „Die englische Konstitution ist bei allen ihren Fehlern immer eine gute Art Konstitution: — sie verteidigt die Rechte der Menschheit." (S. 149.) Watzdorf empfindet den Abstand der Deutschen von der politischen Einsicht der Engländer schmerzhaft bei einer Sitzung des Parlaments: „Ich sah verschiedene Knaben, die vermutlich von ihren Vätern oder Verwandten mitgebracht worden waren, um in Zeiten die gehörigen Begriffe von ihrer künftigen Bestimmung zu erlangen; sie saßen neben ihnen, und ich bemerkte deutlich, wie die nächsten um sie herum sich sehr liebreich bemühten, ihnen alles, was den jungen Leuten etwa fremd vorkommen mochte, zu erklären. Unstreitig muß dies auf die Denkungsart eines jungen Engländers, welcher vermöge seiner Geburt gegründete Hoffnung hat, auch einst hier eine Rolle zu spielen, großen Einfluß haben; es ist beinahe unmöglich, daß er, dessen Herz schon durch die allgemeinen Grundsätze von Vaterlandsliebe, die auch dem geringsten Briten anhängt, belebt ist, nicht durch diese Beispiele angefeuert werden

Digitized by Google

sollte. Ich sehe Deinen Einwurf voraus: Handelt auch der Vater wirklich aus diesen edlen Trieben? Ist nicht bloß Parteigeist, vielleicht gar Bestechung die Ursache? sagst Du. Wenn dem auch so ist, so schadet das doch dem jungen Manne nicht, weil er es nicht weiß, denn es ist doch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, es läßt sich nicht denken, daß der Vater seinen Sohn zum Vertrauten so niedriger Handlungen machen werde; der Jüngling glaubt immer, daß er bloß durch Patriotismus und Freiheitsliebe getrieben werde, und insofern hat die Sache ihren großen Nutzen. Allein dies kann bloß für die Erziehung eines Engländers brauchbar sein; bei uns sehe ich nicht ein, was es helfen könnte." (S. 866.) So stellt sich auch hier wieder als „ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht" der Gegensatz englischen Wesens zu deutschem ein, wobei England der Vorzug gegeben wird. Aber schon ist der Umschwung nicht fern. Ihr erstes Zeichen taucht in der anonymen Satire auf: „Ein Wort zu seiner Zeit über die Anglomanie zu Berlin von einem Teutschen. Berlin 1786."

Auch der Hamburger Nationalökonom Prof. J. G. Büsch, der im selben Jahre die Beschreibung seiner Reise nach England herausgab, wo er mehrere Wochen war, war kein unbedingter Anhänger der Engländer, obwohl er viele persönliche Beziehungen zu ihnen unterhielt. Er weist oft auf Unzulängliches hin, bespöttelt die von andern gepriesene Freiheit, indem er S. 167 sagt, das Parlament habe kräftige Maßregeln gegen das Räuberunwesen ergreifen wollen, aber London habe sich dagegen gewehrt, daß man in ihrem Bezirke wohnende verdächtige Personen aufsuche, weil das der persönlichen Freiheit widerspreche. „Wahrhaftig eine schöne Freiheit, die denn doch nur dem Auswurf der Einwohner, solchen verlorenen schädlichen Menschen und ihren Beherbergern zu gute kommt und wofür die bessern Menschen oft so teuer büßen müssen." Mißbrauch der Freiheit findet er auch bei der Geistlichkeit, deren reiche Mitglieder sich ihren Pflichten entziehen und untaugliche, unwissende Vikare anstellen, dagegen die Sporteln für sich selber nehmen. „Das läßt sich der freie Engländer seit mehr als 200 Jahren gefallen", ruft er S. 212 aus. Auch er lobt die Zuvorkommenheit der Engländer, obwohl er angibt, daß es schwer hält, ohne Empfehlungen nützliche Bekanntschaften zu schließen. Er gibt S. 118 ein köstliches Beispiel dafür, daß man den gemeinen Mann nicht reizen darf: „Eine Dame von Stand hielt mit ihrem Wagen vor einem Laden und ließ sich Sachen an die Kutsche bringen, um nicht in den Kot auszusteigen. Der Wagen hielt aber gerade über einem Fußsteige, der in volkreichen Städten da entsteht, wo einer dem andern durch den Kot nachtritt. Man rief dem Kutscher zu, er möge den Weg frei machen. Die Dame aber befahl ihm, da halten zu bleiben, wo er wäre. Sogleich öffnete der nächste Fußgänger den Wagen, stieg hinein und mit einem freundlichen: „With your leave, Madam" zur andern Tür wieder heraus. So folgte ein ganzer Schwarm nach." Indessen, Anekdoten sind bei Büsch selten; er liebt das Tatsächliche. Im Gegensatz zu den übrigen Reisenden ist er bemüht, die Vorzüge Englands in der Technik und im Verkehr zu zeigen. Daher findet man genaue Angaben über die postalischen Ein-

[1]) Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil der Vereinigten Niederlande und England. (Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, 8. Teil.) Hamburg 1786.

Digitized by Google

richtungen, über die Wirtshäuser, wobei er nachweist, daß das Reisen in England bequemer, schneller und trotzdem billiger als in Deutschland ist. Aus der Betrachtung der englischen Fabriken ergibt sich mancher Vorzug vor den einheimischen, was er auf das weit verbreitete Interesse der Engländer für die Mechanik zurückführt. Er gehört zu den ersten, die über die Verbesserung der Boltonschen „Feuermaschine“ durch Watt Nachricht nach Deutschland gegeben haben. Er lobt die Zweckmäßigkeit der englischen Häuser, findet aber, daß die künstlerische Bildung der Architekten gering ist. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis Englands, aber es ist trocken und wenig anziehend, so daß es nach der stilistischen Seite keinen Fortschritt der Reiseliteratur darstellt.

In grellem Gegensatze dazu steht das Reisetagebuch von Sophie von La Roche, die sich in Begleitung ihres Sohnes Karl und ihrer Freundin Freiin von Erthal nach einer Reise durch Holland vom 4. September bis zum 12. Oktober 1787 in England aufhielt.[1]) Sophie von La Roche war seit ihrer Jugend mit den englischen Dichtern vertraut; Richardsons Romane haben ihre dichterische Tätigkeit angeregt und beeinflußt; in ihrem besten Werke, in der Geschichte des Fräuleins von Sternheim, folgte sie ihnen; so verdankte sie den Engländern ihren Ruhm und die Entwickelung ihres Talentes. Es ist darum nicht auffallend, daß sie beim Betreten des englischen Bodens Entzücken erfaßt und sie bei jedem Schritt Bewunderungswertes entdeckt. Dazu kommt, daß sie leicht in Begeisterung gerät; denn sie ist schwärmerisch veranlagt und gefühlvoll; leicht kommen ihr die Worte als Zeugen herzlicher Verehrung und schneller Wallungen. Sie wird von den vielseitigsten Interessen geführt, und da sie jeden Gedanken ausspricht, der sie durchzuckt, so ist ihr Reisetagebuch, das sie zu eigener Erinnerung und zur Unterhaltung für die heimgebliebene Tochter führte, sehr reichhaltig, und das um so mehr, als sie ihre lebhafte Wißbegierde überall hinführte. Sie begnügte sich nicht mit dem Besuch der Museen; sie wollte bedeutende Menschen sehen; daher eilte sie zu Cagliostro, zu Herschel, Warren Hastings, die man nun alle aus ihrer breiten Darstellung, die auch unbedeutende Gespräche wiedergibt, kennen lernt. Sie wird dem König und der Königin vorgestellt, sie unterhält sich mit Miß Burney, der Schriftstellerin; es ist sehr belehrend, Miß Burneys Bericht über ihre Zusammenkunft mit dem ihrigen zu vergleichen; die kühle Engländerin belächelte die erregte Deutsche.[2]) Nirgends versucht La Roche ein Charakterbild der Engländer zu entwerfen. Aber sie trug eins im Geiste, das man aus vielen Stellen des Buches klar erkennt; S. 260: „Es ist nicht Vorurteil, sondern gewiß reine Wahrheit in dem Ausspruch, daß der Brite für das Edle geboren ist. Denn sobald sein Geist allein geht, allein handelt, so verfolgt er in allem den Weg des Großen, Einfachen, Schönen.“ S. 502: Kein Engländer ist schmeichlerisch, man kann ihnen keine kriechende Achtung für Vornehme oder Reiche einflößen, „sie wissen, daß ihr Gruß und ihr Dank freiwillig sind.“ „Ich fand die Kinder sehr glücklich, daß ihre Gedanken gar nicht gefesselt werden, weil dieses gewiß die Hauptquelle des eigenen gesunden Verstandes

---

[1]) Tagebuch einer Reise durch Holland und England von der Verfasserin von Rosaliens Briefe. Offenbach 1788. — 2. Aufl. 1791; diese wird zitiert. — L. Assing, Sophie von La Roche, die Freundin Wielands. Berlin 1859. S. 252 ff.

[2]) Assing: a. a. O. S. 269 ff.

Digitized by Google

ist, den man in England häufiger und stärker als anderswo antrifft (S. 504).“ „Auf den Gesichtern der Arbeiter ist Emsigkeit und Nachdenken gezeichnet; und man trifft so viele liebenswürdige Gestalten und außerordentlich schöne Kinder, daß man bei jedem Schritt mit vermehrter Achtung und Vergnügen auf die gegenwärtigen und nachwachsenden Bewohner von London blickt“ (S. 240). Die Reinlichkeit der Häuser ist ein „Vorzug des Nationalcharakters“. Mit Archenholz, Wendeborn u. a. teilt sie die Ansicht, daß die Glücksgüter gleichmäßiger als anderwärts verteilt seien, „gleichsam als ob in einem Staate, wo der republikanische Geist über die Gewalt der Monarchie herrscht, der Boden gleicher gehalten würde, damit die Glücksgöttin mit ihrer Kugel unaufgehalten durch alle Enden und Straßen rollen könnte“ (S. 222). Dazu kommt, daß die zahlreichen Zeitungen nach ihrer Meinung die Bildung zum Allgemeingut machen. Mehr als in den anderen Reiseberichten wird hier die Kleidung beachtet, die weibliche zumal, von der behauptet wird, sie schließe sich auch beim gewöhnlichen Volke der Körperform besser an als in Deutschland. Es wird alles derartig mit Lob bedacht, daß man sie deswegen in Deutschland tadelte.[1])

Aber dieser Tadel drang jetzt nicht durch. Vielmehr trat bald darauf aus dem Freundeskreise der La Roche ein neues Buch hervor, in dem sich dieselbe Liebe zu England zeigte. Sein Verfasser, Georg Forster, hatte seine Jugend in England verlebt und dort den Grund zu einer ungewöhnlich umfassenden Bildung gelegt. Auf englischen Schiffen hatte er mit Cook als Begleiter seines Vaters in fröhlicher, frischer Jugendkraft die Welt umsegelt. Nun kehrte er nach zwöljähriger Abwesenheit nach England zurück, nachdem er mancher Herren Länder gesehen hatte. In seiner Gesellschaft war der junge Alexander v. Humboldt, ein anregender Begleiter, der von dem reifen Mann lernte, wie man die Dinge betrachtet, untersucht und vergleicht, wie man die Sitten prüft, den Geist und die Handlungen der Völker aus den geographischen Verhältnissen der Länder erklärt, alles Gesichtspunkte, die in Forsters Werk besondere Beachtung fanden und die es um so mehr zur hervorragendsten Reisebeschreibung der Zeit werden ließen, als es geistreich, klar und gut geschrieben ist. Schade, daß der Tod den Lebensfaden des Verfassers zerschnitt, ehe er den letzten Teil seines Werkes vollendet hatte. Von seinem letzten Aufenthalte in England geben fast nur die fleißigen Tagebücher Kenntnis; ein Vergleich der auf der übrigen Reise geführten mit den ausgearbeiteten Teilen zeigt, was unsere Literatur gerade hier verloren hat. Indessen ist seine Auffassung englischen Lebens und Wesens doch klar. Das Charakterbild, das ihm vorschwebt, weicht etwas von den früher erwähnten ab und nähert sich dem, das Muralt im Anfang des Jahrhunderts in den Lettres sur les Anglais et les Français (1725) gezeichnet hat, wenn er S. 21 schreibt: „Die Erziehung raubt den Engländern die Gelegenheit, ihr Herz und ihren Geist auszubilden und reinen Geschmack zu erlangen. Sie sind daher alle geniemäßiger und haben keine allgemeine Regel des Betragens: immer plump, unfein, unachtsam auf sich und andre, und oft embarassiert in

[1]) Pfeffels Briefe im Euphorion. 1898. S. 494.

[2]) Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai, Juni 1790 von G. Forster. 3. Teil. Berlin 1794. — Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise . . . im Frühjahr 1790 herausgegeben von Leitzmann. Halle 1893.

Digitized by Google

honetter Gesellschaft; ja fast durchgehends bei honetten Frauenzimmern. Denn ihr vieles Absondern, ihre vielen bloß männlichen Gesellschaften, in denen sie sich gar nicht genieren, gewöhnen sie an keine Egards. Hingegen, sobald das Herz spricht, sobald es auf das Empfinden von sinnlichen Eindrücken oder zarten Verhältnissen ankommt, sind sie oft auch wahr, naiv, empfindsam.“ Aber er sagt auch „das Edle ist bis in die letzte Klasse hinab hier in Bildung und Charakter so unverkennbar“ (S. 25). Er rühmt die Höflichkeit der Kaufleute und der Wirte, die das Reisen angenehm mache, da „der gewöhnlichste Passagier wie der erste Lord behandelt“ werde. Denn die Wirte beginnen ihr Geschäft mit viel Geld, während auf dem Festlande kein Kapitalist sein Vermögen in einem Hotel anlegt. Es ist eben dem Engländer einerlei, wodurch er verdient. „Dieser Geist der Tätigkeit unterscheidet ihn am meisten von allen Nationen.“ Über die Verfassung urteilt er absichtlich nicht, weil er sie weder loben noch tadeln kann, doch weist er darauf, daß die Parlamentswahlen das Gute haben, den Blick der Männer von der Enge ihres Tagewerks auf die großen Aufgaben des Staates zu lenken. Daneben tadelt er ihre Furcht, das Bestehende zu ändern, wodurch sich viele Übelstände ergeben. Er hat das Glück gehabt, dem Prozeß gegen Hastings beizuwohnen, so daß die Mitteilungen der La Roche hier eine Ergänzung erhalten. Anderseits steht er in der liebevollen und anschaulichen Schilderung der Natur Moritz nahe, auf dessen Zeichnung der Castleton-Höhle sein Begleiter A. v. Humboldt einmal hinweist,[1]) ein Zeichen, daß auch Forster sie beachtete. Sein größeres Wissen führt ihn über Moritz hinaus; er weiß durch auffallende Vergleiche, die ihm ungesucht zur Verfügung stehen, eine besondere Wirkung zu erzielen.

Diese Höhe teilt F. W. Schütz in seinem Buche nicht,[2]) das auf einem in England geführten Tagebuche beruht und das er herausgab, weil er Archenholz in mehreren Punkten berichtigen zu können glaubt und den vielen Lobeserhebungen Englands durch andere Schriftsteller entgegentreten will. Er steht hierin Büsch nahe und versucht wie dieser kühl zu urteilen und das Gute anzuerkennen. Die Verfassung will er herabsetzen, indem er den demokratischen Zug darin aufspürt, muß sich aber zu der Anerkennung entschließen, daß sie ein Meisterwerk sei. Dagegen behauptet er, die englische Freiheit bestehe in der Einbildung, die englischen Gelehrten seien Geschäftsleute, das Vorhandensein vieler Straßenbettler spräche gegen die gepriesene englische Freigiebigkeit, das Räuberunwesen zeige ihre Unredlichkeit, kein Volk sei so unsittlich wie sie. Kurzum Schütz sucht in bewußtem Gegensatz zu Moritz, Büschel und Archenholz, deren Begeisterung für England er bekämpft, die Übelstände im englischen Leben ans Licht zu ziehen, die die anderen zwar nicht verschwiegen, aber als Auswüchse am gesunden Körper des Staates hingestellt haben. Doch findet sich hier nicht wenig Lob. Nach seiner ganzen Auffassung teilt er Wendeborns späteren Standpunkt, der in seinem Alter kein unbedingter Anhänger Englands mehr war.

---

[1]) Jugendbriefe A. v. Humboldts an W. G. Wegener, herausgegeben von Leitzmann. Leipzig 1896. S. 78.

[2]) Briefe über London. Ein Gegenstück zu Herrn von Archenholz England und Italien. Hamburg 1792.

Aber nicht nur das allgemeine Urteil, das sich jeder einzelne Schriftsteller aus Studium und Erfahrung gebildet hatte, ist bemerkenswert; auch das Bild, das sie von dem äußeren Leben der Engländer, von dem geselligen Treiben in Stadt und Land, dem Verkehr auf Straßen und Plätzen, dem Spiel auf Flur und Wiese, der Unterhaltung in Familie und Wirtshaus, dem Benehmen im Theater und Konzert, entworfen haben, verdient eine genaue Prüfung.

Nach einer vierundzwanzig- oder dreißigstündigen, beschwerlichen Seefahrt, die sie in Helvoetsluys, südlich von der Maasmündung antraten, von wo auch Wilhelm von Oranien und der erste König aus dem Hause Hannover nach England fuhren, landeten die meisten unserer Reisenden bis auf Moritz und Schütz, die von Hamburg aus mit dem Schiff nach London reisten, in Harwich. Schon auf dem Schiff wurde ihr Gepäck von Zollbeamten einer strengen Prüfung unterworfen, wobei sich mancher heitere Zwischenfall zutrug. Von Harwich eilten sie in elfstündiger Fahrt nach London, dem Hauptziel ihrer Sehnsucht. Gleichmäßig bewunderten sie den vortrefflichen Zustand der Landstraßen, auf denen sie in bequemen, aber häufig überfüllten Postwagen dahinfuhren, die von schnellen, mehrfach gewechselten Pferden gezogen wurden. London machte einen überwältigenden Eindruck auf sie. Die Straßen sind gut gepflastert; Bordschwellen regeln bereits den Wagenverkehr; strenge Vorschriften sichern den Fußgänger; an vielen Straßenecken warten „Lehnwagen" auf Fahrgäste; große Menschenmengen drängen sich auf beiden Seiten der Fahrbahn, besonders am Strand und in der Oxfordstraße. Schon damals fielen den Fremden die rauchgeschwärzten Häuser und die vielen Reklameschilder auf, die alles Mögliche anpriesen. „Gar bequem dünkt einem Fremden der mit breiten Steinen gepflasterte Weg an beiden Seiten der Straßen, wo man vor der entsetzlichen Menge von Wagen und Kutschen auf den Straßen so sicher ist, wie in seiner Stube, denn kein Rad darf nur einen Finger breit hinüber kommen. Indes erfordert es die Höflichkeit, eine Dame, oder jemand, den man ehren will, nicht etwa wie bei uns, immer zur Rechten, sondern an der Seite der Häuser (Wall-side), es sei nun übrigens die rechte oder linke, gehen zu lassen, weil diese die bequemste ist . . . . Sehr auffallend ist, wenn man besonders auf dem Strande, wo ein Kaufmannsgewölbe an das andere stößt, und oft Leute von sehr verschiedenem Gewerbe in einem Hause wohnen, die Häuser von unten bis oben, mit großen, an aufgehängte Tafeln gemalten Buchstaben, beschrieben sieht. Alles, was in dem Hause lebt und webt, prangt auch mit einem Schilde vor der Türe, und da ist in der Tat kein Schuhflicker, dessen Name und Gewerbe nicht mit großer goldner Schrift von jedermann zu lesen ist. Es ist hier gar nichts Ungewöhnliches, hintereinander an den Türen zu lesen: Hier werden Kinder erzogen, hier Schuhe geflickt, hier fremde Liqueurs verkauft und hier Begräbnisse veranstaltet." [1]) Anschaulicher noch beschreibt Lichtenberg in einem Brief an Baldinger vom 10. Januar 1775 den Straßenverkehr in Cheapside und Fleetstreet um 8 Uhr abends. [2]) „Stellen Sie sich eine

[1]) Moritz, a. a. O. S. 15 b.

[2]) Lichtenbergs Briefe hgg. von Leitzmann und Schüddekopf, Leipzig 1901 Bd. 1. S. 204.

Digitized by Google

Straße vor, etwa so breit als die Weender [in Göttingen], aber wenn ich alles zusammennehme, wohl auch sechsmal so lang. Auf beiden Seiten hohe Häuser mit Fenstern von Spiegelglas. Die untern Etagen bestehen aus Boutiquen und scheinen ganz von Glas zu sein; viele Tausende von Lichtern erleuchten die Silberläden, Kupferstichläden, Bücherläden, Uhren, Glas, Zinn, Gemälde, Frauenzimmerputz und -unputz, Gold, Edelsteine, Stahlarbeit, Kaffeezimmer und Lottery-Offices ohne Ende. Die Straße läßt, wie zu einem Jubelfest illuminirt, die Apotheker und Materialisten stellen Gläser, worin sich Dietrichs Kammerhusar baden könnte, mit buntem Spiritus aus und überziehen ganze Quadratruten mit purpurrotem, gelbem, grünspangrünem und himmelblauem Licht. Die Zuckerbäcker blenden mit ihren Kronleuchtern die Augen und kitzeln mit ihren Aufsätzen die Nasen, für weiter keine Mühe und Kosten, als daß man beide nach ihren Häusern kehrt, da hängen Festons von spanischen Trauben, mit Ananas abwechselnd, und Pyramiden von Äpfeln und Orangen, dazwischen schlupfen bewacht und, was der Teufel gar los macht, oft nicht bewachte, weißarmige Nymphen mit seidenen Hütchen und seidenen Schlenderchen. Sie werden von ihrem Herrn den Pasteten und Torten weislich zugesellt, um auch den gesättigten Magen lüstern zu machen und dem armen Geldbeutel seinen zweitletzten Schilling zu rauben, denn hungrige und reiche zu reizen, wären die Pasteten mit ihrer Atmosphäre allein hinreichend. Dem ungewöhnten Auge scheint dies alles ein Zauber; desto mehr Vorsicht ist nötig, alles gehörig zu betrachten; denn stehen Sie still, Bums! läuft ein Packträger wider Sie und ruft: by your leave, wenn Sie schon auf der Erde liegen. In der Mitte der Straße rollt Chaise hinter Chaise, Wagen hinter Wagen und Karren hinter Karren. Durch dieses Getöse und das Summen und Geräusch von Tausenden von Zungen und Füßen, hören Sie das Geläute von Kirchtürmen, die Glocken der Postbedienten, die Orgeln, Geigen, Leiern und Tambourinen englischer Savoyarden und das Heulen derer, die an den Ecken der Gasse unter freiem Himmel Kaltes und Warmes feil haben. Dann sehen Sie ein Lustfeuer von Hobelspänen etagenhoch auflodern in einem Kreis von jubilirenden Betteljungen, Matrosen und Spitzbuben. Auf einmal ruft einer, dem man sein Schnupftuch genommen: stop thief, und alles rennt und drängt sich, viele, um nicht den Dieb zu haschen, sondern selbst vielleicht eine Uhr oder einen Geldbeutel zu erwischen. Ehe Sie es versehen, nimmt Sie ein schönes, niedlich angekleidetes Mädchen bei der Hand: come mylord, come along, let us drink a glass together, or I'll go with you, if you please; dann passiert ein Unglück vierzig Schritte vor Ihnen; God bless me, rufen einige, poor creature, ein anderer; da stockts, und alle Taschen müssen gewahrt werden, alles scheint Anteil an dem Unglück des Elenden zu nehmen, auf einmal lachen alle wieder, weil einer sich aus Versehen in die Gosse gelegt hat; look there, damn me, sagt ein dritter, und dann geht der Zug weiter. Zwischendurch hören Sie vielleicht einmal ein Geschrei von Hunderten auf einmal, als wenn ein Feuer auskäme oder ein Haus einfiele oder ein Patriot zum Fenster herausguckte. In Göttingen geht man hin und sieht wenigstens von vierzig Schritten her an, was es giebt; hier ist man (hauptsächlich des Nachts und in diesem Teil der Stadt, the City) froh, wenn man mit heiler Haut in einem Nebengäßchen den Sturm auswarten kann. Wo es breiter wird, da läuft alles,

Digitized by Google

niemand sieht aus, als wenn er spazieren ginge oder observierte, sondern alles scheint zu einem Sterbenden gerufen. Das ist Cheapside und Fleetstreet an einem Dezemberabend.“ Geistreich ist alles zusammengefaßt, was andere bald hier, bald dort in ihren Berichten zerstreut gesagt haben. So rühmt Frau von La Roche den Geschmack, mit dem die Kleiderstoffe in den Schaufenstern ausgestellt seien, und die Pracht, die aus den Läden der Juweliere und Goldschmiede strahle. Von allen wird Londons glänzende Beleuchtung als so wunderbar geschildert, daß nach Archenholz der Fürst von Monaco, nach Moritz ein deutscher Prinz geglaubt habe, die Stadt sei ihm zu Ehren illuminiert.[1]) Alle rügen die Unsittlichkeit des Londoner öffentlichen Lebens. Schon Uffenbach tadelt das aufdringliche Benehmen, der Londoner Dirnen in den Konzertgärten, in den Straßen und selbst auf den Themsebooten. Frauen in Männerkleidung oder mit Masken sah er oft. Watzdorf erwähnt, daß sie sich in großer Zahl auf dem Lande in Tanzsälen einfänden, in denen trotzdem anständige Frauen tantzen. Frau von La Roche und andere sagen, daß in den Theatern und andern öffentlichen Plätzen überall gut gekleidete Dirnen mitten unter dem anständigen Publikum sitzen, ohne daß sich dieses dagegen wehre. Sehr groß war die Zahl der Bettler, der wirklichen und der scheinbaren Krüppel, die das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen suchten. Wie gut ihre Einnahmen waren, und wie sie nachts nach beendetem Beutezug ihres Daseins froh wurden, beschreibt Möser, der einmal einen Londoner Verbrecherkeller als Bettler verkleidet besuchte.[2]) Schlimmer schien dem Deutschen die allgemeine Unsittlichkeit. Nicht nur mußte man überall vor Einbrechern und Taschendieben auf der Hut sein, sondern allerorten lauerten Straßenräuber (Footpads), die sogar die Wagen anhielten, den Reisenden die Pistole auf die Brust setzten und sie so zwangen, ihr Geld und ihre Wertsachen auszuliefern. Wie frech sie sich gebärdeten und wie sicher sie sich fühlten, zeigt ein von Büschel belauschtes Gespräch in einem Kaffeehause, in dem Räuber ihre Heldentaten laut erzählten.[3])

Unangenehm wurde von den Deutschen der Lärm der Engländer an öffentlichen Plätzen empfunden. In den Theatern wurde vor dem Beginn der Vorstellungen und in den Pausen mit Stöcken auf die Bänke geschlagen und mit Apfelsinen und Eierschalen geworfen. Dabei wurde auf die anwesende königliche Familie nicht die geringste Rücksicht genommen. Mitten in der Vorstellung, erzählt Frau La Roche,[4]) erscholl der Ruf: Stop. Der Schauspieler schwieg; es ist jemand krank geworden; der Kranke wird hinausgebracht und erst nach der Weisung: Go on, wird die Vorstellung fortgesetzt. „Weder der König noch die Großen hatten die mindeste Miene der Ungeduld; alles wartete ruhig, bis der Leidende entfernt und die Gesunden wieder an ihren Stellen waren“, setzt die Schriftstellerin hinzu, der dieser Zwischenfall bewies, wie weit die Achtung für „die Menschheit und Freiheit“ in England verbreitet sei.

Den Deutschen fiel es mehrfach auf, daß das Caféhaus den Engländern unentbehrlich war. Hier wurden Freunde erwartet, Geschäfte abgeschlossen, Briefe geschrieben und Zeitungen gelesen. Das wichtigste war noch am

[1]) Archenholz I 197, Moritz 19.
[2]) Möser, Patriot. Phantasien X, Werke, Abeken, I, 155. Watzdorf 162. Schütz 18.
[3]) Neue Reisen eines Deutschen S. 63.
[4]) Tagebuch 425.

Digitized by Google

Ende des Jahrhunderts Loyds Caféhaus, dessen Namen auf Zeitungen und Schiffsgesellschaften überging, weil hier ein Buch auslag, in das jeder Kapitän die Nachrichten über die Reise seines Schiffes eintrug. „Des Vormittags herrscht in Londoner Caféhäusern eine Totenstille. Ein jeder ist mit Schreiben oder Lesen beschäftigt. Des Nachmittags ist hier mehr Geräusch, man streitet über politische Angelegenheiten mit viel Wärme, und ein jeder macht die freiesten Bemerkungen über den König und die Minister, indem er des Vormittags aus den Zeitungen Materialien gesammelt hat, um sich des Nachmittags darüber zu unterhalten. Die echten Politiker laufen von einem Caféhause ins andre, um die Neuigkeiten gegeneinander vergleichen zu können. Überhaupt kannegießert man wohl an keinem Orte der Welt so viel als in London; doch ist die Art, mit welcher selbst die gemeinsten Leute über ihre Staatsangelegenheiten sprechen, von der in Deutschland sehr verschieden. Ich habe hier oft von Handwerksleuten Urteile gehört, die mich in Erstaunen setzten, weil sie zugleich so gründliche historische und statistische Kenntnisse verrieten, die man bei dieser Klasse Zeitungsleser in Deutschland vergeblich suchen würde.“[1])

Auch von der politischen Tagesstimmung des Volkes erfährt man viel. Der König, von dem alle Deutschen mit Hochachtung sprechen, wird vom Volke verachtet. „Our King is a Blockhead! hab ich wer weiß wie oft sagen hören, indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobsprüchen bis an den Himmel erhob. Dieser habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal so viel Verstand darin als der König von England in seinem ziemlich dicken Kopf. Ja bei einigen ging die Verehrung gegen unsern Monarchen so weit, daß sie sich ihn im Ernst zum Könige wünschten.“[2]) Wie viel der König von Preußen galt, bezeugt auch Watzdorf.[3]) Diese Verachtung des Königs war sehr natürlich, da sich gerade damals die großen Nachteile zeigten, die des Königs eigensinnige, persönliche Regierung hervorgerufen hatte. Ebenso erklärlich ist der Franzosenhaß, den alle Schriftsteller übereinstimmend bezeugen. Jeder Ausländer, der nur irgendwie durch seine Kleidung auffiel, wurde für einen Franzosen gehalten und auf der Straße belästigt und beschimpft.

Die Eigenart des englischen häuslichen Lebens spiegelt sich gleichfalls in den Reiseschilderungen. Das späte Aufstehen in London mißfällt den Gelehrten und der vornehmen Frau aus der Kleinstadt; die Geselligkeit sagt ihnen nicht recht zu; sie finden es unschicklich, daß die Männer sich nach Tisch zur Kneiperei zurückziehen, nnd meinen, daß dadurch die politische Bildung der Frauen gehemmt, die Umgangsform der Männer schlechter würde.

So verschieden, wie die Reisenden waren, die ihre Schritte nach England lenkten, so verschieden ist auch das Bild, das sie davon zeichneten. Aber weil die Grundanschauung, mit der sie Englands Boden betraten, zumeist dieselbe war, so finden sich viele übereinstimmende Züge in ihren Schilderungen. Haftet auch vielfach ihr Blick an Äußerlichem, Vorübergehendem, Augenblicklichem, nimmt die Beschreibung der Sitten und der Vergnügungen der Engländer, der Straßen und der Gebäude in London häufig einen zu breiten Raum ein, so zeigt sich doch überall das Bestreben,

---

[1]) Schütz, Briefe über London. S. 80 ff.

[2]) Moritz, S. 39. [3]) S. 33.

Digitized by Google

Kunst und Wissenschaft zu studieren, in den Geist und die Seele des Volkes zu dringen und das Wesen der Verfassung und ihren Einfluß auf die Nation zu ergründen. Dies gelang aber erst im 19. Jahrhundert, als an die Stelle der Begeisterung Nüchternheit getreten war. Diesen Umschwung zu anderer Auffassung zeigen schon Heines Englische Fragmente (1828), die eine andre Tonart anschlugen. Man meint, die Engländer hätten sich im Charakter geändert; doch im Grunde hat sich der Deutschen Ansicht gewandelt, die dem Wechsel der politischen Weltlage folgte.

Auld lang Syne.

Robert Burns.

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to min'?
Should auld acquaintance be forgot
And days o' lang syne?
For auld lang syne, my dear,
For auld lang syne.
We 'll tak'a cup o'kindness yet,
For auld lang syne.

We twa ha'e run about the braes,
And pu'd the gowans fine;
But we 've wander'd mony a weary fit,
Sin' auld lang syne.

We twa ha'e paidelt in the burn,
Frae mornin' sun till dine:
But seas between us braid ha'e roar'd.
Sin' auld lang syne.

And there 's a hand, my trusty frien',
And gie's a hand o' thine;
And we 'll tak' a right gude-willie-waught,
For auld lang syne.

And surely ye 'll be your pint-stoup
And surely I'll be mine
And we 'll tak' a cup o' kindness yet,
For auld lang syne.

Jugendzeit.

Von Burns. Übersetzt von Dr. Kurt Nagel.

Vergaß man Jugendfreundschaft je,
Wenn die Entfernung weit?
Vergaß man Jugendfreundschaft je
Und schöne Jugendzeit?
Der Jugendzeit, mein Freund,
Der Jugendzeit;
Ihr sei dies volle Glas geweiht,
Der Jugendzeit.

Wir suchten einstmals auf der Flur
Uns Gänseblümchen beid,
Drauf duldeten wir trübe Not
Seit unsrer Jugendzeit.

Wir wateten umher im Bach
Zur frühen Morgenzeit:
Doch Meere rauschten zwischen uns
Nach jener Jugendzeit.

Hier meine Hand, Du treuer Freund,
Du Deine Hand mir beut,
Und trink n'en herzhaft kräftgen Schluck
Der frohen Jugendzeit.

Und füll' den Becher wieder an
Vergiß das alte Leid,
Es sei dies volle Glas geweiht
Der alten Jugendzeit.

Festschrift

zum

14. Neuphilologentage

in

Zürich 1910

Verlag von Rascher & Cie.,
Zürich
Druck von Zürcher & Furrer
1910.

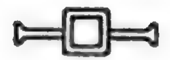
Festschrift

zum

14. Neuphilologentage

in

Zürich 1910



Zürich
Druck von Zürcher & Furrer
1910.

Romanische und englische Literatur sowie Sprachgeschichte, Diskussion neusprachlicher Unterrichtsfragen, romanische Mundartforschung, heimische Lieder und Melodien, alpines Wirtschafts- und Rechtsleben, soweit sie sich in der Sprache wiederspiegeln, finden sich in diesem bescheidenen Bande vereinigt, welchen wir heute den Gästen des XIV. Neuphilologentages überreichen: Die Beiträge möchten ein annäherndes Bild der wissenschaftlichen Tätigkeit der Neuphilologen in unserer sprachlich und kulturell so vielgestaltigen Schweiz geben. Raumbeschränkung nur hat weitere Fachkollegen verhindert, hier Zeugnis abzulegen von dem regen wissenschaftlichen Geiste, den geweckt und genährt zu haben das Verdienst der heute und einst an unseren Hochschulen wirkenden Lehrer und Forscher ist.

Mai 1910. **J. Jud.**

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Chateaubriands Verhältnis zu Milton. Von Ernst Dick 1

Die Dichtungen George Merediths. Von Eugen Frey 51

Edward Gibbon und die Schweiz. Von Gustav Schirmer 87

Ein schweizerischer Förderer des neusprachlichen Unterrichts. Von E. N. Baragiola 119

La lecture de Voltaire dans les classes supérieures des gymnases d'Allemagne et de la Suisse allemande est-elle indiquée? Par J. Vodoz . . . 132

Die *e*-Prothese in den französischen Mundarten. Von Ernst Tappolet . . 158

Zur Idee der nationalen Regeneration bei den modernen spanischen Prosaikern. Von Wilhelm Degen 184

Die deutsche Sprache in Amerika. Von Andreas Baumgartner 203

Rondes enfantines, berceuses, jeux et empros en patois jurassien recueillis par Arthur Rossat 223

Die Älplerfamilie in den romanischen Alpendialekten der Schweiz. Von Christoph Luchsinger 254

Zum Superlativ im Französischen. Von Berthold Fenigstein 294

Zur Agglutination in der englischen Sprache. Von Bernhard Fehr . . . 303

Régression linguistique. Par L. Gauchat 335

Über Ämter und Würden in romanisch Bünden. Von G. Pult 361

Digitized by Google

Chateaubriands Verhältnis zu Milton.

Von

Ernst Dick.

I. Allgemeines.

„Lorsqu'au commencement de ma vie, l'Angleterre m'offrit un refuge, je traduisis quelques vers de Milton pour subvenir aux besoins de l'exil: aujourd'hui rentré dans ma patrie, approchant de la fin de ma carrière, j'ai encore recours au poète de l'Eden. Le chantre du *Paradis perdu* ne fut cependant pas plus riche que moi . . .“ So spricht Chateaubriand über sein Verhältnis zu Milton im Schlusswort seines *Essai sur la littérature anglaise.* Der Engländer, will das heissen, hat mir zweimal die Mittel zum dringendsten Gelderwerb an die Hand gegeben: ich spreche ihm meinen feierlichen Dank aus! Das Wort klingt pathetisch, die Geste ist stolz, ihres Mannes würdig. Das aber, was das Wort verschweigt, die Geste verwischt, soll hier erörtert werden.

Über das Verhältnis der beiden Dichter hat übrigens auch die Forschung bereits gesprochen. M. Ernest Dupuy sagt in seiner Untersuchung über *Les sources littéraires d'Alfred de Vigny:* „Chateaubriand a fait mieux: il a pris au chant IV du *Paradis reconquis*, dans deux magnifiques développements, l'un sur le génie païen, célébré par Satan, l'autre sur l'inspiration biblique, consacrée, en quelque sorte, par les louanges du Christ, ***l'idée, le plan et les traits essentiels*** de cette grande dissertation littéraire, *le Génie du christianisme.*“[1]) Die Beweise zwar erlässt er sich, und daher wird es gekommen sein, dass seine grosse Behauptung ihre Wirkung so ganz verfehlt hat. Es hat sie niemand aufgegriffen; niemand scheint ihre Tragweite erkannt zu haben. Wie hätten sonst gewisse alte Fragen weiter verhandelt werden können, die hinter

---

[1]) *Revue d'histoire littéraire de la France, Juillet-Octobre 1903.*

dem, was M. Ernest Dupuy für eine feste Tatsache gibt, gar keinen Sinn mehr haben würden? Denn wer da schreibt: Chateaubriand hat die Idee seines *Génie du christianisme* aus einer fremden Dichtung, der sagt zugleich, das Werk sei nicht entstanden, wie der Autor es dargestellt hat; der erklärt zugleich, was so lange dunkel geblieben war und Anlass zu endlosen Kontroversen gegeben hatte: die Geschichte von Chateaubriands Bekehrung.

Nach der Version des Autobiographen der *Mémoires d'outre-tombe* ist die Konzeption seiner «*grande dissertation littéraire*» mit seiner Bekehrung zum alten Glauben unzertrennlich verbunden: „Lorsque après la triste nouvelle de la mort de madame de Chateaubriand, je me résolus à changer subitement de voie, le titre de *Génie du christianisme* que je trouvai sur-le-champ m'inspira."[1]) Wenn es aber wahr ist, dass ihm die Idee des Werkes durch die von Ernest Dupuy bezeichneten Stellen des Wiedergewonnenen Paradieses eingegeben wurde, so wäre damit bewiesen, dass der bekannte *coup* nur eine längst vorbereitete Wandlung zum Abschluss, einen bereits geschauten Plan zum Beschluss brachte. Und wirklich muss man sich fragen: Wie konnte Chateaubriand den Titel seiner Apologie des Christentums so plötzlich finden, wenn er über den Gegenstand nicht bereits nachgedacht hatte? und weiter: Wie aber konnte er über den Gegenstand nachdenken, ohne sich von dem skeptischen Standpunkt des *Essai sur les Révolutions* zu entfernen und sich der Gläubigkeit zu nähern? Die Behauptung des Vignyforschers bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als dass Chateaubriand durch Milton zur Bekehrung gebracht worden ist.[2])

---

[1]) *Mémoires d'Outre-Tombe, Ed. Biré, II, p. 180.*

[2]) Nach seinem Artikel *Chateaubriand et l'émigration française à Londres (Revue d'histoire littéraire de la France, 1907, No. 4)* nimmt auch M. Fernand Baldensperger einen allmählichen, durch äussere Beeinflussung vorbereiteten Übergang zum katholischen Bekenntnis an: „La «genèse» du *Génie du christianisme* ne peut manquer d'être rapportée pour une bonne part, et assez longtemps avant la crise décisive, à un mouvement d'idées auquel Chateaubriand se trouvait mêlé à Londres: son livre est une des plus éclatantes manifestations de la pensée de l'Emigration." Eine mögliche Beeinflussung durch Werke der englischen Literatur wird nicht erwähnt. Dem gegenüber versucht ein fast gleichzeitiger Artikel des *Mercure de France* nachzuweisen, dass Chateaubriand bis hart an den Tag seiner Bekehrung hinan nicht nur in seinem Unglauben verharrt, sondern sich darin bestärkt habe, was aus seinen Randbemerkungen auf einem Exemplar des *Essai sur les Révolutions* hervorgehe. Auch dieser Artikel hat von der Bemerkung Dupuys keine Notiz genommen.

Digitized by Google

Nehmen wir an, es sei geschehen, wie M. Ernest Dupuy es zu verstehen scheint, und untersuchen wir einmal, bevor wir die Texte vornehmen, die biographischen und psychologischen Gründe, die solch eine gewaltige Beeinflussung zu erklären geeignet sind. Wie konnte der Puritaner, der calvinistische Fanatiker, über den katholisch erzogenen Franzosen so viel vermögen? womit hat er ihn angelockt, wo ihn gefasst?

Als erster und gewichtigster Grund ist hervorzuheben eine merkwürdige Wesens- und Geistesverwandtschaft der beiden, eine Verwandtschaft von solcher Stärke, dass sie sich nicht nur in ihren geschriebenen Werken, sondern ebenso sehr in ihren Lebensereignissen und Schicksalen auffallend gleichen. Das was die Kunst und die Art des einen charakterisiert, zeichnet in gleichem Masse die des andern aus. So müssen z. B. die drei grossen Hauptmomente, die nach Sainte-Beuve das Schaffen Chateaubriands bestimmten: *le culte du moi, le sentiment de la nature, la mélancolie,* auch als die hervorspringendsten Merkmale im Dichten Miltons gelten. Milton wie kein andrer konnte in dieser Hinsicht dem jüngern bieten, wonach sein Herz, sein ganzes Sinnen und Trachten verlangte; am Beispiel Miltons sah Chateaubriand seine liebsten Neigungen und Ahnungen verwirklicht, seine Tendenzen sanktioniert. So rechtfertigt er im *Génie du christianisme* den Individualismus (den in Frankreich damals noch schwer verpönten) des Dichters durch einen Hinweis auf Milton:

„*Alors commença ce fameux drame entre Adam et Eve, dans lequel on prétend que Milton a consacré un évènement de sa vie, un raccommodement entre lui et sa première femme.* ***Nous sommes persuadé que les grands écrivains ont mis leur histoire dans leurs ouvrages. On ne peint bien que son propre cœur en l'attribuant à un autre, et la meilleure partie du génie se compose de souvenirs*“.** (2ᵉ p; l. I; ch. III.)

Wie innig sodann René die Melancholie der Miltonischen Gestalten empfand, beweist unter anderen eine Bemerkung über den Satan des Verlornen Paradieses: „*Satan, se repentant ....; enfin, pour tout fruit de ses réflexions et comme pour expier un moment de remords, se chargeant de l'empire du mal pendant toute une éternité; voilà, certes, si nous ne nous trompons, une des con-*

Digitized by Google

ceptions les plus sublimes et les plus pathétiques qui soient jamais sorties du cerveau d'un poète." (2e p; l. IV; ch. IX.)

Von Miltons und Chateaubriands *sentiment de la nature* später.

Nun ist ferner das Verlorne Paradies die grosse Dichtung des Verbanntseins. Wenn Chateaubriand all die Qualen der aus ihrem Vaterland Vertriebenen litt, während er von der Ausstossung der rebellischen Engel und von der Verbannung der sündigen ersten Menschen las, so mussten ihn die Verse des blinden, geächteten, in drückende, unkongeniale Verhältnisse verpflanzten Dichters mit ganz eigentümlicher Gewalt treffen. Der Mann, der ihm das eigene Leid, die täglichen Schmerzen so ergreifend und zugleich so erhebend schilderte, musste ihm mehr sein als ein geliebter und bewunderter Dichter: ein Freund, ein Tröster. Und hier musste es ihn nicht nur von der ästhetischen Seite packen, sondern ganz besonders auch von der ethischen; d. h. hier setzte der moralische Einfluss Miltons ein, und da nichts in Milton so mächtig und rein hervorsteht wie seine Religiosität, seine tiefe und allzeit tätige Frömmigkeit, so konnte eine entsprechende Einwirkung auf den prädisponierten Leser nicht ausbleiben. Ohne andere mögliche Einflüsse ausser acht zu lassen — die von Professor Baldensperger besprochenen; die noch vageren der allgemeinen damaligen Zeitrichtung in England,[1]) d. h. der beginnenden Romantik; die einer unglücklichen Liebe zu einer Pfarrerstochter u. a. m. — wird man sagen dürfen, Chateaubriand sei durch Milton, in dessen Bann er geraten war, auf die Bahn einer Rückkehr zur Gläubigkeit gesetzt worden. Wir werden später sehen, wie er durch die Poesie des Verlornen Paradieses die Bibel als Poesie erkennen lernte; wir werden sehen, wie er die Gottheit, Christus, die Propheten, die Lehren, ganz nur durch das Medium der drei biblischen Dichtungen Miltons erblickte, und das, was wir oben aus der Behauptung Dupuys gefolgert haben, wird gerechtfertigt dastehen.

So aber wie Chateaubriand durch einen Dichter in die Schönheiten der christlichen Religion eingeführt wurde, d. h. auf rein

---

[1]) Chateaubriand fühlte die Religiosität der Engländer. In einem Artikel aus dem Jahr seiner Rückkehr (1800) schreibt er: „Le pays du monde où l'on parle le moins de religion, où on la respecte le plus ... est l'Angleterre." (*De l'Angleterre et des Anglais,* in *Mélanges littéraires* 1826.)

poetischem und ästhetischem Wege, blieb auch seine Haltung dem Christentum gegenüber die eines kunstverständigen Bewunderers. Daher der zweifelhafte Ruf, den er als Apologet geniesst; daher die Kontroversen über die *sincérité* seines Bekenntnisses, die Epigramme wie „*christianisme décoratif*" etc. In seiner Effekthascherei hatte es ihm beliebt, seine „Bekehrung" als ein plötzliches, fulminantes Ereignis darzustellen: „*J'ai pleuré et j'ai cru!*" Hätte er gesagt: *J'avais lu et j'avais admiré*, man hätte ihm das andere Wort eher geglaubt und die besondere Form seines *christianisme* besser verstanden.

* * *

Im vierten Jahre seines Aufenthalts in England, 1797, schrieb Chateaubriand *Milton et Davenant*,[1]) eine poetische Erzählung über die damals weit verbreitete Fabel von der gegenseitigen Lebensrettung der beiden Dichter. Für uns sind diese Verse wichtig, weil sie den Beweis liefern, dass die Gestalt Miltons schon damals den jungen Emigranten interessierte und anzog.

Dans les nombreux suivants de l'étendard du crime,
L'Angleterre voyait un homme magnanime:
Milton, le grand Milton (pleurons sur les humains)
Prodiguait son génie à de sots puritains:
Il détestait surtout, dans son indépendance,
Ce parti malheureux qu'une noble constance
Attachait à son roi: Par ce zèle cruel
Milton s'était flétri des honneurs de Cromwell.
Un matin que du sang il avait appétence ....

Nachdem er Davenant aus den Händen der Soldaten befreit hat, setzt sich der lateinische Sekretär Cromwells zu dem Royalisten, und die beiden plaudern wie gute Freunde:

De politique point, mais beaucoup de critiques
Sur l'esprit des Latins et les grâces attiques.
Davenant récita l'idylle du ***Ruisseau****:*
Milton lui repartit par le vif ***Allegro****,*
Du doux ***Penseroso*** *redit le chant si triste,*
Et déclama les chœurs du ***Samson Agoniste****.*

Samson Agonistes mag wohl hier nicht ganz am Platze sein; doch Chateaubriand wusste wenigstens den Titel und dass

[1]) In *Oeuvres inédites de M. le Vicomte de Chateaubriand: Mélanges et Poésies. 1828, p. 334.*

Digitized by Google

chorähnliche Stellen in dem Drama vorkommen. Schlimmer ist eine andere Ungenauigkeit, die sich der Dichter zu schulden kommen lässt: er scheint sagen zu wollen, Milton hätte nach der Restauration seine frühere politische Rolle bereut:

D'une lampe empruntée à la tombe des morts,
La lueur pâlissante éclairait ses remords.

In des Blinden Versteck dringt nächtlicherweile ein Offizier:

il a les yeux remplis
De larmes qu'un manteau reçoit dans ses plis.[1])
Milton ne le voit point: privé de la lumière,
La nuit règne à jamais sous sa triste paupière.
„Eh bien, que me veut-on? dit le chantre d'Adam:
Parlez, faut-il mourir?"...

Der Offizier ist kein andrer als Davenant, der vom König für Milton einen Gnadenbrief erwirkt hat, und nun gekommen ist, ihn dem Dichter zu überreichen.

Die interessanteste Stelle aber ist die folgende, weil Milton hier, wie nachher im *Génie du christianisme,* als *„Homère chrétien"* bezeichnet wird.

La fille de Milton, objet rempli de charmes,
Ouvre l'affreux papier qu'elle baigne de larmes:
C'est elle qui souvent dans un docte entretien
Relit ***le vieil Homère à l'Homère chrétien.***
Et des textes sacrés, interprète modeste,
A son père elle rend la lumière céleste,....

* * *

In den Jahren 1797—99, von der Beendigung des *Essai sur les Révolutions* bis zum Beginn des *Génie,* schrieb Chateaubriand wohl hauptsächlich an seinen *Natchez*, sodass es chronologisch am Platze wäre, Miltons Einfluss zuerst in diesem Werk nachzuweisen. Aber die Entstehungsgeschichte der *Natchez* ist zu unsicher, als dass man hier anfangen könnte. Mit dem *Génie du christianisme* dagegen stehen wir auf festem Grund, wo die Kritik sichere Stellung beziehen kann, um nachher erst vorwärts nach den *Martyrs* und rückwärts zu *Atala* und *Les Natchez* ihre Streifzüge auszuführen.

---

[1]) Dieser Vers ist um einen Fuss zu kurz.

Digitized by Google

II. Le Génie du christianisme.

M. Ernest Dupuis will *«l'idée, le plan et les traits essentiels»* dieses Werkes auf zwei bestimmte Stellen des *Paradise Regained* zurückführen, auf eine Rede Satans zum Lobe der heidnischen, griechischen Dichter und Denker (Book IV, 195—284), und auf die Antwort des Heilands, der die Propheten und die Dichter des alten Testamentes den athenischen Heiden gegenüberstellt: die Sänger den Sängern, die Redner den Rednern, die Lehrer den Lehrern, genau wie es Chateaubriand in seiner *«grande dissertation littéraire»* fortwährend tut. Ganz besonders auch in dem folgenden Abschnitt, in welchem die Idee und der Plan des Werkes am deutlichsten ausgedrückt sind:

„Il est temps qu'on sache enfin à quoi se réduisent ces reproches d'*absurdité*, de *grossièreté*, de *petitesse*, qu'on fait tous les jours au christianisme; il est temps de montrer que, loin de rapetisser la pensée, il se prête merveilleusement aux élans de l'âme, et peut enchanter l'esprit aussi divinement que les dieux de Virgile et d'Homère .... Nous osons croire que cette manière d'envisager le christianisme présente des rapports peu connus: sublime par l'antiquité de ses souvenirs, qui remontent au berceau du monde ... il réclame toutes les sortes de tableaux. Voulez-vous le suivre dans la poésie? le Tasse, Milton, Corneille, Racine, Voltaire, vous retracent ses miracles. Dans les belles-lettres, l'éloquence, l'histoire, la philosophie? que n'ont point fait, par son inspiration, Bossuet, Fénelon, ... Homère vient se placer auprès de Milton, Virgile à côté du Tasse; les ruines de Memphis et d'Athènes contrastent avec les ruines des monuments chrétiens, les tombeaux d'Ossian avec nos cimetières de campagne."

Wenn schon das erste Kapitel mit unzweifelhafter Deutlichkeit die Gesichtspunkte des Christen im Wiedergewonnenen Paradies annimmt, so tut dies das ganze letzte Buch des zweiten Teils, „*La Bible et Homère*", noch viel ausdrücklicher; es ist nichts anderes als eine Erweiterung der knappen Rede Christi.

Aus dieser Rede, und aus der Art, wie Milton die biblischen Bücher in seinen Dichtungen benutzte, lernte Chateaubriand die

heilige Schrift als Literatur betrachten, als etwas, das man mit den Werken der Dichter vergleichen könnte. In den Versen des *Paradise Lost* sieht er bald nicht mehr die Sprache Miltons, sondern die Worte der Bibel, und vergessend, dass er von Milton spricht, ruft er in seiner Analyse des englischen Epos aus:

„Voilà l'histoire du genre humain en quelques mots. Nous ne savons pas si le lecteur est frappé comme nous; mais nous trouvons *dans cette scène de la Genèse* quelque chose de si extraordinaire et de si grand, qu'elle se dérobe à toutes les explications du critique; l'admiration manque de termes; l'art rentre dans le néant." (2ᵉ p; l. I; ch. III.)

Durch die Paraphrase des englischen Poeten wurde Chateaubriand dazu gebracht, die Genesis als Poesie aufzufassen und mit der Genesis die ganze Bibel.

Aber nicht nur die von M. Dupuy angedeuteten Stellen des *Paradise Regained* haben Chateaubriand inspiriert; nicht nur in dem Buch „*La Bible et Homère*" sind die Entlehnungen dicht gesät. Wollte man alle die Stellen des *Génie du christianisme* anführen, die mehr oder weniger direkt aus Milton stammen, man müsste fast das halbe Werk auszitieren. Miltons Name kommt unaufhörlich wieder; Chateaubriand spricht von ihm *avec une vraie dévotion,* wie M. Dupuy sich ausdrückt. Und manchmal entlehnt er ihm seine Argumente, auch ohne ihn zu nennen, wohl ohne sich dessen bewusst zu sein. In dem Kapitel *Si les divinités du paganisme ont poétiquement la supériorité sur les divinités chrétiennes* schreibt er z. B.:

„Il y a donc des passions chez nos puissances célestes, et ces passions ont cet avantage sur les passions des dieux du paganisme, qu'elles n'entraînent jamais après elles une idée de désordre et de mal. C'est une chose miraculeuse, sans doute, qu'en peignant la *colère* ou la *tristesse* du ciel chrétien, on ne puisse détruire dans l'imagination du lecteur le sentiment de la tranquillité et de la joie: tant il y a de sainteté et de justice dans le Dieu présenté par notre religion." (2ᵉ p; l. IV; ch. IV.)

Dass der Autor hier ganz und gar nur an Milton gedacht hat, geht aus dem folgenden Satz in der Analyse des Verlornen Paradieses hervor:

Digitized by Google

„Cependant la faute est connue au ciel, une sainte tristesse saisit les anges, mais *that sadnes mixed with pity, did not alter their bliss:* « Cette tristesse, mêlée à la pitié, n'altéra point leur bonheur » ; mot chrétien et d'une tendresse sublime." (2ᵉ p; l. I; ch. III.)

Auch diese andere Stelle kann sich nur auf *Paradise Lost* beziehen:

„Ce n'est pas tout; car, si l'on voulait absolument que le Dieu des chrétiens fût un être impassible, on pourrait encore avoir des divinités passionnées aussi dramatiques et aussi méchantes que celles des anciens: l'enfer rassemble toutes les passions des hommes. Notre système théologique nous paraît plus beau, plus régulier, plus savant que la doctrine fabuleuse qui confondait hommes, dieux et démons. Le poète trouve dans notre ciel des êtres parfaits, mais sensibles, et disposés dans une brillante hiérarchie d'amour et de pouvoir; l'abîme garde ses dieux passionnés et puissants dans le mal comme les dieux mythologiques; les hommes occupent le milieu, touchant au ciel par leurs vertus, aux enfers par leurs vices: aimés des anges, haïs des démons; objet infortuné d'une guerre qui ne doit finir qu'avec le monde." (2ᵉ p; l. IV; ch. IV.)

Und dasselbe lässt sich auch von den folgenden Kapiteln, *Des Esprits des Ténèbres* (ch. VI) und *Des Anges* (ch. VII) sagen, während die Kapitel IX *(Caractère de Satan)* und X *(Machines poétiques)*, XII *(Voyages des êtres surnaturels)* und XIII *(L'Enfer chrétien)* ganz dem Lob und der Verherrlichung des *Paradise Lost* gewidmet sind. Neben Milton verschwinden hier die andern Dichter göttlicher Dinge gänzlich; Milton liefert neun Zehntel aller Beispiele, und wo Milton nicht das Höchste geleistet hat, da sucht sein Prophet nach mildernden Gründen, wie z. B. im Kapitel *Le Paradis.*

„Supposons que le chantre d'Eden fût né en France sous le siècle de Louis XIV, et qu'à la grandeur naturelle de son génie il eût joint le goût de Racine et de Boileau; nous demandons quel fût devenu alors le *Paradis perdu,* et si le merveilleux de ce poème n'eût pas égalé celui de *l'Iliade* et de *l'Odyssée.*"

Die Kritik, die er an Tasso, Dante, Voltaire, Klopstock geübt hat, versucht er nicht abzuschwächen. Milton ist der grosse, alle andern überschattende Name des ganzen zweiten Teils des

Génie, der *Poétique du christianisme.* Hier zeugt fast jede Seite von der schrankenlosen Begeisterung, die Chateaubriand dem Dichter entgegenbrachte; hier drängt sich uns die Überzeugung auf, dass eine solche Bewunderung in dem Denken und Fühlen des jungen Schriftstellers eine gewaltige Bewegung erzeugen musste; hier erklärt es sich, warum der Dichter der *Martyrs* kein anderes Vorbild kannte, als den Sänger des Verlornen Paradieses.

Stellen, wo Chateaubriand diesem Vorbild nachstrebte, finden sich auch im ersten Teil des *Génie du christianisme (Dogmes et doctrine).* So scheint das Kapitel über die Sintflut (l. IV, ch. IV) von Miltons Schilderung im XI. Buch, 710—900, inspiriert zu sein, obschon man zugeben muss, dass hier die Phantasie des Nachahmers auch Neues und gewaltig schönes geschaffen hat. Denn nicht nur an dem farblosen Rohmaterial seiner Amerikareisenden, sondern auch an den vollendeten Gemälden eines Milton wusste Chateaubriand seine Kunst zu zeigen: wenn dort durch die richtige Verarbeitung des Gegebenen, dann hier durch ein geschicktes Hinzutun, Verschieben und Verwischen. Ganz besonders interessant ist in dieser Hinsicht das Kapitel *Jeunesse et vieillesse de la terre,* in welchem die Erde am Tag der Schöpfung beschrieben wird. Man fühlt sofort, dass das wundervolle VII. Buch des Verlornen Paradieses hier die einzige Vorlage war:

„Dieu a dû créer et a sans doute créé le monde avec toutes les marques de vétusté et de complément que nous lui voyons."

Dies sagt Chateaubriand zur Lösung des Widerspruches zwischen der biblischen Zeitrechnung und den Epochen der Erdgeschichte. Dann, seines Argumentes froh, und seiner Sache sicher, geht er ans Malen. Seine Malerei aber ist ein Aufzählen wie bei Milton:

„En effet il est vraisemblable que l'auteur de la nature planta d'abord de vieilles forêts et de jeunes taillis; que les animaux naquirent, les uns remplis de jours, les autres parés des grâces de l'enfance. Les chênes, en perçant le sol fécondé, portèrent sans doute à la fois les vieux nids des corbeaux et la nouvelle postérité des colombes. Ver, chrysalide et papillon, l'insecte rampa sur l'herbe, suspendit son œuf d'or aux forêts, ou trembla dans le vague des airs. L'abeille, qui pourtant n'avait vécu qu'un matin, comptait déjà son ambroisie par générations de fleurs. Il

faut croire que la brebis n'était pas sans son agneau, la fauvette sans ses petits; que les buissons cachaient des rossignols étonnés de chanter leurs premiers airs, en échauffant les fragiles espérances de leurs premières voluptés." (1e p; l. IV; ch. V.)

Der zitierte Abschnitt enthält kaum einen Zug, der nicht in dem englischen Gedicht ist; aber mit einer ihm allein eigenen Kunst hat Chateaubriand alles neu gruppiert, sodass sein Gemälde, wie sehr es auch den Eindruck der Vorlage hervorruft und sozusagen bloss die Hauptzüge der grössern Leinwand wiederzugeben scheint, an sich vollendet ist und den Vergleich mit dem Original aushält. Was hier eng vereinigt steht, liegt bei Milton durch einige zweihundert Verse zerstreut; alles ist gleich, alles verändert. anders. Zum Vergleich mögen die folgenden Stellen dienen:

P. L. VII. 322—26.

add the humble shrub
And bush with frizzled hair implicit: last
Rose, as in dance, the stately trees, and spread
Their branches hung with copious fruit, or gemmed
Their blossoms ....

VII. 433.

From branch to branch the smaller birds with song
Solaced the woods, and spread their painted wings,
Till even; nor then the solemn nightingale
Ceased warbling, but all night tuned her soft lays.

VII. 489.

..... Swarming next appeared
The female bee, that feeds her husband drone
Deliciously, and builds her waxen cells
With honey stored.

Den Gesamteindruck dieser neuen Erde fasst der Dichter zusammen in den Versen 501—4.

Earth, in her rich attire
Consummate, lovely smiled; Air, Water, Earth,
By fowl, fish, beast, was flown, was swum, was walked,
Frequent ...

und in diesen Rahmen hinein konnte der Jünger neue Einzelzüge erfinden, so viel er wollte; seine Jüngerschaft aber konnte er nicht verleugnen.

Sogar in seinem rein theologischen und dogmatischen Teil verrät *Le Génie du christianisme* den Einfluss Miltons. Manchmal erhebt das unter anderem auch wissenschaftlich sein wollende Werk die Intuitionen des Dichters zu Tatsachen und macht daraus seine Argumente. So in dem Kapitel über die *Rédemption* (liv. I, ch. IV).

„Dieu, heisst es hier, après la chute de nos premiers pères, cédant à la prière de son fils, et ne voulant pas détruire tout l'homme, inventa la mort comme un demi-néant, afin que le pécheur sentît l'horreur de ce néant entier, auquel il eût été condamné sans les prodiges de l'amour céleste."

Dieses ganze Raisonnement stammt Zug um Zug aus dem dritten Gesang des Verlornen Paradieses. In den Versen 92 bis 96 sagt Gott den Fall des Menschen voraus; von Vers 144 bis 166 legt der Sohn Fürsprache ein; im 173. Vers sagt Gott:

Man shall not quite be lost;

im Vers 209

He with his whole posterity must die

und endlich im 213., wird die erlösende Liebe genannt:

Say, Heavenly Powers, where shall we find such love? Das ganze Kapitel ist nichts anderes als eine Neubearbeitung der göttlichen Ratszene in *Paradise Lost.* Der Name Miltons wird übrigens zitiert:

„Milton eut une belle idée lorsqu'il supposa qu'après le péché l'Eternel demanda au ciel consterné s'il y avait quelque puissance qui voulût se dévouer pour le salut de l'homme. Les divines hiérarchies demeurèrent muettes, et parmi tant de séraphins, de trônes, d'ardeurs, de dominations, d'anges et d'archanges, nul ne se sentit assez de force pour s'offrir au sacrifice. Cette pensée du poète est d'une rigoureuse vérité en théologie."

Und noch einmal hat Chateaubriand auf bemerkenswerte Weise eine Idee des Dichters übernommen. Im dritten Buch des ersten Teils enthält das dritte Kapitel, *Constitution primitive de l'homme,* nicht nur eine getreue Wiedergabe von Adams Zustand nach dem Sündenfall (Book IX, 1050—1120), sondern auch die folgende Stelle:

„Qui sait si.... ces millions d'astres qui roulent sur nos têtes ne nous étaient point réservés comme des retraites dé-

Digitized by Google

licieuses où nous eussions été transportés par les anges? On pourrait même aller plus loin: il est impossible de calculer à quelle hauteur d'arts et de sciences l'homme parfait et toujours vivant sur la terre eût pu atteindre. S'il s'est rendu maître de bonne heure de trois éléments; si, malgré les plus grandes difficultés, il dispute aujourd'hui l'empire des airs aux oiseaux, que n'eût-il point tenté dans sa carrière immortelle?"

Im Verlornen Paradies singen die himmlischen Heerscharen das Lob der Schöpfung, und in ihrem Gesang kommen diese Zeilen vor (VII, 617—30):

Witness this new-made World....
Of amplitude almost immense, with stars
Numerous, and every star perhaps a world
Of destined habitation... —
Thrice happy men,
And sons of men, whom God hath thus advanced,
..... and in reward to rule
Over his works, on earth, in sea, or air,
And multiply a race of worshippers
Holy and just!

Wichtiger aber als diese Entlehnungen von einzelnen Gedanken und Zügen sind die Nachahmungen der Kunstform und der Kunstmittel der Miltonischen Dichtung, die man im *Génie du christianisme* findet. Wenn man den Fortschritt vom *Essai sur les Révolutions* zum *Génie* ermisst, so fühlt man gleich, dass der Schriftsteller eine tüchtige Schule durchgemacht hat, bei einem Meister in der Lehre gewesen sein muss. Dieser Meister konnte kein andrer sein, als der blinde Schilderer des Paradieses und der Hölle. Durch seine Kunst, durch all das unerwartete, für einen Franzosen aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts unerhörte, neue, seiner Ausdrucksweise, seiner Bilder, seiner Manier, musste Milton den bretonischen Schüler am stärksten fesseln. An seinen Farben, seinen grossen, mächtigen Rhythmen, an seinem Glanz und Düster musste Chateaubriands Bewunderung ihren Anfang genommen haben, bevor sie sich auf die Ideen und die Konzeption ausdehnen konnte.

„Milton", sagt er in dem einzigen kurzen Abschnitt über diesen Punkt, „Milton a surtout le mérite de l'expression. On

connait *les ténèbres visibles, le silence ravi,* etc. Ces hardiesses, lorsqu'elles sont bien sauvées, comme les dissonances en musique, font un effet très brillant." (2e p; l. I; ch. III.)

Und, um bei der Stelle zu bleiben:

„Nous observerons encore que le chantre d'Eden, à l'exemple du chantre d'Ausonie, est devenu original en s'appropriant des richesses étrangères: l'écrivain original n'est pas celui qui n'imite personne, mais celui que personne ne peut imiter."

Welches wie eine Rechtfertigung seiner selbst klingt. Auch von Chateaubriand kennt man gewisse Ausdrücke wie die sichtbare Finsternis und die entzückte Stille Miltons. Seit Sainte-Beuve sind „le jour bleuâtre et velouté de la lune", „la cime indéterminée des forêts", „le coup tendu et l'aile sifflante" der Zugvögel, ungezählte Male zitiert worden. Der grosse Kritiker hat diese Ausdrücke gekennzeichnet als „des mots qui peignent." Gerade diese hat der Jünger vielleicht dem Meister voraus. Zwar auch Milton hat das „mot propre" gesucht wie Chateaubriand; aber nicht auf dieselbe Weise. Die Verschiedenheit der Kunstmittel wird aus allen folgenden Gegenüberstellungen klar werden. Hier nur ein Beispiel: der Vogelzug.

„A peine a-t-elle disparu, qu'on voit s'avancer sur les vents du nord une colonie qui vient remplacer les voyageurs du midi, afin qu'il ne reste aucun vide dans nos campagnes. Par un temps grisâtre d'automne, lorsque la bise souffle sur les champs, que les bois perdent leurs dernières feuilles, une troupe de canards sauvages, tous rangés à la file, traversent en silence un ciel mélancolique. S'ils aperçoivent du haut des airs quelque manoir gothique environné d'étangs et de forêts, c'est là qu'ils se préparent à descendre; ils attendent la nuit, et font des évolutions au-dessus des bois. Aussitôt que la vapeur du soir enveloppe la vallée, le cou tendu et l'aile sifflante, ils s'abattent tout à coup sur les eaux, qui retentissent. Un cri général, suivi d'un profond silence, s'élève dans les marais ...." (1e p; l. V; ch. VII.)

Miltons Gemälde ist zugleich grösser und weniger bestimmt:

Part loosely wing the region; part, more wise,
In common, ranged in figure, wedge their way,
Intelligent of seasons, and set forth
Their aery caravan, high over seas

Digitized by Google

Flying, and over lands, with mutual wing
Easing their flight: so steers the prudent crane
Her annual voyage, borne on winds: the air
Floats as they pass, fanned with unnumbered plumes.
(VII, 426—32.)

“*With mutual wing easing their flight*” ist gerade so suggestiv wie „le cou tendu et l'aile sifflante“; dass aber das Wort „male“, kann nicht behauptet werden.

Ähnlicher wird das Gemälde, wo die beiden Dichter die Spiele der Fische schildern:

„A peine ces préparatifs sont-ils achevés, qu'on voit paraître les légions émaillées. Ces navigateurs étrangers animent tous nos rivages: les uns, comme de légères bulles d'air, remontent perpendiculairement du fond des eaux; les autres se balancent mollement sur les vagues, ou divergent d'un centre commun, comme d'innombrables traits d'or; ceux-ci dardent obliquement leurs formes glissantes à travers l'azur fluide; ceux-là dorment dans un rayon de soleil qui pénètre la gaze argentée des flots. Tous s'égarent, reviennent, nagent, plongent, circulent, se forment en escadron, se séparent, se réunissent encore, et l'habitant des mers, inspiré par un souffle de vie, suit en bondissant la trace de feu que sa compagne a laissée pour lui dans les ondes.“ (1e p; l. V; ch. IV.)

Bei Milton lesen wir:

Forthwith the sounds and seas, each creek and bay,
With fry innumerable swarm, and shoals
Of fish that, with their fins and shining scales,
Glide under the green wave in sculls that oft
Bank the mid-sea. Part, single or with mate,
Graze the sea-weed, their pasture, and through groves
Of coral stray, or, sporting with quick glance,
Show to the sun their waved coats dropt with gold,
Or in their pearly shells at ease, attend
Moist nutriment, or under rocks their food
In jointed armour watch. (Book VII, 399—409.)

Was die beiden Stellen in gleicher Weise auszeichnet, ist die Mannigfaltigkeit und die Bewegung, die in dem Gemälde herrschen. Nun hat sich Chateaubriand aber noch einer zweiten Vorlage bedient, und wenn wir auch diese zum Vergleich herbeiziehen, so soll damit gezeigt werden, dass er aus der einen die Kunst der

Behandlung, aus der zweiten das Detail genommen hat. Es ist eine von Joseph Bédier[1]) nicht angeführte Stelle aus William Bartrams *Travels.* (Part II, chapter IV.)

"At the same time innumerable bands of fish are seen, some cloathed in the most brilliant colours ... with free and unsuspicious intercourse performing their evolutions.... But behold yet something far more admirable: see whole armies descending into the abyss, into the mouth of the bubbling fountain they disappear .... when behold them as it were emerging from the blue ether of another world, apparently at a vast distance, at their first appearance no bigger than flies and minnows, now gradually enlarging, their brilliant colours begin to paint the fluid. Now they come forward rapidly, and instantly emerge, with the elastic, expanding column of chrystaline waters, into the circular basin or funnel, see now how gently they rise, some upright, others obliquely, or seem to lay, as it were, on their sides, suffering themselves to be gently lifted or born up, by the expanding fluid toward the surface, sailing or floating like butterflies in the cerulean ether, then again they as gently descend, diverge and move off, when they rally, form again and rejoin their kindred tribes."

Bartram schildert eine bestimmte, wirkliche Szene, Miltons Gemälde stellt eine ideale, allgemeine Szene dar; und Chateaubriand hat, sich auf beide stützend, die ideale Szene Miltons auf Grund der besondern Angaben Bartrams gemalt. Kann man sagen, oder ist es schon gesagt worden, das Geheimnis seiner grossen, unvergleichlichen Kunst liege in dieser Verbindung von Idealismus und Realismus? Und wenn man das sagen könnte, müsste dann nicht der Gedanke nahe liegen, dass die gleichzeitige Benützung Miltons und der Reisebeschreibungen ihn das Geheimnis gelehrt habe? Die Vergleichung der obigen drei Parallelstellen scheint uns wirklich mitten in die Schaffensweise des Künstlers hineinzuversetzen. Sie mag auch beweisen, dass Chateaubriand sein Handwerk ehrlich erlernte, stets darauf bedacht, zum besten Muster den besten Stoff zu nehmen.

Das ganze siebente Buch des Verlornen Paradieses ist in *Le Génie du christianisme* herübergekommen, besonders in das

---

[1]) *Chateaubriand en Amérique* in *Etudes Critiques,* Paris 1903.

Digitized by Google

fünfte Buch, *Existence de Dieu prouvée par les merveilles de la nature.* Es ist nicht nötig, alles zu zitieren; man würde überall dieselben Ähnlichkeiten einerseits, Abweichungen anderseits, sehen. In demselben Buche des *Génie* aber befindet sich auch (XII. Kap.) die berühmte Beschreibung der Nacht im Urwald, an der Chateaubriand so grosse Freude hatte, dass er sie in etwa ein Dutzend seiner Werke eingefügt hat. Auch dieses Gemälde kann als eine Nachahmung einer Stelle in Milton angesprochen werden. Das Original soll diesmal vorangehen:

Now came still Evening on, and Twilight gray
Had in her sober livery all things clad;
Silence accompanied; for beast and bird,
They to their grassy couch, these to their nests
Were slunk, all but the wakeful nightingale.
She all night long her amorous descant sung:
Silence was pleased. Now glowed the firmament
With living sapphires: Hesperus, that led
The starry host, rode brightest, till the Moon,
Rising in clouded majesty, at length
Apparent queen, unveiled her peerless light,
And o'er the dark her silver mantle threw. (IV, 598 *ss.*)

Im *Génie* selber hat Chateaubriand die Stelle folgendermassen übersetzt:

„Le soir s'avançait tranquille, et par degrés un doux crépuscule enveloppait les objets de son ombre uniforme. . . . . . Bientôt le firmament étincela de vivants saphirs; l'étoile du soir, à la tête de l'armée des astres, se montra longtemps la plus brillante; mais enfin la reine des nuits, se levant avec majesté à travers les nuages, répandit sa tendre lumière et jeta son manteau d'argent sur le dos des ombres." (2e p; l. II; ch. III.)

Nun die amerikanische Nacht:

„Une heure après le coucher du soleil, la lune se montra audessus des arbres à l'horizon opposé. Une brise embaumée que cette reine des nuits amenait de l'orient avec elle, semblait la précéder dans les forêts comme sa fraîche haleine. L'astre solitaire monta peu à peu dans le ciel: tantôt il suivait paisiblement sa course azurée, tantôt il reposait sur des groupes de nues qui ressemblaient à la cime de hautes montagnes couronnées de neige. . . ."

Noch wird man von auffallenden Ähnlichkeiten nicht viel be-

merkt haben; zuerst müssen wir die Stelle in ihrer ersten Fassung, im letzten Kapitel des *Essai sur les Révolutions*, zum Vergleich heranziehen.

„Il faisait clair de lune .... la lune était au plus haut point du ciel: on voyait çà et là, dans de grands intervalles épurés, scintiller mille étoiles. Tantôt la lune reposait sur un groupe de nuages, tantôt elle suivait paisiblement sa course azurée......“ [1])

Der grosse Unterschied besteht darin, dass in der ursprünglichen Fassung der Mond im Zenith gefasst wird, während er in der umgestalteten Form des Gemäldes als erst aufgehend dargestellt und dann in seinen abwechselnden Erscheinungen während des Höhersteigens geschildert wird. Nun merkt man die Nachahmung; nun fällt uns auch auf, dass der Mond *la reine de la nuit* genannt wird, wie bei Milton; dass ihm etwas vorangeht, ihn ankündigt, *une brise embaumée,* wie bei Milton Hesperus. Damit sind sich die beiden Schilderungen sehr ähnlich geworden. Man mag nun noch so nachdrücklich konstatieren, dass alle andern Details verschieden sind, man wird fühlen, dass die drei erwähnten Neuerungen dem Bilde das neue Gepräge gegeben haben, und dass es ganz nur ihrer Wirkung zuzuschreiben ist, wenn die beiden Schöpfungen in uns genau dasselbe Bild hervorrufen, denselben Eindruck erzeugen.

Dass Chateaubriand an den Paradiesesabend Miltons dachte, wenn er seine Glanznächte aus der neuen Welt beschrieb, geht übrigens mit ziemlicher Sicherheit aus den folgenden merkwürdigen Tatsachen hervor. In der oben nach dem *Génie du christianisme*

---

[1]) Nur der Vollständigkeit halber und um zu zeigen, wie oft die beiden Dichter zusammentreffen, folgt hier eine Stelle aus *Il Penseroso:*

And, missing thee, I walk unseen
On the dry, smooth-shaven green,
To behold the wandering moon,
Riding near her highest noon,
Like one that had been led astray
Through the heaven's wide pathless way,
And oft, as if her head she bowed,
Stooping through a fleecy cloud.. (v. 65—72.)

Die ursprüngliche Szene Miltons gleicht der ursprünglichen Szene Chateaubriands recht gut. An diesem Beispiel aber lässt sich prächtig beobachten, wie die beiden Künstler auf ganz ähnliche Weise ihre frühern Werke für ihre spätern neu ausnutzen, und wie dabei die frühere Form sich verändert und prächtiger wird. Es liesse sich darüber ein eigenes Kapitelchen schreiben.

zitierten Übersetzung der betreffenden Stelle wird das *"peerless light"* — „Licht ohnegleichen" — des Originals mit «*tendre lumière*» wiedergegeben. Dreissig Jahre später, in der Gesamtübersetzung des *Paradise Lost*, die eine peinlich genau wörtliche sein wollte, heisst *"peerless light"* nicht mehr «*tendre lumière*», sondern «*lumière gris-de-perle*»:

„La lune se levant dans une majesté nuageuse, reine manifeste, dévoila sa lumière gris-de-perle et jeta son manteau d'argent sur l'ombre."

Peerless — perles: die Wortbilder gleichen einander nicht übel, und ähnlich übersetzt derselbe Sprachgelehrte z. B. das englische *grim* mit *grimé (His grim Idol = son Idole grimée,* I, v. 396; *though grim and terrible = quoique grimée et terrible,* II, v. 682), *hurl* mit *hurler (Hurling defiance toward the vault of heaven = hurlent un défi à la voûte du ciel* I, v. 669) etc. Das viel bewunderte *gris-de-perle* des Mondlichtes wäre also nicht die Entdeckung eines besonders naturliebenden Beobachterauges gewesen, sondern vielmehr das glückliche Ergebnis eines ziemlich naiven Übersetzungsfehlers! Als Chateaubriand das Wort anwendete, in der bekannten Szene in *Atala: „La lune brillait au milieu d'un azur sans tache et sa lumière gris-de-perle descendait sur la cime indéterminée des forêts...."* da schwebte ihm die Szene im Paradies Miltons vor, und ähnlich wird ihm dieselbe auch bei seinen andern Mondlandschaften vorgeschwebt haben.

„C'est dans ces nuits", heisst es im Anschluss an die hier besprochene Stelle in den *Mémoires d'Outre-Tombe,* „que m'apparut une muse nouvelle; je recueillis quelques-uns de ses accents; je les marquai sur mon livre, à la clarté des étoiles, comme un musicien vulgaire écrirait les notes que lui dicterait quelque grand maître des harmonies."

Nun hat es bekanntlich mit den Reiseerlebnissen Chateaubriands in Amerika eine eigene Bewandtnis. Wir wollen ja nicht leugnen, dass er einmal eine Mondnacht im Walde gesehen habe; was dann aber die *Muse nouvelle* betrifft, so darf man sich wohl einen Augenblick besinnen, eh' man's glaubt, und ganz sicher ist, dass der *grand maître des harmonies* sich erst später einstellte. Wie fein das Wort auf Milton passt! „Der grosse Meister der Harmonien", das ist er, er wie sonst keiner.

Digitized by Google

III. Atala.

Sehr ausgesprochen offenbart sich Miltons Einfluss in *Atala*. Man lese nur dieses indianische Prosagedicht neben den Büchern IV, V, VIII, IX des Verlornen Paradieses! Chactas und Atala mit ihrer schönen Einsamkeit und ihrer einfachen Geschichte sind nur mit Adam und Eva in ihrem köstlichen Eden zu vergleichen, die genau dasselbe Drama aufführen. Die Ähnlichkeiten liegen zwar mehr im Ganzen als im Einzelnen, in der Konzeption als in der Ausführung, in der Tonart und im Rhythmus als in einzelnen Noten, in der Betonung als in den Worten. Einige Parallelen lassen sich dennoch anführen.

Chactas erklärt René, wie die Liebe ihn ergriff:

„J'étais devenu indifférent à tout ce qui n'était pas Atala. Sans force pour m'élever à la raison de l'homme, j'étais retombé tout à coup dans une espèce d'enfance; et, loin de pouvoir rien faire pour me soustraire aux maux qui m'attendaient......"

Ein gleiches gesteht Adam dem Engel Raphaël, wo er ihm von seiner Liebe zu Eva erzählt. Die andern Reize des Paradieses sind ihm neben dem Weib keine Reize mehr; Dinge, die ihm höchstens noch gefallen, ihn nicht mehr rühren können, und

All higher Knowledge in her presence falls
Degraded... (VIII, 551.)

Um dieses Motiv der rückhaltlosen Hingabe des Mannes an das Weib aber dreht sich an beiden Orten die Handlung.

Die Liebenden irren durch die Wälder und die Prärien, allein, Hand in Hand, von der Liebe redend, wie Adam und Eva:

Thus talking, hand in hand, alone they passed
On to their blissful bower... (IV, 689.)

Sie machen einander Kleider und schmücken einander:

„Tantôt je lui mettais sur la tête une couronne de ces mauves bleues que nous trouvions sur notre route..."

Adam.... had wove
Of choicest flowers a garland to adorn
Her tresses... (IX, 838—40.)

Sie ruhen aus in „de riantes hôtelleries que leur prépara le Grand Esprit." Der *blissful bower* des ersten Paares war

.... a place
Chosen by the sovran Planter, when he framed
All things to Man's delightful use.

Der *Grand Esprit* des Indianers aber hat seine Kunst bei dem *Sovran Planter* des Paradieses gelernt; seine *hôtellerie* ist eine freie Anpassung des *bower:*

„La scène n'est pas moins pittoresque au grand jour; car une foule de papillons, de mouches brillantes, de colibris, de perruches vertes, de geais d'azur, vient s'accrocher à ces mousses, qui produisent alors *l'effet d'une tapisserie* en laine blanche où l'ouvrier européen aurait brodé des insectes et des oiseaux éclatants."

Evas Laube ist etwas weniger kunstvoll geschmückt:

.... each beauteous flower,
Iris all hues, roses, and jessamine,
Reared high their flourished heads between, and wrought
Mosaic.... (IV, 697—701.)

Ob aber Insekten und Vögel sich auf hellem Moos ausnehmen wie eine Stickerei, oder ob verschiedene Blumen im Laub- und Rankenwerk eine Mosaik bilden: die Idee bleibt dieselbe, der Eindruck derselbe. Nur dass Chateaubriand, in seinem Bestreben, bei aller Nachahmung nur „gesehenes" zu schildern, etwas zu gesucht präzis wird. Auch anderswo tritt der Ehrgeiz des Jüngers, den Meister zu übertreffen, hervor. So lässt er Chactas und Atala zu ihrer Mahlzeit von wilden Beeren nicht gemeines Wasser, sondern Tau trinken — *„dans le calice des fleurs, de la plus pure rosée"*, während Adam und Eva es zufrieden sind, mit den Schalen der Früchte, die sie soeben genossen haben, aus dem Bach zu schöpfen:

.... to their supper-fruits they fell —
Nectarine fruits, which the compliant boughs
Yielded them....
and in the rind,
Still as they thirsted, scoop the brimming stream. (IV, 331.)

Atala redet manchmal ganz die Sprache der Eva.

„O mon jeune amant! dit-elle, je t'aime comme l'ombre des bois au milieu du jour! Tu es beau comme le désert avec toutes ses fleurs et toutes ses brises; mais la douceur des chevreaux et la sagesse des vieillards sont moins plaisantes et moins fortes que tes paroles."

Eva hatte ihrem Adam so geschmeichelt:

Sweet is the breath of Morn, her rising sweet,
With charm of earliest birds; pleasant the Sun ....
But neither breath of Morn, when she ascends
With charm of earliest birds; nor rising Sun
On this delightful land; nor herb, fruit, flower,
Glistering with dew; nor fragrance after showers;
Nor grateful Evening mild; nor silent Night,
With this her solemn bird; nor walk by moon,
Or glittering star-light, without thee is sweet. (IV, 640 *ss.*)

Eine der effektvollsten Szenen in *Atala* ist ohne Zweifel die Hochzeitsnacht im Urwald während des Gewitters. Eine blosse Wiederholung davon ist die Vermählung Eudores mit Velléda in der Sturmnacht am Meer *(Martyrs,* liv. X). Beide aber sind Milton nachgeahmt; von Milton hat Chateaubriand gelernt, diese Dinge künstlerisch anzufassen und die Natur an ihnen teilnehmen zu lassen. Der Ausbruch einer stürmischen, frevlerischen Leidenschaft wird in *Atala* und *Les Martyrs* von den Stürmen des Himmels und der Meere begleitet und durch sie verstärkt, gerade so wie bei Milton der Erfüllung einer erlaubten und idyllischen Liebe eine lachende Natur den bestätigenden, richtigen Ausdruck verleiht.

Chactas apostrophiert die Natur:

„Pompe nuptiale, digne de nos malheurs et de la grandeur de nos amours; superbes forêts, qui agitiez vos lianes et vos dômes comme les rideaux et le ciel de notre couche; pins embrasés, qui formiez les flambeaux de notre hymen; fleuve débordé, montagnes mugissantes, affreuse et sublime nature, n'étiez-vous donc qu'un appareil préparé pour nous tromper, et ne pûtes-vous cacher un moment dans vos mystérieuses horreurs la félicité d'un homme?"

Adam erzählt:

„Je la conduisis au berceau nuptial, rougissant comme le matin: tout le ciel, et les constellations fortunées versèrent sur cette heure leur influence la plus choisie; la terre et ses collines donnèrent un signe de congratulation; les oiseaux furent joyeux; les fraiches brises, les vents légers murmurèrent cette union dans les bois, et leurs ailes, en se jouant, nous jetèrent des roses, nous jetèrent des parfums du buisson embaumé, jusqu'à ce que l'amoureux oiseau de la nuit chantât les noces, et ordonnât à l'étoile du soir de hâter ses pas sur le sommet de sa colline, pour allumer le flambeau nuptial."

Digitized by Google

Die Zitate und Vergleichungen könnten leicht vermehrt werden. Zum Schluss mag hier noch eine Stelle folgen, die eine unmittelbare Anspielung auf Miltons Paradies ist. Der Sprechende ist der Vater Aubry:

„Sans doute, ma fille, les plus belles amours furent celles de cet homme et de cette femme sortis de la main du Créateur. Un paradis avait été formé pour eux; ils étaient innocents et immortels. Parfaits de l'âme et du corps, ils se convenaient en tout: Eve avait été créée pour Adam, et Adam pour Eve."

So hatte die Fiction des ältern Dichters in den Augen des jüngern die Bedeutung einer festen Wahrheit angenommen; Chateaubriand konnte sich Adam und Eva und die ganze Schöpfung nicht mehr anders vorstellen, als wie sie in dem englischen Epos geschildert sind.[1])

IV. Les Martyrs.

In seiner ersten Vorrede zu den *Martyrs* gibt Chateaubriand Auskunft über die Entstehung dieses Werkes:

„J'ai avancé dans un premier ouvrage que la religion chrétienne me paraissait plus favorable que le paganisme au développement des caractères et au jeu des passions dans l'épopée. J'ai dit encore que le merveilleux de cette religion pouvait peut-être lutter contre le merveilleux emprunté de la mythologie. Ce sont ces opinions, plus ou moins combattues, que j'ai cherché à appuyer par un exemple.

Pour rendre le lecteur juge impartial de ce grand procès littéraire, il m'a semblé qu'il fallait chercher un sujet qui renfermât dans un même cadre le tableau des deux religions, la morale, les sacrifices, les pompes des deux cultes; un sujet où le langage de la Genèse pût se faire entendre auprès de celui de l'Odyssée; où le Jupiter d'Homère vînt se placer à côté du Jehovah de Milton, sans blesser la piété, le goût, et la vraisemblance des mœurs.

---

[1]) Es wäre noch beizufügen, dass die Rolle des *père Aubry* sehr genau der Rolle des Erzengels Michael entspricht, der nach der geschehenen Tat bei dem schuldigen, unglücklichen Paar erscheint, um das Urteil auszuführen. Aubry tröstet, ermahnt, belehrt Atala und Chactas und versöhnt sie mit ihrem Schicksal, gerade so wie der Engel Adam und Eva aufrichtet, ermahnt und unterweist, um sie endlich ergeben und versöhnt zu entlassen.

Cette idée conçue, j'ai trouvé facilement l'époque historique de l'alliance des deux religions."

Wie aber fand er das Thema? Warum gerade die Märtyrer? Aus dem, was vorausgegangen ist, ergibt sich, dass Chateaubriand das Verlorne Paradies sehr eingehend studiert hatte. Dabei wird er gewiss auch die folgende Stelle nicht übersehen haben, wo der Dichter über die Wahl seines Stoffes spricht:

Sad task! yet argument
Not less, but more, heroic than the wrath
Of stern Achilles....
Not sedulous by nature to indite
Wars, hitherto the only argument
Heroic deemed, chief mastery to dissect
With long and tedious havoc fabled knights
In battles feigned ***(the better fortitude***
Of patience and heroic martyrdom
Unsung), *or to describe races and games.....* (IX, 27—33.)

Nachdem Chateaubriand sich seine sämtlichen Ansichten und Ideen über den literarischen Wert des Christentums, über „le merveilleux chrétien" usw. bei Milton geholt hatte, war es ganz natürlich, dass er sich von Milton das Thema zu seinem eigenen praktischen Versuch eingeben liess. Noch war, trotz verflossener 150 Jahre, „le plus noble courage de la patience et du martyre héroïque" ungesungen geblieben; wie konnte der Jünger den Meister besser ehren, als indem er die von diesem angedeutete Aufgabe auf sich nahm? Wir werden sehen, dass er dem Meister auch in der Ausführung gehorsam gefolgt ist. Der Einfluss des englischen Vorbildes wird in *Les Martyrs* so stark, dass er dem Werk nur schaden konnte. Ob nun der Nachahmer bestrebt war, würdig nachzuahmen, ob umgekehrt er sich bemühte, der Nachahmung aus dem Weg zu gehen, nirgends war er frei. Die Situationen und die Charaktere der *Martyrs* sind entweder Kopien oder Gegenstücke zu den Charakteren und Situationen der biblischen Epen Miltons.[1])

Wir untersuchen zuerst die Einführung und die Invocation.

---

[1]) Es ist hier vorauszuschicken, dass da, wo man neben Milton als Vorbilder auch diejenigen Dichter anführen könnte, die Milton selber als Muster gedient, Chateaubriand dennoch nur auf dem Engländer fusst.

Digitized by Google

1. Das Thema wird kurz skizziert:

Martyrs, p. 1.

Je veux raconter les combats des chrétiens, et la victoire que les fidèles remportèrent sur les esprits de l'abîme, par les efforts glorieux de deux époux martyrs.

Paradise Lost, v. 1 ***ss.***

Of Man's first disobedience and the fruit
Of that forbidden tree whose mortal taste
Brought death into the World, and all our woe,
With loss of Eden, till one greater Man
Restore us, and regain the blissful seat,
Sing, Heavenly Muse....

Hier wie dort weist die Skizze drei Hauptpunkte auf: die Handlung — *les combats des chrétiens, Man's first disobedience;* die Folgen der Handlung — *la victoire, loss of Eden, death;* das Instrument des Sieges — *deux époux martyrs, one greater Man.*

2. Der Dichter ruft die Muse an:

Les Martyrs: Muse céleste, vous qui inspirâtes le poète de Sorrente et l'aveugle d'Albion; vous qui placez votre trône solitaire sur le Thabor; vous qui vous plaisez aux pensées sévères, aux méditations graves et sublimes; j'implore à présent votre secours. Enseignez-moi sur la harpe de David les chants que je dois faire entendre; donnez surtout à mes yeux quelques-unes de ces larmes que Jérémie versait sur les malheurs de Sion: je vais dire les douleurs de l'Eglise persécutée.

Paradise Lost.

Sing, Heavenly Muse, that, on the secret top
Of Oreb, or of Sinai, didst inspire
That shepherd who first taught the chosen seed
In the beginning how the heavens and earth
Rose out of Chaos: or, if Sion hill
Delight thee more, and Siloa's brook that flowed
Fast by the oracle of God, I thence
Invoke thy aid to my advent'rous song,
That with no middle flight intends to soar
Above the Aonian mount, while it pursues
Things unattempted yet in prose or rhyme.
And chiefly Thou, O Spirit, that dost prefer
Before all temples the upright heart and pure,
Instruct me, for Thou know'st; Thou from the first

Wast present, and, with mighty wings outspread,
Dove-like sat'st brooding on the vast Abyss,
And mad'st it pregnant: what in me is dark
Illumine, what is low raise and support;
That to the highth of this great argument,
I may assert Eternal Providence,
And justify the ways of God to men.

Nach dem allgemeinen Eindruck vergleichen wir die einzelnen Punkte, Schritt um Schritt.

1. Muse céleste, j'implore à présent votre secours.	Muse céleste, là j'invoque ton aide pour mon chant [1])
2. Vous qui inspirâtes le poète de Sorrente et l'aveugle d'Albion.	toi qui inspiras le berger qui ....
3. Vous qui placez votre trône solitaire sur le Thabor.	sur le sommet secret d'Oreb ou de Sinaï
4. Vous qui vous plaisez aux pensées sévères, aux méditations graves et sublimes.	qui apprit à la race choisie comment dans le commencement le ciel et la terre sortirent du chaos.
5. Enseignez-moi sur la harpe de David les chants que je dois faire entendre	Ou si la colline de Sion ... te plaise davantage ... pour mon chant aventureux.
6. donnez surtout à mes yeux quelques-unes de ces larmes que Jérémie versait sur les malheurs de Sion	Et toi, surtout, ô Esprit! qui préfères à tous les temples un cœur droit et pur, instruis-moi, car tu sais.... Illumine en moi ce qui est obscur, élève et soutiens ce qui est abaissé,
7. je vais dire les douleurs de l'Eglise persécutée	afin que je puisse affirmer l'éternelle Providence, et justifier les voies de Dieu aux hommes.[2])

Es stimmt nicht alles ganz genau überein, aber das meiste. 1. Die himmlische Muse wird um Beistand angerufen; 2. dieselbe, die frühere Dichter inspirierte, Tasso, Milton, Moses, David; 3. die Muse hat ihren Sitz nicht mehr auf dem Parnass, sondern auf

---

[1]) Chateaubriands Übersetzung.

[2]) Mit dieser Stelle wäre besonders zu vergleichen die Anrufung des Heiligen Geistes in *Martyrs*, liv. XII.

„Esprit-Saint, qui fécondas le vaste abîme en le couvrant de tes ailes, c'est à présent que j'ai besoin de ton secours... Anime et vivifie ma parole dans le récit que je vais faire; heureux si je puis adoucir l'horreur du tableau, en y peignant les miracles de ton amour.“ Bei Milton steht noch der Satz: „Avec tes puissantes ailes éployées, comme une colombe, tu couvris l'immense abîme et tu le rendis fécond.“

Digitized by Google

irgend einem verlassenen Gipfel Palästinas; 4. es ist eine ernste Muse, wie übrigens auch nach *Paradise Lost* VII, 1—20:

Descend from Heaven, Urania....
Thou with Eternal Wisdom didst converse,
Wisdom thy sister, and with her didst play
In the presence of the Almighty father....

5. David wird auch in *Les Martyrs* noch genannt; 6. aber der Dichter bedarf noch weiterer Hilfe; denn 7. es handelt sich um die allerhöchsten Dinge.

Nun darf man füglich behaupten, dass von allen Epen der Weltliteratur keine zwei sich in der Anrufung so schön gleichen wie diese beiden, und es war nötig, dies mit einiger Ausführlichkeit nachzuweisen, damit der folgende hübsche Zug seine Wirkung nicht verfehle. In den *Remarques* zu den *Martyrs* will Chateaubriand den Leser über seine Quellen und Vorbilder aufklären, und *Remarque* Nummer Eins lautet deshalb in manchen Ausgaben so

„*P. 19. Muse céleste.*
O Musa, tu che di caduchi allori
Non circondi la fronte in Elicona etc.
(Gerus. liber. canto I, str. II.)"

Merkwürdigerweise enthält die Invocation der *Gerusalemme* ausser den Wörtern Muse und Helicon auch nicht einen Zug, der an die Einleitung der *Martyrs* gemahnen könnte.[1]) Also: Chateaubriand hat nichts kopiert als die Wörter Muse und Helicon! Aber nicht umsonst hat der fromme Dichter der *Martyrs* auch *la Muse des mensonges* angerufen. In *Deuxième Remarque* sagt er zwar: „On voit donc ici une preuve frappante de ma bonne foi et de la conscience que je mets toujours dans mon travail."[2])

---

[1]) Der Rest lautet:

Ma su nel cielo fra i beati cori
Hai di stelle immortali aurea corona,
Tu spira al petto mio celesti ardori,
Tu rischiara il mio canto, e tu perdona
S'intesso fregi al ver, s'adorno in parte
D'altri diletti, che de'tuoi, le carte.

[2]) Ich bin leider nicht in der Lage, feststellen zu können, von welcher Auflage an die fragliche *Remarque* unterdrückt wurde. Die Tatsache aber, dass sie unterdrückt wurde, spricht für den wirklichen Sachverhalt, wie ich ihn darzustellen versucht habe. Auch in den *Mémoires* hat Chateaubriand gelegentlich eine allzu auffallende Unwahrheit getilgt, nachdem die erste Fassung anderswo schon gedruckt war.

Es lohnt sich kaum, aus dem Vorspiel zum letzten Buch der *Martyrs* zu zitieren, um zu beweisen, dass auch dieses nach bekannten, d. h. Miltonischen, Mustern geht. Die ersten Zeilen sind nach *Par. Lost* III, 12 *ss*, mit Brocken aus VII, 1—40; nachher hat eher diese letztere Stelle herhalten müssen. Chateaubriand möchte pathetisch sein wie der Blinde; er spricht von den herrschenden traurigen Zeiten: *„Quel Français ignore aujourd'hui les cantiques funèbres?“*, und Milton hatte gesagt: *"Though fallen on evil days, On evil days though fallen and evil tongues"*; er spricht von seinem Verhältnis zu der Muse, die seine Freuden und Schmerzen mit ihm geteilt, ihn getröstet, ihn an die Stätten geführt, wo andere Dichter einst sangen, und Milton hatte gesagt, wie seine Muse ihn stetsfort geführt und gehalten, ihn, den Blinden, täglich an die Orte geleitet habe, wo David, wo

Blind Thamyris and blind Mæonidas

einst dichteten; u. s. f. Aber das Pathos will Chateaubriand nicht gelingen; sein Erguss ist eine blosse Tirade, eine ziemlich lächerliche Prahlerei; man würde Milton einen Schimpf antun, wollte man seine Verse daneben stellen.

Wichtiger ist die merkwürdige Beharrlichkeit, womit Chateaubriand in Eudores Erzählung die vier Bücher des Wiedergewonnenen Paradieses nachgeschrieben hat. Eudore spielt die Rolle eines zweiten Heilandes. Aber statt die Versuchung durch den bösen Feind als eine kurze Prüfung durchzumachen und zu überstehen, erlebt er und tut er, was Christus von Satan zugemutet wird. Er lässt sich durch die Reize der Welt abwendig machen von seinem Gott: Roms Grösse und Pracht, das intellektuelle Leben der Weltstadt, verführen ihn; er lässt sich von Weibern umgarnen; er stürzt sich in die Politik; er will als Krieger Ruhm erwerben und herrschen: d. h. er geniesst eben die Dinge, mit denen der Teufel den Heiland in der Wüste zu versuchen trachtet. Die Geschichte Eudores ist nichts als eine stark erweiterte Neubearbeitung des biblischen und Miltonischen Themas.

1. Eudore kommt nach Rom, und seine Eindrücke schildert er so:

„Je ne pouvais me lasser de voir le mouvement d'un peuple composé de tous les peuples de la terre, et la marche de ces

Digitized by Google

troupes romaines, gauloises, germaniques, grecques, africaines, chacune différemment armée et vêtue. Un vieux Sabin passait, avec ses sandales d'écorce de bouleau, auprès d'un sénateur couvert de pourpre; la litière d'un consulaire était arrêtée par le char d'une courtisane; les grands bœufs du Clitumne trainaient au Forum l'antique chariot du Volsque; l'équipage de chasse d'un chevalier romain embarrassait la voie Sacrée; des prêtres couraient encenser leurs dieux et des rhéteurs ouvrir leurs écoles." (*Mart.* liv. IV.)

Was Christus vom Gipfel des Berges sieht, wird von Milton durch den Mund Satans geschildert.

Thence to the gates cast round thine eye, and see
What conflux issuing forth, or entering in:
Prætors, proconsuls to their provinces
Hasting, or on return, in robes of state;
Lictors and rods, the ensigns of their power;
Legions and cohorts, turms of horse and wings;
Or embassies from regions far remote,
In various habits, on the Appian road,
Or on the Aemilian — some from farthest south, etc.
(*Par. Reg.* IV, 61 *ss.*)

2. Eudore besucht die Schulen der Sophisten und beschreibt nun das intellektuelle Leben Roms. Ebenso hat Satan zu Christus von den Philosophen Griechenlands gesprochen, ihn aufgefordert, durch den Geist berühmt zu werden:

Be famous then,
By wisdom.

Und so wie Eudore die römischen Sophisten mit scharfem Spott abtut, so spottet Christus über die gepriesenen Denker und Sucher Athens. Man braucht nicht den ganzen Abschnitt zu zitieren:

Martyrs IV. Ces disciples d'une science vaine attaquent les chrétiens, vantent la retraite, célèbrent la médiocrité, vivent aux pieds des grands, et demandent de l'or. Ceux-ci s'occupent sérieusement d'une ville à bâtir, toute peuplée de sages, qui, soumis aux lois de Platon, rouleront doucement leurs jours en amis et en frères; ceux-là rêvent profondément des secrets de la nature, cachés sous les symboles égyptiens: les uns voient tout dans la pensée, les autres cherchent tout dans la matière ....."

Par. Reg. IV, 285 *ss.*

But these are false, or little else but dreams,
Conjectures, fancies, built on nothing firm.
The first and wisest of them all professed
To know this only, that he nothing knew;
The next to fabling fell and smooth conceits;
A third sort doubted all things, though plain sense;
Others in virtue placed felicity,
But virtue joined with riches and long life;
In corporal pleasure he, and careless ease.....

Die *Remarque* zu seiner Schilderung der römischen Philosophen beweist nur, dass Chateaubriand, wenn er nachahmte, sich auch bemühte, etwas hinzuzutun, und dass er seine Vorlage nicht immer bloss kopierte.

3. Es folgt eine Darstellung der politischen Zustände in Rom, eine Charakterisierung der vier Machthaber, ihrer Lebensweise etc., in getreuer Befolgung des Beispiels, das Milton mit der Skizze des Tiberius und seines Hofes (*Par. Reg.* IV 90, ss.) gegeben hatte.

„Lorsque j'arrivai à Rome, le pouvoir tombé aux mains de Dioclétien était partagé comme nous le voyons aujourd'hui..... C'est ici, seigneurs, que je dois vous peindre cette cour, dont vous avez le bonheur de vivre éloignés... Dioclétien a d'éminentes qualités.....“

All nations now to Rome obedience pay —
To Rome's great Emperor ...
This Emperor hath no son, and now is old,
Old and lascivious, and from Rome retired
To Capreæ......
Committing to a wicked favourite
All public cares, and yet of him suspicious.

4. Eudore folgt dem Hof nach Baiae und tut einen Schritt weiter auf dem Weg des Verderbens; er wird ein Priester der Göttin Venus. Belial rät Satan, Christus mit Hilfe von Weibern zu verführen:

Set women in his eye and in his walk...
Women, when nothing else, beguiled the heart
Of wisest Solomon, and made him build,
And made him bow, to the gods of his wives.

(*Par. Reg.* II, 153 *ss.*)

Diese Stelle gemahnt besonders an einen Verführungsversuch, den Satan im XIII. Buch der *Martyrs* gegen Eudore unternimmt:

Digitized by Google

„Satan appelle Astarté, lui ordonne d'attaquer le jeune chrétien qu'il a si souvent vaincu, et de l'arracher à la puissance de l'ange des saintes amours.“ Bei dem Helden angelangt, „Astarté lance contre Eudore les mêmes dards dont il perça jadis le plus sage des rois.“

5. Eudore wird nun vom Hof verbannt. Er begibt sich nach dem Norden und stösst zu der am Rhein stehenden Armee des Imperators Constanz. Eudore wird Soldat. Sein erstes Erlebnis ist die grosse Frankenschlacht, deren Beschreibung solche Berühmtheit erlangt hat. Nun konnte Chateaubriand in dieser Schilderung zahlreiche Vorbilder nachahmen von Homer und den Nibelungen bis zu Tasso und Milton. Da, wo der letztere Satan das Parthenheer vorführen lässt, um mit dem kriegerischen Anblick die Sinne des Gottessohns zu berücken, mehr als im Verlornen Paradies bei der Engelschlacht, scheint er wirklich anregend auf den jüngern Dichter gewirkt zu haben.[1])

Der junge Grieche bleibt kriegsgefangen bei den Franken. Nachher beginnt für ihn eine Zeit unaufhörlichen Reisens. Zuerst mit einer Abteilung Germanen quer durch die Länder von der Nordsee ans Schwarze Meer; dann zurück und nach Britannien hinüber; weiter ins Land der Gallier, endlich nach Agypten und Syrien. Seine Erzählung wird darüber zu einem wahren Geographiekurs, und man fühlt sich an Milton erinnert, wo er Seiten herunter geographische Namen und Notizen aneinander reiht. Satan zeigt Christus bei der Versuchung auf dem Berg nicht nur Rom und den Kaiser und den Hof, und Athen mit seinen Dichtern und Philosophen, und die Heere der Parthen, sondern die ganze bekannte Welt, und Eudore wäre nicht das würdige Nebenbild zu dem Miltonischen Heiland, wenn er nicht die Länder und Völker gesehen hätte, die dieser von dem Berg aus überblickt.

Nun hat aber dieselbe Versuchungsszene den *Martyrs* ein

---

[1]) Nicht von Miltons
„Nor wanted *clouds of foot* — Wolken von Fussvolk“ (*Par. Reg.* III, 326), sondern von Burke scheint das folgende eindrucksvolle Bild zu stammen:
„Enfin, arrêtée comme un nuage menaçant sur le penchant d'une colline, une légion chrétienne ....“ Die Stelle bei Burke (*Speech on the Nabob of Arcot's Debts*) lautet: "And compounding all the materials of fury, havoc, and desolation into *one black cloud, he hung for a while on the declivities of the mountains* .... it suddenly burst and poured down the whole of its contents upon the plains of the Carnatic."

zweites Mal als Vorbild gedient, und dieses Mal viel unmittelbarer. Der Eremit Paul geleitet Eudore auf den ägyptischen Berg Colzim, um ihm von jener Höhe aus das zu zeigen und zu erklären, was er noch nicht gesehen und begriffen hat, vor allem auch, um ihn einen Blick in die Zukunft werfen zu lassen. Neben *Paradise Regained III—IV* hat Chateaubriand in dieser Szene besonders auch *XI—XII Paradise Lost* nachgeahmt, wo Michael mit Adam auf den Berg steigt und Ausschau hält. Über diese Stelle der Martyrs bemerkt der Verfasser:

„Ce morceau achève la peinture du christianisme. Il fait voir la suite et les conséquences de l'action; il montre Eudore récompensé, les persécuteurs punis, et les nations modernes se faisant chrétiennes sur les débris du monde ancien et les ruines de l'idolâtrie."

Genau dieselbe Absicht verfolgt der letzte Teil des Verlornen Paradieses. Michael drückt den Zweck seiner Sendung in diesen Worten aus:

Know I am sent
To show thee what shall come in future days
To thee and to thy offspring. (*Par. Lost* XI, 356.)

d. h. Adam soll „la suite et les conséquences de l'action" sehen; der Dichter will mit dem was folgt „*achever la peinture*" der göttlichen Weltordnung, wie der andere „*la peinture du christianisme*". Chateaubriand verfährt Zug um Zug wie Milton.

Eudore erzählt:

„La prière du saint était à peine achevée, qu'un doux et profond sommeil me saisit.... Quand je rouvris les yeux à la lumière, l'ermite me dit: Levez-vous, priez, mangez, et allons sur la montagne."

Michael lässt Adam am Beginn der Szene einschlafen:

That Adam, now enforced to close his eyes,
Sunk down, and all his spirits became entranced.
But him the gentle Angel by the hand
Soon raised, and his attention thus recalled: —
Adam, now ope thine eyes.... (*Par. Lost* XI, 419.)

Eudore fährt fort:

„Je lui obéis; nous partimes. Pendant plus des six heures nous gravimes des rochers escarpés, et au lever du jour nous atteignîmes la pointe la plus élevée du mont Colzim."

Digitized by Google

Adam folgt seinem himmlischen Führer:

So both ascend
In the visions of God. It was a hill,
Of Paradise the highest, from whose top
The hemisphere of Earth in clearest ken
Stretched out to the amplest reach of prospect lay
(XI, 376 *ss.*)

Einer langen Aufzählung der Gegenden, die Eudore, wie Adam (or Christus im Wiedergewonnenen Paradies) zu seinen Füssen ausgestreckt sieht, folgt, wie bei Milton, eine kleine geschichtliche These: Paul erinnert Eudore an Geschehenes und prophezeit ihm die Zukunft. Michael ist durch die Umstände gezwungen, nur vom Zukünftigen zu reden, sonst stimmen die beiden Stellen in allem überein. Nur noch ein Zitat:

„Le nouvel Elie s'écria:

D'où viennent ces familles fugitives qui cherchent un abri dans l'antre du solitaire? qui sont ces peuples sortis des quatre régions de la terre? Voyez-vous ces hideux cadavres, enfants impurs des démons et des sorcières de la Scythie? Le fléau de Dieu les conduit. Leurs chevaux sont plus légers que les léopards; .... Que veulent ces rois vêtus de peaux de bêtes, la tête couverte d'un chapeau barbare.... Pourquoi ces hommes nus égorgent-ils les prisonniers autour de la ville assiégée....“

Von den zwei oder drei Szenen in Milton, die aus diesen Zeilen sprechen, sei nur diese eine angeführt:

See, though from far,
His thousands, in what martial equipage
They issue forth, steel bows and shafts their arms,
Of equal dread in flight or in pursuit....
He looked and saw what numbers numberless
The city gates outpoured, light armed troops
In coats of mail and military pride.
In mail their horses clad, yet fleet and strong....
(*Par. Reg.* III, 300—340.)

Hier wie anderswo, vermögen einzelne, abgetrennte Stellen nicht darzutun, bis zu welchem Grade die Nachahmung gediehen ist. Nur selten verrät sie sich in Einzelheiten; sie liegt eher in der grossen Linie, im Rhythmus, in der Komposition, und scheint geringer, sobald man sie zu präzisieren versucht. So wäre es

wohl übertrieben, zu behaupten, die Rolle Eudores sei ganz in dem Part Christi im Wiedergewonnenen Paradies enthalten; aber in ihren grossen Zügen ist sie's, und Chateaubriands Originalität hat sich besonders darin bewährt, dass er die Möglichkeiten des Vorbilds erkannte und auszunutzen verstand.

Am stärksten offenbart sich die Abhängigkeit der *Martyrs* von den Epen Miltons in der Darstellung des Übernatürlichen, in den Schilderungen der Hölle und des Himmels, Satans, der Dämonen, Gottes, der Engel. Das schlimmste dabei ist, dass Chateaubriand oft in Lächerlichkeiten und Gesuchtheiten verfällt. Es wirkt wahrhaft bemühend, zu sehen, wie der arme Nachahmer sich anstrengt, auch etwas Eigenes zu schaffen, und geradezu komisch wird er, wenn er glaubt, einen guten Griff getan zu haben. Man lese nur die *Remarques* zu den betreffenden Stellen! Die Summe seiner Erfindungen beziffert sich auf zwei neue Dämonen und einen Engel: den Dämon der Eifersucht, Sohn der Astarte (liv. XII), und den Dämon der falschen Weisheit (dieser letztere besteht grösstenteils aus Federn, die der Satan Miltons bei seinem Übergang in den Hühnerstall der *Martyrs* lassen musste); der neue Engel aber — *l'ange des saintes amours* — ist im Grund nur der alte Uriel, in *Paradise Lost* und *Les Natchez* der Hüter der Sonne, in einer neuen Rolle. Im übrigen ist es Chateaubriand zufrieden, die übernatürlichen Personen und Szenen und Machinerien des Verlornen Paradieses ziemlich unverändert in sein Werk aufzunehmen: denselben Teufel, nur etwas heruntergekommen —

.... But Oh, how fallen, how changed
From him! who ... —, (*Par. L.* I, 84.)

dieselben Dämonen, die hier denselben heidnischen Gottheiten entsprechen wie dort; es ist dieselbe Sprache, dieselbe himmlische, dieselbe höllische Nomenclatur. Ein gutes Beispiel von den Abweichungen, die dem Nachahmer etwa glücken, bietet Satans Ansprache an die Unterweltlichen. Bei Milton heisst es einmal:

Powers and Dominions, Deities of Heaven! — (*Par. L.* II, v. 11.)

ein ander Mal:

Princes, Heaven's ancient Sons, Ethereal Thrones —
Demonian Spirits now .... (*Par. R.* II, v. 121.)

oder ein drittes:

Thrones, Dominations, Princedoms, Virtues, Powers! — (*Par. L.* X, 460.)

Digitized by Google

Bei Chateaubriand jedoch:

„Dieux des nations, trônes, ardeurs, guerriers généreux, milices invincibles, race noble et indépendante, *magnanimes enfants de cette forte patrie, le jour de gloire est arrivé.*“ (*Martyrs*, VIII.)

An solches hätte Milton nicht so bald gedacht.

Wir wollen nur einen Abschnitt des VIII. Buches näher untersuchen:

„Ainsi le ciel rapprochait deux cœurs dont l'union devait amener le triomphe de la croix.... Le prince des ténèbres achevait dans ce moment même la revue des temples de la terre.“

That heard the Adversary, who, ***roving still***
About the world, *at that assembly famed*
Would not be last.... (*Par. R.* I, 34.)

„Il avait visité les sanctuaires *du mensonge* et de l'imposture, l'antre de Trophonius, les soupiraux de la sibylle, les trépieds de Delphes, la pierre de Teutatès, les souterrains d'Isis, de Mitra, de Wishnou.“

Christus zu Satan:

The other service was thy chosen task,
To be ***a liar in four hundred mouths;***
For lying is thy sustenance, thy food.
Yet thou pretend'st to truth! all ***oracles***
By thee are given, and what confessed more true
Among the nations?....
whence hast thou then thy truth
But from him, or his Angels president
In every province, who, themselves disdaining
To approach ***thy temples....***
And thou no more with pomp and sacrifice
Shalt be inquired at ***Delphos or elsewhere.***
(*Par. R.* I, 427—458.)

„Partout les sacrifices étaient suspendus, *les oracles abandonnés*, et les prestiges de l'idolâtrie près de s'évanouir devant *la vérité du Christ.*“

But this thy glory shall be soon retrenched;
No more shalt thou by oracling abuse
The Gentiles; henceforth ***oracles are ceased,***
And thou no more....
God hath now sent his ***living Oracle...***
And sends his ***Spirit of Truth.*** (*Par. R.* I, 455—62.)

„Satan gémit de la perte de sa puissance, mais du moins il ne cédera pas la victoire sans combat....

He ended, and his words impression left
Of much amazement to the infernal crew,
Distracted and ***surprised with deep dismay***
At these sad tidings*...* (*Par. R.*, I, 106—9.)

Satan selber war erschrocken, als er von dem Erscheinen des Heilandes hörte:

with the voice divine
Nigh thunder-struck (v. 35).

Er ahnt, dass der von Johannes getaufte geschickt ist,

To end his reign on Earth *so long enjoyed* (v. 125).

Und seine Kampfbereitschaft gibt er so zu erkennen:

Ye see our danger on the utmost edge
Of hazard, which admits no long debate,
But must with something sudden be opposed (v. 94—6).

„Il jure, par l'éternité de l'enfer, d'anéantir les adorateurs du vrai Dieu, oubliant que les portes du lieu de douleur ne prévaudront pas contre la bien-aimée du Fils de l'Homme. L'archange rebelle *ignore les desseins de l'Eternel,* qui va punir son Eglise coupable;...

So to the coast of Jordan he....
Temptation and all guile on him to try —
So to subvert whom he suspected raised
To end his reign on Earth so long enjoyed:
But, contrary, ***unweeting*** *he fulfilled*
The purposed counsel, *pre-ordained and fixed,*
Of the Most High*...* (I, 119—128.)

„mais il sent que la domination sur les fidèles lui est un moment accordée, et que le ciel le laisse libre d'accomplir ses noirs projets.

.... This Man....
henceforth I expose
To Satan; let him tempt, and now assay
His utmost subtlety... (v. 140—4).
So saying, he took (for still he knew his power
Not yet expired), and to the Wilderness
Brought back, the Son of God... (IV, 394—6).

Digitized by Google

„Aussitôt il quitte la terre, et descend vers le sombre empire.“

then, with envy fraught and rage,
Flies to his place, nor rests, but in mid air
To council summons all his mighty peers. (*P. R.* I, 38—40.)

Was hier mit einem kurzen Abschnitt geschehen ist, liesse sich auf ähnliche, so ziemlich gleich ausführliche Weise, an dem ganzen achten Buch vornehmen. Die Abweichungen, die sich dabei ergeben würden, würden die absolute Übereinstimmung der Hauptsachen nur eindringlicher vor Augen führen. Angesichts dieser Tatsache begreift man den wahren Sinn der Schlussbemerkung zu diesem Buch besser:

„Il y a une chose peut-être digne d'être observée: on a pu voir, par les notes de ce livre, que les imitations y sont moins nombreuses que dans les livres mythologiques; la raison en est simple: il faut beaucoup imiter les anciens, et fort peu les modernes; on peut suivre les premiers en aveugle, mais on ne doit marcher sur les pas des seconds qu'avec précaution.“

Es ist zuzugeben, dass in den *Remarques* Milton auch etwa als Autorität genannt wird. Hie und da aber sind diese *Remarques* merkwürdig abgefasst. So heisst es einmal (zu der Stelle: „Non plus comme cet astre du matin etc.“): „Le Tasse compare Satan au mont Athos, et Milton à un soleil éclipsé.“ Es ist gar nicht ersichtlich, was das Tassonische Bild hier zu tun hat; denn es wird in der ganzen Stelle auf keine Weise auch nur angedeutet: sie stammt ganz nur von Milton.

„Non plus comme cet *astre du matin* qui nous apporte la lumière, mais semblable à *une comète effrayante,* Lucifère s'assied sur son trône.“

So in den *Martyrs;* bei Milton heisst es:

.... as when ***the sun new-risen***
Looks through the horizontal misty air
Shorn of his rays. (*Par. L.* I, 594.)
Satan stood
Unterrified, and ***like a comet*** *burned*
That... from his horrid hair
Shakes pestilence and war. (*Par. L.* II, 708.)

Chateaubriand fährt fort: „Ou tel que, dans une *ville embrasée,* on remarque au milieu des édifices fumants, *une haute tour* dont *les*

flammes couronnent le sommet: tel paraît l'archange tombé au milieu de ses compagnons." Auch hier seinem Vorbild getreulich folgend:

.... He, above the rest
In shape and gesture proudly eminent,
Stood ***like a tower****.* (*Par. L.* I, 589.)
.... as, when ***heaven's fire***
Hath scathed the forest oaks or mountain pines,
With singed top their stately growth, though bare,
Stands on the ***blasted heath****.* (v. 612—15.)

Von einem eigentlichen Plagiat abgesehen, könnten die Bilder nach Auffassung und Zweck kaum ähnlicher sein: Sonne, Komet. Turm, Flamme, es stimmt alles. Aber die *Remarque* will sagen: „Milton, Tasso, ich selber, und ich darf mich neben ihnen sehen lassen!" Fürwahr!

Und noch eine zweite *Remarque* zu diesem Buch muss berichtigt werden. Chateaubriand verleiht den Dämonen der Hölle die Attribute der griechischen Götter:

„Ils viennent tels que les adorent les mortels, avec les attributs d'un pouvoir qui n'est qu'imposture. Celui-là porte le trident dont il frappe en vain les mers, qui n'obéissent qu'à Dieu etc."

Die Bemerkung dazu aber lautet:

„C'est l'olympe dans l'enfer, et *c'est ce qui fait que cet enfer ne ressemble à aucun de ceux des poètes mes devanciers.* L'idée d'ailleurs est peut-être assez heureuse, puisqu'il s'agit de la lutte du paganisme contre le véritable Dieu .... tous les Pères ont cru que les dieux du paganisme étaient de véritables démons."

Bei Milton ist es genau dasselbe: seine wichtigsten Dämonen sind Moloch, Ashtaroth oder Astarte, Osiris, Isis, Orus usw. Die Olympier kommen erst in zweiter Linie:

These were the prime in order and in might:
The rest were long to tell; though far renowned
The Ionian gods — of Javan's issue held
Gods, yet confessed later than Heaven and Earth,
Their boasted parents; ***Titan,*** *Heaven's first-born,*
With his enormous brood, and birthright seized
By younger ***Saturn;*** *he from mightier Jove,*
His own and Rhea's son, like measure found;
So ***Jove*** *usurping reigned. These, first in Crete*
And Ida known, thence on the snowy top
Of cold Olympus ruled the middle air ....
And o'er the Celtic ruled the utmost Isles. (*Par. L.* I, 506—20.)

Digitized by Google

Und Chateaubriand wagte zu behaupten, seine Hölle gleiche derjenigen keines seiner Vorgänger! Natürlich behauptet er dasselbe von seinem Himmel, mit demselben Unrecht; denn dieser Himmel ist von dem Miltons nicht mehr verschieden, als es seine Hölle von der Miltonschen ist. Den Nachweis möge man mir erlassen.

Nicht aufzuzählen sind die Entlehnungen von kleinen Einzelzügen wie die folgenden zwei oder drei.

„Le Tout-Puissant prend dans sa main les balances d'or où sont pesées les destinées des rois et des empires: le sort de Dioclétien fut trouvé léger. (*Martyrs*, l. XII.)

The Eternal....
Hung forth in Heaven his golden scales...
The Fiend looked up, and knew
His mounted scale aloft. (*Par. L.* 996 *ss.*)

Die *Remarque* sagt: (*„Voyez Homère et l'Ecriture"*). Milton lag hier näher; denn wo dieser nachahmt, ahmt Chateaubriand die englische Nachahmung nach. Das Bild kommt übrigens auch in den *Natchez* vor, und dort stammt es sicher von Milton her.

Wo Chateaubriand die himmlischen Gefilde mit irdischen vergleicht, setzt er hinzu: „si l'on peut comparer les grandes choses aux petits objets." (l. III.) Bei Milton heisst es in einer Höllenszene:

So, if great things with small may be compared. (X, 306.)

Und so wie in *Martyrs III* ein Gebet zum Himmel steigt — „Les dernières paroles de Cyrille montèrent au trône de l'Eternel. Le Tout-Puissant agréa le sacrifice" — so auch in *Paradise Lost* (XI, 14 *ss.*)

To Heaven their prayers
Flew up....
Before the Father's throne.......

Die Zeiten, wo *Les Martyrs* einen jungen Geist entfachen oder einem gereiften Urteil gefallen konnten, dürften für immer vorbei sein. Es sind jetzt genau hundert Jahre seit dem Erscheinen dieser immerhin merkwürdigen Epopöe. In abermals hundert Jahren wird man wissen, ob es sich verlohnt, sie mit einem wirklich erschöpfenden kritischen Apparat auszustatten; heute scheint es kaum mehr der Mühe wert.

V. Les Natchez.

Über der Entstehungsgeschichte der *Natchez* waltet noch das Dunkel, d. h. noch ist es nicht versucht worden, das Gewebe von Entstellungen zu zerreissen, das der Dichter um dieses, wie um die meisten seiner Werke, gelegt hat, und an Stelle der *fictions* einige zum mindesten plausible Konjekturen zu setzen. Nach sämtlichen *Préfaces*, nach den *Mémoires d'Outre-Tombe* und nach sämtlichen Biographen sind die *Natchez* ein Jugendwerk, vor dem *Génie* entstanden. Das ursprüngliche Manuskript bildete, so wie der Verfasser es recht poetisch darstellt, eine Art Urstoff, aus welchem er nach und nach seine Welten schöpfte, um schliesslich, nach drei- und viermaliger Ausbeutung, als Rest den eigentlichen Roman der *Natchez* übrig zu behalten.

„Un manuscrit dont j'ai pu tirer *Atala*, *René* et plusieurs descriptions placées dans *le Génie du christianisme*, n'est pas tout à fait stérile. Il se compose, comme je l'ai dit ailleurs, de deux mille trois cent quatre-vingt-trois pages infolio. Ce premier manuscript est écrit de suite, sans section: tous les sujets y sont confondus, voyages, histoire naturelle, partie dramatique, etc.; mais auprès de ce manuscrit d'un seul sujet il en existe un autre partagé en livres, qui malheureusement n'est pas complet, et où j'avais commencé à établir l'ordre. Dans ce second travail non achevé, j'avais non seulement procédé à la division de la matière, mais j'avais encore changé le genre de la composition." *(Préface.)*

„Ainsi donc", heisst es in einem weitern Abschnitt, „dans le premier volume des *Natchez* on trouvera le *merveilleux,* et le merveilleux de toutes les espèces: le merveilleux *chrétien,* le merveilleux *mythologique,* le merveilleux *indien;* on rencontrera des muses, des anges, des démons, des génies, des combats etc."

Nun aber wäre es, aus verschiedenen Gründen, wichtig zu wissen, wann diese epische Bearbeitung des Romans entstand. Aus dem folgenden wird hervorgehen, dass das Vorbild Miltons den unmittelbaren Anstoss dazu gab; jedoch damit ist die Frage noch nicht gelöst. Wenn der erste Teil der *Natchez* mit seinem *merveilleux chrétien* aus der Zeit vor dem *Génie du christianisme* stammt, was soll man dann von der christlichen Tendenz des

Digitized by Google

Werkes halten? Chateaubriand war Philosoph bis Ende 1798 und bekehrte sich dann: erst von da an wurde er ein christlicher Schriftsteller. Also kam der epische Teil der *Natchez* nach 1798 zustande? Keineswegs; denn nach 1798 hatte Chateaubriand für solche Versuche keine Zeit mehr, absolut keine. In den *Mémoires* ist davon nicht mehr die Rede. Von nun an ist das grosse Manuskript nur noch Steinbruch für andere Bauten. Das Problem mag vorläufig ruhen; es gilt, ihm von einer andern Seite beizukommen. Ich versuche zuerst, meine Behauptung zu beweisen, dass das Vorbild Miltons den Anstoss zu der Episierung der *Natchez* gegeben habe. Mancherlei hat Chateaubriand für seine *Natchez* bei Milton geholt.

Livre Premier: „A l'ombre des forêts américaines, je veux chanter des airs de la solitude *tels que n'en ont point encore entendu des oreilles mortelles.*

Par. L. I, v. 16: *my adventurous song, ...*
.... while it pursues
Things unattempted yet in prose or rhyme."

„La paix des passions éteintes se mêlait, sur le front de Chactas, à cette sérénité remarquable chez les hommes qui ont perdu la vue; soit qu'en étant privés de la lumière terrestre nous commercions plus intimement avec celle des cieux. . . ."

Par. L. IV, 1—55:
So much the rather thou, Celestial light,
Shine inward, and the mind through all her powers
Irradiate; there plant eyes. . . .

Livre Deuxième: „Satan, planant dans les airs, au-dessus de l'Amérique etc."

Dies ist der Satan des *Paradise Regained;* vide oben p. 35—7.

„Il déroule, devant ses compagnons de douleur, le tableau de ce qu'il a fait pour perdre la race humaine, pour partager le monde créé avec le Créateur, pour opposer le mal au bien sur la terre, et, au delà de la terre, l'enfer au ciel. Il propose aux légions maudites un dernier combat."

Resümiert aufs genaueste die Taten und die Haltung des Miltonischen Satans. Siehe *Par. L.* I, 156—168; 622—662; II, 310—378; X, 460—503; *Par. R.* I, 44—105; II, 121—146. Den Dämonen aber — „Dieux de l'Amérique, anges tombés avec moi!"

— verleiht er dieselben Attribute wie in den *Martyrs,* also sind auch sie nach Milton konzipiert. Weiter ist die Art, wie in den *Natchez* dem Teufel blutschänderische Söhne und Töchter erwachsen, und wie er mit diesen Sprossen verkehrt, auch nicht des Verfassers eigene Erfindung. Am Nordpol, in einem wie das Pandemonium Miltons von den *„puissances infernales“* erbauten Palast, haust z. B. „un démon, la Renommée.“

„Cette puissance, fille de Satan et de l'Orgueil, naquit autrefois pour annoncer le mal: avant le jour où Lucifer leva l'étendard contre le Tout-Puissant, la Renommée était inconnue (1). Si un monde venait à s'animer ou à s'éteindre; si l'Eternel avait tiré un univers du néant, ou replongé un de ses ouvrages dans le chaos; s'il avait jeté des soleils dans l'espace, créé un nouvel ordre de séraphins, essayé la bonté d'une lumière (2), toutes ces choses étaient aussitôt connues dans le ciel, par un sentiment intime d'admiration et d'amour, par le chant mystérieux de la céleste Jérusalem (3). Mais, après la rébellion des mauvais anges, la Renommée usurpa la place de cette intuition divine. Bientôt précipitée aux enfers (4) ce fut elle qui publia dans l'abîme la naissance de notre globe, et qui porta l'ennemi de Dieu à tenter la chute de l'homme (5). Elle vint sur la terre avec la Mort (6) et dès ce moment elle établit sa demeure sur la montagne.... Satan, arrivé au palais, pénètre jusqu'au lieu où veillait la Renommée.

„Ma fille, lui dit-il, est-ce ainsi que tu me sers? Peux-tu ignorer les projets que je médite?... Cependant, fille ingrate, pour qui travaillé-je en ce moment, si ce n'est pour toi? Quel est l'ange que j'ai aimé plus tendrement que je ne t'aime? Lorsque l'Orgueil, mon premier amour, te donna naissance, je te pris sur mes genoux, je te prodiguais les caresses d'un père. Hâte-toi donc de me prouver que tu n'as pas rompu les liens qui nous unissent....“ Le démon de la Renommée ... lui répondit d'une voix éclatante: „O mon père!....“

Alles dieses stammt Zug um Zug aus Milton, entweder direkt übernommen oder bloss weitergesponnen; die Nachahmung könnte gar nicht weiter gehen.

1. „Fille de Satan et de l'orgueil“, wie der Tod in *Par. L.* der Sohn Satans und der Sünde. (II, 760 *ss.*)

Digitized by Google

2. Die Schöpfungstaten Gottes: eine lächerliche Erweiterung oder Nacherfindung zu Miltons Schöpfung (VII).

3. Die himmlische Intelligenz alles Geschehenden: so ist den Engeln im *Par. L.* kund, was Tag um Tag geschieht, wie die Vollendung der Schöpfung, der Fall der Menschen usw.; siehe besonders VII, 557 *ss.*

4. Das Auftreten der *Renommée;* ihr Sturz mit den rebellischen Engeln: vergleiche das Auftreten der Sünde, ihren Sturz. (II, 760, 773.)

5. Ihre Mission; die Kunde von der Schöpfung; der Plan Satans: Die Mission der Sünde II, 774; für den Rest siehe II, 344—78.

6. Ihr Platz; vergleiche *Par. L.* II, 650, der Platz der Sünde.

7. Das Gespräch: Anrede; Satans Vaterliebe und -freuden: (*Par. L.* II, 817).

Dear daughter — since thou claim'st me for thy sire,
And my fair son here show'st me, the dear pledge
Of dalliance sweet had with thee in Heaven, and joys
Then sweet....

8. Die gute Kunde; Satan arbeitet für seine Kinder: (*Par. L.* II, 821—844).

9. Die Antwort des Dämons: (*Par. L.* II, 850.)

So oft Satan, ein Dämon, oder ein Engel auftritt, so oft ist es die allerservilste Nachahmung; ein letztes Beispiel mag dies zeigen. In den *Natchez* kommt „l'ange de l'Amérique“ auf die Sonne, die er von Uriel bewacht findet; in *Par. L.* gelangt Satan, in der Form eines Cherubins, auf dasselbe Gestirn, das von demselben Engel bewacht wird. Es entspinnen sich Gespräche wie die folgenden:

Natchez, liv. IV: „Uriel, ce n'est pas sans raison que l'on vous loue dans les parvis célestes: vos paroles sont véritablement pleines de sagesse, et les yeux dont vous êtes couvert ne vous laissent rien ignorer. Vous daignerez donc rendre compte de mon zèle?“

Par. L. III, 654:
Uriel! for thou of those seven Spirits that stand
In sight of God's high throne, gloriously bright etc.

Auch Miltons Engel sind mit Augen besetzt: „*all their shape Spangled with eyes.*“

Natchez: „L'ange de l'Amérique, regardant les champs du soleil, dit à Uriel: Brûlant chérubin, si toutefois ma curiosité n'est point déplacée et qu'il soit permis à un ange de mon rang de connaître de tels secrets, ce qu'on dit de l'astre auquel vous présidez est-il vrai?"

Par. L. III, 662:
Unspeakable desire to see and know
All these his wondrous works.....
Hath brought me....
Brightest Seraph, tell....

Natchez: Uriel, avec un sourire paisible:

— Esprit rempli de prudence, votre curiosité n'a rien d'indiscret, puisque vous n'avez pour but que de glorifier l'œuvre du Père....

Par. L. III. 694:
Fair Angel, thy desire, which tends to know
The works of God, thereby to glorify
The great Workmaster, leads to no excess
That reaches blame, but rather merits praise...

Der Uriel der *Natchez* berichtet nun über die Entstehung der Sonne nach *Par. L.* VII, 248—359 (sehr genau); über ihr Verhältnis zu den andern Gestirnen nach *Par. L.* III, 579—610; über die Sonnenflecken (nach Chateaubriand sind es die Schatten der Flügel Uriels, nach Milton aber bildete Satan einen solchen Fleck, als er auf der Sonne stand).

So ist alles, was in *Les Natchez* das Wunderbare und Übermenschliche darstellt, rein aus Milton kopiert, so sklavisch getreu und unmittelbar kopiert, dass man füglich behaupten kann, aus dem Miltonischen Vorbild stammen nicht nur die Entlehnungen, sondern auch die Idee, aus dem Roman ein Epos zu machen. Ohne dieses Vorbild hätten wir in den *Natchez* weder *invocations,* noch *merveilleux,* noch *muses,* noch *anges,* noch *démons.*

Damit nun kommen wir auf das oben angestochene Problem zurück: war Chateaubriand bereits bekehrt, als er diesen christlichen Apparat schuf, oder hat er ihn aus reiner, bloss künstlerischer Nachahmung Miltons in sein Werk eingefügt? So viel scheint nach den vorausgegangenen Zitaten sicher, dass der Einfluss Miltons hier aus allernächster Nähe wirksam war, durch keine andern Einflüsse modifiziert, durch keine kritischen Bedenken geschwächt. Man fühlt, wie es zugegangen ist: Chateaubriand empfand das

Digitized by Google

Gedicht vom Paradies und von der Hölle wie eine Offenbarung. Er war wie ein Knabe, dem man ein neues Messer geschenkt hat, und der nur darauf bedacht ist, sogleich einen kühnen Schnitt zu tun. Auf weitere Überzeugungen brauchte er nicht zu warten: das *merveilleux chrétien* des Verlornen Paradieses dünkte ihn schön und passend, also fing er an, damit zu arbeiten und brauchte die Namen der Himmlischen ungefähr wie die andern christlichen Epiker die Namen der Olympier gebraucht hatten.[1])

Das Gedicht *Milton et Davenant* zeugt von einem starken Interesse Chateaubriands für den englischen Dichter (Ch. hat nicht viel gereimt, und wo er es tat, mussten bedeutende Beweggründe vorliegen; hier wohl Begeisterung für die Person des Helden). Es trägt das Datum 1797. Im selben Frühjahr war der *Essai sur les Révolutions* herausgekommen; auf zwei Jahre hinaus, bis zum *Génie du christianisme,* war unser Schriftsteller vollkommen frei, und in diesen zwei Jahren müssen die beiden Natchezmanuskripte entstanden sein. Um diese Zeit nahm Chateaubriand unter dem Einfluss seines englischen Vorbildes die Episierung des Natchezromans vor, und wenn er damit nicht zu Ende kam, so wird nur das neue Werk, *Le Génie du Christianisme,* daran schuld gewesen sein.[2])

Man halte alles dies für eine blosse Konjektur, mit einiger Berechtigung wird man dennoch annehmen dürfen, dass Chateaubriand mit den „Schönheiten des Christentums" zuerst in den christlichen, biblischen Epen Miltons bekannt geworden ist. Dass

---

[1]) Wie geläufig und leichtbereit er die christliche Phraseologie anwendet, zeigt die bereits zitierte Stelle aus *Milton et Davenant:*

Et des textes sacrés, interprète modeste,
A son père elle rend la lumière céleste.

„La lumière céleste des textes sacrés" klingt ganz und gar nicht ungläubig, und stammt doch von dem noch unbekehrten Verfasser des *Essai.*

[2]) Im 10. Buch der *Natchez* befindet sich eine unverkennbare Anspielung auf die Schlacht bei Abukir, 1. August 1798. Die Stelle muss kurz nach dem Ereignis geschrieben worden sein. Bis Ende des Jahres mag Chateaubriand mit dem ersten Teil der *Natchez* fertig geworden sein.

Über das Manuskript der *Natchez* ist in der *Revue d'histoire littéraire de la France (Juillet-Septembre, 1909)* ein Artikel von M. Pierre Martino erschienen, der die hier berührten Fragen an einigen Punkten streift. M. Martino scheint auch zu glauben, dass der epische Teil der *Natchez* vor 1799 entstanden sei. Ziemlich merkwürdig klingt dagegen die Idee, dass gewisse religiös sentimentale Stellen im *Voyage en Amérique* eben wegen ihrer religiösen Tendenz vermuten liessen, sie seien zur Zeit des *Essai* geschrieben worden.

Digitized by Google

aber der Einfluss dieser Dichtungen auch die nachfolgende „Bekehrung" vorbereitet, sozusagen in die Wege geleitet hat, scheint nunmehr fast selbstverständlich.

Schluss.

Les Natchez, Atala, le Génie du Christianisme, les Martyrs: vier Hauptwerke Chateaubriands scheinen unter dem Einfluss Miltons entstanden zu sein. Im ersten konstatieren wir die unveränderte Übernahme des übernatürlichen Apparates aus *Paradise Lost;* im zweiten sind zahlreiche Ähnlichkeiten malerischer und dramatischer Natur zu demselben Epos hervorzuheben; das dritte ist nach der Behauptung eines namhaften Kritikers direkt aus einer Stelle des *Paradise Regained* hervorgegangen; das vierte endlich hat von Milton den Titel, die *Invocations,* die Rolle des Helden, das ganze epische Beiwerk des Übersinnlichen. Nimmt man ferner als wahrscheinlich an, dass Chateaubriand von seinem englischen Vorbild auch in seiner religiösen Denkungsart beeinflusst worden sei; bedenkt man überdies, dass der autobiographische René manche Züge mit dem Miltonischen Satan gemein hat, die vielleicht auch auf eine Beeinflussung zurückzuführen sind: so ergibt sich zwischen den beiden Dichtern ein Verhältnis, das in der gesamten Literaturgeschichte kaum seinesgleichen hat.[1]) Chateaubriand hat Milton

---

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, noch einmal eine Vergleichung anzustellen. Sehr bekannt ist die Geschichte von Miltons Rückkehr aus Italien. Der Dichter hatte beabsichtigt, nach Sizilien und Griechenland zu gehen, doch die politischen Nachrichten von daheim bewogen ihn, seine Reise plötzlich abzubrechen. Nicht weniger bekannt ist die Geschichte von Chateaubriands Rückkehr aus Amerika: der Reisende las zufällig in einem alten Zeitungsblatt die Nachricht von der Flucht des Königs, und stracks war er entschlossen, seine weitern Reisepläne aufzugeben und heimzukehren: „Je crus entendre la voix de l'honneur, et j'abandonnai mes projets." Milton hatte geschrieben: *"In asmuch as I thought it base to be travelling at my ease for amusement, while my fellow-countrymen at home were fighting for liberty."* Ich bin überzeugt, dass Chateaubriand seine Geschichte frei nach Milton erfunden hat. Die Aufgabe seines teuren Planes war ein schöner, romantischer Zug, den sich ein Mann wie der Vicomte nur zu gern beilegen mochte.

Im *Essai sur la littérature anglaise* sagt Chateaubriand: „Milton avait formé le projet de parcourir la Sicilie et la Grèce: *quel précurseur de Byron!*" In den *Mémoires d'Outre-Tombe* streicht er sich selber als *„précurseur de Byron"* heraus:

auf zwiefache Weise ausgebeutet: einmal rein materiell, wie er Gibbon für *les Martyrs* und den *Discours sur la chute de l'Empire romain*, Bartram und Beltrami für den *Voyage en Amérique* ausbeutete, nach blossen Ideen, Tatsachen, malerischen Details usw.; dann aber auch ideell und formell. D. h. neben den Entlehnungen ist viel wichtiger, was er von ihm gelernt hat: das Was des Stoffes, das Wie der Behandlung. Milton war ihm nicht, wie jene, der blosse Lieferant von Rohmaterial; er war ihm Lehrer und Vorbild, dem er das beste seiner Inspiration verdankte. Ja, man kann sagen, Chateaubriand hat sich an Milton zu dem ausgebildet, was er als Dichter geworden ist; sein Verhältnis zu ihm ist das Verhältnis der Renaissance zu den Alten.

Aber Chateaubriand besass nicht „das aufrichtige und reine Herz — *the upright heart and pure*", von dem Milton einmal so ergriffen spricht. Er, der vielleicht mehr als irgend ein anderer von sich selber geredet hat, hat selten alles gesagt, was eine vollkommene Ehrlichkeit verlangt hätte. So hat er es über sich vermocht, Milton da zu übergehen, wo er an die erste Stelle gehört hätte, da nämlich, wo von den fremden Einflüssen auf seine Entwicklung die Rede ist. „Je reconnais tout d'abord", heisst es hier, „que dans ma première jeunesse *Ossian, Werther, les Rêveries du promeneur, les Etudes de la Nature* ont pu s'apparenter à mes idées." [1]) Warum von Milton in diesen Bekenntnissen kein Wort?

Eigentlich braucht es uns nicht zu verwundern, steht es doch mit andern ähnlichen Tatsachen im Leben Chateaubriands im

„*Lord Byron est allé visiter après moi les ruines de la Grèce etc.*", und er scheint andeuten zu wollen, als hätte es der Lord bloss ihm nachmachen wollen. Man wird nicht weit vom Ziele sein, wenn man annimmt, Chateaubriand selber habe, als er die seinen machte, um die Pläne seines Meisters Milton gewusst und sich von ihnen anregen lassen.

Hätte er einmal zwischen sich und Milton eine Parallele gezogen ähnlich der mit Byron, Chateaubriand würde kaum erwähnt haben, wie er gleich seinem *précurseur* mit Kindern Schule gehalten. Nicht unterlassen hätte er dagegen hervorzuheben, wie er, stolz und kühn wie der Engländer, gleich Milton im Epos die bestehende Herrschaft angegriffen, in Reden und Schriften die Freiheit der Presse verteidigt, endlich seine alten Tage in Armut zugebracht habe, weil er den neuen Machthabern nicht mehr dienen mochte.

[1]) *Mém. d'O.-T.*, t. II, p. 208 (*Ed.* Biré.) Im gleichen Abschnitt heisst es auch: „*Il est permis de profiter des idées et des images exprimées dans une langue étrangère, pour en enrichir la sienne:* cela s'est vu dans tous les siècles et dans tous les temps."

schönsten Einklang. Der Pfarrer von Beccles, dem der arme Emigré so viel zu verdanken hatte, ist dem Namen nach in den *Mémoires d'Outre-Tombe*[1]) gar nicht erwähnt, und der braven Mrs. Sutton wird zum Dank für die dem fremden Gast erwiesene Liebe und Treue eine nichts weniger als schmeichelhafte Geschichte angedichtet.[2]) Chateaubriand hat in solchen Dingen zu viel an seine Ehre gedacht, um ganz ein Ehrenmann zu sein. Es ist vielmehr verwunderlich, dass Milton in den Schriften seines romantischen Schülers so viel genannt wird, wie dies der Fall ist. Nicht nur in dem jugendlich begeisterten *Génie du christianisme* spricht er von ihm *„avec une vraie dévotion"*, sondern auch in dem grossen, Milton gewidmeten Kapitel des verbitterten *Essai sur la littérature anglaise*. Während Chaucer, Spenser, Shakespeare, und was sonst die englische Literatur an grossen Namen nennt, einfach erbärmlich, empörend, behandelt wird, spricht aus dem Miltonkapitel nur die reine Verehrung, die liebevollste Sympathie, das unaufhörliche Bestreben zu verstehen, um entschuldigen zu können. Wenn man sich vergegenwärtigt, was alles die beiden trennte, wieviel mehr Grund der Franzose, der Katholik, der Legitimist hatte, den Engländer, Protestanten, Königsfresser zu verabscheuen statt zu lieben, so kann man die Anhänglichkeit, mit der er ihm bis zum Ende treu blieb, nur bewundern. Milton gegenüber vergass der strenge Gläubige Roms, dass ein Protestant eigentlich nicht selig werden kann, und fand Worte von unendlicher Zärtlichkeit, um das Dahinscheiden des blinden Sängers zu schildern:

„L'auteur du *Paradis perdu*, vêtu d'un pourpoint noir, reposait dans son fauteuil à coude: sa tête était nue; ses cheveux argentés tombaient sur ses épaules, et ses beaux yeux noirs d'aveugle brillaient sur la pâleur de son visage. Le 10 novembre 1674, la divinité qui parlait la nuit au poète, vint le chercher; il se réunit dans l'Eden céleste à ces anges au milieu desquels il avait vécu, et qu'il connaissait par leurs noms, leurs emplois, leur beauté. Milton trépassa avec tant de douceur, qu'on ne s'aperçut du moment où, à l'âge de soixante-six ans moins un mois, il rendit à Dieu un des souffles les plus puissants qui animèrent jamais l'argile humaine."

[1]) *Mém. d'O.-T.*, t. I, p. 365.

[2]) S. meine Arbeit *Chateaubriand en Suffolk* in der *Revue d'histoire littéraire de la France Janvier-Mars 1908.*

Digitized by Google

So spricht der Jünger von einem vielgeliebten Meister; so zeigt sich, dass unter dem heissen Hauch der Liebe und der Verehrung alle Unterschiede und Gegensätze, auch der Neid und die Eigenliebe, verschwinden wie der Schnee vor dem Föhn. Wenn es durch nichts anderes erwiesen wäre, sein Verhältnis zu Milton müsste uns davon überzeugen, dass Chateaubriand ein Dichter und ein Künstler war; denn was ihn an jenen so fesseln konnte, kann nur das Gefühl der Wesensverwandtschaft zu dem grossen Dichter und Künstler gewesen sein. Ob er wohl an den *„aveugle d'Albion"* dachte, als er in den *Mémoires d'Outre-Tombe* die folgende, an Byron gerichtete Stelle schrieb:

„Quoi de plus doux que l'admiration? c'est de l'amour dans le ciel, de la tendresse élevée jusqu'au culte; on se sent pénétré de reconnaissance pour *la divinité qui étend les bases de nos facultés, qui ouvre de nouvelles vues à notre âme,* qui nous donne un bonheur si grand, si pur, sans aucun mélange de crainte ou d'envie." (Tome II, p. 209—10.)

M. Ernest Dupuy hat in der mehrmals zitierten Arbeit gezeigt, dass Vigny durch Chateaubriand unter den Einfluss Miltons kam. Mit Vigny geschah dasselbe den übrigen Romantikern: Lamartine, Hugo u. a. m., und Chateaubriand wird *le père du romantisme français* genannt. Da nun aber, wenn die hier zum Abschluss drängende Arbeit nicht ein einziger grosser Irrtum ist, Chateaubriand durch das Vorbild Miltons das geworden ist, was ihm seine Stellung in der französischen Literatur eingebracht hat, so muss die romantische Bewegung in Frankreich in erster Linie auf Milton zurückgeführt werden, nicht auf Shakespeare, nicht auf Werther, auch nicht auf Ossian. Durch den Einfluss Miltons kam in Chateaubriand der Bruch mit dem 18. Jahrhundert zustande, und damit war alles gewonnen, die Richtung gegeben. Dieser eine grosse Impuls, diese erste Entzündung der Fackel, und nicht die kleinen Entlehnungen und Nachahmungen, die wir hier mühsam an den Tag gebracht haben, ist die Hauptsache. Darum werden wir dem Entlehner und Nachahmer auch keinen weitern Tadel anheften, auch wenn er hie und da die Grenzen des Erlaubten etwas weit hinausgerückt hat.[1])

---

[1]) Ist es nötig, hervorzuheben, dass trotz Vorbild und Nachahmung die Originalität Chateaubriands bestehen bleibt? Chateaubriand wäre ohne Zweifel auch ohne Milton

Was die zwei oder drei kleinen Unehrlichkeiten, auf die der Forscher auch hier wieder gestossen ist, anbetrifft, so sind dieselben nicht einzig in ihrer Art. Man ist sie im Gegenteil bei Chateaubriand nachgerade gewohnt, und ob man sie nun von seiner übermässigen Eitelkeit und Eigenliebe, ob von andern Motiven herleite, man hat gelernt, darüber zu lächeln.

---

zum Bahnbrecher der französischen Romantik geworden, nur auf etwas andere Weise. Ein anderer als er hätte eben mit Milton nichts anzufangen gewusst. Erst durch das, was er selber besass und zu dem Werke beitrug, durch die eigene Originalität, wurde ihm der fremde Dichter zu einer lebendigen, wirksamen Kraft. Chateaubriand war ein Schüler Miltons, aber um es zu werden, dazu brauchte es eben einen Chateaubriand.

In diesem Zusammenhang scheint es mir nicht unwichtig, dass die englischen Romantiker aus denselben Quellen schöpften und dieselben Vorbilder nachahmten wie Chateaubriand, der gleichzeitig mit ihnen und in ihrem eigenen Lande zum Dichter heranreifte. Eine Untersuchung über sein Verhältnis zu seinen englischen Zeitgenossen — Wordsworth, Coleridge, Scott, Byron — würde ergeben, dass die englische und die französische Romantik parallele Bewegungen waren und nicht nur durch dieselben Umstände bedingt, sondern auch durch dieselben Einflüsse angebahnt wurden. Vorläufig ist durch einen interessanten Artikel in *The Academy* (10th July 1909) nachgewiesen, dass Wordsworth ein eifriger Schüler Miltons war. Was in dem folgenden Satz über den Engländer gesagt wird, passt vollkommen auf Chateaubriand.

"*That these words are invariably Miltonic is not surprising, since he had so imbued himself by long study with the language and spirit of his "great predecessor", as he fondly terms Milton, that the diction of the older poet had become an inherent part of him, springing into expression in his verse from a subconscious, never-absent influence.*"

Es ist ferner bekannt, dass Wordsworth denselben Naturforscher Bartram kannte und benutzte, dem Chateaubriand so viel verdankt. Auch diese Tatsache ist bezeichnend. Wie der französische fühlte auch der englische Romantiker den Reiz und den literarischen Wert einer getreuen Naturschilderung. Bei beiden ist die neue Kunst das Resultat einer originellen Verbindung eines alten, lange unverstandenen literarischen Vorbildes mit einem neuen stofflichen Vorbild, des realen mit dem idealen, wie bereits bemerkt.

Dass Chateaubriand sich als Vorläufer Byrons fühlte, und Childe Harold sowie die übrigen Byronischen Helden als nahe Blutsverwandte seines eigenen René betrachtete, hat er uns selber gesagt (im *Essai sur la littérature anglaise* und in den *Mémoires d'Outre-Tombe*, II, p. 202—212). Aber Byron brauchte sich nicht von Chateaubriand beeinflussen zu lassen. Seine melancholischen, dämonischen Gestalten sind von der Familie des Miltonischen Satans, gerade wie René, und so begegnet auch dieser englische Romantiker unserm französischen in Milton als dem gemeinsamen Vorbild beider.

Die Dichtungen George Merediths.

Von

Eugen Frey.

Als Romanschriftsteller hat Meredith (geb. 12. Februar 1828) nach langem Warten etwa seit dem Jahre 1885 allmählich Anerkennung in seiner Heimat gefunden; als Dichter ist er noch nicht recht zur Geltung gekommen, trotzdem schon oft auf seine Bedeutung als Lyriker hingewiesen worden ist. Bei uns scheinen seine Gedichte noch ziemlich unbekannt zu sein. In *Wülker*[2] (II. 351) heisst es: „In diesem letzten Roman (sc. *The Amazing Marriage*) tritt immer mehr des Autors Hang zum Bizarren, Grüblerischen, Dunklen hervor, Züge, die auch seine Gedichte *Modern Love* und *The Joy of Earth* trotz mancher einzelnen Schönheiten wenig erquicklich machen." Den Sonetten werden (p. 315) poetische Gedanken und zwanglose Sprache zuerkannt. *Kellner, Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria* (Leipzig, Tauchnitz, 1909), wird dem Dichter gerechter; aber auch er ist wie Groth nicht über die *Joy of Earth* hinausgekommen. Sein Verzeichnis der poetischen Werke ist nicht vollständig. Eine nähere Untersuchung ist daher gerechtfertigt.

Nachdem M. einige Zeit die Rechte studiert hatte und dann zum Journalismus übergegangen war, beschloss er, sich ganz der Literatur zu widmen. Im Juli 1849 erschien sein Erstlingsgedicht *Chillianwallah*, zur Erinnerung an die Schlacht gleichen Namens, in der im Januar 1849 eine Heeresabteilung unter Lord Gough von den Sikhs aufgerieben worden war. Im Jahre 1851 publizierte er seine ***Poems.*** Er sagt von Ihnen, es seien fast alle mühsame Jugendarbeiten, die nicht leben, aber doch ihren Zweck erfüllen werden, wenn sie seinen Namen bei denen bekannt machen, welche solche ernsthafte Beobachter der Natur ermutigen, die

entschlossen sind, auszuharren, bis sie die Weisheit und Inspiration und Ruhe des Dichters erreichen.[1]) Diese Worte zeigen, dass der junge Dichter seinen Weg vor sich sah. Die mit zahlreichen Gedichten durchsetzte Erzählung *Farina* (1857) liess auf eine starke lyrische Ader des Verfassers schliessen. Im Frühjahr 1862 erschienen ***Modern Love and Poems of the English Roadside, with Poems and Ballads.*** Die vier Gedichte der Freiluftgruppe, *Marian, The Old Chartist, Juggling Jerry, Martin's Puzzle,* führen uns auf Strasse und Heide und behandeln in humorvoller oder zu Herzen gehender Weise Personen von bescheidener Stellung. Am meisten Interesse beansprucht *Modern Love,* womit sich M. in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Dichter stellte. Es besteht aus fünfzig sonettartigen Gedichten von je vier vierzeiligen, unabhängig von einander reimenden Strophen (Petrarcan quatrains). Ein jedes bezeichnet eine Phase in der Entwickelung der Ehetragödie, in die uns der Dichter mitten hinein versetzt. Der Mann fühlt, dass seine Frau ihn nicht mehr liebt, weil sich ihre Gedanken mit einem andern beschäftigen, und bemüht sich umsonst, die Gründe ihres Verhaltens zu finden. Dann sucht er Trost in den Armen einer andern, aber nur, um zu erfahren, dass "woman is not her sex's antidote". Daneben leben die zwei äusserlich so gut mit einander, dass sie für das glücklichste Paar gelten und niemand eine Ahnung hat, wie sehr sie unter der Komödie leiden, die sie vor der Welt aufführen. Beide werden von der Eifersucht verzehrt. Einige

---

[1]) Ich habe die Juvenilia und die Poems of the English Roadside (1862) nicht gesehen. Jetzt bilden sie den dritten Band der Edition de Luxe, die nur als „set“ zum Preise von 17 Guineen erhältlich ist. Die ebenfalls bei A. Constable & Co. erschienene Library Edition und die mit dieser identische, sehr empfehlenswerte Pocket Edition (1904) enthält zwei Bände Gedichte, auf die sich die Zitate beziehen. Sie enthalten die Gedichte von 1862 bis 1892. Für den Nachdruck der Gedichte habe ich die bereitwilligst erteilte Erlaubnis des Dichters eingeholt. Auf meine Frage, ob man nicht hoffen dürfe, in einem dritten Band die oben erwähnten, sowie die zerstreut erschienenen, noch in keine Sammlung aufgenommenen Gedichte zu erhalten, schrieb mir Herr M. am 19. Februar 1909: As to the Library Edition of the Poems, I have to say that I was careless about it, as the English, unlike the Americans, have not accepted me in the form of a poet. I had to pay for the publication of my books of verse.

An Literatur sei gleich hier angeführt: 1. G. M. by W. Jerrold (Greening & Co. 1902). — 2. G. M. by R. Le Gallienne. With a bibliography by J. Lane (John Lane 1905). — 3. The Poetry and Philosophy of G. M. by G. M. Trevelyan (Constable & Co. 1906). — 4. G. M.: Novelist Poet Reformer by May Sturge Henderson (Methuen & Co. 1908). — Fortnightly Review 1892, Westminster Review 1887 und 1894. Quarterly Review 1897.

Male sind sie im Begriff, durch eine offene Aussprache dem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen; aber im gegebenen Moment finden sie den Mut und die Worte nicht dazu und verbluten innerlich, während sie sich und der Welt ein heiteres Gesicht zukehren. Zuletzt macht die Frau dem qualvollen Zustand durch Gift ein Ende.

M. behandelt hier einen seiner Lieblingsgegenstände, das Fehlschlagen der Ideale im Leben, das in seinen Augen etwas Tragisches ist wegen des ewigen Konflikts der Bestrebungen des Menschen mit den eisernen Naturgesetzen. Die Sache wird um so ironischer, weil die Gesetze, welche das Fehlschlagen bestimmen, gewöhnlich in der eigenen Persönlichkeit wurzeln und von ihren Schwächen und Unvollkommenheiten herrühren. Der Charakter wird unterdrückt durch ein Schicksal, das selbst das Kind des Charakters und deshalb unvermeidlich ist. So herrscht in dem Gedicht der traurige Gedanke vor, dass zwei ideal angelegte Naturen, die sich heiss liebten und noch lieben, die sich immer wieder zu einander hingezogen fühlen, doch getrennt werden können durch die Intensität ihrer Leidenschaft und ihre Unfähigkeit, sich auszusprechen. Ihre Ideale geraten in Konflikt. Ihm bedeutete die Liebe ein Hand in Hand gehen mit dem ernsten Leben; ihr war die Liebe alles. Daraus erwuchsen die ersten Missverständnisse und die unlösbare Verwickelung.

Die Kritik ist scharf über den Dichter hergefallen und hat ihm vorgeworfen, er behandle einen tiefen und peinlichen Gegenstand, worüber er keine persönliche Überzeugung ausdrücken könne. Es war jene gleiche unverständige, puritanischer Intoleranz entspringende Kritik, die sich in jenen Jahren auch auf die Erzeugnisse der Präraffaeliten, der persönlichen Freunde M's warf; jene engherzige Kritik, die einfach nichts gelten lassen will, was sich nicht auf den herkömmlichen Geleisen bewegt und die prüde Philistermoral auch nur von ferne beleidigen kann. Es ist richtig, dass M. hier kein Universalrezept gegen solche Krankheitsfälle im Ehestand gibt; aber recht beherzigenswerte Winke gibt er doch da und dort, besonders in dem prächtigen 13. Gedicht:

'I play for Seasons; not Eternities!'
Says Nature, laughing on her way. 'So must
All those whose stake is nothing more than dust!'
And lo, she wins, and of her harmonies
She is full sure! Upon her dying rose

She drops a look of fondness, and goes by,
Scarce any retrospection in her eye;
For she the laws of growth most deeply knows,
Whose hands bear, here, a seedbag — there, an urn,
Pledged she herself to aught, 't would mark her end!
This lesson of our only visible friend
Can we not teach our foolish hearts to learn?
Yes! yes! — but, oh, our human rose is fair
Surpassingly! Lose calmly Love's great bliss,
When the renewed for-ever of a kiss
Whirls life within the shower of loosened hair!

Noch deutlicher spricht er im Schlussgedicht:

They wandered once; clear as the dew on flowers:
But they fed not on the advancing hours:
Their hearts held cravings for the buried day.

Wir haben hier eine psychologische Studie, wie sie ein Browning nicht feiner hätte geben können, eine analytische Studie des Lebens und der Manieren der Gegenwart, die ganz einzig in der bisherigen Literatur dasteht, etwas durchaus Neues, das modernste Gedicht des Salons, das es bis zum heutigen Tag geblieben ist. Die Verse sind leicht fliessend, wohlklingend und tadellos, so dass man mit Recht von ihrem "Shakespearean ring" gesprochen hat. Was aber am meisten Eindruck macht, das ist die gewaltige geistige Arbeit, die in dem Stücke steckt, und die man in jeder Zeile und sogar in der Wahl jedes Wortes findet. Alles ist knapp und gedrängt; der Stil scharf, beissend, bittersüss, je nach der Stimmung des Sprechers. Man sieht, die Sprache ist dem Dichter heilig; er hütet sie sorglich wie der Priester das heilige Feuer. Das Gedicht erfordert die grösste Aufmerksamkeit beim Lesen, weil bald der Mann erzählt, bald die dramatische Rede des Paares da ist, und zwischen hinein der Dichter sich vernehmen lässt. Aber die Schönheiten des Gedichtes entschädigen reichlich für die Mühe und die geistige Arbeit, die dem Leser zugemutet wird.

Im Vorbeiweg sei mit einem Worte auf die frappante Ähnlichkeit vieler Aussprüche M's mit denjenigen Ibsens in seiner im gleichen Jahre erschienenen „Komödie der Liebe" hingewiesen.

Im Jahre 1883 erschienen ***Poems and Lyrics of the Joy of Earth,*** an deren Spitze *The Woods of Westermain* stehen. Die

verzauberten Wälder bedeuten das Geheimnis der Erde und des Lebens, die Natur, in die man sich versenken muss, um sie zu begreifen. Für Leute mit wenig Einsicht sind sie ein Graus, für den denkenden Menschen aber ganz harmlos. Man braucht nur Liebe zum Licht zu haben und den guten Willen zu sehen und zu suchen, so kann man jedes Geheimnis selbst in der Dunkelheit lesen und finden, dass es gut ist. Steigen aber Zweifel oder Misstrauen auf, oder lässt man sich das Licht durch Gier und Stolz verdunkeln, so ist man in der eigenen Falle gefangen; denn alles, was unschuldig, angenehm und edel ist in diesen Wäldern, wird einem sofort feindlich. Wer ernstlich sucht und sehen will, entdeckt das Gesetz des Wechsels und hat damit den Schlüssel zu den Geheimnissen der Erde in der Hand; er erkennt, dass die Mutter Erde uns drei successiv auseinander entstehende und zusammen arbeitende Kräfte gegeben hat: Blut, Gehirn, Geist, the deepest gnomes of Earth, die sich zu unserem wahren Glück vereinigen; getrennt werden sie uns zum Verderben.

Earth that Triad is: she hides
Joy from him who that divides;
Showers it, when the three are one
Glassing her in union. *I. 85.*

Die Vernunft muss zur Herrschaft kommen und uns immer an die Gesetze der Erde erinnern, aus der sowohl der geistige als der tierische Teil des Menschen seine Nahrung zieht. Wir müssen die Erde als etwas Lebendiges auffassen. In ihrer Lebensfreude hat sie uns Blut und Atem gegeben zu endlosem Kampf und alle Heilkräuter, um die Wunden der Schlacht zu heilen. Ihr müssen wir vertrauen bis zum Tode.

The gloomy Wherefore of our battlefield
Solves in the Spirit, wrought of her through strife
To read her own and trust her down to death. *I. 187.*

Die folgenden Gedichte können als eine Art Illustration der verschiedenen Freuden der Erde betrachtet werden. *The Day of the Daughter of Hades* beschreibt das Entzücken der Tochter der Proserpina bei ihrem verstohlenen Besuch auf Erden, von dem sie der erzürnte Vater zu früh in sein Schattenreich zurückholt. — Die Lerche ist schon von Dutzenden von Dichtern besungen worden; Shelleys Gedicht *To a Sky-Lark* ist das berühmteste.

The Lark ascending von M. stellt sich ebenbürtig daneben. Ihm ist die Lerche ein von Lebensfreude überfliessender Quell; sie lebt nach den Gesetzen der Erde und kann sich ihres harmonischen Lebens freuen. Das kann der Mensch noch nicht, darum soll er von der Lerche lernen, die ihm zum Symbol des Fortschrittes werden soll, der nur möglich ist durch Gehorsam gegen die Gesetze der Natur. — *Phoebus with Admetus* schildert das Treiben Apollos auf Erden, als er zur Strafe für die Ermordung der Kyklopen auf ein Jahr unter die Menschen verbannt war. Das Gedicht ist klassisch im wahren Sinn des Wortes und auch bemerkenswert wegen der meisterhaften Handhabung eines in der englischen Lyrik wohl einzig dastehenden Metrums. — In dem wundervollen Gedicht *Melampus* hat sich M. selbst gezeichnet. Denn er besitzt, wie der berühmte Arzt und Weise des Altertums, die Gabe, in dem Buche der Natur zu lesen.

For him the woods were a home and gave him the key
Of knowledge, thirst for their treasures in herbs and flowers.
The secrets held by the creatures nearer than we
To earth he sought, and the link of their life with ours:
And where alike we are, unlike where, and the veined
Division, veined parallel, of a blood that flows
In them, in us, from the source by man unattained
Save marks he well what the mystical woods disclose. *I. 120.*

Wie ein gewissenhafter Gelehrter will er den Text bis in die kleinsten Einzelnheiten bemeistern und so dem Buche des Lebens auf den Grund kommen. So erreicht er, dass

Where others hear but a hum and see but a beam,
The tongue and eye of the fountain of life he knew. *I. 124.*

Das vielleicht bekannteste und mit Recht bewunderte Gedicht *Love in the Valley* vereinigt in glücklicher Weise die Liebesgedanken mit der Stimmung in der Natur. Einen besondern Reiz erhält es durch den eigentümlichen Rhythmus der Verse, die sorgfältig gelesen werden müssen, soll die Schönheit nicht verloren gehen. — In *The three Singers to Young Blood* wird die Frage gestellt, ob man jung, bedächtig oder aus Liebe heiraten solle. Den Bedächtigen schreibt M. ins Stammbuch:

Digitized by Google

Mates are chosen marketwise:
Coolest bargainer best buys.
Leap not, nor let leap the heart:
Trot your track, and drag your cart.
So your end may be in wool,
Honoured, and the manger full. I. 138.

Zwei reizende Momentaufnahmen enthält *The Orchard and the Heath.* Der Kontrast zwischen den zwei spielenden Kindergruppen, hier im reichen Obstgarten, dort im Zigeunerlager, ist sehr wirksam.

Mit *Earth and Man* betreten wir wieder philosophisches Gebiet.

On her great venture, Man,
Earth gazes while her fingers dint the breast
Which is his well of strength, his home of rest,
And fair to scan. I. 143.

Die Mutter Erde hat ihr höchstes Produkt, den Menschen, ins Leben hineingestellt und ihn mit allem ausgerüstet, was er zu seinem Fortkommen braucht. Von seinem Herzen hängt nun sein Schicksal ab. Sie verfolgt seine Laufbahn und sieht, dass er von Hunger und Leidenschaften getrieben zu Waffen greift, die er in seinem Unverstand nicht zu gebrauchen versteht. Er will zuerst in ihre Geheimnisse eindringen und ihre Gesetze erfassen; aber hart und unbarmherzig zeigt sich ihm die Mutter, die auf alle seine Bitten und Verzweiflung gar nicht achtet. Umsonst sucht er den Zweck des Lebens zu erkennen und zu wissen, woher er kommt und wohin er geht. Angst vor der schönen Mutter packt ihn und schliesslich Angst vor sich selbst.

Behold his wormy home!
And he the wind-whipped, anywhither wave
Crazily tumbled on a shingle-grave
To waste in foam. I. 146.

In seiner Not wendet er sich an den Unsichtbaren und fleht ihn an, ihn von der hohlen, kalten Erde zu trennen und zu sich zu nehmen. Sein Anrufen des Herrn ist nur ein Ruf an seine eigene Mutter, der er nicht entrinnen kann. Alle seine Fabeln vom Jenseits nützen ihm nichts, solange er nicht lernt, im Herzen seiner Mutter zu lesen und zu erkennen, dass das Leben, das er

lebt, zugleich das Leben des Geistes, und dass die Erde, auf welcher er lebt, die Wohnung des Geistes ist; dass die geistige Ordnung, um die er bittet, und die er weit weg wähnt, ihn bereits umschliesst. Der Himmel liegt um ihn herum; nur kann der Mensch ihn mit seinen unerfahrenen Kinderaugen nicht erkennen und kann nicht den verhüllenden Schleier von den Dingen reissen.

She her just Lord may view,
Not he, her creature, till his soul has yearned
With all her gifts to reach the light discerned
Her spirit through. *I. 151.*

M's Haltung in religiösen Fragen hat in England gewiss viel Anstoss erregt. Er verhält sich nicht feindlich gegen die Religion, wohl aber misstrauisch; denn er hat beobachtet, dass die grosse Menge mit der landläufigen Auffassung von der Religion und ihrer Beziehung zum Leben sich einer Täuschung hingibt. Für die, welche der harten Disziplin der Erde müde sind und sich aus diesem Jammertale wegsehnen, sind die Vertröstungen der Religion auf ein gnaden- und liebereiches Jenseits nach M's Ansicht kein Glück, weil sie den Menschen hindern, sich an die Gesetze des Lebens, wie sie die Erde aufrecht erhält, zu gewöhnen, und ihn veranlassen, sein Leben nur als etwas Vorübergehendes zu betrachten, was ihn von der Pflicht entbindet, seine Augen den Tatsachen des Lebens zu öffnen. M. sieht in diesem Verhalten eine Art Feigheit. Unser Leben mit seiner Sünde, seinem Kummer und Leiden, und die harte Erde mit ihren unvermeidlichen Gesetzen sind sowohl in ihrem Wesen als in all ihren scheinbaren Zufälligkeiten die Offenbarung Gottes vor dem Menschen; es gibt nur eine göttliche Ordnung, und sie ist überall gegenwärtig und überall die gleiche. Besserung kann nur kommen, wenn der Mensch wieder den engen Anschluss an die Natur findet; dann kann seine Entwickelung eine ungehemmte sein.

Zu den freudenspendenden Elementen auf Erden gehören auch die Frauen. Sie werden aber von den Herren der Welt nicht immer richtig behandelt und lehnen sich zuletzt auf. *A Ballad of fair Ladies in revolt* wendet sich gegen die schalen Einwürfe und Sophistereien, womit die Männer die Emanzipationsbestrebungen der Frauen bekämpfen. Der bald stille, bald brutale, aber unaufhörlich vor sich gehende Kampf der Geschlechter,

That great duel of Sex, that ancient strife,
Which is the very central fact of life!

hat M. mehr als irgend ein anderes Problem beschäftigt. Er bildet den wichtigsten Teil seiner zahlreichen Romane, und die darin geäusserten Ansichten müssen wir zur Erklärung dieses schwierigen Gedichtes heranziehen.

Die Männer kommen bei M. gewöhnlich schlecht weg. Er findet sie weibisch und sentimental. „Sentimentalisten sind die, welche geniessen wollen, ohne die unermesslichen Verpflichtungen für das Getane auf sich zu nehmen.“ Sie missverstehen die eigenen Gefühle, geben ihnen schöne und falsche Namen und deuten die Regungen ihres Blutes als himmlische Inspirationen. Einen Faktor im Leben missversteht der Mann mehr als irgend etwas anderes — die Frau. Er will nicht die Frau mit ihren Anlagen und Bedürfnissen sehen, sondern sie zwingen, einer Vorstellung zu genügen, die er von einem dienstbaren Wesen hat. Selbständigkeit und Unabhängigkeit nimmt er für sich in Anspruch; der Frau weist er im allgemeinen eine untergeordnete Stellung an. Daher nennt M. die Männer Türken, Tyrannen, feige Eroberer, die durch ihre Sinnlichkeit den Körper entweihen, die Seele erniedrigen und die Willenskraft abschwächen. „Das Schimpfen der Männer über die Frauen beweist den Hass gegen die Natur. Die Männer, welche die Natur hassen, sind von Sinnen. Die Frauen und die Natur sind eng beisammen. Wenn es ziemlich gewöhnlich ist, die Natur zu hassen und die Frauen zu misshandeln, so beginnt man zu sehen, warum die Welt so verrückt ist. . . . . . Man muss eine Frau haben, die man achtet, die notwendige zweite Schale der menschlichen Wage. Ohne sie haben wir kein Gleichgewicht. Es ist der Tanz ins Verderben, wenn wir keine ehrbare Verbindung mit den Frauen haben.“

In der psychologischen Darstellung der Frau übertrifft M. an Feinheit und Gründlichkeit sogar Browning, der bisher als der beste Kenner des weiblichen Herzens gegolten hat. Er hat eingehender über sie geschrieben als irgend ein Schriftsteller und dabei mit der konventionellen und traditionellen Behandlung der Frau vollständig gebrochen. Manchen scharfen Ausspruch hat er über sie getan und sie nicht geschont mit seinem Tadel. Und doch haben die Frauen noch selten einen so ritterlichen Vertei-

diger gefunden. Was er zu ihnen redet, ist Vernunft und nicht Gefühl. Er lehrt sie sich selbst kennen, und zeigt ihnen ihre starken und schwachen Seiten; er stellt sie in die Wirklichkeit hinein und lehrt sie, dass im Kampfe Vernunft und Mut die einzigen Waffen sind, die sich nicht gegen sie kehren. Er zeigt ihnen einen grossen Irrtum, in dem sie befangen sind. Im Kampfe wird die Frau das Opfer des Egoismus des Mannes; aber ihre Niederlage, die immer die des Schwächern vor dem Stärkern ist, wird nicht mehr brutal zugestanden wie früher, sondern verschleiert, weil die Frauen sich einbilden, sie hätten es verstanden, den Mann zu zähmen. Dieser scheinbare Sieg ist in M's Augen noch eine traurigere Niederlage als die erste, weil die Frau zugleich das Opfer und die Mitschuldige an ihrer Niederlage ist. Damit hat M. gegen die liebsten Anschauungen der englischen Gesellschaft einen unbarmherzigen Streich geführt, der einen Wendepunkt in der Entwickelung des Romans bedeutet. Unter dem Einfluss der langjährigen Regierung der Königin Viktoria hatte sich in der englischen Welt eine moralische und sentimentale Strömung ausgebildet, welche mit ihrer Fadheit die herrschende Brutalität des Materialismus verdeckte. Es hatte sich auch ein fader Frauentypus herausgebildet, dessen geschworner Feind M. von Anfang an war. Als Realist stellt er uns die Frauen dar, wie sie sind. Er gibt uns aber auch seine Auffassung von dem, was sie sein sollten und sein möchten. Seine Romane enthalten eine wahre Musterkarte von allen möglichen Typen: die Frau in ihrer schüchternen Unterwürfigkeit, in ihrer Unfähigkeit für die Freiheit und Unabhängigkeit, in ihrer unentschlossenen Anpassung an den Geschmack und die Forderungen des Mannes. An ihrer gegenwärtigen Lage wird unsere Zivilisation als eine lahme, ungenügende Halbzivilisation be- und verurteilt. Solange man ihnen die Unabhängigkeit verweigert, ihnen nicht gestatten will, dass sie als Wesen mit eigener Meinung und Denkweise, als selbständige Gefährtinnen neben dem Mann stehen, werden sie bleiben the "daughters of the sex born mutable and explosive. Man verwundere sich ja nicht über ihre Launen und Streiche; denn wenn man einen Vulkan künstlich zumacht, darf man über einen Ausbruch nicht erstaunt sein. Gebt die Tyrannei auf, d. h. ändert eure Forderungen und euren Geschmack, schätzt

sie nicht länger wegen ihren schmückenden, sondern nützlichen Eigenschaften, so werden sie Charakterstärke erlangen. Weckt ihr Selbstvertrauen, gewährt ihnen die Freiheit, sich auszuwachsen, lasst sie tätigen und intellektuellen Mut fassen, so werden sie bald das goldene Zeitalter einer gesunden und ganzen Zivilisation herbeiführen." Eine seiner Heldinnen sagt: „Es ist der Fehler unserer Erziehung; wir haben etwas vom Hasen in uns, wenn die Hunde zu bellen anfangen; die Mutigsten und Besten unter uns sind immer bereit, zu fliehen." Nach M. sind jetzt die Frauen Geschöpfe, die wie Wild von den Männern gejagt werden. Für die, welche das nicht fühlen oder gar Vergnügen an ihrer Unterwerfung empfinden, die es nicht einmal merken, dass sie in Gefangenschaft sind, hat er offene Verachtung. Die ihren Pascha anbetenden Frauen und die jungfräulichen Gimpel mit ihrer Maske der Unschuld und Unwissenheit, welche man als echt weiblich zu bezeichnen pflegt, liebt M. nicht. Wenn sie Heldinnen sein wollen, wirkliche und selbstbewusste Frauen, so müssen sie Charakterstärke besitzen und leidenschaftlicher Liebe fähig sein. Dieselben zwei Eigenschaften soll auch der Mann besitzen. Dann werden die zwei Geschlechter im Kampf ums Dasein einander helfen können, weil sie sich gegenseitig richtig verstehen. Diese Hauptforderung wird nach M's Ansicht selten erfüllt. Die Männer leben nur dem Erwerb und Genuss; die Frauen werden zur Feigheit des Denkens und Handelns erzogen und haben Zeit ihres Lebens zu leiden unter den Fehlern der Erziehung, die sie verhindert, Charakter und Mut zu bekommen, was allein es ihnen möglich machen würde, sich gleichberechtigt neben den Mann zu stellen. An dieser falschen Erziehung tragen die Matronen einen Teil der Schuld, weil sie den Wünschen der Männer entgegenkommen; dadurch machen sie sich zu Mitschuldigen der Männer. Deshalb fordert M. für die Mädchen eine andere Erziehung und ein weniger enges, unabhängigeres Leben, sowie das Recht, sich auf das Leben vorzubereiten durch die Lehren des Lebens selbst. Eindringlich verlangt er, dass sie mehr als bisher an sich selbst arbeiten sollen, um auch geistig neben dem Mann bestehen zu können.

Their sense is with their senses all mixed in,
Destroyed by subtleties these women are!
More brain, O Lord, more brain! or we shall mar
Utterly this fair garden we might win. *I. 50.*

M. schildert mit Vorliebe Frauen, die zu denken anfangen, die tastend und schüchtern zur klaren Einsicht ihrer Lage kommen und sich gegen die Gesetze der Männer aufzulehnen beginnen; Frauen, die sich ihres Geschlechtes fast schämen, weil sie merken, dass sie keinen Schritt tun können, ohne Sklavinnen zu werden; Frauen, die gegen die Gitter ihres Gefängnisses schlagen und es wagen, über das wirkliche Leben nachzudenken; Frauen, die wissen, dass vom Moment an, wo sie denken, d. h. aufhören, die ihr gebotenen Ideen anzunehmen, die Welt gegen sich haben, die aber moralisch und intellektuell so ausgerüstet sind, dass sie den Kampf aufnehmen können, ohne wie bisher zu den Waffen des Schwächern, zur List und Lüge, greifen zu müssen. „Das sind ihre defensiven Waffen, und sie gehören ihr ebenso legitim und ehrbar wie der männliche Gebrauch der Faust dem stärkeren Geschlecht.“ Mutige, freie, denkende Frauen! Das ist eine zweite wichtige Tatsache in der Entwickelung des englischen Romans und M's Verdienst. Statt der gewohnten puppenhaften Romanheldinnen mit wenig oder keinem Gehirn, höchstens guten Herzen und sentimentalen Seelen denkende Frauen! Nicht mehr die schmachtenden Wesen, deren Wasserwerke durch den geringsten Anstoss zum Überfliessen gebracht werden, sondern stolze, geistig freie Naturen, ungezähmt und unzähmbar!

„Die Frau wird das letzte sein, das der Mann zähmt.“ Mit diesem oft zitierten und fast ebenso oft missverstandenen Worte gibt M. einfach seiner Beobachtung Ausdruck, dass die Frau natürlicher geblieben ist als der Mann, weil sie der Natur näher geblieben ist. So wenig wie die Natur Zwang verträgt, so wenig kann es auf die Länge die Frau. Darum fordert er, man solle endlich aufhören, sie in ihrer freien Entwickelung durch Vorurteile und ungerechte soziale Gesetze zu hindern. Schon vor einigen Dezennien hat M. dieser Überzeugung Ausdruck gegeben, und mutig hat er mit der ganzen Macht eines insurgenten Propheten an den Ehegesetzen gehämmert; aber man hat nicht auf ihn gehört. Er war seiner Zeit eben zu weit vorausgeeilt. Erst in der Gegenwart beginnen viele dieser Ideen Fuss zu fassen; daher bringt die jüngere Generation dem grossen Denker mehr Verständnis entgegen.

Diese Anschauungen M's muss man kennen, wenn man den

Digitized by Google

zum Teil mit vielem Humor geschriebenen Dialog in *The fair Ladies in revolt* verstehen will. Sie sind aber auch nützlich zum Verständnis eines ungemein schwierigen Gedichtes, das im Jahre 1892 erschien, das aber schon hier erwähnt werden mag, weil darin ähnliche Fragen aufgeworfen werden. Es ist *The Sage enamoured and the honest Lady.* Der bereits bejahrte Weise verliebt sich in eine anmutige Dame, die sich auch zu ihm hingezogen fühlt. Aber ihre Ehrlichkeit zwingt sie, ihrem Anbeter die Geschichte ihres Lebens zu erzählen, die ihn zuerst nicht sehr erfreut, weil er in den konventionellen Anschauungen befangen ist. Der Diskussion ihres Geständnisses ist dann der grösste Teil des Gedichtes gewidmet. Auch hier betont M., dass Eheleute

. . . . must plight a troth of equal hands. . . . . .
Then shall those noblest of the earth and sun
Inmix unlike to waves on savage sea.
But not till Nature's laws and man's are one,
Can marriage of the man and woman be. I. 66.

Der mitunter gern zur Breite neigende Dichter zeigt in den ***Sonetten*** (25 an Zahl), dass er auch diese festgeschlossene Dichtungsform sicher und geschickt handhaben kann. Die meisten stehen im Zeichen der Joy of Earth und enthalten die bereits besprochenen philosophischen und ethischen Gedanken. Hervorragend ist *Lucifer in Starlight,* das an die kräftigen Sonette Miltons erinnert. *The Star Sirius* ist eine Art Gebet an den hellen Stern, der in dem Dichter stets das Streben nach Seelengrösse weckt. *A Certain People* ist eine bittere Pille für die puritanischen Engländer, die ihre frommen Übungen weniger nötig haben als Schulung in Vergnügen, damit sie nicht wie die Schweine leben. In *The Point of Taste* und *Camelus saltat* giesst er die Schale des Hohnes über die Kritiker aus. *The Garden of Epicurus,* wo Leib und Seele frei in schöner Verbindung und freudiger Eintracht spielten, ist nicht geschaffen für unsere Welt. Denn

Our world which for its Babels wants a scourge,
And for its wilds a husbandman, acclaims
The crucifix that came from Nazareth. I. 199.

Reizend ist *Internal Harmony,* wo der Dichter sich in seiner Bescheidenheit zeigt. Wer sich seines Wertes bewusst ist,

fürchtet keine Konkurrenten. Man begrüsst sie und anerkennt die besseren als seine Meister. Wie hoch man steigen wird, ist gleichgültig, wenn man nur feinere Luft atmet. My pride is that among them I have place. In *My Theme* rühmt sich M. seiner Unabhängigkeit, sowie seiner eigenartigen Stellung zur Natur.

But I have never stood at Fortune's beck: . . . . .
Who courts her dooms to strife his bended neck;
He grasps a blade, not always by the hilt. . . . . .
I say but that this love of Earth reveals
A soul beside our own to quicken, quell,
Irradiate, and through ruinous floods uplift. *I. 207.*

Die Weisheit, die er lehrt, ist allerdings nicht für alle, besonders nicht für die Schlemmer.

Damit der Leser ein vollständiges Muster habe, lasse ich ein Sonett folgen, das sich hart anschliesst an *Earth's Secret,* worin betont wird, dass unser körperliches und geistiges Leben aufs engste mit der Erde verknüpft ist. "For Earth, that gives the milk, the spirit gives."

The Spirit of Shakespeare.

Thy greatest knew thee, Mother Earth; unsoured
He knew thy sons. He probed from hell to hell
Of human passions, but of love deflowered
His wisdom was not, for he knew thee well.
Thence came the honeyed corner at his lips,
The conquering smile wherein his spirit sails
Calm as the God who the white sea-wave whips,
Yet full of speech and intershifting tales,
Close mirrors of us: thence had he the laugh
We feel is thine: broad as ten thousand beeves
At pasture! thence thy songs, that winnow chaff
From grain, bid sick Philosophy's last leaves
Whirl, if they have no response — they enforced
To fatten Earth when from her soul divorced. *I. 189.*

Die ***Ballads and Poems of Tragic Life*** (1887) bilden einen scharfen Kontrast zu den Poems of the Joy of Earth. Der Dichter betrachtet die Natur mit lächelnder Miene und heiterem Blicke; sie ist ihm die Quelle aller Freuden, und so wird er hier zum Sänger der einfachen, natürlichen Freuden und der unendlichen Zufriedenheit mit der Natur. Diese heitere Anschauung wird verdüstert, das Leben wird in seinen Augen zum tragischen Wirrnis, sobald er anfängt, Betrachtungen anzustellen über den

Gebrauch, den die Menschen vom Leben machen. „Die sanfte Schalmei macht der eisernen Harfe Platz."

Eine Gruppe von sieben Balladen, in denen der Einfluss der Präraffaeliten unverkennbar ist, bilden den Hauptteil dieses Bändchens. *Archduchess Anne* ist eine knappe Erzählung und zugleich tiefe psychologische Studie über die Liebe der Frau. Die bereits in den mittleren Jahren stehende Fürstin verliebt sich in den tapfern, aber in Liebesangelegenheiten sehr wankelmütigen Grafen Louis, der durch sie das Land regiert. Da kommt er eines Tages unvermutet mit seiner jungen Frau an den Hof. Die Fürstin bemüht sich ruhig zu bleiben; allein der alte, ihr treu ergebene Kraken hat aus einer Geste der Überraschung erraten, wie es zwischen dem Grafen und seiner Herrin steht, und ist entschlossen, sie und ihre Ehre zu retten. Der Graf erhebt sich gegen seine Fürstin, gerät in Gefangenschaft, und nun kommt die Herrscherin in eine qualvolle Lage. Der Hass und die Eifersucht auf die junge Frau, die sich ihr flehend zu Füssen wirft, treiben sie zur Strenge an; die immer wieder aufquellende Liebe hält sie von scharfem Vorgehen ab. So überlässt sie die Sache dem alten Kraken, der den Grafen töten lässt. Nachher kann er aus jedem Blick der Fürstin lesen, dass sie ihn selber töten möchte. — Ein eigentümliches Stück, das immerhin den mittelalterlichen Glauben gut wiedergibt, ist *The Song of Theodolinda.* Die lombardische Königin, welche ihre Krone aus einem Nagel des Kreuzes Christi machen liess, legte sich den weissglühenden Nagel auf die Brust, damit sie allein das Mal des Nagels auf der Brust trage, der in anderer Form ihr Haupt zieren sollte. Der Nagel soll sie demütig erhalten, aber auch beständig anfeuern zum Kampf mit dem Bösen. — Den Text zu *A Preaching from a Spanish Ballad* bildet die ungleiche und harte Behandlung der Frau wegen Nichtbeachtung der Ehre, die der Mann ungestraft mit Füssen treten darf.

Never nature cherished woman.
She throughout the sexes' war
Serves as temptress and betrayer,
Favouring man, the muscular. II. 30.

The Young Princess, a ballad of old laws of love, spielt zur Zeit der Troubadours in der Provence. Eine junge Schönheit kommt an den Hof. Trotzdem der ganze Süden wie eine Nachti-

gall sie besingt, bleibt sie kalt. Dem muntern Ritter Dusiote gelingt es durch eine List, ihre Hand und den Brautkuss vor dem Priester zu erlangen. Er erzählt ihr, er sei tötlich verwundet worden durch einen Mann, mit dem er sich geschlagen, weil er sich ihrer Gunst gerühmt habe. Hierauf wird er hinweggetragen, tot, wie sie glaubt. Aber der Ritter ist nicht tot; da er sich schämt, sich der Braut zu nähern, geht er in ferne Länder und kehrt, von Sehnsucht getrieben, wieder nach Hause, wo er hört, dass sie im Begriffe steht, sich mit einem König zu vermählen. Er gibt sich zu erkennen, doch kalt antwortet sie: „Du bist tot.“ Und als er es doch wagt, sich den zweiten Kuss zu holen, ereilt ihn sein Schicksal. Tot wird er hinausgetragen an den Ort, wo er vor Jahr und Tag, geehrt durch den ersten Kuss der Dame, hätte sterben sollen. Im Süden wird keine Liebe durch Trug gewonnen. — Etwas Schauerlich-Wildes steckt in *King Harald's Trance.* Nach einem Siege ergab sich der König der Schwelgerei und verfiel in Starrsucht. Man hielt ihn für tot und redete bereits von seinem schwächlichen Nachfolger aus einer Seitenlinie. Er musste zuhören und konnte sich doch nicht rühren. Aber als er hörte, wie die Königin mit ihrem Buhlen sprach, da erhob er sich von seiner Bahre, fasste sein Schwert, und mit einem Schlage streckte er beide nieder, um dann vor den Augen der entsetzten Begleiter tot niederzustürzen. — Noch wilder und leidenschaftlicher ist *The Nuptials of Attila.* Die wilden Horden der Hunnen stehen an der Donau und sehnen sich nach neuen Kämpfen. Der König gibt ihrem ungestümen Drängen nach und teilt die Parole aus: Nach Rom! In fiebriger Hast bereitet sich alles auf den Abmarsch vor, während der König die Brautnacht feiert mit der schönen Ildico, die er aus Burgund mitgeschleppt hat. Am folgenden Tag verbreitet sich das Gerücht, Attila sei tot. Wild tobt und wogt das Heer um das königliche Zelt und schreit nach Rache. Doch keiner wagt es, Ildico zu berühren, die wie eine Wahnsinnige mitten im Lärm und Getöse ruhig ihr Haar kämmt. Bei Einbruch der Nacht ist das Heer bereits in wilder Auflösung.

So the Empire built of scorn
Agonized, dissolved and sank.
Of the Queen no more was told
Than of leaf on Danube rolled. II. 71.

Solche leidenschaftliche Töne schlägt kein Dichter unserer Tage an. Die Worte überstürzen sich rasselnd wie das Schlagen der Speere und Schwerter im Gewühl der Schlacht. Man glaubt das wilde Lied eines nordischen Skalden zu hören. Der Dichter der Joy of Earth ist gar nicht mehr zu erkennen. — In *Aneurin's Harp* finden sich Gedanken, wie sie M. in seinem Roman *Beauchamp's Carcer* auch vorträgt: England soll demokratischer werden, nicht vor dem Adel auf den Knieen liegen und besser für seine Wehrkraft sorgen. Aneurin besang die Taten der Briten im Kampfe gegen die Sachsen. Die meth-trunkenen Briten wurden von den nüchternen Sachsen geschlagen und gingen in ihnen auf. Das war kein Unglück, denn die Sachsen brachten uns das nötige Rückgrat. Leider verloren sie es vor der aristokratischen Nase der Normannen, und das ist schade. Die drei Rassen sind jetzt vereinigt zu gemeinsamem Los. Aber in England steht nicht alles zum besten. Das Gold ist dort alles, und das wird ihm zum Verderben werden wie der gelbe Meth den Briten. Drum, Aneurin, warne das Land!

Has she ears to take forewarnings
She will cleanse her of her stains,
Feed and speed for braver mornings
Valorously the growth of brains.
Power, the hard man knit for action,
Reads each nation on the brow.
Cripple, fool, and petrefaction,
Fall to him — are falling now! *II. 78.*

Mit bitterem Spott spricht M. von denen, die sich an die Natur wagen, ohne sie zu verstehen, wie z. B. ein *Empedocles* oder ein Byron. Eine so grimmige Satire wie *Manfred* ist noch nie auf Byron geschrieben worden:

I. Projected from the bilious Childe,
This clatterjaw his foot could set
On Alps, without a breast beguiled
To glow in shedding rascal sweat.
Somewhere about his grinder teeth,
He mouthed of thoughts that grilled beneath,
And summoned Nature to her feud
With bile and buskin Attitude.

II. Considerably was the world
Of spinsterdom and clergy racked
While he his hinted horrors hurled,
And she pictorially attacked.
A duel hugeous. Tragic? Ho!
The cities, not the mountains, blow
Such bladders; in their shapes confessed
An after-dinner's indigest. II. 50.

Whimper of Sympathy und *The Last Contention* reden von der Härte der Natur, die kein Mitleid mit den Schwachen hat. — Die Gedichte *Periander, Solon, Bellerophon* und *Phaëton* versetzen uns in die griechische Welt und stehen wohl in dieser Gruppe, weil sie die schlimmen Erfahrungen dieser Personen auf Erden schildern. Das letzte Gedicht ist bemerkenswert, weil es in dem äusserst selten gebrauchten Galliambus geschrieben ist. In einer Bemerkung sagt M., er könne im Englischen nicht vollkommen bemeistert werden. Wer Freude an metrischen Studien hat, soll nach M. greifen; er wird ein fast so reiches Feld vorfinden wie bei Swinburne.

A Reading of Earth (1888).[1]) Die Gedichte dieses Bandes zeigen uns erst recht die Haltung des Dichters zur Natur. *Outer and Inner* gibt den Schlüssel zu dem Geheimnis, wie er sie betrachtet. *Hard Weather* und *Seed Time*, wie früher einige Gedichte in *The Joy of Earth*, zeigen, wie er durch die Betrachtung des Realen auf das geistige Gebiet gelangt und Lehren aus seinen Betrachtungen zieht. *The Thrush in February*, ein würdiges Seitenstück zu *The Lark ascending*, enthält sechs Strophen, in denen der Dichter in seiner bescheidenen Weise gleichsam Rechenschaft über sein Leben ablegt.

Imbedded in a land of greed,
Of mammon-quakings dire as Earth's,
My care was but to soothe my need;
At peace among the little worths. II. 119.

Nach Licht und Gesang sehnt er sich, wenn schon das Dinge sind, welche die Welt als öde bezeichnet; denn der Gesang, the rapture of the forward view, wird dauern, obgleich der Sänger

[1]) Der Bibliograph bemerkt: By Mr. M's special request no copies of this work were sent out for review. Offenbar hatte M. die Hoffnung aufgegeben, dass seine Gedichte Verständnis finden würden.

verschwindet. Die City, die wie ein vom Stachel angetriebener Ochse ist, der stöhnend seine Last zieht, wird ihn schwerlich hören, sondern in ihrem Treiben und Ringen weiterfahren. Und doch werden Helden erstehen, welche die blinde Menge einem höhern Ziel entgegenführen werden. — *The South-Wester* und *Earth and a wedded Woman* beschreiben Sturm und Regen und ihren Einfluss auf die Menschen. — In *The Appeasement of Demeter* verrät sich die unvergleichliche Beschreibungskunst, sowie der sonnige Humor und das fröhliche, natürliche Lachen des Dichters. Wer zu der List der Jambe und ihren Folgen nicht lachen kann, muss ein bedenklicher Griesgram sein. — Das zarte *Mother and Babe* ist ein feingeschliffener, lyrischer Diamant. Die majestätische *Hymn to Colour*, die in der Welt der Berge bei einer Betrachtung des Sonnenaufgangs entstanden sein muss, weil nur dort die geschilderten Lichtwirkungen zu treffen sind, ist mehr zum Nachfühlen als zur Analyse geeignet. Licht, Dunkelheit und Farbe entsprechen dem Leben, dem Tod und der Liebe. Die Farbe verhält sich zu Licht und Dunkel wie Liebe zu Leben und Tod. Durch die Betrachtungen der Schönheiten in der Natur wird der Mensch emporgehoben und veranlasst, das Tierische in sich abzulegen oder doch wenigstens einzudämmen. — Hie und da wirft der Dichter einen Blick auf andere Welten, z. B. in *Meditations under Stars*, die uns durch ihren Glanz anziehen und unsern Geist in die Höhe steigen lassen, so dass wir Kinder der Erde sie zuletzt nicht mehr als kalte und fremde Mächte fühlen.

The fire is in them whereof we are born,
The music of their motion may be ours. *II. 171.*

Einen ähnlichen Gedanken enthält das Sonett *Winter Heavens.* — Mit bitterem Hohn wird in *Society* die Entstehung unserer Gesellschaft behandelt. — In den zwei Sonetten *The Wisdom of Eld* und *Earth's Preference,* wie früher schon in *The State of Age* (I. 195), sagt der Dichter mit einer gewissen Brutalität, dass die Erde die Alten und Schwachen nicht bewundert; sie sind ihren Lieblingen, den Jungen und Starken, im Wege.

More prizes she her beasts than this high breed
Wry in the shape she wastes her milk to rear. *II. 175.*

Glücklicherweise zeigt er später, dass das Alter auch noch seine Freuden hat. — In dem herrlichen *The Question Whither*

spricht M. es aus, dass der Tod nicht unser Ende bedeutet, da ein jeder weiterlebt in seiner Arbeit, wenn schon nicht aller Samen an der Oberfläche zum Blühen kommt. Das Gefühl, dass wir gearbeitet haben, soll genügen.

Then let our trust be firm in Good,
Though we be of the fasting;
Our questions are a mortal brood,
Our work is everlasting.
We children of Beneficence
Are in its being sharers;
And Whither vainer sounds than Whence,
For word with such wayfarers. *II. 136.*

Das kann doch nur heissen: Im Leben sollen wir uns nicht immer mit dem Wohin gehen wir? abquälen, sondern arbeiten, damit wir auf die Frage Woher? auf unsere Leistungen hinweisen können.

Zum besten, was M. geschrieben hat, gehört das unvergessliche Gedicht *A Faith on Trial.* Es ist eines seiner intimsten Gedichte, da es seine schmerzlichste Erfahrung, den Verlust der Gattin, schildert und dann zeigt, wie der Glaube triumphierend durch die schwersten Prüfungen gehen kann. An einem Maimorgen geht der Sprecher im Gedichte hinaus in die Natur, um mit dem Schicksal zu kämpfen; denn der Tod hat ihm die liebe Lebensgefährtin geraubt. Er macht seinen gewohnten Spaziergang auf den Hügel. Auf Schritt und Tritt überfallen ihn Erinnerungen an die Verstorbene, die ihn so oft auf diesem Gange begleitet hat. Im Verkehr mit der Natur sucht er Stärkung, aber die schönbrüstige Mutter Erde kommt ihm vor wie eine Hexe; was sie seinen Augen zeigt, lässt ihn kalt. Herz, Gehirn und Seele sind von einander getrennt. Mit der Erde ist er nur noch durch einen dünnen Faden verbunden, durch seine Gewohnheit, die Augen zu gebrauchen. Da fällt sein Blick auf einen blühenden wilden Kirschbaum, den er alle Jahre mit seiner Frau besuchte und in dem sie den Leuchtturm der Zukunft sahen. Jetzt kommt er ihm schöner denn je vor und weckt in ihm die Lebenslust wieder. Sein Herz geht wieder auf; die Mutter Erde hat wieder Einfluss auf den Geist des Leidenden gewonnen, der nun gewillt ist, mit männlichem Mut sein Unglück zu tragen. Schnell kehrt er heim und trifft ein Trüpplein Kinder, die den Mai mit Liedern feiern, und die freudig

mit den erhaltenen Pfennigen davonlaufen. Ihr Erscheinen war gut, denn es hat in ihm die Sehnsucht nach Verkehr mit Menschen wieder geweckt. Das ist besser als das Verweilen bei den Fragen über Woher und Wohin. Er weiss jetzt

That natures at interflow
With all of their past and the now,
Are chords to the Nature without,
Orbs to the greater whole. II. 152.

An die Erde müssen wir uns halten. Wenn wir ihre Heilkräuter wollen, müssen wir sehen und hören. Sie hat kein Mitleid mit unserm Kummer; wir können weinen, bluten, wüten, zucken, sie bleibt unbewegt. Für das gegen ihre Gesetze sich auflehnende Fleisch hat sie kein Wort. Ihr Räderwerk geht unerbittlich vorwärts. Sie gibt keine Antwort auf unsere Fragen über das Jenseits. Trost zu suchen in Legenden heisst nur unserer Schwäche nachgeben; es zeigt nur, dass wir nicht an sie glauben.

She yields not for prayers at her knees;
The woolly beast bleating will shear.
These are our sensual dreams. II. 153.

Die Erde gibt uns nur harte Weisheit, wenn wir ihr Heilkraut suchen. Der Weg zu ihrer Seele ist die Wirklichkeit. Wir müssen lernen, ihre Gesetze zu lesen und daraus die Gesetze für unser Leben abzuleiten.

Wir mühen uns für alles mögliche ab und haben am Schluss unserer Rechnung nichts in der Hand als die Erde. An die flüchtige Gegenwart halten wir uns und sehnen uns nach einem bequemen Winkel, wo wir, den Vergnügungen der Sinne hingegeben, unsere Zeit angenehm verbringen können und wünschen, es möchte immer so bleiben. Ein solcher Winkel ist nur das Grab.

By Death, as by Life, are we fed:
The two are one spring; our bond
With the numbers; with whom to unite
Here feathers wings for beyond:
Only they can waft us in flight.
For they are Reality's flower.
Of them, and the contact with them,
Issues Earth's dearest daughter, the firm
In footing, the stately of stem;
Unshaken though elements lour;

Digitized by Google

A warrior heart unquelled;
Mirror of Earth, and guide
To the Holies from sense withheld:
Reason, man's germinant fruit. *II. 155.*

Die Vernunft kämpft mit unserem alten Wurm, dem Selbst, und durchsticht ihn lachend; sie unterdrückt unsere Lügen und vertreibt das Tierische in uns; wenn wir ihr Lachen hören, müssen wir sein Nest zerstören. Sie leistet uns den grössten Dienst, und wenn wir ihr dienen, können wir die Quelle des Kummers in uns reinigen und teilnehmen an einer gemeinsamen Freude, die den faulen, individuellen Sumpf einer Wunde trocken legt, die nicht heilen kann, solange der alte Wurm ihre Wurzel begeifert. Aus innerstem Herzen sagt daher der sich wieder aufrichtende Mann:

May the worm be trampled: smite,
Sacred Reality! power
Filled me to front it aright.
I had come of my faith's ordeal. *II. 156.*

Sein durch den schweren Schicksalsschlag erschütterter Glaube an die Natur ist wieder hergestellt; er kann sich in das Geschehene fügen und sogar wieder mutig in die Zukunft blicken. Durch Kampf ist er weise geworden. Er hat gelernt, dass die Erde wohl ihr Gesicht ändern kann, dass aber ihre Gesetze unwandelbar sind, dass sie die Mutter der einfachen Wahrheit ist. Über die, welche mit Legenden sie beiseite schieben wollen, die den Himmel um Hilfe in der Not anrufen (crying loud for an opiate boon from the bosom of magical skies), lächelt sie wie über Kinder. Ihre Legenden waren einst "good ships of morality for our crude developing force". Diese Leute stehen ihrer Seele fern; denn die werden nie sehen,

That from flesh unto spirit man grows
Even here on the sod under sun. *II. 157.*

Der Geist sehnt sich nicht nach einem Ziel; er braucht keine anthropomorphische Formen; er wünscht weder Ruhm noch Schlaf; er vertraut den Gaben der Erde und braucht sie, strebt in die Höhe und träumt von etwas Höherem als er selbst ist.

The dream is an atmosphere;
A scale still ascending to knit
The clear to the loftier Clear.
'Tis Reason herself, tiptoe
At the ultimate bound of her wit. *II. 159.*

Digitized by Google

Kein Traum von sinnlicher Lust und Freude darf es sein, denn diesem kommt die Erde nicht entgegen, sondern

The dream of the blossom of Good
Is your banner of battle unrolled. II. 160.
The dream is the thought in the ghost;
The thought sent flying for food;
Eyeless, but sprung of an aim
Supernal of Reason, to find
The great Over-Reason we name
Beneficence: mind seeking Mind. II. 161.

Ähnliche Gedanken enthält das Titelgedicht des Bändchens aus dem Jahre 1892, ***The Empty Purse and other Poems.*** Der Dichter nennt es "a sermon to our later prodigal son". Es ist eine Predigt für einen physisch und moralisch zusammengebrochenen jungen Mann, für den die falsche Erziehung und das viele Geld zum Unglück geworden sind; die Ursachen der begangenen Fehler werden ihm gezeigt und ihm seine Pflichten gegen sich selbst und die Mitmenschen eindringlich vor Augen geführt. Sein Ruin wird ihm zum Glück werden, weil er ihm die erste wirkliche Chance im Leben eröffnet.

Then thou with the furies outgrown,
Not as Cybele's beast will thy head lash tail,
So praeter-determinedly thermonous,
Nor thy cause be an Attis far fled.
Thou under stress of the strife,
Shalt hear for sustainment supreme,
The cry of the conscience of Life:
Keep the young generation in hail,
And bequeth them no tumbled house!

There hast thou the sacred theme,
Therein the inveterate spur,
Of the Innermost. See her one blink
In vision past eyeballs. Not thee
She cares for, but us. Follow her.
Follow her, and thou wilt not sink.
With thy soul the Life espouse:
This Life of the visible, audible, ring
With thy love tight about; and no death will be. II. 200.

In zündenden Worten wird die Notwendigkeit des Altruismus gepredigt, damit endlich der Jammer der Menschen aufhöre. Wenn einmal jeder das Tier in sich niederkämpft und den Teufel aus-

treibt, der Schmutz auf die Seele häuft, wird die Menschheit reif werden für den auf demokratischer Grundlage sich vollziehenden Wechsel und 'brain-rule' wird aufkommen. Dann wird die gefangene Menschheit endlich frei und kann sich des Lebens auf Erden freuen.

Then the meaning of Earth in her children behold:
Glad eyes, frank hands, and a fellowship real:
And laughter on lips, as the birds' outburst
At the flooding of light. II. 202.

Der Mammon kann nicht nur dem Individuum zum Verderben werden, sondern auch dem Lande, das über dem Geldsack einschläft und über dem Wohlleben seine Pflichten vernachlässigt. In den Gedichten *To Colonel Charles* (1887) und *England before the Storm* äussert M. lebhaft seine Besorgnis um die Zukunft Englands und seine Zweifel in die Schlagfertigkeit des Heeres.

V) *With shudders chill as aconite*
The couchant chewer of the cud
Will start at times in pussy fright
Before the dogs, when reads her sprite
The streaks predicting streams of blood.

VII) *Cleft like the fated house in twain,*
One half is, Arm! and one, Retrench!
Gambetta's word on dull MacMahon:
'The cow that sees a passing train:'
So spies she Russian, German, French. II. 246.

Die Haltung Englands in der Gegenwart gibt den besten Beweis für die Richtigkeit der Prognose des Dichters.

Die Ode *To the Comic Spirit* ist grösstenteils unverständlich. Zum Glück hat uns M. in seinem berühmten *Essay on Comedy and the uses of the Comic Spirit* deutlicher gesagt, was er darunter versteht, und in den Romanen gezeigt, wie er diese Waffe handhabt. Wer an die Lektüre der Romane geht, wird gut tun, sich mit dem Inhalt des Essay[1]) wohl vertraut zu machen. — Ungemein schwer zu lesen ist die schöne Ode *Youth in Memory.* Wie wird der Greis auf seine stürmische Jugend zurückschauen? Wird er versuchen, sie nochmals zu kosten oder wenigstens in der Erinnerung die Zeit der Freuden und der Freiheit durchzuleben? Wie die alten Weidenstümpfe am Bach, so stehen die Alten am

[1]) Er ist nicht in die Pocket Edition aufgenommen worden.

Strom des Lebens. Alles Wünschen hilft nichts mehr; man muss sich mit der Tatsache abfinden, dass keine Kraft mehr da ist. Die Freude am Leben besteht nur noch in der Sympathie mit dem Leben der Jungen. Um sie zu gewinnen, muss man das Buch der eigenen Erinnerungen gründlich durchlesen, und aus allem Guten und Schlechten, das es enthalten mag, seine Lehren ziehen. Ist das geschehen und hat man die Gesetze der Erde richtig gelesen, so wird man nach ihrem Beispiel die Jugend lieben und in ihr wieder auf- und weiterleben.

She tributary to her aged restores
The living in the dead; she will inspire
Faith homelier than on the Yonder shores,
Abhorring these as mire. II. 235.

Wenn man die Gewissheit hat, dass man während des Lebens gearbeitet hat, um die Jugend einen Schritt weiter zu bringen, so kann man ruhig die der müden Hand entfallende Fackel weitergeben und dem Tode ruhig ins Auge schauen. Der Lebenspfad ist so bis zuletzt mit Blumen bestreut.

With us for guides,
Another step above the animal,
To views in Alpine thought are they helped on.
Good, if so far we live in them, when gone! II. 236.

Aus dem langen Gedicht *Jump-to-Glory Jane* kann ich keinen rechten Sinn herauskriegen. Es kommt mir vor wie die Schilderung eines durch die Sekte der Shakers hervorgerufenen Vorfalls. Ich kann aber doch nicht glauben, dass sich M. mit einem solchen Thema abgegeben hätte. Von den übrigen Gedichten sei wenigstens noch eines erwähnt, *Night of frost in May,* wegen der wundervollen Beschreibung des Gesanges der Nachtigallen. Trotz der Verwüstung durch die Kälte schlagen sie doch wie gewohnt. Leid und Freude sind im Walten der Natur oft nebeneinander zu finden.

Den Boden seiner gewöhnlichen Betrachtungen verlässt M. in den vier ***Odes in contribution to the Song of French History*** (1898), worin er vier Epochen aus der neuesten Geschichte Frankreichs darstellt. In politischen Dingen tritt er immer für die Sache der Freiheit ein. Die erste Ode beschreibt die Revolution. Die gallische Riesin lag geknebelt am Boden, als plötzlich die

Erde sich hob; da sprang sie auf wie eine wilde Mänade, berauschte die Menge mit ihren Liedern und stiess das Wort Freiheit aus. Ihr Bräutigam stieg aus dem Himmelsblau zu ihr hernieder, die da stand, bereit zu küssen oder zu töten. Was sie rings um sich sah, reizte sie, Blut zu trinken. Der Trunk machte sie zum Dämon, vor dem der himmlische Bräutigam entsetzt floh, um aus der Höhe zuzuschauen, wie sie wütete und kämpfte, um sich zuletzt siegestrunken und müde dem neuen Herrn in die Arme zu werfen.

Cannon his name,
Cannon his voice, he came.

Frankreich wurde die Gefährtin des fürchterlichen Korsen, der alles niedertrat. Wie im Delirium schaute sie zu ihm auf und betrachtete ihn wie einen Gott und fand die neue Sklaverei süss. Des beständigen Kriegslärmes endlich müde, sehnte sie sich nach Ruhe und hörte von Zeit zu Zeit die Töne wieder, die an ihr Ohr schlugen, während sie gefesselt im Staube lag. Mit Entsetzen betrachtete sie zuletzt den Fremdling, sich endlich fragend, ob er sie eigentlich je liebte oder nur seinem Ehrgeiz opferte. Aber nochmals gab sie ihm ihr letztes Blut, bis er der Übermacht erlag. Fremde befreiten sie von ihrem Herrscher, um sie in neue Sklaverei zu stürzen. Unter Tränen begann sie sich nach ihrem himmlischen Geliebten zu sehnen, dem sie in ihrer Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit untreu geworden war.

Die dritte Ode, *France, December 1870,* erschien, als Frankreich besiegt war. Obgleich es durch die Revolution soviel für die Menschheit getan hat, war die Niederlage verdient. Frankreich, the mother of Reason, sieht ein, dass es die gerechte Strafe für seine Missetaten ist. Ein herrliches Morgenrot ging auf, als seine Säer auszogen und die Nacken der Völker beugten; als sie aber zu gesetzlosen Horden wurden, machten sie sich Menschen und Götter zu Feinden. Die grüne Erde vergisst, aber die Götter allein

Remember everlastingly: they strike
Remorselessly, and ever like for like.
By their great memories the Gods are known. pg. 60.

Diese Götter suchen sie jetzt mit schwerer Strafe heim, und das Land, the inveterate of brain, erkennt, dass unter ihren

Gaben das Mitleid keinen Platz haben kann. Nach Stärke sehnt es sich jetzt. Jahrhundertelang hat es das Schwert geschwungen; nun entfällt es ihm, nachdem es sich an einen unwürdigen Gaukler weggeworfen hatte; ihm gab es sich

From head to foot, France present and to come,
So she might hear the trumpet and the drum —
Bellona and Bacchante! rushing forth
On yon stout marching Schoolmen of the North. *pg. 63.*

Und doch lieben es die Götter immer noch! Nach der Erniedrigung wird es sich wieder erheben, wenn es seine Eitelkeit und seinen Stolz ablegt und in sich geht.

Soaring France!
Now is Humanity on trial in thee:
Now may'st thou gather humankind in fee:
Now prove that Reason is a quenchless scroll;
Make of calamity thine aureole,
And bleeding head us thro' the troubles of the sea. *pg. 66.*

Die vierte Ode, *Alsace-Lorraine,* ist grösstenteils unverständlich. Am Schlusse werden Betrachtungen über das Verhalten Frankreichs wegen der verlorenen Provinzen angestellt. Wird es Gott wählen oder mit dem Schicksal spielen? Ein Sieg würde den Tyrannen zurückbringen und es wieder in Fesseln schlagen.

Diese Oden zeigen, wie ungleichmässig der Dichter sein kann. So kräftig und gedankenreich auch die ersten zwei sind, so können sie den Vergleich mit der dritten nicht aushalten, die in ernster, schöner und kristallklarer Sprache geschrieben ist und zu den unvergänglichen Gedichten M's gehört. Dass sie nicht gerade leicht zu lesen sind, hat der Dichter selbst gefühlt, als er mir schrieb: They will need to be read twice — and that is much against them in this country.

In dem letzten Band Gedichte, ***A Reading of Life, with other poems*** (1901), setzt M. seinen Lesern noch recht harte Nüsse vor. In der an der Spitze stehenden Gruppe von vier Gedichten behandelt er ein in den Romanen oft besprochenes Thema. *The Vital Choice* stellt die Frage: Sollen wir der Aphrodite oder der Artemis dienen? Beide sind mächtig und machen glücklich; der einen oder andern muss die Jugend huldigen. In *With the Huntress* wird gezeigt, dass es gut ist, der Artemis zu folgen,

d. h. Körper und Geist in Reinheit und im Kampf mit den Elementen zu entwickeln. Doch lässt sich *The Persuader* (Aphrodite) nicht vernachlässigen. *The Test of Manhood* besteht darin, dass man versteht, beiden zu dienen.

His task to hold them both in breast, and yield
Their dues to each, and of their war be field. pg. 29.

Die mühsame Aufgabe des Lebens ist es, diese zwei Mächte zu beherrschen, ohne die eine oder andere zu beleidigen. Dieser Kampf ist schwer, doch nicht unmöglich. Der Geist des Menschen hat sich unter grossen Schwierigkeiten und Mühsalen entwickelt. Blickt er auf den zurückgelegten Weg zurück, so wird ihn die Leistung, die er hinter sich hat, zu neuem Fortschreiten und Kampf ermutigen. Wenn er früher in seiner Not an Fiktionen festhielt und auf himmlische Hilfe baute, so hat er jetzt gelernt, sich an das zu halten, was er kennt. 'His God is the Known.' Er weiss, dass er die Rasse höher bringen muss, und dass er das nur kann, wenn er die strengen Naturgesetze befolgt. Gibt er seinen Leidenschaften nach, so bedeutet das den Rückfall ins tierische Dasein. Sein Werk aber will der Mensch nicht mehr zerstören. Er will nicht mehr das Spielzeug seiner Leidenschaften sein, sondern rastlos weiterschreiten in seiner Entwicklung.

Close on the heart of Earth his bosom beats,
When he the mandate lodged in it obeys,
Alive to breast a future wrapped in haze,
Strike camp, and onward, like the wind's cloud-fleets. p. 39.

Er wird zum Wunder, wenn er das Tier zu Gott lenkt, d. h. wenn er sieht, was er bereits geworden ist und was er noch werden kann, wenn er unentwegt dem Lichte zustrebt und immer zum Kampfe bereit ist, ohne sich durch Vergnügen abhalten zu lassen; wenn er gläubig vorwärts schreitet, wenn sein Geist ein der Wahrheit gewidmeter Tempel Gottes ist.

Earth's nourishing delights, no more gainsaid,
He tastes, as doth the bridegroom rich in youth.
Then knows he Love, that beckons and controls;
The star of sky upon his footway cast;
Then match in him who holds his tempters fast,
The body's love and mind's, whereof the soul's.
Then Earth her man for woman finds at last,
To speed the pair unto her goals of goals. pg. 41.

Foresight and Patience zeigen uns den Weg durchs Leben. Sie sind selten beisammen zu finden. Treffen sie sich, so entspringt aus ihrer Verbindung die richtige Vernunft, und dann ist es gut mit der Welt bestellt. Der Dichter hört, wie die zwei sich über die Gegenwart unterhalten. Foresight, der Geist des Fortschrittes, redet von den traurigen Zuständen, die er auf der Welt sieht, und erhebt seine Anklagen. Patience zeigt ihm, dass die einst so stumpfsinnige Masse erwacht und bereits anfängt, gemeinsame Sache zu machen. Der Kampf beginnt!

I wait the issue of a battling Age;
The toilers with your "troughsters" now engage;
Instructing them through their acutest sense,
How close the dangers of indifference! *p. 99.*

Die Masse wird sich aus dem Sumpfe herausarbeiten; im Kampfe erst wird sie sich ihrer Stärke bewusst werden.

Then may sharp suffering their nature grind;
Of rabble passions grow the chieftain Mind. *pg. 102.*

Foresight beginnt einzusehen, dass alles, was nicht auf der breiten Basis der Masse aufgebaut ist, fallen muss.

Advantage to the Many: that we name
God's voice; have there the surety in our aim. .....
Now let the perils thicken: clearer seen,
Your Chieftain Mind mounts over them serene.
Who never yet of scattered lamps was born
To speed a world, a marching world to warn,
But sunward from the vivid Many springs,
Counts conquest but a step, and through disaster sings. *p. 105.*

In den *Poems of tragic Life* (1887) findet sich ein kurzes Gedicht, *Men and Man,* worin M. noch unverhohlen seiner Verachtung für die Masse Ausdruck gab und den Mann lobte, der aus der wilden oder trägen Masse etwas machen kann. Er stand damit noch ganz auf dem Boden der landläufigen Anschauungen seiner Landsleute. Nachdem er aber „die Erde gelesen" und gesehen hatte, dass sie sich nicht um das Einzelne, sondern um die Masse kümmert, da revidierte er beim „Lesen des Lebens" seine Ansicht, weil die Gesetze der Erde auch für ihr höchstes Produkt, die Menschen, Geltung haben. Seine jetzige Vorliebe für die Masse kommt also nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Kopf.

Digitized by Google

Der begeisterte Sänger der Natur wird auf dem Wege der Logik zum überzeugten Sänger der Demokratie.[1])

Das etwas eigentümliche, aber viele Schönheiten bergende Gedicht *Forest History* gibt eine historische Darstellung der Beziehungen der Menschen in England mit dem Walde. *The Cageing of Ares* wurde dem Haager Schiedsgericht bei seiner Gründung 1899 gewidmet. Das Sonett *Hawarden* entstand beim Tode Gladstones; es schliesst mit den Worten:

A splendid image built of man has flown;
His deeds inspired of God outstep a Past.
Ours the great privilege to have had one
Among us who celestial tasks has done. pg. 69.

Das Sonett *At the Close* wurde gegen den Schluss des Burenkrieges geschrieben. Die zwei frommen Völker werfen sich aufeinander; ein jedes fleht Gott um Sieg an und der Sieger rühmt sich dann, der Auserwählte des Herrn gewesen zu sein.

So in all times of man's descent insane
To brute, did strength and craft combining strike,
Even as a God of Armies, his fell blow.
But at the close he entered Thy domain,
Dear God of Mercy, and if lion-like
He tore the fall'n, the Eternal was his Foe. pg. 70.

Das klingt anders als das Loblied des gegenwärtigen Poeta Laureatus auf den Jameson-Einfall. — Gelungene Übersetzungen aus der Ilias und die treffliche Wiedergabe aus Mistrals Mirèio, *The Mares of the Camargue,* bilden den Schluss des Bandes.

* * *

Die Stellung M's in der englischen Dichtung ist einzigartig. Kein Dichter hat sich so eingehend mit der Beziehung zwischen Natur und Mensch beschäftigt wie er. Wordsworth war ein feiner Beobachter der Natur und stand in liebevollem Kontakt mit der Erde. Aber sein Glaube zwang ihn, den Busen, der ihn ernährte, zu verachten. In seiner Ode *Intimations of Immortality* sprach er es offen aus, dass wir nicht Söhne der Erde, sondern des Himmels

---

[1]) Kellner sagt pg. 529: „M. ist in der Politik konservativ, sicher aber nicht Jingo." Bei den letzten allgemeinen Wahlen erregte M. Aufsehen, weil er, der einige Wochen vorher ein Bein gebrochen hatte, sich ins Abstimmungslokal tragen liess, um seine Stimme im liberalen Interesse abzugeben.

sind, und dass ihm der Aufenthalt hienieden wie ein Gefängnis vorkam. Tennyson und Browning, sowie die anderen Dichter der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Präraffaeliten ausgenommen, standen auf dem gleichen Boden. Der „bleiche Galiläer" hatte auf der ganzen Linie gesiegt, so dass der junge Swinburne klagend ausrufen konnte:

Wilt thou take all, Galilaean? But these thou shalt not take,
The laurel, the palms, and the paean; the breasts of the nymphs in the brake.

So unternahm er den Kampf für eine von vornherein verlorne Sache. Anfänglich schien es, als wolle M. einen ähnlichen Weg betreten. Ein hedonistischer Pantheismus bildet den Grundzug der früheren Gedichte, und aus manchem klingt das Bedauern über die Herrschaft des Nazareners. Das letztere bleibt auch später bestehen; aber die blosse Freude zu leben wird gewissermassen gemässigt und gedämpft durch die Erkenntnis, dass es nötig ist, in Übereinstimmung mit der Natur zu leben. Das gibt seiner Poesie das eigentümliche Gepräge und macht sie jeder andern Art von Naturpoesie unähnlich. Kein Dichter ist vor ihm und seither zu der intimen Kenntnis der Natur vorgedrungen, wie sie M. aufweist. Geduldig und eingehend studiert er die einzelnen Tatsachen, ohne den Überblick über das Ganze zu verlieren. Wie er die Einzelheiten betrachtet und belebt, zeigen besonders deutlich *Outer and Inner* (II. 138) und *Song in the Songless* (Reading of Life, pg. 63). Da begreift man, dass ihm die Erde zur Persönlichkeit wurde, die man fragt, auf die man hört und die man liebt.

Granite the thought to stay
That she is a thing alive
To the living, the falling, the strewn. II. 158.

Der Mensch ist mit Gehirn ausgerüstet; das soll er brauchen, denn 'Never is earth misread by brain'. Der einzige Weg zum Verständnis der Natur, zur Seele der Erde, ist die Wirklichkeit. Diesen Weg müssen wir gehen mit einer Liebe und Überzeugung, die vor keinem Hindernis zurückschrecken. Denn nur auf diesem Wege können wir

. . . . reach the lone heights where we scan
In the mind's rarer vision this flesh (II. 154.)

und nur so lernen, dass die wahre Bedeutung dieses irdischen Lebens in der Tatsache liegt, dass das Fleisch die Basis des höhern Lebens der Seele und des Geistes ist. Das Fleisch muss leiden unter den Gesetzen der Natur, damit der Mensch wachsen kann; er muss 'this fleshly road to the beacon-fire of brain' (II. 233) durchwandern; Stufe um Stufe führt hinauf bis zum Gipfel. Das höchste Gesetz der Natur besteht in der Forderung des gemeinsamen Wohls durch die strenge Disziplin des Individuums, das beständig an sich arbeiten muss, um die angeborene Bestie zu zähmen und zu lernen, im Interesse der ganzen Generation und der Allgemeinheit den Blick auf höhere Ziele zu richten. Denn das animalische Leben, das Leben der Sinne, hält die Menschen auseinander; das Leben des Geistes hält sie zusammen. Geist ist gleichbedeutend mit Gerechtigkeit, Liebe, Opferwilligkeit und der daraus entstehenden Freude, die hoch über dem durch Befriedigung der Sinneslust erzielten Genuss steht.

Bei der Lektüre M's glaubt man oft, man lese Robert Browning. Beide sind philosophische Dichter und beide sind Optimisten, aber aus ganz verschiedenen Ursachen. Browning's Optimismus beruht auf seinem unerschütterlichen Gottvertrauen.

God's in his Heaven —
All's right with the world!

M. ist in der Erklärung der Dinge dieser Welt gar nicht beeinflusst durch den landläufigen Glauben und macht sich die Sache auch nicht so bequem. Er anerkennt zwar auch eine äussere und ewige Macht; nur heisst sie bei ihm nicht Gott, sondern Natur. Beiden bedeutet die Welt etwas Gutes; beide sind überzeugt, dass das ganze Leben ein unvermeidlicher Kampf ist, und dass dieser Kampf die notwendige Bedingung für jeden physischen, intellektuellen und sozialen Fortschritt ist. Progress is the law of life! das steht für beide fest. M. konstatiert den Fortschritt mit Freuden, obgleich er ihn langsam und unsicher findet, dem Zickzackweg eines Betrunkenen vergleichbar *(The World's Advance I. 197)*.

In der Stellung, die sie der Natur anweisen, besteht, wie schon angedeutet wurde, ein grosser Unterschied zwischen den zwei Dichtern. Bei Browning nimmt sie einen untergeordneten Platz ein. Er versteht es, die äussere Natur schön zu malen, aber sie hat rein dekorativen Zweck und gibt nur den Hintergrund seines

grossen menschlichen Gemäldes ab. Einfluss auf das Leben des Menschen und die Entwickelung seiner Seele räumt er ihr nicht ein. Das ist bei M. ganz anders. Ihm ist die Natur, oder wie er konkreter sagt, die Mutter Erde, eine lebendige Kraft, die immer das Leben des Menschen beeinflusst. Die Natur ist im Menschen und der Mensch ist in der Natur; sie umfängt ihn überall, in ihr lebt und bewegt er sich. Sie ist der Töpfer und er der Ton.

Browning und Meredith gehören zu den Evolutionisten, die uns lehren, dass alles Lebendige auf dieser Welt nach höheren und schöneren Formen strebt; beide wenden die Evolutionstheorie auf den Menschen als das der grössten Entwicklung fähige Wesen an. Aber auch hier tritt der Gegensatz der zwei Weltanschauungen scharf hervor. Während Browning die Natur so darstellt, als sei ihre Hauptfunktion nur die, für das menschliche Leben den Hintergrund abzugeben, als sei der Mensch das Höchste und Letzte gewesen, zu dessen Schöpfung sie berufen gewesen sei, so kann M. ihr diesen untergeordneten Platz nicht anweisen. Er besteht darauf, dass die Natur nicht minderwertig geworden ist, seitdem der Mensch erschienen ist, sondern in ihm nur einen weitern Spielraum für ihre Herrschaft und Tätigkeit gefunden hat als in ihren andern Schöpfungen. Der Mensch ist und die Natur ist; aber die Natur war zuerst da, ohne sie gäbe es keine Menschen. Die Menschen vergehen, sie aber bleibt; die Kinder sterben, die Mutter überlebt sie alle.

Earth, the mother of all,
Moves on her steadfast way,
Gathering, flinging, sowing.
Mortals, we live in her day,
She in her children is growing.[1])

Zwischen beiden ist ein beständiges Geben und Nehmen; aber der Mensch nimmt viel mehr als er gibt, und gibt nur, was er zuerst empfangen hat. Zuletzt muss sich der Mensch ergeben und verschwinden. Die Beziehungen zwischen Mensch und Natur sind wunderbar eng; sie sind enger verbunden als Mutter und Kind. Die Mutter Erde beeinflusst und leitet und überwacht ihr Kind während des ganzen Lebens; wir Menschenkinder gehen nie aus ihrer Hand. Dieser Mutter müssen wir gehorchen mit unwandelbarer Treue und Ergebenheit; solange wir ihr folgen, wird sie

[1]) *Ode to the Spirit of Earth in Autumn* (1862). Abgedruckt bei Trevelyan, pg. 226 ff.

uns nie sinken lassen; wenden wir uns von ihr ab, so geschieht es zu unserem eigenen körperlichen und geistigen Schaden; harte Schläge werden wir für unsern Ungehorsam erhalten. Wer nicht glauben will, dass sie Schläge austeilen kann, der schlage mit der Hand auf die Erde.

Strike Earth
She is there, she is felt in a blow struck hard.
Thou findest a pugilist countering quick. *II. 188.*

In Brownings Augen hat das irdische Leben keinen andern Zweck, als das Gute im Menschen auf seine Reise in eine andere Welt vorzubereiten, ihn für seine Aufnahme im Jenseits würdig zu machen. Bei M., der ganz auf naturwissenschaftlichem Boden steht, tritt die Beziehung dieses Lebens zu einem zukünftigen nie hervor. Da ist er Agnostiker. Der Mensch wächst auf Erden auf für das auf der Erde zu verbringende Leben; um das, was ihn nach dem Tode erwarten mag, kümmert er sich gar nicht, weil man nichts darüber weiss. Auch ihm ist die Entwickelung der Seele und des Geistes die Hauptsache, aber in seiner Darstellung des gleichen Endzieles blickt M. nicht über die Grenzen des irdischen Lebens, weil er findet, die Erde brauche den guten Menschen notwendiger als der Himmel, der Mensch solle die ihm verliehenen Gaben und Kräfte in erster Linie darauf verwenden, dass das Elend und der Jammer aus dem irdischen Leben verschwinde, damit ein jeder Mensch ein vernünftiges und naturgemässes Leben führen könne. Auf die beliebten transcendentalen Spekulationen Brownings und so vieler moderner Dichter lässt sich M. nie ein; nie verliert er den Halt an den aktuellen und positiven Dingen. Es gibt keinen Dichter, der so mit der Erde verwachsen ist, sie mit dieser Realität schildert wie M. Er betrachtet sie mit den Augen des Naturforschers, der alles kennt, was darauf wächst und kreucht und fleucht. Sein Hauptaugenmerk richtet er auf den Menschen, als das grösste aller Wunder, die er schaut. Sein Glauben und Hoffen, seine Philosophie, wenn man so sagen will, findet in der Poesie naturgemäss direkteren und gedrängteren Ausdruck als in den Romanen, in denen er sich ja auch als grossen Denker und Kritiker des Lebens gezeigt hat. Wer die Poesie vor den Romanen liest, dem werden bei der Lektüre der Prosawerke erst recht die Augen für viele

Schönheiten aufgehen, die andern verschlossen bleiben; der wird finden, dass auch dort ein Dichter die Feder führt.

Was die Sprache und den Stil betrifft, so haben die Kritiker ihm gewöhnlich dieselben Vorwürfe gemacht, wie Browning. Schwierig sind beide zu lesen; aber die Schwierigkeiten haben nicht immer die gleichen Ursachen. Brownings hastiges Arbeiten führte ihn oft zur Vernachlässigung aller sprachlichen Regeln; er drängt zu viel in einen Satz, manchmal muss ein Wort den Inhalt eines ganzen Satzes ersetzen und ein Ausruf oder Fragezeichen gibt dem Leser die Richtung an, in der er das Ausgelassene suchen mag; Verben und Partikeln fehlen. Dass seine Verse oft rauh und holperig sind, ist auch bekannt. Bei M. kommen auch zahlreiche Elisionen vor, die den Leser aufhalten, bis er das fehlende Wort findet. Der Rhythmus seiner oft in schwierigen Metren geschriebenen Verse ist auch nicht immer glatt und einwandfrei, trotzdem M., wie Browning, ein ungewöhnlicher Sinn für Musik nachgerühmt wird. Es muss aber betont werden, dass M. immer sehr sorgfältig mit der Sprache umgeht, und dass sich in seiner Poesie bei aller Lebhaftigkeit wenig von der Browningschen Hast zeigt. M. kann sehr einfach schreiben, aber er tut es selten. Sein Hauptmerkmal ist ein trotziges Vermeiden des Gemeinplatzes, das Streben, man möchte fast sagen die Sucht, alles auf eine neue, unerwartete und höchst genaue Art auszudrücken. Die gewohnten Bilder und stereotypen Ausdrücke, leicht sich bietende Wendungen sind bei M. nicht zu finden. Alles muss seinen ureigensten Stempel haben. Mit keiner Idee ist er zufrieden, bis sie ganz sein eigen ist; diese Idee muss wieder auf die genaueste Art ausgedrückt werden. Das macht ihn oft schwer verständlich und dunkel, und hat z. B. den Dichter William Morris einst veranlasst, über 'M's cursed Celtic love of fine language' zu schimpfen. M. verfügt über eine klassische und moderne Bildung von seltenem Umfang, wie sein Essay on Comedy zeigt; dazu kommen seine gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Will er nun etwas beschreiben, so holt er seine Vergleiche und Bilder von irgendwo her. Ihm bieten sie sich von selbst, der Leser mag sehen, wie er sich damit abfindet. Die poetische Beschreibung wendet sich nicht wie die wissenschaftliche Beschreibung an Leute, die mit dem Gegenstand vertraut sind, sondern setzt die Kenntnis des Gegenstandes voraus. Die Be-

schreibungen und Vergleiche nützen dem nichts, der über diese Kenntnis nicht verfügt. Es ist besonders der Reichtum an Metaphern, der einen fast zur Verzweiflung treiben kann. Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Gedrängtheit der Gedanken und Gefühle, zu welcher der Vers ihn nötigt. Die Qualität der Verse und des Stils ist ungleich und hängt, wie mir scheint, sehr von der Stimmung des Dichters ab. Ist sie heiter und ernst, so ist auch die Poesie klar und verständlich; ist sie irgendwie gestört, so macht sich das in sprachlichen Schwierigkeiten und verwickeltem Konstruktionen bemerkbar. Aber man soll sich nur nicht abschrecken lassen! Der Kampf mit den Hindernissen, der Aufwand an Mühe und Aufmerksamkeit ist nie umsonst. Die härteste Nuss birgt immer den Kern der Weisheit. Die Arbeit wird reichlich belohnt durch die Freude, in einen der originellsten und tiefsten Denker einzudringen.

Die geschilderten Schwierigkeiten, sowie der Umstand, dass er seinen Landsleuten oft recht derbe Wahrheiten sagt, die ja niemand gerne hört, haben seinem Ruf als Dichter viel Eintrag getan. Die Kälte des Publikums mochte M. auf die Länge verletzen, konnte ihn aber nicht veranlassen, sich nach dem Geschmack der Leute zu richten. Unerbittlich und konsequent in seinem Denken, unbekümmert um die Meinung der Welt, sprach er aus, was er als recht und wahr gefunden hatte. Diese Wahrheitsliebe, diese Treue gegen seine eigenen Empfindungen, der unerschütterliche Mut seiner Überzeugung hielten ihn aufrecht. Er war ein justus ac tenax vir, der ruhig und gelassen seine Lebensarbeit zu Ende führte im Bewusstsein, dass er damit seine Mission und seine Pflicht erfülle. Am 18. Mai 1909 ist der mutige Kämpfer in seiner Flint Cottage bei Dorking an Altersschwäche gestorben. Die literarische Welt hatte gehofft und verlangt, er möchte in der Poetenecke der Westminsterabtei seine Ruhestätte finden. Der letzte grosse Dichter aus der Aera Viktoria neben dem Dichterphilosophen Browning! Dekan Robinson hat dieses Ansinnen abgelehnt und damit in weiten Kreisen Unwillen erregt. Nun ruht M. auf dem Friedhof von Dorking. Mit ihm ist ein Mann von universeller Bedeutung von uns geschieden.

Winterthur, im August 1909.

Edward Gibbon und die Schweiz.

Von

Dr. Gustav Schirmer.

Die vorliegende Arbeit kann keinen Anspruch darauf erheben, wesentlich Neues zu bieten; es wird darin bloss zusammengestellt, was Edward Gibbon über die Schweiz geschrieben und gedacht hat, soweit wir dies überhaupt wissen können, und sie soll nicht etwa eine Schilderung von des grossen Gelehrten Privatleben in Lausanne enthalten.

Als Quellen kamen natürlich in erster Linie in Betracht: 1. „The Autobiographies of Edward Gibbon." Edited by John Murray. London 1896. Diese Ausgabe enthält die sechs von einander unabhängigen Selbstbiographien Gibbons bezeichnet als:

Memoir F, geschrieben 1792 bis 1793, aber nur bis 1753 reichend.

Memoir B, „My own Life", geschrieben 1789 bis 1790 und reichend von der Geburt bis zur italienischen Reise des Jahres 1764.

Memoir C, „Memoirs of the Life and Writings of Edward Gibbon", geschrieben 1789 oder 1790, und sich erstreckend von der Geburt bis 1772.

Memoir E, „My own Life", datiert Lausanne, March 2nd 1791 und gehend bis Juli 1789.

Memoir A, „The Memoirs of the Life of Edward Gibbon", geschrieben 1788 bis 1789 und reichend bis 1761.

Memoir D, geschrieben 1790 bis 1791 und abschliessend mit dem Tode von Gibbons Vater 1770.

2. „The Memoirs of the Life of Edward Gibbon". Edited by George Birkbeck Hill. London 1900. Es ist dies eine vermehrte

und verbesserte, mit reichen Anmerkungen versehene Ausgabe von Lord Sheffields aus den erwähnten Memoiren zusammengestellten Gibbon-Biographie.

3. „Private Letters of Edward Gibbon." Edited by Rowland E. Prothero. London 1896.

4. „Miscellaneous Works of Edward Gibbon." Edited by Lord Sheffield. Basil 1796. 7 Vols.

5. „Historic Studies in Vaud, Berne and Savoy." By General Meredith Read. London 1897. 2 Vols.

6. „History of the Decline and Fall of the Roman Empire", benutzt in der dreizehnbändigen Basler-Ausgabe von 1787—1789, über die Gibbon selbst, nachdem er sich über irische Nachdrucke beklagt, sagt: „But I cannot be displeased with the two numerous and correct impressions which have been published for the use of the continent at Basil in Switzerland." [1])

„Der Not gehorchend nicht dem eignen Trieb" machte der junge Gibbon die Bekanntschaft der Schweiz; denn nachdem der sechszehnjährige Student von Oxford sich am 8. Juli 1753 in die katholische Kirche hatte aufnehmen lassen, schickte sein Vater den Konvertiten nach Lausanne zu dem kalvinistischen Geistlichen Daniel Pavilliard, der den Abtrünnigen den Armen des Protestantismus wieder zurückgeben sollte. Die Wahl war auf Lausanne gefallen auf die Empfehlung von Edward Eliot, später Lord Eliot, einem Vetter Gibbons, der mit keinem geringeren als Lord Chesterfields Sohne, dem Empfänger jener wohlbekannten eleganten Briefe, sich einige Zeit in der Hauptstadt des Waadtlandes aufgehalten hatte. In seinem Reisebegleiter, Herrn Frey aus Basel, machte Gibbon seine erste Schweizerbekanntschaft, die ihn für unsere Landsleute ziemlich günstig stimmen konnte; denn Gibbon nennt diesen Frey: „A man of sense, and who was not ignorant of books or the World",[2]) welcher Bemerkung er dann allerdings später anno 1763 noch den weniger günstigen Zusatz beifügt: „Frey est philosophe, et fort instruit, mais froid et nullement homme d'esprit. Il est las de courir le monde avec des jeunes fous." [3])

---

[1]) Memoir E, S. 339.

[2]) Memoir B, S. 131. Die anderen Memoiren sagen nichts weiter von Frey.

[3]) Hill, „Memoirs", S. 82, Note 3.

Am 30. Juni 1753 langten die Reisenden in Lausanne an; aber der erste Eindruck, den die Stadt auf den jungen Briten machte, war alles eher als günstig. Die Unkenntnis der französischen Sprache, das schäbige Zimmer in dem alten unbequemen Hause, das in der engen düsteren Rue de la Cité derrière lag, der Geiz und die Unliebenswürdigkeit der Madame Pavilliard,[1]) die den jungen Pensionär fast erfrieren und verhungern liess, die unwürdige Abhängigkeit vom Herrn Pfarrer auch in Geldsachen, der Mangel eines Dieners, mussten allerdings dem verwöhnten Studenten des prächtigen Magdalen College zu Oxford den Aufenthalt in der seiner Ansicht nach unschönen Stadt in keinem sehr rosigen Lichte erscheinen lassen. Unter den „Memoranda" von Gibbon finden wir denn auch mit dem Datum: „1753, June — 1754, December" folgenden Eintrag: „1. Journey to L. — Eliot — Chesterfield.

2. First aspect horrid — house, slavery, ignorance, exile."[2])

Dass man von der Rue de la Cité derrière und namentlich von der Escalier des Grandes Roches, wo Pavilliard im Jahre 1754 ein Haus bezog, eine wundervolle Aussicht auf den Genfersee und die Savoyerberge genoss, machte auf Gibbon, wenigstens damals noch, keinen grossen Eindruck; denn für Naturschönheiten, namentlich wenn deren Genuss körperliche Anstrengung erheischte, war der Stubengelehrte Zeit seines Lebens nicht sehr empfänglich. Einen Berg hat er nie bestiegen; sein Freund Deyverdun musste ihn geradezu lehren, den Blättern und Blüten einen Geschmack abzugewinnen[3]) und während seines dritten vierjährigen Aufenthalts in Lausanne, von 1783 bis 1787, hatte er sich nie weiter als drei Stunden von der Stadt entfernt. Er hasste den Sommer, weil er einen gesunden Menschen manchmal zu einem Ausflug zwinge, und er variiert das wohlbekannte Sprichwort: „Sufficient unto the day is the evil thereof", zu: „Sufficient for the summer is the evil thereof, viz. one distant country excursion."[4])

---

[1]) Madame Pavilliard kommt besonders schlecht weg in Memoir B, S. 132, und Memoir C, S. 230, wo es heisst: „She was ugly, dirty, proud, ill-tempered and covetous." — Memoir D, S. 396 sagt: „Our domestic oeconomy was dirty and penurious."

[2]) Murray, „Autobiographies", S. 416.

[3]) To his Stepmother, Lausanne, 3. May, 1786, „Private Letters", II, S. 142.

[4]) Vgl. Morison's „Gibbon" (London 1879), S. 74.

In einem für seinen Vater bestimmten „*Journal de mon Voyage dans quelques Endroits de la Suisse*“[1]) (1755) verliert er kaum ein Wort über die Naturschönheiten der durchwanderten Gebiete, verweilt dagegen, wie es sich für einen Geschichtschreiber geziemt, mit Vorliebe bei den Leuten, den historischen Sehenswürdigkeiten und den politischen Verhältnissen des Landes. Die Reise ging über Yverdon, Neuenburg, Biel, Solothurn nach Basel, von da über „Liechstall“, den Hauenstein und Olten nach Aarau. In dieser für ihn nicht eben interessanten Stadt muss Gibbon zwei Tage gegen seinen Willen bleiben, da seines Begleiter Pavilliards Frau eine verheiratete Schwester dort hat, bei der die Reisenden einige Zeit zu wohnen genötigt sind. Aber am 13. Oktober 1755 geht es dann weiter nach Aarburg, dessen Festung beschrieben wird. Unter den Gefangenen findet Gibbon auch einen unruhigen Geist, den Bartholomaeus Micheli du Crest aus Genf, der an den Unruhen in seiner Vaterstadt und ebenso an der Henzi-Verschwörung in Bern regen Anteil genommen hatte und deshalb 1749, nicht wie Gibbon sagt 1747, zu lebenslänglicher Haft nach Aarburg gebracht wurde. Doch sei seine Behandlung eine menschenfreundliche und der gute Mathematiker vertreibe sich die Zeit damit, die Höhe der Berge, die er von seinem Gefängnis aus sehen könne, zu berechnen.

Am 14. Oktober wird der Abtei St. Urban ein Besuch abgestattet und die Beschreibung dieses Klosters nimmt einen verhältnismässig breiten Raum ein. Gibbon lobt die Bibliothek, die reicher sei als die von Einsiedeln, und die Münzsammlung. Er bewundert auch die Aufbewahrungsart der Geldstücke: sie liegen in Schächtelchen, die auf dem Boden eine Öffnung haben, durch welche die Münzen mit einem hölzernen Stifte herausgestossen werden können, was sehr bequem sei, aber die Rückseite der Stücke beschädige. Die Reisenden wurden auch dem Abte vorgestellt, einem freundlichen Herrn aus Mellingen,[2]) der merkwürdiger Weise die hohe Würde seiner Jugend verdanke. Die

[1]) Read, „Historic Studies“, Vol. I, S. 69—70, 247, und Vol. II, S. 315—325, gibt Bruchstücke dieser Reisebeschreibung in englischer Übersetzung.

[2]) Damals war Abt von St. Urban ein Augustinus Müller von Mellingen, geboren 1712, zum Abte gewählt 1751 und geweiht am 1. Mai 1752.

Digitized by Google

Einsetzung eines neuen Abtes sei nämlich so kostspielig, dass man diese Feierlichkeit so selten als möglich vornehme und darum lieber junge Mönche, die voraussichtlich lange im Amte bleiben können, wähle. Die verschiedenen bei diesem feierlichen Anlasse gebräuchlichen Zeremonien werden sodann aufgezählt.

In Langenthal, wo die Wanderer am gleichen 14. Oktober das Mittagessen einnahmen, setzte der einträgliche Leinwandhandel, der die ganze Gegend bereichert, den jungen Engländer in Erstaunen. Ein Dragonerlieutenant erzählte ihm, dass jeder der zweiundsechzig Mann seiner Kompagnie von 35000 bis 40000 Franken Vermögen besitze. Und da glauben die Engländer, die Schweiz sei ein armes Land; aber wo wäre es in England möglich auf solch kleinem Raume zweiundsechzig so reiche Bauern zu finden. Der Wohlstand der Langenthaler kommt von der Leinwandindustrie, dem Viehhandel und der grossen Sparsamkeit der Leute her. Ein reicher Bauernsohn verlässt sein ländliches Gewerbe nicht: er ist vielmehr stolz darauf. Das Tuch seines Rockes ist gut, seine Wäsche sauber, aber es sind doch nur Bauernkleider; er hat schöne Pferde, aber er spannt sie an seinen Pflug. Die Töchter könnten oft Herren aus der Stadt heiraten, aber sie ziehen Männer ihres Standes vor.

Die Nacht vom 13. auf den 14. Oktober wurde in Morgenthal, die vom 14. auf den 15. in St. Nicholas zugebracht; man kann also nicht gerade behaupten, dass Herr Pavilliard mit seinem Zögling die bedeutendsten Orte als Absteigequartiere auswählte; denn selbst heute besteht der Weiler St. Niklaus in der Nähe von Koppigen bloss aus neun Häusern.

Auf der Weiterreise nach Bern zieht den jungen englischen Historiker selbstverständlich Fraubrunnen wegen des dort 1375 gelieferten Gefechtes an. Aber der kritische Sinn des erst Achtzehnjährigen regt sich, als er auf der Inschrift der Denksäule nicht weniger als vier Fehler bemerkt. Die ersten Zeilen der Inschrift lauten:

„Uxoris dotem repetens Cussinus amatae
Dux Anglus, frater quam dabat Austriacus,
Per mare trajecit", etc.

und enthalten wirklich die von Gibbon aufgedeckten Irrtümer. Er bemerkt, erstens sei „Cussinus", d. h. Coucy, kein „Dux Anglus",

sondern ein Franzose gewesen, wozu aber doch gesagt werden muss, dass Coucy von seinem Schwiegervater, König Edward III., zum Grafen von Bedford gemacht wurde; zweitens sei Coucys Gemahlin keine Oesterreicherin, sondern eine englische Prinzessin gewesen; drittens handle es sich daher nicht um seiner Frau Mitgift, sondern um das Erbteil von Coucys Mutter, der Katharina von Oesterreich, der einzigen Tochter Leopolds I., so dass viertens auch nicht von einem Bruder, der ihr die Mitgift gab, gesprochen werden könne.

Die Verbesserungen dieser Unrichtigkeiten auf dem ehemaligen Denkmal zu Fraubrunnen setzen jedenfalls bei dem englischen Jüngling eine ganz anerkennenswerte Vertrautheit mit der mittelalterlichen Geschichte nicht nur seines Vaterlandes voraus.

Die Notizen über Bern tragen die Daten vom 16. bis 18. Oktober und beziehen sich ausschliesslich auf die politischen Verhältnisse der Republik und wiederum ist es bemerkenswert, wie eingehend der junge Historiker die Regierungsformen des mächtigen Freistaates studiert hat. Er ist nicht einverstanden mit der Ausschliesslichkeit, womit die Herrschaft durch nur wenige Familien geführt wird; er sieht Unruhen und sogar den Untergang dieser oligarchischen Republik voraus. Er findet zwar die Patrizier der Hauptstadt liebenswürdig, aber den Vorwurf, sie seien stolz, muss er als richtig anerkennen. Ja, er wundert sich, dass die regierungsfähigen Familien, die ihre Stadt als die erste der Welt betrachten, nicht noch hochmütiger sind; wird doch jedem jungen Patrizier das Bewusstsein seines Rechtes auf Herrschaft schon von Kindheit an eingeflösst und sieht er doch, wenn er aufs Land hinaus geht, nur Untertanen, welche die Knie vor ihm beugen und alle seine Wünsche ohne weiteres erfüllen.

Die Stadt Bern ist sehr bemerkenswert, aber ihre Umgebung hat kein freundliches Aussehen; denn sie ist recht wild.

Mit diesen Worten bricht das von Read benutzte Manuskript des Tagebuchs plötzlich ab und nur aus Gibbons Selbstbiographie erfahren wir, dass die Reise sich noch weiter bis Baden, Zürich und Einsiedeln ausdehnte. In dem schweizerischen Loretto lernte er Zwinglis Reformationswerk verstehen und schätzen; denn er schaute mit der Verachtung eines Protestanten und Philosophen

auf den Götzendienst zu Ehren der Jungfrau Maria[1]) herab. — Wir können daraus ersehen, dass Pavilliards Bekehrungsversuch mit Erfolg gekrönt war; denn nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Lausanne, am Weihnachtstage 1754, nahm Gibbon wieder das Abendmahl in einer protestantischen Kirche.

Während also, wie gesagt, der junge Gibbon für die Reize der Natur nicht sehr empfänglich gewesen zu sein scheint, so wusste er doch später die landschaftliche Schönheit Lausannes auch zu schätzen. In seinen Selbstbiographien sowie in seinen Briefen drückt er an manchen Stellen sein Entzücken aus über den reizenden Blick auf den See und die Berge und die herrliche Lage der Stadt, die Lausanne zu einem der prächtigsten Orte des Erdballs mache und stark dazu beitrug, ihm diesen Fleck so lieb und angenehm werden zu lassen. Selbst in seiner Römischen Geschichte, wo er die Anekdote erzählt, wie Bernhard von Clairvaux in seine Gedanken so vertieft gewesen sei, dass er den Genfersee, an dessen Ufern er einen ganzen Tag gewandert, keines Blickes gewürdigt habe, bekennt Gibbon, dass der Leser diese Teilnahmlosigkeit des Heiligen erst dann gebührend bewundern oder verachten könnte, wenn er von den Fenstern seines Arbeitszimmers aus die Schönheit jener unvergleichlichen Landschaft vor sich hätte, die Gibbon geniessen dürfe.

Jedenfalls aber fesselte das gesellige Leben Lausannes und die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner Gibbon doch noch mehr als die Gegend. Manche treue Freundschaft wurde geschlossen und manche wertvolle Bekanntschaft gemacht. Sehr bald lernte Gibbon seinen Lehrer Pavilliard verehren und lieben. Er schätzte seinen klaren Kopf und sein warmes Herz, seine umfangreichen Kenntnisse, seine unermüdliche Geduld, womit er den Charakter seines Zöglings zu erkennen, dessen Liebe zu gewinnen und dessen geistigen Horizont zu erweitern strebte[2]). Nicht ganz bedeutungs-

[1]) Memoir B, S. 145. — Memoir C, S. 236—237. — Memoir E, S. 297, erwähnt die Reise nur ganz kurz.

[2]) Günstige Urteile über Pavilliard finden sich in Memoir E, S. 297: „I shal. always esteem that worthy man as the first father of my mind"; ebenso Memoir Dl S. 396; Memoir C, S. 230 und Memoir B, das allerdings auf S. 135 eine von Sheffield und Hill in ihren Ausgaben der Autobiographie unterdrückte Stelle enthält, die weniger günstig lautet: „But truth compels me to own that my best preceptor was not himself eminent for genius and learning. Even the real measure of

los für Gibbons Erziehung mochte es sein, dass Pavilliard selbst ein Historiker war, der von 1758 an an der Akademie zwei wöchentliche Gratiskollege über geschichtliche Fragen halten durfte und in seiner Antrittsvorlesung über die Notwendigkeit und den Nutzen der Geschichtsforschung sprach.[1])

Pavilliard führte Gibbon aber nicht nur in die Wissenschaft, sondern auch in die Lausanner Gesellschaft ein, die den jungen Briten mit Freundlichkeit und Nachsicht aufnahm. Mit einem Georges Deyverdun schloss Gibbon eine treue Freundschaft, die eine Hauptursache war, dass Gibbon Lausanne als zweite Heimat auserkor. Unter seinen andern Schweizer-Freunden seien noch erwähnt der gelehrte, disputiersüchtige Pfarrherr von Bex, François Louis Allamand, mit dem sich Gibbon schriftlich und mündlich namentlich über philosophische Fragen unterhielt[2]) und den er den vernünftigsten Geistlichen seiner Bekanntschaft nennt; dann Professor Breitinger in Zürich, der es nicht verschmähte mit dem erst Neunzehnjährigen auf Lateinisch über griechische und römische Literatur zu korrespondieren[3]); ferner die Familie Sévery, deren Sohne Wilhelm der alte Gibbon ein wirklicher Vater war und £ 3000 nebst Mobiliar und Silbergeschirr hinterliess, und, last but not least, Mademoiselle Susan Curchod, die Tochter des Pfarrers von Crassier bei Nyon. Eine der Selbstbiographien enthält die Bemerkung: „I saw and loved".[4]) Der jungen Dame Bildung, Lebhaftigkeit und Schönheit, die einen Wüterich besänftigen und einen Klausner begeistern könnte, machten auf den kühlen, für Gemütserregungen sonst sehr wenig empfänglichen Gelehrten einen solchen Eindruck, dass er das Fräulein heiraten wollte. Aber sein Vater mochte von dieser Verbindung nichts wissen und Gibbon — „sighed as a lover, obeyed as a son".[5]) Doch hörte die gegenseitige Zuneigung nicht auf, auch als Mademoiselle

---

his talents were underrated in the public opinion: the soft credulity of his temper exposed him to frequent imposition; and his want of eloquence and memory in the pulpit disqualified him for the most popular duty of his office".

[1]) Read, „Historic Studies", Vol. II, S. 273.

[2]) Vgl. Sheffield, „Miscellaneous Works", Vol. II, S. 7—18.

[3]) Vgl. Sheffield, „Miscellaneous Works", Vol. II, S. 18—34.

[4]) Memoir B, S. 151.

[5]) Memoir C, S. 239. — Memoir E, S. 298, hat: „A lover's wishes reluctantly yielded to filial duty".

Curchod eine Madame Necker wurde. Gibbon sah sie wieder im Herbst 1765 zu Paris, wo Monsieur Necker ihn mit seiner Frau so oft allein liess, dass der frühere Geliebte dieses unverschämte Zutrauen als Beleidigung empfand, da man ihn offenbar für zu unbedeutend hielt um gefährlich zu werden.[1]) Namentlich häufig kam aber Gibbon mit den Neckers von 1790 an zusammen, als der Exminister seinen Wohnsitz am Genfersee aufschlug.

So waren denn die gesellschaftlichen Verhältnisse Lausannes Gibbon ausserordentlich sympathisch. Die Worte: „Das Land, das Volk, die Sitten, die Sprache sind ganz nach meinem Geschmacke", werden an zahlreichen Stellen variiert und klingen sogar in jenem Passus der Römischen Geschichte wieder, wo von Kaiser Julian gesagt wird, er habe für Athen jene zärtliche Anhänglichkeit unverbrüchlich gefühlt, die jedes empfängliche Gemüt für den Ort, wo die Grundlage zur späteren Entwicklung gelegt wurde, hegen müsse. Ganz denselben Gefühlen gibt auch Gibbon in seiner Lebensbeschreibung Ausdruck, wenn er sagt, er habe bei seinem ersten Abschied von Lausanne, am 11. April 1758, den Wunsch gehabt, den Ort als Mann wieder zu besuchen, der dem Knaben so lieb geworden sei und wo der Grundstein für seine künftige Grösse gelegt wurde.[2]) Dieser Wunsch ging schon im Mai 1763 wieder in Erfüllung. Allerdings hielt sich Gibbon das zweite Mal nicht einmal ein ganzes Jahr in Lausanne auf; Italien lockte ihn und er bereiste dieses Land vom April 1764 bis Mai 1765.

Eine folgenschwere Wanderung; denn am 15. Oktober 1764 rief der Anblick der im Jupitertempel auf dem Kapitol die Vesper singenden Mönche in ihm den grossartigen Plan, den Zerfall des römischen Kaiserreiches zu beschreiben, wach. Aber die Sehnsucht, fern von dem Getriebe der grossen Welt und fern von der ihm wenig sympathischen aber ihn eben doch in Anspruch nehmenden Politik — er sass von 1774 bis 1780 im Parlamente allerdings ohne auch nur ein einziges Mal das Wort zu ergreifen — in beschaulicher Ruhe sein arbeitsreiches Leben verbringen zu können, rief ihn immer und immer wieder an den bezaubernden Genfersee zurück. Vom 27. September 1783 bis Anfangs August

[1]) In einem Brief an J. B. Holroyd von Buriton, Oktober 31, 1765, in „Private Letters", Vol. I, S. 81.

[2]) Memoir B, S. 153. — Memoir C, S. 241.

1787 weilte er von neuem in Lausanne, wo er in jener wunderbaren Mondnacht des 27. Juni 1787 im Garten seiner Wohnung La Grotte die letzten Zeilen seines gewaltigen Geschichtswerkes niederschrieb.[1])

Der letzte Besuch in seiner zweiten Heimat erstreckte sich vom Sommer 1789 bis in den Mai 1793. Aber dann riss er sich von seinem geliebten Tuskulum trotz schwerer Gicht und Wassersucht los, um seinen Busenfreund Lord Sheffield über den Tod seiner Gattin zu trösten, welcher selbstlose Freundschaftsdienst übrigens ein schönes Zeugnis dafür ist, dass es dem zynischen, sybaritischer Bequemlichkeit sehr ergebenen Verstandesmenschen Gibbon doch nicht an warmer, treuer Anhänglichkeit gebrach. Am 16. Januar 1794 starb der grosse Gelehrte zu London, aber vierzehn seiner siebenundfünfzig Lebensjahre hat der geniale Geschichtschreiber in der Schweiz zugebracht und diese Lausannerzeit scheint wirklich die glücklichste Periode seines Erdenwallens gewesen zu sein, wie zahlreiche Stellen in Gibbons Autobiographien und Briefen bezeugen.

Während wohl seine englischen Freunde die Vorliebe Gibbons für Lausanne nicht begreifen können und befürchten, die Stille der ruhigen Schweizerstadt werde ihn gewiss nach den Anregungen und Zerstreuungen der Metropolis London langweilen, versichert der Gelehrte in einem Brief an Lord Sheffield vom 14. November 1783,[2]) er sei jede Stunde dankbarer, sich wieder entschlossen zu haben nach Lausanne zurückzukehren und bedaure nur, diesen Entschluss nicht schon früher ausgeführt zu haben. Auch in vier späteren Briefen an Lady und Lord Sheffield vom 11. Mai[3]) und 22. Oktober 1784,[4]) vom 20. Januar 1787[5]) wie auch vom 25. Juli 1789[6]) wiederholt er die Versicherung, er habe über seine Rückkehr nach der Schweiz noch keinen Seufzer der Reue ausgestossen.

---

[1]) Memoir E, S. 333.

[2]) „Private Letters“, Vol. II, S. 80.

[3]) „Private Letters“, Vol. II, S. 103.

[4]) „Private Letters“, Vol. II, S. 117.

[5]) „Private Letters“, Vol. II, S. 150.

[6]) „Private Letters“, Vol. II, S. 200.

Die Frauen Lausannes haben es ihm namentlich angetan; er nennt sie hübsch, zwanglos, vernünftig, an Geschmack und Bildung den Männern überlegen. Mit Vergnügen erinnert er sich in zwei seiner Selbstbiographien der Abendgesellschaften, in denen fünfzehn bis zwanzig junge Mädchen mit jungen Herren zusammenkamen zu plaudern, zu tanzen, Karten oder Theater zu spielen und dies alles nur unter dem Schutze ihres angebornen Takt- und Anstandsgefühles, was ein schöner Beweis von der unschuldigen Einfalt der Schweizer Sitten sei.[1])

Gibbon ging allmählich in dem gesellschaftlichen und politischen Leben Lausannes so auf, dass er selber von sich sagt, er sei kein Engländer mehr.[2]) Wirklich spricht er häufig von „nous Suisses", und in der Beschreibung einer grossen aus lauter Franzosen bestehenden Gesellschaft im Schlosse zu Lausanne erscheinen die Worte: „I was the only Swiss at table". Er konnte auch den leisesten Spott auf Lausanne und seine Bewohner nicht ertragen und wie sein Landsmann Byron war er über die vielen Briten, die damals schon anfingen die herrlichen Gestade des Lemansees zu besuchen, gar nicht erbaut[3]): er wollte vielmehr der einzige Engländer in Lausanne sein.

Er hat auch Worte freundlicher Anerkennung für die Schweizer Milizen, als er ein Lausanner Bataillon exerzieren und manövrieren sah.[4]) Den Armen Lausannes vermachte er 100 Guineen und der Bibliothek der Akademie beinahe hundert wertvolle Folio-Bände, darunter die Werke des Erasmus, 10 Bände, die „Biographia Britannica", 7 Bände, einen „Corpus Historiae Byzantinae", 23 Bände und Muratori „Opera" in 38 Bänden.[5])

---

[1]) Memoir B. S. 207 und fast in denselben Worten auch Memoir C, S. 264 bis 265.

[2]) Memoir B, S. 152: „I had ceased to be an Englishman". — Memoir C, S. 240: „I insensibly lost the prejudices of an Englishman". — Memoir D, S. 398: „When I was recalled home by my father, England was almost obliterated from my memory; I was naturalized in the Pays de Vaud, nor was it without a sigh that I tore myself from the dearest objects of my affection".

[3]) Brief an Lady Sheffield, Oktober 22, 1784, „Private Letters", Vol. II, S. 116; an Lord Sheffield, 5. September 1785 und 9. September 1789, „Private Letters", Vol II, S. 134 und 203.

[4]) Brief an seinen Vater vom 31. Mai 1763, „Private Letters", Vol. I, S. 38.

[5]) Read, „Historic Studies", Vol. I, S. 144.

Scherzend nennt er, der Junggeselle, in einem Brief an Lord Sheffield vom 5. September 1785 Fanny Lausanne sein geliebtes Weib[1]) und diese Madame oder Mademoiselle Lausanne erwiderte auch die Zuneigung ihres anhänglichen Verehrers mit Dankbarkeit, so dass schon der achtzehnjährige Gibbon in nicht eben bescheidener Weise sich etwas darauf zu gute tut, dass er im Ganzen genommen der beliebteste unter den Engländern Lausannes sei, obwohl er am wenigsten Geld ausgebe,[2]) und auch Lord Sheffield bezeugt bei Anlass seines Lausannerbesuches im Sommer 1791, es sei für einen Menschen unmöglich, geachteter und bewunderter zu sein als Gibbon.

Wenn wir uns nun die Frage vorlegen, wie sich denn der grosse Historiker zur Geschichte seines Adoptivvaterlandes, wie er die Schweiz wohl zu nennen pflegte, stellte, so muss in erster Linie auf einen offenen in französischer Sprache abgefassten Brief über die Lage der Waadt unter der Regierung Berns hingewiesen werden.[3]) Dieses Schriftstück trägt kein Datum, aber seine Entstehung wird in die letzten Jahre von Gibbons erstem Lausanneraufenthalt oder in die Zeit kurz darauf, daher zwischen 1758 und 1760, fallen, als Gibbon noch ein Jüngling von wenig mehr als zwanzig Jahren war. Der jugendliche Verfasser nennt seinen Namen nicht, sondern gibt vor, er sei ein Schwede, der an einen Schweizerfreund schreibe. Die Waadt betrachtet er als sein zweites Vaterland, weswegen er auch an deren Wohl und Wehe einen so warmen Anteil nimmt. Wiederum könnte man wie an die Spitze so mancher Schrift über die alte Eidgenossenschaft auch hier die Schillerschen Worte stellen:

„Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel;
Doch die's bebauen, sie geniessen nicht den Segen, den sie pflanzen."

Aber um gerecht zu sein muss zugestanden werden, dass nicht nur das Land schön ist, sondern dass auch der Mensch darin gewisse Vorteile geniesst. Eine vernünftige Kirche durch würdige

---

[1]) „Private Letters", Vol. II, S. 133—134. In einem Briefe an Lord Sheffield vom 15. Mai 1790 („Private Letters", Vol. II, S. 216) behandelt er übrigens eine andere Stadt ebenfalls als Mädchen, indem er von „Kitty Coventry" spricht.

[2]) Brief an Miss Catherine Porten vom 20. September 1755, „Private Letters", Vol. I, S. 8.

[3]) Abgedruckt in Sheffield, „Miscellaneous Works", Vol. II, S. 57—74.

Geistliche vertreten bewahrt das Volk vor dem finsteren Aberglauben katholischer Staaten. Ein langer Friede hat das Land seit zwei Jahrhunderten von schweren Militärlasten befreit; die Steuern sind mässig; die Gerichtsurteile gerecht — so weit wenigstens die herrschenden Familien davon nicht betroffen werden; die ganze Herrschaft ist milde, und doch erfreuen sich die Waadtländer nicht der richtigen Freiheit, die nur dann besteht, wenn eine Regierung unparteiisch das Wohl aller ihrer Untertanen im Auge hat. Dies ist nun aber eben in der Waadt nicht der Fall: die regierenden Familien Berns, in deren Händen die gesetzgebende wie die ausübende Gewalt liegt, herrschen ganz willkürlich und sind nur auf ihren Vorteil bedacht, was in einer Republik um so schwerer empfunden wird, da die Standesunterschiede nicht so stark ausgeprägt sind wie in einer Monarchie und darum auch das Verständnis für das Herrschervorrecht gewisser Klassen fehlt.

Die Waadt gehört seit 1536 zu Bern, aber während z. B. Frankreich, England, Holland und Preussen unter Heinrich IV., Sully, Colbert, Königin Elisabeth, de Witt und König Friederich Wilhelm sich gewaltig entwickelt haben, steht das Waadtland noch auf der gleichen Stufe wie zur Zeit der Bernischen Eroberung und zwar nicht etwa aus Unfähigkeit der Machthaber, die ganz tüchtige Politiker sind, sondern weil die gnädigen Herren mit den Gesandten des Etrurierkönigs Porsenna die Überzeugung haben, arme aber unterwürfige Untertanen seien besser als reiche und gebildete aber unruhige. Daher wurde nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes den Hugenotten die Niederlassung im Bernerbiet untersagt, da gefürchtet wurde, sie könnten Reichtum und Bildung und damit kritischen Sinn verbreiten. So sind denn Kunst, Handel und Gewerbsfleiss überall gehemmt, religiöses Freidenkertum unterdrückt und einem Freigeist der Staatsdienst verschlossen.

Gerade in der Verleihung von Beamtenstellen herrsche die grösste Ausschliesslichkeit. Während in Frankreich nicht nach der Heimat, der Provinz, gefragt werde, wenn ein tüchtiger Mann zu befördern ist, nehmen die Burger Berns alle bedeutenden Stellen für sich in Anspruch. Dem waadtländischen Adeligen bleibe nur der fremde Kriegsdienst, aber auch in diesem werden die Berner Junker bevorzugt.

Wollen die Leute sich über einen Landvogt beklagen, so bekommen sie nie Recht, da der Angeklagte und die Richter verwandt sind und dieselben Interessen haben. Von den Steuern kommt beinahe nichts dem Volke zu gute; fast alles Geld wird ängstlich im Staatsschatze aufbewahrt oder in ausländischen Banken angelegt.

Dies sind die hauptsächlichsten Anklagen, die Gibbon gegen Bern erhebt. Aber er will nicht nur tadeln, er will auch verbessern. Doch kommt er mit seinen Reformplänen gar nicht weit. Was ein Wilhelm Tell vorgeschlagen und getan hätte, das will er beileibe nicht empfehlen; denn er ist ganz mit dem Grundsatze einverstanden, dass Ruhe des Bürgers erste Pflicht sei und findet es besser, das gewohnte und wohlbekannte Übel geduldig zu tragen als durch Widerstand vielleicht ein noch grösseres Unglück heraufzubeschwören. Mit den Worten: „Les Bernois ont des droits sur votre obéissance; vous (d. h. die Waadtländer) craignez de leur faire une injustice en la retirant", bricht der Brief[1]) ganz plötzlich ab und wir wissen also nicht, wie sich der junge Politiker eine Besserung der Verhältnisse gedacht hätte. Sehr radikal wären seine Reformen, wie wir schon gesehen, gewiss nicht ausgefallen; denn auch bei Gibbon zeigt sich wieder, dass äusserster Freisinn in religiösen Fragen nicht immer auch mit politischem Freisinn Hand in Hand geht. Dem feingebildeten, bequemen aristokratischen Stubengelehrten war sogenannte Pöbelherrschaft ein Greuel und deshalb erfüllte ihn auch die französische

---

[1]) Gibbons Brief wurde von den Waadtländischen Patrioten in der Revolutionszeit wieder zu Ehren gezogen. So findet er sich zum grössten Teil abgedruckt in den „Mémoires" de Henri Monod (Paris 1805) Tome I, S. 45—58, aber merkwürdiger Weise nicht in seiner authentischen französischen Gestalt, sondern in einer Übersetzung aus dem Englischen, die sich in J. B. Says französischer Übertragung von Miss Williams „A Tour in Switzerland" findet. Auch sonst weist Monod in seiner Anklageschrift gegen die Berner mit Genugtuung auf Gibbon, diesen „zélé Tory", hin, der die Schäden des bernischen Systems lange vor der Revolution so klar erkannt und so wahr geschildert habe.

Wie mir Prof. Oechsli gütigst mitteilte, wurden wörtliche Auszüge von Gibbons Brief weiter noch abgedruckt in Renggers Schrift „Über den Schweizerischen Bundesverein und die Ansprüche Berns" (Mai 1814), S. 42—44 als Note, und auch in deren französischer Übersetzung: „Sur la Confédération Suisse et les Prétentions de Berne, écrite en mai 1814", S. 46 ff. Eine vollständige Wiedergabe endlich findet sich in einer Waadtländer Broschüre: „Du Canton de Vaud et de la Ville de Berne; de leurs rapports entr'eux et avec la Suisse en 1814."

Revolution mit Abscheu, wohl nicht zum wenigsten schon deshalb, weil sie ihn aus seinem Lausanner Tuskulum unsanft aufrüttelte. Aus seiner Selbstbiographie und seinen Briefen gewinnen wir ein anschauliches Bild seiner Gefühle und Anschauungen. Das Wichtigste soll hier mitgeteilt werden; denn die genannten Quellen liefern uns ein Stück Schweizergeschichte aus Gibbons eigener Feder.

In Memoir E (S. 342—343) spricht Gibbon von der nichts weniger als angenehmen Überflutung Lausannes durch Emigranten; aber ein noch viel grösserer Greuel sind ihm die demokratischen Aufwiegler, die voll gallischer Tollheit die Saat der Unzufriedenheit und Empörung unter einem Volke ausstreuen, das zweihundert und fünfzig Jahre lang glücklich und in Frieden lebte, ohne den Druck einer Regierung gespürt zu haben. Aber er hofft, das Volk werde treu zu seiner Obrigkeit stehen; denn die Aristokratie von Bern habe das Glück der Untertanen beschützt, das sei die Hauptsache und da müsse man nicht weiter darnach fragen, ob ein solches Regiment auch auf die Menschenrechte aufgebaut sei; was ihm eben besonders in Lausanne gefalle, sei, dass man den Segen einer guten Regierung geniesse, ohne je von den Regenten zu sprechen oder ihrer zu gedenken; der Staatshaushalt sei freigebig ohne Steuern zu erheben und die Herren regieren mit Klugheit und Gerechtigkeit. Wir sehen hier also, dass die Abneigung vor einer Volksbewegung und dem Gebahren der Demokraten den ehemaligen jugendlichen Weltverbesserer sehr zahm gemacht hat, und der letzte Satz des Abschnittes über die Revolution in seiner Autobiographie ist ebenfalls bezeichnend: „For myself (may the omen be averted) I can only declare, that the first stroke of a rebel drum would be the signal of my immediate departure.“[1])

Der Revolution wegen verliess nun allerdings Gibbon sein geliebtes Waadtland nicht, obwohl es gar oft in seiner Nähe ganz bedenklich blitzte und donnerte. Zwar konnte er noch am 15. Dezember 1789 schreiben: „Was für glückliche Länder sind England und die Schweiz, wenn sie ihr Glück (d. h. das Fernhalten von revolutionären Ideen) nur erkennen und bewahren“[2]); noch konnte er am 7. August 1790 über eine englische Zeitungsnotiz lachen

---

[1]) Memoir E, S. 343.

[2]) „Private Letters“, Vol. II, S. 211.

und spotten, weil sie berichtete, die Regierung Berns sei gestürzt und der Kanton in drei demokratische Bünde aufgelöst; das sei gerade ebenso wahr wie die Meldung eines französischen Blattes, die Engländer hätten dem Minister Pitt den Kopf abgeschlagen und das Oberhaus abgeschafft. Nein, das Volk in der Waadt sei glücklich und trotz einiger Bösewichter und ausländischer Agenten sich seines Glückes auch bewusst[1]) und sogar am 9. November 1791 schreibt er noch ganz hoffnungsvoll: „The aspect of Lausanne is peaceful and placid; and you (sc. Miss Holroyd) have no hopes of a revolution driving me out of this country.“ Aber schon am 4. April 1792 meldet er die unwürdige Behandlung des Schweizerregiments von Ernst und dessen Zurückberufung durch Bern.[2])

Dann beunruhigt Gibbon die Verurteilung von Rosset und La Motte, zwei Lausannern, die in Pontarlier Anschluss an den Jakobinerklub gesucht hatten, zu fünfundzwanzig Jahren Gefängnis in Aarburg, welche zu scharfe Strafe einen geheimen Hass gegen Bern erzeugt habe. Lausanne sehe jetzt ganz anders aus und er habe grosse Lust nach England zurückzukehren.[3]) — Aber am 30. Mai 1792 ist er wieder voll Hoffnung und Zuversicht; denn die Regierung habe den neuerungssüchtigen Geist mit Festigkeit und Kraft unterdrückt und die Mehrzahl des Volkes, namentlich die Bauern, seien einer Empörung abhold; die gallischen Wölfe hätten aufgehört, um Genf herumzuschleichen und sollten sie wiederkommen, so werde das zurückgekehrte Regiment von Ernst die Grenzen schon zu schützen wissen.[4]) — Ebenso hoffnungsvoll ist ein Brief an Lord Sheffield vom 23. August 1792,[5]) worin es heisst: „The terrors, which might have driven me from hence, have in

[1]) An Lord Sheffield, „Private Letters“, Vol. II, S. 223.

[2]) „Private Letters“, Vol. II, S. 293. — Das hauptsächlich aus Oberländern bestehende Regiment von Ernst war in Marseille und dann namentlich in Aix von den Revolutionären angegriffen worden, worauf die Berner von der französischen Regierung im Stiche gelassen und von dem Militärkommandanten der Provence, dem Jakobiner Barbantanne, verraten am 27. Februar 1792 kapitulierten und am 20. März von der Berner Regierung zurückberufen wurden. Vgl. Karl Morel, „Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789—1792“ (St. Gallen 1858), S. 39—92.

[3]) „Private Letters“, Vol. II, S. 293/294.

[4]) An Lord Sheffield, „Private Letters“, Vol. II, S. 299.

[5]) „Private Letters“, Vol. II, S. 310.

a great measure subsided; our state prisoners are forgot[1]); the country begins to recover its old good humour and unsuspecting confidence, and the last revolution of Paris appears to have convinced almost every body of the fatal consequences of Democratical principles, which lead by a path of flowers into the Abyss of Hell."

Wiederum aber näherte sich die Gefahr, als die Franzosen unter General Montesquiou in Savoyen einfielen und Genf bedrohten. Ein Brief vom 5. Oktober 1792[2]) spricht von dem mit knapper Mehrheit durch den Genfer Staatsrat gefassten Beschluss, die Hülfe von 3000 Eidgenossen zu verlangen. Die Minderheit fürchte dadurch die Franzosen herauszufordern, aber die Tagsatzung sei auch der Meinung, dass der erste gegen Genf gerichtete Kanonenschuss als eine gegen die ganze Eidgenossenschaft gerichtete feindliche Handlung aufgefasst werden müsse. Bern habe die Verteidigung Genfs mit Entschlossenheit an die Hand genommen und die Bauern des deutschen Landesteiles seien voll Kampflust gegen die Franzosen. In den Städten, namentlich auch in Genf, gegen das übrigens besonders ein verbannter Bürger und jetziger französischer Minister, Clavière, hetze, gebe es allerdings viele Unzufriedene und es sei fraglich, ob die Bürgerschaft Genfs es auf ein Bombardement ankommen lassen wolle. Ein Freund von ihm, M. de Watteville, habe das Kommando der Berner Truppen übernommen, aber erst als seine Instruktion so gefasst wurde, er dürfe sich unter keinen Umständen zum Kriegsgefangenen machen lassen, das heisst doch wohl, er dürfe die Stadt nicht übergeben. — Der Bericht über die Genfer Verhältnisse wird in einem Schreiben vom 13. Oktober 1792[3]) fortgesetzt. Gibbon hofft, die hauptsächlich aus Südfrankreich stammenden Truppen Montesquious werden kaum zu einem Kriege im kalten Schweizerwinter Lust haben. Der französische Gesandte de Chateauneuf habe allerdings kategorisch verlangt, Genf müsse die Schweizertruppen wieder fortschicken; das erinnert Gibbon aber an die Fabel von den Wölfen, welche die Schafe aufforderten, die Hunde zu entlassen.

---

[1]) Wohl Rosset und La Motte, deren Flucht aus Aarburg Gibbon dann am 27. Oktober 1792 in einem Brief an Lord Sheffield („Private Letters", Vol. II, S. 328) melden muss.

[2]) „Private Letters", Vol. II, S. 314 ff.

[3]) „Private Letters", Vol. II, S. 317 ff.

Digitized by Google

Allein die Genfer Bürgerschaft habe gegen bloss drei Stimmen beschlossen, ihre Stadt zu verteidigen. Genf könne über etwa 3000 waffenfähige Bürger verfügen und in ein paar Stunden könnten ebensoviele Eidgenossen auf dem Posten sein, während die französischen Streitkräfte nur ungefähr 4000 Mann betrügen. Die ganze Schweiz von Schaffhausen bis zum Waadtlande stehe unter Waffen, die Österreicher seien in Schwaben zum Einmarsch bereit und Bern habe bei Coppet und Nyon an die 11 000 Mann zusammengezogen. Allerdings seien die Genfer mehr Kauf- als Kriegsleute und die schmähliche Kapitulation trotz grosser Prahlworte sei noch frisch im Gedächtnis.[1]) Zum Schlusse bemerkt Gibbon, die Franzosen seien keineswegs so verächtliche Gegner wie er früher geglaubt habe[2]); die Schweizer seien tapfere Soldaten, aber es fehle an fähigen Führern.

Ein Brief vom 27. Oktober 1792[3]) spricht vom Vertrag zwischen Frankreich und Genf und der wahrscheinlichen Anerkennung der französischen Republik durch die Eidgenossenschaft, was aber nicht ohne ein tiefes Murren des Unwillens geschehen könne; denn durch Schweizerblut sei der neue Freistaat zusammengekittet worden. — Dieser Vertrag zwischen dem Leviathan Frankreich und dem Floh Genf ist laut Brief vom 10. November 1792[4]) noch nicht abgeschlossen, da die französische Regierung sich weigere, auf die Bedingung, ihre Truppen bis auf zehn Stunden von der Genfer Grenze wegzuziehen, einzugehen. Dann stehen 15 000 Mann Schweizer in der Nähe und Montesquiou sei von seinen eigenen Truppen, einer mehr verachtungswürdigen als furchtbaren Räuberbande, die kaum einen Gentleman als Offizier besitze, bedroht. Ein Brief vom 25. November 1792[5]) meldet denn auch wirklich die Flucht Montesquious und wie er als Ver-

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich auf die Belagerung Genfs des Jahres 1782 durch die Franzosen und Berner, die der aristokratischen Regierung gegen einen demokratischen Aufstand zu Hülfe kamen.

[2]) Dieselbe schlechte Meinung von dem französischen Heere hatte übrigens auch Lord Sheffield: vgl. dessen Brief an Gibbon von Calais, 5. November 1791, in „Private Letters", Vol. II, S. 268—272. Seiner Enttäuschung über die grossen Erfolge der Franzosen gibt er dann in einem Briefe an Gibbon vom 17. Oktober 1792 („Private Letters", Vol. II, S. 319—320) lebhaften Ausdruck.

[3]) „Private Letters", Vol. II, S. 325 ff.

[4]) „Private Letters", Vol. II, S. 331 ff.

[5]) „Private Letters", Vol. II, S. 345 ff.

folgter bei Nacht und Nebel den Neckers in Rolle einen Besuch abgestattet habe, dann über Lausanne, Bern und Basel weiter geflohen sei, um in England, Amerika oder dem Monde eine Zuflucht zu finden. Die Schweizer seien einem gütlichen Vergleich mit Frankreich geneigt; denn sie fühlen sich einem langen und teueren Kriege nicht gewachsen und die Milizsoldaten sehnen sich nach ihren Familien und ihrem Gewerbe zurück.

Der Neujahrswunsch, den Gibbon am 1. Januar 1793[1]) seinem Freunde Sheffield sendet, wird getrübt durch die Revolte der Egaliseurs zu Genf und die Schaffung des Département du Mont Blanc aus Savoyen. Die Aussicht auf die nunmehr demokratische Südküste des Léman beleidigt denn auch wirklich das aristokratische Auge Gibbons jeden Morgen von neuem.

Wiederum tauchen in dem Gelehrten Gedanken auf, sein kleines Paradies, das jetzt so unruhig geworden war, zu verlassen: er würde durch Frankreich nach England reisen und hätte Lust in der Pariser Hölle die Bekanntschaft der Hauptteufel zu machen.[2]) Dasselbe nicht eben schmeichelhafte Bild erscheint bereits in einem früheren Schreiben an eine ungenannte Dame in Florenz, wo Gibbon ebenfalls den Dämon der Demokratie den schwärzesten Teufel der Hölle nennt.[3])

Doch sobald die Zeiten wieder ruhiger geworden, gibt Gibbon auch seinen Plan, Lausanne zu verlassen, wieder auf. Mit Genugtuung konstatiert er in einem Schreiben an Lord Sheffield, begonnen am 9. Februar und beendigt am 18. Februar 1793[4]), Bern unterdrücke jeden Oppositionsgeist so rücksichtslos, dass über die Verbannung der Van Berchem Familie kaum ein Murren gewagt werde und dieselbe Strafe der Verbannung erwarte wohl auch den Obersten Polier und doch habe ihr ganzes Vergehen darin bestanden, im Frühjahr 1790 an einem Festessen der Patrioten in Rolle teilgenommen zu haben, von dessen lärmendem Verlaufe allerdings sogar der Revolutionär Henri Monod nicht eben erbaut

---

[1]) „Private Letters", Vol. II, S. 355.

[2]) An Lord Sheffield vom 6. Januar 1793 in „Private Letters", Vol. II, S. 357 ff.

[3]) Brief vom 8. November 1792 in Sheffield, „Miscellaneous Works", Vol. II, S. 408—409.

[4]) „Private Letters", Vol. II, S. 369 ff.

war.[1]) — Es tut Gibbons loyalem Herzen weh, dass die Hinrichtung Ludwigs XVI. in Lausanne weniger Abscheu und Unwillen hervorgerufen habe, als er erwartete. Er selbst hätte gerne Trauerkleider angezogen; aber als die Emigranten und sogar die Neckers es nicht taten, da habe er es auch unterlassen, wofür er dann aber von dem empörten Lord Sheffield in einem Brief vom 15. März 1793: „A damned, unworthy, temporizing son of a bitch“, gescholten wurde.[2])

Der letzte von der Revolution handelnde Brief Gibbons aus Lausanne wurde am 4. April 1793 an die schon erwähnte Lady N. N. gerichtet[3]) und verkündet eine Versöhnung zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich, die allerdings auf Unkosten der alten Schweizer Tapferkeit zu stande gekommen sei; aber man habe eben den gallischen Tiger streicheln müssen, bis er seine Krallen einzog und aufhörte zu brüllen.[4]) — Das Schicksal der Schweiz beschäftigt aber den anhänglichen Gibbon noch nach seiner Rückkehr ins alte Vaterland, denn am 14. November 1793, also wenige Wochen vor seinem Tode, gibt er in einem Briefe an seinen jungen Freund Wilhelm de Sévery der Hoffnung Ausdruck, dass England und die Schweiz die allgemeine Sündflut überleben mögen.

Während also Gibbon mit einer für einen so aufgeklärten Freigeist geradezu verblüffenden Antipathie den Freiheitsbestrebungen seiner Zeit gegenüberstand, hatte er Worte begeisterter Bewunderung für die Unabhängigkeitskämpfe der alten Schweizer, vielleicht auch gerade deshalb, weil diese seine Kreise nicht störten, und diesem Enthusiasmus für ein Adoptivvaterland sollte in der Abfassung einer Geschichte der Schweiz ein würdiger Ausdruck verliehen werden.

Zwei Jahre nach dem ersten Abschiede von Lausanne, also 1762, war Gibbon voll historischer Pläne: Er wollte über des französischen König Karls des VIII. Expedition nach Italien, oder über Richard Löwenherzens Kreuzzug, oder über den englischen

[1]) Monod, „Mémoires“, Tome I, S. 73—74.

[2]) „Private Letters“, Vol. II, S. 374.

[3]) Sheffield, „Miscellaneous Works“, Vol. II, S. 412—414.

[4]) Diese Bemerkung bezieht sich offenbar auf die mit Erfolg gekrönten Vermittlungsversuche des Berner Obersten von Weiss in Paris.

Digitized by Google

Baronenkrieg gegen König Johann und Heinrich III., oder über die Geschichte des schwarzen Prinzen, oder eine Vergleichung von Heinrich V. von England und Kaiser Titus, oder über das Leben von Sir Philipp Sidney, oder das des Marquis von Montrose, oder endlich das des Sir Walter Raleigh schreiben, — aber alle diese Pläne gab er auf zugunsten eines andern, bei dem er mit dem längsten Vergnügen verweilte und den er dann aber mit dem grössten Widerstreben wieder aufgeben musste. In seinem Tagebuche unter dem 26. Juli 1762 meldet er ausführlich darüber: „There is one (sc. plan) which I should prefer to all others, *The History of the Liberty of the Swiss*, of that independence which a brave people rescued from the House of Austria, defended against a Dauphin of France, and finally sealed with the blood of Charles of Burgundy. From such a theme, so full of public spirit, of military glory, of examples of virtue, of lessons of government, the dullest stranger would catch fire; what might not *I* hope, whose talents, whatsoever they may be, would be inflamed with the zeal of patriotism. But the materials of this history are inaccessible to me, fast locked in the obscurity of an old barbarous German dialect, of which I am totally ignorant, and which I cannot resolve to learn for this sole and peculiar purpose.[1])

Aber trotz dieser sehr gewichtigen Bedenken machte sich Gibbon gleichwohl allen Ernstes an die Arbeit, hatte er doch für seine Vorstudien in seinem Lausanner Freunde Deyverdun, der vier Sommer hintereinander, nämlich die der Jahre 1766 bis 1770, auf Gibbons Familiensitz Buriton wohnte, eine wertvolle Hülfe; denn der Schweizer übersetzte seinem des Deutschen unkundigen Freunde Diebold Schillings Chronik, machte Auszüge aus der Schweizergeschichte von Lauffer und Leus Helvetischem Lexikon und nahm mit ihm auch die wichtigsten Stellen aus Tschudis und Stettlers Chroniken durch. Damit jedoch war Gibbon noch nicht zufrieden. Von einem anderen Freunde, Victor de Saussure, Richter in Lausanne, dem er unter dem 23. September 1766 von

[1]) Memoir B, S. 196—197. — Auch die Memoiren C, S. 259, E, S. 301, D, S. 407—408, wo er von den Schweizern als „my second countrymen" spricht und namentlich ausdrücklich betont, dass er fern von den Archiven und Bibliotheken und ausser Verkehr mit schweizerischen Gelehrten und Staatsmännern nur eine oberflächliche Arbeit hätte liefern können, sprechen mehr oder weniger ausführlich über den Plan einer Schweizergeschichte.

Buriton aus einen langen Brief[1]) schreibt, verlangt der englische Gelehrte verschiedene andere Auskunft und Werke über die Schweizergeschichte. In erster Linie möchte er je nachdem eine Abschrift, eine Übersetzung oder auch nur einen Auszug eines in der Stadtbibliothek von Neuenburg befindlichen, sehr geschätzten Manuskriptes[2]) über die Burgunderkriege erhalten. Er wünscht zu erfahren, ob die Handschrift in deutscher oder französischer Sprache abgefasst sei, ob sie schon veröffentlicht wurde, ob die Geschichtschreiber, namentlich Lauffer, sie bereits benutzt hätten, was der Charakter, die Ausdehnung, das Datum sei, wer als Verfasser gelte. Kann Saussure diese Wünsche nicht erfüllen, so soll er doch wenigstens die Güte haben für ihn daraus die Schilderung der Schlacht von Grandson oder Murten mit Schillings Chronik zu vergleichen. Seine Ausgabe von Schilling erwähne auf dem Titelblatt drei Bilder oder Pläne von Schlachten, der deutsche Ausdruck sei unklar (er wird wohl „Kupfer“ gelautet haben), ohne dass sie aber im Buche selber zu finden seien. Bilder wären für ihn unnütz und nur gut für Kinder, hingegen wünsche er die Schlachtenpläne zu besitzen, desgleichen auch Johann Jakob Scheuchzers grosse Schweizerkarte und wenn möglich Einzelkarten von den Umgebungen Basels, Grandsons und Murtens. Weiter interessiert sich Gibbon für Schriften über die Tellfrage, z. B. das Buch von Felix[3]) von Luzern; weiter noch die Schrift Professor Sprengs[4]) von Basel über die Schlacht bei St. Jakob, die „Heroes Helvetici“ von Grasser,[5]) den „Methodus legendi Historiae Helveticae“ von Hottinger,[6]) die Memoiren über den Consensus[7]) und

[1]) In englischer Übersetzung abgedruckt von Read in „Historic Studies“, Vol. II, S. 356 ff.

[2]) Wohl entweder die echten „Entreprises du Duc de Bourgogne“ oder die gefälschten „Chroniques des Chanoines de Neuchâtel“.

[3]) Gemeint ist Johann Anton Felix von Balthasar, der 1760 eine „Defense de Guillaume Tell“ veröffentlichte.

[4]) Johann Jakob Spreng (1699—1768) wurde 1754 ausserordentlicher Professor der Schweizergeschichte in Basel und veröffentlichte 1748 ein „Ehren- und Sigsmahl der zwelfhundert Eydsgenossen, welche den 26. Augstmonat 1444 in der Schlacht bei St. Jakob vor Basel geblieben.“

[5]) Johann Jakob Grasser (1579—1627), Pfarrer in Basel, schrieb 1624 ein „Schweizerisches Heldenbuch“.

[6]) Der Titel ist: „Methodus legendi Historias Helveticas“, Zürich 1654, von Johann Heinrich Hottinger.

[7]) Der „Consensus Helveticus“ von 1675 war eine gemeinsame Bekenntnis-

die von Monsieur Bochat[1]) über die religiösen Streitigkeiten im Kanton Luzern und schliesslich noch die Sammlung der Dokumente über die Thronfolge in Neuenburg.

Dies waren also die Hauptquellen, auf die Gibbon seine Schweizergeschichte gründen wollte. Sie sollte eine Zeit von zweihundert Jahren umfassen, vom Bunde der drei Bauern bis zur Machtfülle der Eidgenossenschaft im 16. Jahrhundert. Gibbon wollte die Befreiung und den Sieg der Schweizer, die nie das Blut ihrer Tyrannen ausser auf dem Schlachtfelde vergossen — er glaubte nämlich nicht an die Tellsage —, die Gesetze und Sitten der Kantone, die prachtvollen Siegespreise aus den österreichischen, burgundischen und italienischen Kriegen, und die Weisheit einer Nation, die nach einigen Kriegstaten sich zufrieden gab, die Segnungen des Friedens mit dem Schwerte der Freiheit zu beschützen, schildern.[2])

Im Sommer 1767 machte sich Gibbon nach einigen Vorstudien an die angenehme Aufgabe der Ausarbeitung und im Winter desselben Jahres wurde das erste Buch dieser Schweizergeschichte einer Gesellschaft geistreicher Ausländer in London vorgelesen. Da niemand den Verfasser kannte, so war Gibbon in der Lage unbemerkt und unbefangen die Urteile des Klubs anzuhören und diese waren derart, dass er das Werk den Flammen überlieferte. So sagt Gibbon in einer seiner Selbstbiographien wenigstens.[3]) Merkwürdigerweise ist uns nun aber diese Handschrift des ersten Buches der Schweizergeschichte doch erhalten geblieben und unter dem Titel: *„Introduction à l'Histoire générale de la République des Suisses“* von Lord Sheffield seiner Ausgabe der „Miscellaneous Works of Edward Gibbon“ (London 1815), Band III, einverleibt worden, so dass wir uns doch einen Begriff von dem Charakter und Inhalt dieser auf Französisch abgefassten Schrift machen können.

---

formel der schweizerischen reformierten Kirchen. Die „Memoirs“ sind wohl die „Mémoires pour servir à l'Histoire des Troubles arrivés en Suisse à l'occasion du Consensus“ von Barnaud, Pfarrer zu la Tour bei Vevey.

[1]) „Mémoires pour servir à l'Histoire du Differend entre le Pape et le Canton de Lucerne“, 1727, aus dem Deutschen übersetzt von Loys de Bochat.

[2]) Dieses Programm findet sich bloss in Memoir C, S. 276.

[3]) Memoir C, S. 277.

Eine deutsche Übersetzung[1]) erschien im „Schweizerischen Museum“, erster Jahrgang, Aarau 1816, und der Übertrager sagt mit vollem Rechte, man dürfe keineswegs bedauern, dass Gibbon nicht der Geschichtsschreiber der Schweiz wurde, dass aber der Versuch doch als Überbleibsel eines scharfsinnigen und geistreichen Historikers und als Zeugnis und Urteil des Verfassers des Werkes vom Verfall und Untergang Roms Teilnahme erregen müsse.

Was enthält nun dieses erste Buch der geplanten Schweizergeschichte? Zunächst eine Beschreibung der Lage der Schweiz. Dann kommt ein Überblick über die Geschichte des deutschen Reiches bis zur Königswahl Rudolphs von Habsburg, eines festen, milden Herrschers, der sich nicht durch eitle Ehrsucht verleiten liess, die Ansprüche eines verschwundenen römischen Reiches über Italien geltend machen zu wollen. Bei der Erwähnung des Schlosses Habsburg findet sich eine Bemerkung, die Gibbon fast wörtlich in seine Römische Geschichte aufnahm[2]) und die lautet: „Ein kleiner Umfang schliesst die Denkmäler aller Jahrhunderte in sich. Noch jetzt erkennt man Vindonissas Trümmer, der römischen Stadt, die im vierten Jahrhundert von den Allamannen, gegen welche sie als Schutzwehr gedient hatte, zerstört wurde. Sie war der Sitz der 21. Legion und der ersten Bischöfe von Konstanz. Etwas weiter hin sehen wir im Schlossturm von Habsburg ein Bild der Feudaltyrannei und die Wiege von zwanzig Kaisern. In den noch bedeutenderen Überbleibseln der Abtei Königsfelden sind die gestürzten Trophäen des Aberglaubens sichtbar. Im Hintergrund der Landschaft endlich kann die kleine, arbeitsfleissige und reinliche Stadt Brugg für einen unserem Zeitalter nicht unvorteilhaften Vergleichungspunkt dienen.“

Von der Gründung der Städte Bern und Freiburg weg wendet sich Gibbon dann den Urkantonen zu, deren Bergluft, unfruchtbarer Boden und rohe Lebensart den Charakter ihrer Bewohner erzeugten: „Ihnen verdankte das Volk den grossen und starken Körperbau, die heftigen Leidenschaften, die rohen, aber kraftvollen Neigungen, die einfachen und tugendhaften Sitten. Der Schweizer

[1]) Da die mir zugängliche Ausgabe von Lord Sheffields „Miscellaneous Works of Edward Gibbon“ (Basel 1796) das Fragment der Schweizergeschichte nicht enthält, so zitiere ich nach dieser deutschen Übersetzung.

[2]) Decline and Fall“, Vol. VI, S. 391, Note 23.

Digitized by Google

liebte seine Familie und seine Landsleute, ehrte Religion und Gesetz, verachtete mühsame Arbeit, trotzte dem Tode und fürchtete nur Schande. Die Freiheit war ihm über alles teuer und jene Unabhängigkeit, die aus gleich verteiltem Wohlstand und dem Gefühl der eigenen Kraft hervorgeht, war das Hauptgetriebe seines Gemütes. Die Regierungsverfassung der drei Länder war aus der Natur selbst hervorgegangen, und sie hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Die gesetzgebende Gewalt blieb bei der allgemeinen Versammlung der Bürger. In dieser verschwand jeder Rang, alle Stimmen zählten einander gleich, und dieses Kriegsvolk übertrug, seiner Würde eingedenk, dem jährlich neugewählten Magistrat nur die für Handhabung der Gesetze und Ordnung erforderliche Gewalt. Edelleute und Bauern waren in den Volksversammlungen vereint, lernten gegenseitig einander achten und gewöhnten sich an den Gedanken, dass Talent und nützliches Verdienst den Hauptunterschied der Menschen begründen."

Der Ursprung der Eidgenossenschaft wird dann in der altbekannten Weise nach berühmten Mustern erzählt. Einzig die Geschichte Wilhelm Tells findet keine Gnade in Gibbons Augen: „Unser Zeitalter, das mit verständigem Zweifel prüft, was die Vorzeit leichtgläubig hinnahm, scheint eine Dichtung zu verwerfen, die nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat, und es erkennt in Wilhelm Tell nur die Nachnahmung eines dänischen, vielleicht ebenso sagenhaften Helden."

Die Geschichte wird dann noch bis zum Bunde des Jahres 1315 weitergeführt und das Bruchstück schliesst mit den folgenden, warm empfundenen Worten: „Dieses ist eine schwache, aber unparteiische Darstellung der kleinen Staatsumwälzung, die den Schicksalen eines Hirtenvolkes der Alpen neuen Schwung gab. Sie ist der Aufmerksamkeit des denkenden Forschers wert, der, um die Menschen kennen zu lernen, mehr Hütten als Paläste besucht. Ihm ist bekannt, wie oft der Freiheit heiliger Name nur unbillige Vorrechte Weniger bezeichnet hat, und wie häufig die Völker, von ihren Anführern getäuscht und missleitet für Gegenstände Krieg führten, die ihnen überall fremd waren. Sein aufmerksamer Blick weilt ernst und trübe über den Geschichten der Staaten Europas während des langen Zeitraumes gesetzloser Feudalherrschaft; denn es ist ein trauriges Bild, das sie dem Auge der Menschheit ent-

hüllen. Hier sind es Edelleute und Bischöfe, die ihrem Könige den Raub und die Beute unterdrückter Gemeinwesen streitig machen; dort greifen die unglücklichen Gemeinwesen zu den Waffen und entehren durch ausschweifende Wut eine Freiheit, die sie nicht kennen und nicht zu benutzen wissen; einige Freistaaten unter Italiens schönem Himmel verzehren ihre Kraft in Bruderzwisten und werden abwechselnd ihren Tribunen und ihren Tyrannen zur Beute. Nur im Alpentale erscheint ihm das seltene, der Menschheit würdigere Bild eines tugendhaften Volkes, das für die heiligsten Rechte mit gerechten Waffen gefochten, das Mut und Festigkeit während der Gefahr, nach errungenem Siege aber Mässigung gezeigt hat.“

Wie man sieht unterscheidet sich dieses Bruchstück kaum von andern ähnlichen Erzeugnissen des 18. Jahrhunderts: in Poesie und Prosa waren die Schriftsteller gewohnt, in der Schweiz ein Arkadien der Unschuld und des Glückes zu erblicken. Das einzige Verdienst des Versuches liegt, wie das übrigens so oft der Fall ist, darin, dass der Verfasser das von andern bereits erforschte in anziehender, eleganter Form wiedergibt. So wird denn auch wirklich Gibbons Schilderung der Schlacht von Morgarten in J. Cotter Morisons ausgezeichneter Gibbon-Biographie[1]) für wert erachtet, als würdiges Beispiel von Gibbons französischer Schreibweise aufgenommen zu werden. Aber gerade der Umstand, dass der Engländer sich einer fremden Sprache bediente, erregte den Tadel des scharfsinnigen Geschichtschreibers David Hume, der nach der Durchsicht des Manuskriptes in einem Brief an Gibbon, datiert aus London vom 24. Oktober 1767, seinen Landsmann jenen Römern verglich, die Griechisch statt Lateinisch schrieben. Aber wie das Lateinische später zur Weltsprache wurde, so werde einst das Englische dieselbe weitreichende Rolle spielen; darum sei auch kein Grund vorhanden, aus Angst eine englische Schweizergeschichte könnte keine grosse Verbreitung erlangen, sich der französischen Sprache zu bedienen. Wenn auch der Stil Gibbons Hume etwas zu poetisch und bilderreich erscheint, so hat ihm doch die Probe so gut gefallen, dass er den jungen Geschichtschreiber aufmuntert, seine Schweizergeschichte fortzusetzen.[2]) —

[1]) In Morleys „English Men of Letters“, London 1879.
[2]) Dieser Brief Humes ist z. B. abgedruckt in Hill „Memoirs“, S. 310.

Wir wissen, dass sich Gibbon, wohl mit Recht, nicht dazu verstehen konnte, diesem Rate Folge zu leisten; und so begann er denn, sobald die unfruchtbare Aufgabe, die Schweizer Befreiungskriege zu beschreiben, ihn nicht mehr beschäftigte, sein grosses Geschichtswerk in Angriff zu nehmen, das seinen Namen unsterblich machen sollte.

Neben diesem Versuche der Abfassung einer Geschichte seines zweiten Vaterlandes scheint sich Gibbon wenig mehr mit der Vergangenheit der Eidgenossenschaft abgegeben zu haben; denn es will wenig heissen, dass er in seinen kurzen, notizenhaften *Outlines of the History of the World*[1]) unter dem Kapitel: „The Fourteenth Century", die Gründung der Eidgenossenschaft, und in dem Abschnitt: „The Fifteenth Century", die Burgunderkriege ganz kurz erwähnt. Die Notizen beginnen mit den Worten: „The Swiss owe their reputation to their freedom and their freedom to their valour".

Für die Jahre 1762 bis 1764 besitzen wir von Gibbons Hand Tagebuchnotizen über seine Lektüre[2]) und unter diesen finden wir die folgenden auf die Schweiz bezüglichen Einträge:

8. Juli 1762: „'Idylles de Gesner traduites de l'Allemand'. Un Allemand ne peut-il pas être bel-esprit?" Eine Frage, die der französische Jesuit Bouhours, der es für unmöglich erklärt hatte, dass ein Deutscher ein schöner Geist sein könne, jedenfalls mit Nein beantwortet hätte.

Die Lektüre der „Ouvrages sur les Services étrangers" par M. de Bochat am 28. September 1763 veranlasst Gibbon zu der Bemerkung: „Quand la raison serait convaincue, le cœur s'éleverait toujours contre cet usage barbare des Suisses; mais il s'en faut beaucoup que la raison soit convaincue".

Im 47. Bande der „Bibliothèque Raisonnée", deren Nummern Gibbon mit lebhaftem Interesse studierte, fand er noch eine andere Arbeit von de Bochat, nämlich „Mémoires Critiques sur les Suisses", die er aber „vaine et futile science des étymologies" nannte,[3]) wie ein Eintrag vom 10. März 1764 besagt.

[1]) Sheffield, „Miscellaneous Works", Vol. IV, S. 75—126.

[2]) Sheffield, „Miscellaneous Works", Vol. III, S. 72—288.

[3]) Da mir gerade dieser Band der „Bibliothèque Raisonnée" nicht zugänglich war, so kann ich nur vermuten, dass es sich hier um eine Kritik oder

Viele Wochen verwandte Gibbon auf das Studium von Cluvers „Italia Antiqua" und als er am 1. November 1763 über die milde und gerechte Herrschaft der Römer liest, bemerkt er: J'écris dans le Pays de Vaud. Ses habitans doivent être contents de leur état. Qu'on le compare cependant celui de ces peuples d'Italie", dann allerdings waren die römischen Untertanen fast noch besser daran.

Rousseau wird am 8. Februar 1764 erwähnt, als Gibbon eine kleine Broschüre las[1]), die einen auf Gründen Platos beruhenden Angriff auf die nachahmende Poesie und namentlich auf das Theater enthielt.[1]) Diese Abneigung gegen die Bühne sei charakteristisch für einen Genfer Bürger und der erste Teil der Arbeit wimmle von erstaunlichen Unrichtigkeiten und Schwächen.

Noch schlechter kommt Calvin vor dem Richterstuhle Gibbons weg. In dem 2. Bande der „Bibliothèque Raisonnée" fand der englische Freigeist am 2. November 1763 eine Rezension eines Anonymus, hinter dem Gibbon jedenfalls mit Recht einen der Redaktoren, den protestantischen Schriftsteller de la Chapelle vermutet, von einer Geschichte Servets verfasst durch Alevoerde unter den Augen des berühmten niederdeutschen Theologen und Kirchenhistorikers Mosheim. Diese beiden Lutheraner griffen Calvin sehr scharf an, während der französische Rezensent ihn zu verteidigen suchte. Gibbon stimmt mit letzterem nicht überein, was uns kaum in Erstaunen setzen darf. Er sieht vielmehr in Calvins Vorgehen eine schändliche Grausamkeit. In einem freundschaftlich vertraulichen Briefwechsel hatte Servetus Calvin seine religiösen Grundsätze mitgeteilt. Diese Bekenntnisse benutzte Calvin, um dem Spanier den Hals zu brechen. Es müsse allerdings zugegeben werden, dass Calvins Feinde in Genf die An-

---

einen Nachtrag von Bochats grossen dreibändigen „Mémoires Critiques pour servir d'Eclaircissemens sur divers Points de l'Histoire Ancienne de la Suisse" (Lausanne 1747—1749) handelt, die Gibbon übrigens schon 1755 studiert hatte. Georg von Wyss sagt in seiner „Geschichte der Historiographie in der Schweiz", S. 13, über dieses Werk ganz dasselbe wie Gibbon, dass nämlich der Text mit seinen sonderbaren etymologischen Spielereien unbrauchbar sei, was jeder unterschreiben wird, der auch nur oberflächlich in diesen Bänden geblättert hat. Selbst die durchsichtigsten Namen wie Koblenz, Dietwil, Arburg, Eschenbach, Lützelau, Jungfrau etc. etc. werden auf mühsame und gesuchte Weise aus dem Keltischen erklärt.

[1]) Wohl Rousseaus „Lettre à d'Alembert sur les Spectacles" (1758), worin er die Schauspiele für schädlich erklärt.

Digitized by Google

schauungen Servets zu den ihrigen gemacht hatten und dass, um seine Autorität zu behaupten, die Beseitigung Servets eine Notwendigkeit war. Dabei spielte Calvin aber wiederum den Heuchler, indem er in einem Brief die Hoffnung ausspricht, Servet möchte der strengsten Strafe entgehen. Aber gegen das Todesurteil rührte der allmächtige Herrscher Genfs keinen Finger, so dass, wenn man die ganze Angelegenheit ruhig betrachte, man zur Überzeugung kommen müsse, Calvin habe zwar einen scharfen Verstand, aber ein grausames Herz besessen. — Zu derselben Ansicht, Calvin habe einen „esprit dur et farouche“ gehabt, gelangt Gibbon auch wieder am 29. November 1763 nach der Lektüre der „Lettres de Calvin à Jacques de Bourgogne, Seigneur d'Arlais“, in denen der Reformator sich mit einem ehrenhaften Freunde zankt, weil dieser seinem theologischen Eifer ein Opfer entreissen will. — Auch in seiner Römischen Geschichte kommt Gibbon nochmals auf Calvin zu sprechen. Bei Anlass der religiösen Wirren im byzantinischen Reiche[1]) wirft nämlich der Verfasser noch einige Streiflichter auf die Reformation. Er anerkennt die grossartige Befreiungstat der Reformatoren durchaus, findet aber, die geistige Emanzipation sei mehr die unwillkürliche Folge der Reformation als gerade die Absicht ihrer Urheber gewesen, die eher geneigt waren selbst die Stelle der Tyrannen einzunehmen, die sie gestürzt hatten. Und so ist denn Gibbon über Servets Verurteilung durch Calvin empörter als über die Auto da Fés der spanischen Inquisition. Calvins Triebfeder war persönliche Bosheit und vielleicht Neid. Jetzt bestreitet Gibbon, dass Servetus die Sicherheit von Kirche und Staat gefährdet habe: als ein harmloser Fremdling sei er nach Genf gekommen, ohne zu predigen, ohne bekehren zu wollen, und wiederum wird die Veröffentlichung der Privatkorrespondenz zwischen Servet und Calvin durch den letzteren als gemeiner Vertrauensbruch an den Pranger gestellt.

Auf einen viel sympathischeren Geist stösst Gibbon an zwei anderen Stellen, am 7. November 1763 und am 1. Januar 1764, nämlich auf den Albrecht von Hallers. Das erste Werk des grossen Berner Gelehrten, der „Catalogue méthodique des Plantes Suisses“, kann den Geschichtsforscher seines Inhaltes wegen natür-

[1]) „Decline and Fall“, Vol. X, S. 82.

lich wenig anziehen, aber der Verfasser erweckt doch sein ganzes Interesse und er schreibt über Haller: „Ce génie universel a su réunir le feu du poëte avec la sagacité et la défiance du physicien: les connaissances égalent ses talents. Une application soutenue lui fait tout dévorer; une conception facile le fait marcher d'un pas rapide; une mémoire heureuse jusqu'à tenir du prodige, ne laisse rien échapper de ce qu'on lui a confié. Il y a quelques années qu'il soupa chez M. de G. dont la mémoire n'est pas moins surprenante: on y parlait des affaires de Suède, des antiquités de Rome; et le littérateur redressoit toujours le voyageur. Parmi beaucoup d'admirateurs, il a cependant peu d'amis. A Goettingen, à Berne, au pays de Vaud, son caractère fier, violent et ambitieux a toujours révolté tout le monde.“ — Von den Gedichten Hallers, die Gibbon in einer französischen Übersetzung kennen lernte, sagt er, sie zeugen von einer reichen Phantasie, einer kräftigen Sprache und einem philosophischen Tone, den der Verfasser für gut fand, hier anzubringen.

Fügen wir noch bei, dass Gibbon am 8. November 1764 mit Interesse eine kleine Broschüre: „Lettres écrites de la Campagne“, die in einer Montesquieu zu sklavisch nachahmenden Weise die Genfer Wirren, wohl die der Jahre 1707 bis 1738, behandelte, las, so dürfte alles was in diesen Jahren 1762 bis 1764, während deren wir Aufzeichnungen besitzen, von Gibbon über die Schweiz gelesen wurde, erwähnt worden sein.

Und nun noch die Frage, ob Gibbon vielleicht in seiner unsterblichen „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ Anspielungen auf die Schweiz gemacht habe. Einige hierher gehörende Stellen sind bereits namhaft gemacht worden, doch konnte die Ausbeute der Natur der Sache nach nur sehr spärlich ausfallen.

In der Vorrede zum vierten Bande seiner römischen Geschichte schreibt Gibbon ungefähr vier Monate vor seiner Rückkehr nach Lausanne im Jahre 1788: „I shall soon visit the banks of the Lake of Lausanne, a country which I have known and loved from my early youth. Under a mild government, amidst a beauteous landscape, in a life of leisure and independence, and among a people of easy and elegant manners, I have enjoyed, and may

Digitized by Google

again hope to enjoy, the varied pleasures of retirement and society.[1])

Ziemlich am Anfange seines grossartigen Geschichtswerkes[2]) vergleicht Gibbon die Schweizerische Eidgenossenschaft mit dem Bunde der Franken bestehend aus kleinen Stämmen am Niederrhein, die mit Recht den Namen der „Freien" trugen; denn wie in dieser Vereinigung der Franken die einzelnen Teile zwar unabhängig von einander waren, aber doch durch gemeinsame Interessen, Sitten und Gewohnheiten als ein Ganzes galten, so haben auch die Kantone der Schweiz ihre Souveränität bewahrt, beraten sich aber dennoch mit einander über gemeinsame Angelegenheiten ohne eine Oberhoheit anzuerkennen. Aber die Grundsätze der beiden Bünde seien durchaus verschieden. Ein zweihundertjähriger Frieden (Gibbon schreibt dies um das Jahr 1770) hat die weise und ehrliche Politik der Schweizer belohnt. Ein unstäter Geist, Raubsucht und Nichtbeachtung der feierlichsten Verträge schändeten den Charakter der Franken.

Später kommt er auf die Alemannen zu sprechen, die aber nicht etwa wie Servius, ein Erklärer des Vergil, meint von ihren Sitzen am Lacus Lemannus ihren Namen bekommen hätten, und sagt, dass dieses wilde Volk durch St. Columban und St. Gallus christianisiert worden sei. „The latter founded a hermitage, which was swelled into an ecclesiastical principality and a populous city, the seat of freedom and commerce."[3])

Anlässlich Arnold von Brescias Flucht über die Alpen bemerkt Gibbon, dieser Freigeist habe einen sichern und gastfreundlichen Schutz in Zürich, jetzt dem ersten der Schweizerkantone, gefunden. Aus einer römischen Station habe sich Zürich zu einer freien, blühenden Stadt emporgeschwungen, deren tapfere und einfache Bevölkerung die Ideen von Zwinglis Vorläufer willig angenommen und bewahrt hätten.[4])

Diese Zusammenstellungen aus Gibbons Schriften bilden nur wenige Glieder einer langen Kette von Zeugnissen, die bekunden können, wie manche der grössten und besten Geister Englands

---

[1]) „Decline and Fall", Vol. VII, S. 3.
[2]) „Decline and Fall", Vol. I, S. 340.
[3]) „Decline and Fall", Vol. XIII, Seite 64, Note 49.
[4]) „Decline and Fall", Vol. XII, S. 79, 80.

unsere Schweiz zu schätzen wussten, und gerade Gibbon hätte gewiss seine volle Zustimmung gegeben zu dem Ausspruche eines seiner berühmten Landsleute, des Dichters Robert Southey, der in einem Briefe vom 3. Januar 1819 schreibt: „An Englishman feels more at home among the Swiss than with any other people: their religion and their domestic character are more like what he has been accustomed to, one feels that he is breathing free air which is a blessed thing."

Ein schweizerischer Förderer des neusprachlichen Unterrichtes.

Von

E. N. Baragiola.

Am 26. Mai 1908 starb in Bern Gottlieb Stucki (geb. 1854 in Hinterkappelen bei Bern), Lehrer am stadtbernischen Mädchenseminar und Dozent der Methodik an der bernischen Universität. Weithin war tiefe Trauer ob dem Verlust des Trefflichen, Allverehrten. Vieles wurde über ihn geschrieben aus schmerzerfüllten Herzen heraus. Von den verschiedensten Seiten wurde seine befruchtende pädagogische Tätigkeit gepriesen, wurde er dargestellt als unvergesslicher Lehrer und Berater.[1]) Nichts oder kaum etwas aber wurde gesagt über seine Verdienste als Förderer des neusprachlichen Unterrichtes. Um so mehr erscheinen sie erwähnenswert in diesem Sammelbande, da er dem aussergewöhnlichen Anlasse geweiht ist, durch den wir alle hoffen, dass der neusprachliche Unterricht im Schweizerlande neues Leben und — man gestatte mir den Ausdruck — neue Lebensmittel empfangen werde.

Stucki war nicht Neusprachler. Am Seminar unterrichtete er Realien und Deutsch. Seine mannigfachen Kenntnisse erstreckten sich insbesondere auf die Gebiete der Geographie und der Naturwissenschaften, hauptsächlich der Botanik. Vor allem aber war er ein Mann von weitgehender pädagogischer Einsicht und von hervorragendem pädagogischen Geschick, ein tapferer Verfechter in Wort und Schrift und vornehmlich in der Tat alles lebensvollen, natürlichen

---

[1]) Ich verweise nur auf das Lebensbild in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ 1908, Nr. 23, Pag. 213—14, und auf das Charakterbild „Einem Idealisten“ in „Wissen und Leben“ 1908, Heft 6, Pag. 258—63.

praktischen, tiefgründigen Erziehungsunterrichtes. Er veröffentlichte, ausser einem populärwissenschaftlich-philosophischen Werke, einem Bändchen berndeutscher Kinderverse und einigen Lehrbüchern, eine Reihe anerkannter methodischer Schriften kleineren und grösseren Umfanges, worunter indes nichts über neusprachlichen Unterricht.[1]) Und dennoch war er ein Vorkämpfer für dessen Reform, und reichlicher Erfolg lohnt seinen Kampf. Pedanten mögen es als unwissenschaftlich ansehen, von einem derartigen Förderer des neusprachlichen Unterrichtes an diesem Orte zu reden. Andere aber werden es geboten und gerecht finden. Und mir ist's, dem unvergleichlichen Lehrer gegenüber, eine liebe, wenn auch nicht ganz leichte Pflicht.

Wie kam Stucki zu besonderem Interesse für den neusprachlichen Unterricht und wie zu dessen Förderung? — Als geborener Pädagoge nahm er an allen Erziehungs- und Schulfragen intensiven Anteil. Zu seinem steten Bedauern hatte er übrigens an sich selbst erfahren müssen, was ein schlechter, ungründlich und unpraktisch erteilter Französischunterricht zu Tage fördert, und das bestätigten ihm seine Beobachtungen an Andern. Ferner: die Lektüre pädagogischer Zeitschriften lenkte seine Aufmerksamkeit mehrfach auf das vielumstrittene Gebiet, über das er sich gerne und nicht ohne Gewinn mit verschiedenen Kollegen unterhielt, vorab, während seiner Basler Jahre, mit Dr. Peter Schild[2]), später in Bern mit Dr. Louis Gauchat, dem jetzigen Romanisten

---

[1]) Ausnahme: Einiges in seinen „Vorschlägen zu einem neuen Unterrichtsplan für zweiklassige Sekundarschulen", Schweiz. Lehrerzeitung 1907, Nr. 11 und 12. Stucki beabsichtigte übrigens, die methodische Anordnung eines Lehrbuches des franz. Unterrichtes für bernische Sekundarschulen niederzuschreiben, das als Ersatz für die, modernen Anforderungen nicht mehr genügenden Banderet-Reinhardschen Lehrbücher dienen sollte. Ob diese Absicht zur Wirklichkeit geworden wäre? — Kurz vor seinem Tode erlebte er ja in vielen Hinsichten noch helle Freude an dem ansprechenden, beachtenswerten Lehrbüchlein seines ehemaligen Methodikschülers Otto Eberhard: „Je parle français", Conversations et lectures françaises à l'usage des écoles, 1e partie: cours élémentaire, dem nunmehr schon 2. und 3. Teil gefolgt sind, und er wünschte ihm Anerkennung und Verbreitung.

[2]) Verfasser des von Stucki vielfach empfohlenen „Elementarbuches der französischen Sprache, nach den Grundsätzen der Anschauungsmethode und unter Benutzung der acht Hölzelschen Wandbilder"; Basel, Birkhäuser 1894. Vgl. darüber Dr. L. Gauchat: „Zur Reform des Französisch-Unterrichts nach den Prinzipien der Anschauungsmethode, unter besonderer Bezugnahme auf das Elementarbuch von Dr. P. Schild"; Schweiz-Lehrerzeitung 1896, Nr. 6, 7 u. 8.

Digitized by Google

an der Zürcher Universität. Wie manchmal mögen die kurzen sonnigen Pausenspaziergänge über die Kleine Schanz, die der romanische Philologe und Philologiepädagoge und der philosophisch-pädagogische Naturwissenschaftler vom Bundesgassschulhause aus zusammen unternahmen, mit eifriger neusprachlicher Diskussion erfüllt gewesen sein! Und dann, die bernische Sekundarschule hat auf dem Lande 4, in der Stadt 5 Jahreskurse, die fürs Französische hohe Stundenzahlen aufweisen; an der stadtbernischen Mädchensekundarschule in den vier unteren Klassen 5, in der letzten Klasse 4 Wochenstunden, wie für die Muttersprache. So viel, nach Stucki zu viel Zeit, sollte doch bestmöglich ausgenutzt werden und Ansehnliches hervorbringen, um so mehr, als in dem Grenzkanton Bern etwelche Beherrschung des westlichen Nachbaridioms notwendig erscheint. Während Stucki, den Anforderungen moderner Pädagogik folgend, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, auf seinen eigensten Gebieten, der Heimatkunde, der Geographie und der Naturwissenschaften nicht nur, sondern auch des Rechnens, des Zeichnens und der Muttersprache, die neuen Bahnen wies und hiemit vorab dem schweizerischen Volks- und Seminarunterricht höchstwertige Dienste leistete, sah er ein, dass die gleichen Segnungen moderner Pädagogik auch dem neusprachlichen Unterrichte zu gut kommen sollten. Er fasste also dessen Reform nicht, wie andere, sonst nicht unbillige Pädagogen, als Laune oder gar als Verirrung auf, sondern als die natürliche Folge allgemein pädagogischen Fortschreitens. So kam er, ähnlich Wilhelm Münch, vom Allgemeinen zum Besonderen, zum neusprachlichen Unterricht, auf den er da und dort anregend zu wirken begann. Bezeichnenderweise glauben die nun, neusprachlichen Unterricht erteilenden früheren Seminaristinnen Stuckis, aus all seinem Unterricht, nicht zum geringsten Teil aus seinen eindrucksvollen Unterweisungen in Geographie und Naturwissenschaften, zur Ausarbeitung ihrer eigenen Lehrmethode ebenso viel gewonnen zu haben, wie durch seine methodischen Anleitungen an der Hochschule: so werbend war sein Seminarunterricht und so überzeugte er von der Notwendigkeit gleicher Richtung und gleichen Sinnes auf anderen Lehrgebieten.

Es drängte Stucki, für die dringliche Förderung des neusprachlichen Unterrichtes im Bernerlande, insbesondere auf der

Sekundarschulstufe, nicht nur viel zu wünschen und einiges anzuregen, sondern etwas zu tun.[1]) Dazu bot sich ihm Gelegenheit, als ihm 1898 der Methodikunterricht an der Lehramtsschule der Universität Bern übertragen wurde. Dies war eine teilweise Nachfolgerschaft von Prof. Hans Rudolf Rüegg. Voll hohen Eifers machte er sich ans Werk, die jungen Kandidaten, Gymnasialabiturienten und Seminarabiturienten ohne Schulpraxis, denen sich stets bewährte Lehrer verschiedener Stufen als fleissige Hörer beigesellten, in allgemein didaktische Probleme und vor allem in die Methodik sämtlicher Sekundarschulfächer einzuführen, was ihm dermassen gelang, dass die Zuhörer, bei der Durchnahme eines jeden Faches, das Empfinden hatten, dem Meister sei an dem betreffenden besonders viel gelegen. All diesen Unterricht erteilte er mit Frische und Gründlichkeit, trotz öfteren körperlichen Leiden, und, bei aller Schlichtheit, mit Wärme und viel Originalität. Auf sein eigenes akademisches Wirken lässt sich aus folgenden Auseinandersetzungen schliessen, die er in Stunden der herben Bitternis und dennoch des siegenden Idealismus schrieb: „.... Muss denn die methodische Belehrung den Charakter von Rezept oder Zwangsjacke annehmen? Alle diejenigen Lehrenden, die ihren Beruf nicht als Handwerk, sondern als eine allmählich aus dem Ganzen der erziehenden Persönlichkeit sich entwickelnden Kunst ausüben, werden doch zugeben, dass diese Kunst, wie alle anderen Künste, der ersten Wegleitung nicht entraten kann, dass sie weiterhin gefördert wird durch Einsicht, Übung und Beispiel. Das Ziel des Methodiklehrers ist nicht Zwang, sondern Freiheit, nicht blindes Nachbeten, sondern Selbständigkeit, nicht Einengung des erzieherischen Geistes, sondern freie Entfaltung desselben, und vor allem: Verständnis und Liebe für den

---

[1]) Ich muss bemerken, dass Stucki indes nicht der Erste war, der im Kt. Bern für neusprachliche Unterrichtsreform eintrat. Verdienstliche Anregungen hatte in dieser Hinsicht Dr. Heinrich Morf, als Universitätsprofessor, gegeben, sowie sein Nachfolger Dr. Emil Freymond, Dr. Louis Gauchat, als Lehrer an der stadtbernischen Mädchenschule und Privatdozent (der übrigens später als Universitätsprofessor auch ein methodisches Kolleg las), Fräulein Martha Schärer, dessen Schülerin, als Lehrerin an der Mädchensekundarschule, Herr Karl Lützelschwab, als Lehrer am stadtbernischen Gymnasium, und vielleicht noch andere, im stillen schaffende Pioniere. Von der Ostschweiz aus wirkte indirekt Sines Alge, wenn auch nicht durchweg überzeugend, so doch aufmunternd und befruchtend, ganz abgesehen von andern indirekten, schweizerischen und vor allem ausländischen, besonders deutschen (Viëtor!) Einflüssen.

hohen Beruf.[1]) — So viel Stucki aus Wissen und Erfahrung und Enthusiasmus auf dem Lehrstuhl zu bieten vermochte und so viel er sich, nicht nur allgemeiner Winke, sondern eingehender Weisungen befleissigte, er betonte doch — ich wiederhole das besonders gerne — dass die Methode wohl aus des Lehrers Studien und Überlegungen hervorgehen müsse, dass sie aber auch aus seinem Empfinden hervorgehen dürfe, und dass sie elastisch sein soll, angepasst den Verhältnissen der Schule und durchdrungen von der Persönlichkeit des Lehrers.

An der Universität hatte Stucki, in einem zweisemestrigen Kurse, zwei Wochenstunden zu erteilen. Zumeist trug er vor. Etwa zog er die Kandidaten zur Mitarbeit und Diskussion heran oder liess sie Unterrichtsstunden skizzieren. Zur Veranschaulichung erteilte er selbst etwa eine Lektion oder liess solche durch bewährte Sekundarlehrer und Sekundarlehrerinnen erteilen. Ausserdem veranlasste er die Kandidaten zu praktischer Betätigung in Schulklassen, an der städtischen Mädchensekundarschule und am städtischen Mädchenseminar, wo der Unterricht ja zum guten Teil in seiner schöpferischen Hand lag. Im Jahre 1907 setzte es Stucki, nach allerlei Kämpfen und nach Androhung des Verzichtes auf sein Dozententum durch, dass diese von ihm eingerichteten und ihm von grösster Wichtigkeit scheinenden praktischen Übungen, durch eine Abmachung zwischen Staat und Stadt Bern geregelt wurden.[2]) Seither stehen drei Lehrer der Knabensekundar-

[1]) Schweiz. Lehrerzeitung 1907: „Aus der bernischen Lehramtsschule", Persönliches und Sachliches", Pag. 60.

[2]) Stuckis Demissionserklärung erregte in bernischen und schweizerischen pädagogischen Kreisen derartiges Aufsehen, dass alsbald in der Presse mehrfach davon die Rede war. Mehrere seiner Schüler traten für ihn ein. Unter viel schwerwiegenden Worten war da zu lesen: „Auch auf fremdsprachlichem Gebiete werden sie (die Lehramtskandidaten) schon seit Jahren mit der modernen Anschauungsmethode vertraut gemacht, die in der bernischen Mittelschule allmählich Boden fasst. Wir stehen nicht an zu behaupten, dass dieser Methodikunterricht für den Studenten, der nach bestandener Reifeprüfung an die Universität zieht und sich auf das Sekundarlehrerexamen vorbereitet, zu dem Wichtigsten gehört, was ihm an der Hochschule vermittelt wird für seine spätere Lehrtätigkeit." („Bund", 1907, Nr. 34.) Während des auf die eingereichte Demission folgenden einstweiligen Stillschweigens der bernischen Erziehungsdirektion stellte ein bekannter schweizerischer Pädagoge, nach rühmlicher Hervorhebung Stuckis, die bedeutsame Frage: „Ist der Staat Bern wirklich so reich, dass er derartige Kräfte brach liegen lassen kann?" (Schweiz. Lehrerzeitung 1907, Pag. 54.) Dann erfolgte Stuckis obenerwähnte Erklärung „Aus der bernischen Lehramtsschule etc." und bald darauf die glückliche Lösung mit Erfüllung seiner berechtigten Wünsche.

schule, zwei Lehrer und drei Lehrerinnen der Mädchensekundarschule dem Methodiklehrer der Universität helfend bei. Es ist anzuerkennen, wie, vor dieser Abmachung, einige Lehrer und Lehrerinnen der Mädchensekundarschule Stucki freundlich entgegenkamen und seinen Kandidaten Gelegenheit boten, sich in ihren Klassen zu betätigen. Ich nenne fürs Französische gerne Frl. Marie Garraux. Später gesellten sich dieser Frl. Dora Martig und Frl. Martha Wyttenbach bei, die, sowie Frl. Garraux, nachdem sie Stuckis Schülerinnen gewesen, dessen nützlicher Stab wurden, zum Erfolg seiner Bemühungen nicht unwesentlich beitrugen und auch jetzt noch gewissermassen als Musterlehrerinnen amtieren.[1])

Der Kandidat, der eine Unterrichtsübung übernahm, musste dies wohlausgerüstet tun. In Stuckis ersten Dozentenjahren geschah es folgendermassen: Vorerst hörte der Kandidat in der Klasse, in der er unterrichten sollte, ein Stunde zu, um einen Vorbegriff und eine Anknüpfung zu gewinnen und sich mit deren Lehrer oder Lehrerin zu besprechen. Alsdann schrieb er seine Unterrichtsübung ausführlich nieder, verfertigte also eine schriftliche Präparation, die er Stucki privatim, eventuell mehrmals vorlegte und mit ihm durchnahm. Daraufhin erst trat er vor die Klasse. Von wie herrlicher Fruchtbarkeit waren diese privaten Unterredungen! Man hört viel und zum Teil nicht Unberechtigtes gegen das schriftliche Vorbereiten der Unterrichtsstunden. Wer dies bei Stucki getan, wird zugeben, dass es, wenigstens für Anfänger, vom Erspriesslichsten und Förderndsten ist. Wohl wird und soll man nicht all die Möglichkeiten, welche die Stunde bieten kann, voraussehen wollen. Der Lehrer muss gewappnet genug sein, auf das Nützliche, wenn schon Ungeahnte, das die Schüler veranlassen, bis zu einer gewissen Grenze einzugehen. Auf die Einheit, Festigkeit, Geschlossenheit und Folgerichtigkeit aber, wozu so vorbereitete Stunden heranbilden, wird er nicht gerne verzichten mögen. Vor allem auch nicht auf die dadurch am besten zu erlangende gute Fragestellung: „Jede Frage muss einen Zweck haben, jede Antwort muss ein Baustein sein“, sagte Stucki einmal, dem das zahlreiche armselige

---

[1]) Ich möchte an dieser Stelle noch einer trefflichen Schülerin Stuckis, Frl. Rosalie Glauser, Sekundarlehrerin in Bern, gedenken, die mir einiges Material für diese Arbeit zur Verfügung stellte.

Heer der überflüssigen und Verlegenheitsfragen zuwider war. Noch mehr indes als den Einzelheiten der Präparation schenkte Stucki seine Aufmerksamkeit deren Gedankengang. Wie geschickt und überzeugend wusste er einen zu leiten, wenn man Irrwege betreten hatte! Mit wie viel Gewandheit und Gründlichkeit ging er da zu Werk und zugleich mit wie viel Takt! Es war doch etwa einmal dem jungen denkenden, strebsamen Kandidaten nicht leicht, auf einen mit Mühe und Sorgfalt gefundenen Weg zu verzichten und einen andern, wenn schon durch die Erfahrung und die Kunst des Meisters gefundenen, einzuschlagen. Aber da lernte man einsehen, und zugleich lernte man den immer höher schätzen, der auf so verschiedenen Gebieten so klar sah und so viel wusste und der freiwillig so manche Stunde zum Nutzen seiner Schüler opferte. — So peinlich Stucki etwa einmal, aus begreiflichen Gründen, bei diesen Vorbesprechungen sein musste, so weitherzig war er, trotz aller Schärfe, bei der Nachbesprechung, d. h. beim Urteil über die erteilte Stunde, der er zumeist beiwohnte. Er machte einen wohl auch da auf allerlei Kleinigkeiten und Äusserlichkeiten aufmerksam, doch nur nebenbei, ohne einen irgendwie zu beängstigen, und immer wieder betonte er, dass vielerlei Technisches, bei gutem Willen, durch die spätere Vollpraxis erreichbar wäre. Vor allem kam es ihm da auf die Entwicklung der Stunde an, auf deren Geist, auf deren Leben und Eindrucksmacht. Und wie froh war er und wie herzlich drückte er einem die Hand, wenn er sich in dieser Hinsicht befriedigt fühlte, vor allem, wenn er sagen konnte: „Es war interessant!“ Und wie gerne sprach er einem Mut zu und ging auf alle durch die praktische Probe erwachsenden Fragen ein! Solche Unterrichtsübungen waren Ereignisse und leuchten noch nach vielen Jahren mahnend und ermunternd nach. Auf dem besonders umstrittenen Gebiete des neusprachlichen Unterrichtes waren sie doppelt nützlich, weil so sich der Kandidat am besten davon überzeugen konnte, wie ergiebig und erquicklich für Schüler und Lehrer eine Stunde nach Reformgrundsätzen sich gestalten kann, wenn diese ernstlich aufgefasst und lebensvoll durchgeführt werden. In der letzten Zeit, da sich die Kandidaten stetig mehrten, überliess Stucki einen Grossteil der privaten Anleitung zum Unterricht den dazu bestimmten Lehrern und Lehrerinnen, von denen er eingehende Berichte über die Leistungen der Kandidaten erhielt.

Ich muss hervorheben, dass, wiewohl Stucki die Notwendigkeit einer Reform des neusprachlichen Unterrichtes aus tiefgründigen Überlegungen herleitete, und es ihn aufs peinlichste berührte, diese Frage irgendwie oberflächlich behandelt zu wissen, die Reform für ihn im wesentlichen eine Besserung nach der praktischen Seite bedeutete, da er insbesondere die Sekundarschule im Auge hatte. Er erklärte die Existenzberechtigung des Französischunterrichtes an Sekundarschulen, ohne ihm erzieherische Werte abzusprechen, ausschliesslich aus dem Prinzip der „Kulturgemässheit" (Diesterweg!). Daher lautet die von ihm formulierte Zielangabe für den Französischunterricht an Sekundarschulen nur: „Möglichst vollkommener Besitz des französischen Idioms in Wort und Schrift."[1]) Stucki gab gerne zu, dass auf höheren Stufen (Mädchenfortbildungsschule, Seminar, Gymnasium, Realgymnasium, Industrieschule) die Zwecke und Ziele des neusprachlichen Unterrichtes zum Teil andere, d. h. verschiedentlich und umfassend bildende, also innigere sein müssen, und dass sich danach auch die Lehrweise zu richten habe. Leider konnte er, durch seine Hauptaufgabe völlig in Anspruch genommen, in den 12—15 Stunden, die er etwa der Methodik des neusprachlichen Unterrichtes widmete, nichts Näheres sagen über dessen Gestaltung an den erwähnten höheren Schulen, also nichts z. B. über schwierigere Lektüre und Literatur. Ich weiss aber, dass er in dieser Hinsicht, obwohl kein Freund der Anleitung zu vielerlei Sprachlernerei, kein Freund also eines einseitig neusprachlich belasteten Stundenplanes, allen von starken Idealen getragenen Bestrebungen zugänglich war.

Sonderbar berührt es, dass er, in dessen Deutschunterricht eifrige Sprachbeobachtungen getrieben wurden und der solche (Lautwechsel, Wortbildung etc.) auch für die Fremdsprachen empfahl, öfters hervorzuheben pflegte, die Sprachen seien nur Formen, nur Gefässe, nur Vehikel, und es käme allein auf das durch sie Ausgedrückte an, also auf das Was. Dass jedes Wort

[1]) Aus den schon erwähnten „Vorschlägen zu einem Unterrichtsplan für zweiklassige Sekundarschulen." Die sog. „zweiklassigen Sekundarschulen" sind von nur zwei Lehrern geführt, so dass der eine Lehrer 1. und 2., der andere 3. und 4. Schuljahr je miteinander unterrichten. Die Zielangabe hätte Stucki auch für fünfklassige Sekundarschulen nicht anders formuliert und kaum den Lehrstoff erweitert, der bei mehr Zeit und günstigeren Umständen um so sicherer und beweglicher eingeprägt werden kann.

Digitized by Google

an und für sich ein Stück Kulturgeschichte bedeutet, und dass die Sprachen gewissen Inhalt jeweilen auf besondere Art ausdrücken, also das eigenartige Wie und Warum so, schien er somit in der Theorie zu unterschätzen. Und doch kann schon in der Sekundarschule durch Sprachdeutung, auf die Fremdsprache als Eigenwert wenigstens aufmerksam gemacht werden und diese, wie die Muttersprache, wenn auch nur in bescheidenem Masse, betrachtet werden als Spiegel einer bestimmten Anschauungs- und Empfindungsweise; nicht als reine Begriffssprache, wie es die internationalen Hilfssprachen nur sein können, sondern als bedeutungsvoller Ausdruck tiefinnerer Eigenart, als kulturgewordenes Phänomen, mit andern Worten, gewissermassen als Inhalt an und für sich. —

Ich erachte es als überflüssig, wenn auch nur im Auszug, alles das wiederzugeben, was Stucki über neusprachlichen Unterricht vortrug, da sich dies zweifellos vielfach mit der Praxis oder doch mit den Absichten oder wenigstens mit den Kenntnissen der Leser decken würde, und hebe nur kurz einiges von dem hervor, was er in seinen Kollegien am eindringlichsten besprach und seinen Schülern zu besonderer Überlegung empfahl, und was seine Stellungnahme zur neusprachlichen Unterrichtsreform am deutlichsten charakterisiert.

Zum Beispiel:

Die Erlernung der Mundsprache muss Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichtes sein und kommt dem Erlernen der Schriftsprache zu gut. —

Nicht übersetzen, auch deshalb nicht, weil die Schüler bei der Übersetzungsmethode den fremden Sprachton nicht erreichen. — Es versteht sich, das Stucki die Übersetzung bekämpfen musste. Immerhin liess er sie zu Kontrolle und Prüfungszwecken gelten und gestattete, dass Worte abstrakter Natur mit halblauter Stimme ins Deutsche übersetzt wurden. Sonst leistete Stucki den Halbheiten sicher keinerlei Vorschub, ein so ganzer Mann wie er war. Er sah aber ein, dass aus der Französischstunde so viel wie möglich jeder deutsche Gehörseindruck ausgeschaltet werden soll. Und als Pfleger der Muttersprache und warmer Förderer des muttersprachlichen Unterrichtes, in dem er die Krone alles Unterrichtes erblickte und den er selbst mit Vorliebe erteilte, musste ihm das in vielem fremdsprachlichen Unterrichte wuchernde

Muttersprachbrocken- und Verunstaltungssystem verwerflich erscheinen. —

Etwas punkto Phonetik: Stucki war kein Anhänger eines systematischen Phonetikkurses mit phonetischer Schrift. Der Lehrer möge allerdings phonetisch so gründlich wie möglich geschult sein. Für die Schüler genüge, bei intensiver Inanspruchnahme des Ohres und der Sprachwerkzeuge und stetem Hinweis auf die spezifisch französischen Laute, eine tüchtige Aussprache- und Sprechschule im Anschluss an die ersten Konversationsübungen. — Vielleicht würde ein Schulbesuch bei einem bewährten Phonetikmethodiker, etwa bei Direktor Dr. Max Walter im Realgymnasium-Musterschule zu Frankfurt a. M., dessen methodische Schriften er übrigens zu empfehlen pflegte, Stucki davon überzeugt haben, dass eine solche phonetische Einführung Treffliches zu Tage fördern kann, der Aussprache gegenüber oft ein geradezu erstaunliches Verantwortungsgefühl. —

Etwas über Veranschaulichung: Stucki empfahl auch für den neusprachlichen Unterricht die Herbeiziehung und massvolle Verwertung verschiedenartiger nützlicher Veranschaulichungsmittel. In einem allgemeinpädagogischen Kolleg sagte er einmal, er, dessen durch mancherlei interessantes äusseres Anschauen unterstützter Schulunterricht doch vor allem ein auf inneres Anschauen, auf inneres Erfassen und Durchleben gerichtetes Erziehen war: Eines der sichersten Kriterien für die Gewissenhaftigkeit des Lehrers ist die Qualität und Quantität der Veranschaulichungsmittel. — Diese Behauptung könnte unter Umständen auch zu ungerechter Beurteilung führen, und doch liesse sich, gerade im neusprachlichen Unterricht, was die Veranschaulichung anbelangt, noch vieles tun, so auf kulturhistorischem Gebiete, und man dürfte dabei die Geschmacksanforderungen wohl einmal definitiv über das Geschmacksniveau der seinerzeit ja sehr verdienstlichen Hölzelschen Wandbilder und Eglischen Bilderreihen etc. erheben. —

Ein anderes: von Anfang an muss darauf ausgegangen werden, die Schüler mit der Fragestellung vertraut zu machen, da diese für die Konversation, vorab beim Betreten fremden Sprachgebietes, besonders erforderlich ist und gut Fragen ein gut Stück Selbsthilfe bedeutet. —

Ferner: Keine Sprachübung mit leeren Formen: nur an ver-

standenem Sprachmaterial soll geübt werden. Feste Einprägung des notwendigen Grammatischen; aber darob nicht vergessen, dass auch die Fremdsprache vornehmlich Mittel zum Gedankenaustausch und zur Weiterbildung im allgemeinen ist, nicht Illustrationsmaterial zu grammatischen Regeln. —

Endlich: Auch auf Kosten der Vielheit überall die Klarheit; denn vor allem muss erzogen werden, wozu auch das fremde Idiom beitragen soll; jedes chaotische Wissen und jedes Scheinwissen gefährdet die Gesinnung. —

Für die schriftlichen Arbeiten, vom Abschreiben bis zum selbsteigenen Entwerfen, die er gerne ziemlich früh, schon in den ersten Wochen, beginnen sah, empfahl Stucki besondere Berücksichtigung der Individualität der Schüler und baldige freie Bewegung der Begabten und Expansiven, sowie reichliche Verwertung der persönlichen Erlebnisse und der Tagesvorkommnisse. Also auch hier, im Kleinen, das Leben umfassen und zu beherrschen suchen. — Das ist für Stucki besonderes charakteristisch. Denn dieser treue Kämpfer pflegte wacker in alles Leben hineinzugreifen. Er trug manche Wunde davon. Aber, wenn auch sein Körper allzufrüh versagte, er war doch innerlich stark und stolz genug, zu überwinden und immer wieder zu glauben und im Lehramt und für das Lehramt, von dessen Zukunftskraft er überzeugt war, sein Bestes zu geben. In einer weihevollen Stunde sprach er einmal die leid- und freudewahren Worte aus — sie mögen der jungen kampfgewohnten und etwa kampfmüden Generation der pädagogisch tätigen Neusprachler besonders angebracht scheinen —: „Wer im Unterricht seine Persönlichkeit einsetzt, der reibt sich zwar auf und darf Enttäuschungen erwarten; aber der Lehrer muss Idealist sein.“ —

Ich unterbreite nun Stuckis obenerwähnte „Vorschläge“, aus denen die Zielangabe schon angeführt wurde. Dieser folgen die Teilzielangaben:

„a) Befähigung, seine Urteile, Wünsche und Befehle im Rahmen des Alltäglichen idiomatisch verständlich auszudrücken und diejenigen Anderer aufzufassen und zu verstehen. b) Verständliche Lektüre eines einfachen Sprachstückes und Auffassung seines Inhaltes. c) Selbständige Abfassung eines kleinen Aufsätz-

chens, insbesondere Briefchens, das völlig verständlich und einigermassen korrekt sein soll."

Als Mittel zur Zielerreichung führt Stucki an:

„a) Stete Übung des Gehörs und der Sprachwerkzeuge durch Konversation und Lektüre unter genauester Kontrolle der Lautrichtigkeit. b) Erwerbung eines Vocabulaires von 2000—3000 Wörtern, nach dem Grundsatz „vom Nahen (Konkreten und Alltäglichen) zum Fernen (Abstrakten)". c) Erklärung und Einprägung der Orthographie, der wichtigsten Flexionsformen und der wichtigsten Stilregeln, soweit solche aus dem bearbeiteten Sprachmaterial sich ergeben. d) Tägliche Übung im Schreiben, wobei vom Auf- und Nachschreiben einzelner Wörter und Sätzchen allmählich zu freierer Satzbildung und schliesslich zur Nachbildung, Umbildung und mehr oder weniger freien Gestaltung kleiner zusammenhängender Sprachganzen übergegangen wird. e) Memorieren und Rezitieren kleiner Musterstücke, insbesondere Erzählungen, Sprüche, Rätsel, Verschen etc."

Ich lasse nun gerne die von Stucki gedachte Anordnung des Lehrstoffes folgen:

„1. Schuljahr: Erwerbung und feste Einprägung eines Vocabulaires von ca. 800 Wörtern (4—6 pro Stunde) aus dem Gebiete der sechs Haupt-Wortarten auf Grund direkter Anschauung, bezw. Demonstration (Substantiv, Adjektiv, Numerale, Verb, Pronomen, Präpositionen); Flexion der gelernten Substantive, Adjektive und Pronomen; die zu einfacher Satzkonstruktion nötigen verbalen Formen. Aufschreiben von Wörtern und Sätzchen; schriftliche Beantwortung von Fragen; grammatikalische Umbildung kleiner Lesestückchen; Bildung eigener Sätzchen. Memorieren und Rezitieren.

2. Schuljahr: Bereicherung des Wortschatzes auf Grund direkter und indirekter Anschauung, Konversation und Lektüre. Kleine Beschreibungen und Erzählungen als Lektüre zu inhaltlicher und grammatikalischer Besprechung. Eingehende Behandlung verbaler Formen ohne Conditionnel, Subjonctif und Partizip. Beantwortung von Fragen; grammatikalische Umbildung von kleinen Lesestücken; kleine Nachbildungen.

3. Schuljahr: Erweiterung des Wortschatzes vorzugsweise auf dem Gebiete der innern Anschauung, also durch Konversation

und Lektüre. Lektüre und Besprechung grösserer einfacher Darstellungen. Gesetze und Unregelmässigkeiten in der Flexion der Substantive, Adjektive und Pronomen; Rektionen; Conditionnel, Subjonctif und Partizipien des Verbes. Nachbildungen und Versuche in kleinen selbständigen schriftlichen Produktionen.

4. Schuljahr: Erweiterung des Wortschatzes, wie oben, sowie durch Einführung in die Wortbildung. (Gelegentliche Ableitungen schon früher.) Lektüre und Konversation mit gesteigerten Anforderungen. Ergänzende Übersicht des behandelten grammatikalischen Stoffes; häufig auftretende Gallizismen; Beleuchtung und Zusammenstellung der Unregelmässigkeiten in der Konjugation (solche sind aus dem Lautbestande zu erklären). Übung in der kleinen Korrespondenz."

Daran schliesst Stucki einige Bemerkungen, die hier nicht mehr angeführt zu werden brauchen, da sie im wesentlichen oben Besprochenes andeuten. Die klaren und für sich selbst redenden Vorschläge bedürfen auch keines weiteren Kommentares. Reformfreundlichen Neusprachlern können sie übrigens nicht viel neues bieten. Einzelheiten derselben mag man sogar bestreiten. Sie bleiben doch ein kleines Dokument weiter Umsicht, tiefer Einsicht und, bei aller Anlehnung an die anerkanntesten Vorbilder, eines unabhängigen, selbständigen Sinnes. Immerhin aber — das muss ich zum Schlusse betonen — bedeuten sie, wie überhaupt alles Neusprachlich-Methodische, den Ausdruck eines nur bescheidenen Teiles der Geisteskraft und Lebensarbeit und der reichen Seele ihres Urhebers. In diesem Bande sollte Stucki nur als Förderer des neusprachlichen Unterrichtes Erwähnung finden. Wollten alle, die er, in verschiedener Hinsicht, für Schule und Leben ausgerüstet hat, das Ihrige beitragen, sein ganzes Wesen und Wirken zu schildern, einen eigenen vollen Band würde es ausfüllen und der gälte — ich will das wenigstens andeuten — dem überaus tüchtigen Pädagogen und Methodiker nicht nur, sondern dem seltenen Menschen und Menschenbeglücker.

La lecture de Voltaire dans les classes supérieures des gymnases d'Allemagne et de la Suisse allemande est-elle indiquée?

Par

J. Vodoz.

Les quelques remarques qui vont suivre paraîtront peut-être déplacées dans une œuvre de pure érudition, car, en vérité, elles ne contribueront nullement aux progrès de la science, elles ne découvriront pas de nouveaux horizons vers lesquels l'esprit de recherche puisse tourner ses regards, sûr de trouver de nouvelles occasions de s'exercer. Mais, si les éditeurs de ce volume ont cru devoir accorder une place à des idées qui sont le résultat d'une certaine pratique de l'enseignement, c'est qu'ils se sont dit que ces pages seront parcourues surtout par des hommes animés d'un réel intérêt pour les questions de didactique et de méthode: leur présence à un congrès de néophilologues le prouve, elle témoigne de leur désir sincère de se rapprocher toujours davantage de l'idéal que les orateurs de nos derniers congrès ont si bien su mettre en lumière. On nous a rappelé, en effet, que le but de l'enseignement des langues modernes est très élevé et ne consiste pas simplement en exercices de l'esprit, mais que le devoir sacré de tout professeur est d'agir sur le cœur et la conscience, pour amener la jeunesse à apprécier ce qu'il y a de bon et de beau dans le caractère des peuples étrangers, afin que des sentiments de charité se développent et arrivent à prédominer dans les rapports entre les hommes. Cette idée est belle; est-il permis de la compléter en ajoutant qu'il est, également, de notre devoir de faire comprendre que, souvent, certaines manifestations de l'esprit humain, qui, au premier abord, paraissent néfastes, et que l'on cherche à éviter, ont eu pourtant, lorsqu'on les examine de près, et avec le sérieux nécessaire, leur bon côté et ont contribué, elles aussi, au progrès?

Ce qui nous pousse donc à choisir, comme sujet de ce travail, l'étude du plus grand prosateur du XVIII[e] siècle dans les classes supérieures de nos gymnases, c'est, en premier lieu, le désir de voir l'attention de nos collègues se reporter sur cette époque si importante pour nous tous, à tous les points de vue. Car le XVIII[e] siècle est négligé, l'influence de son étude sur les jeunes gens de dix-neuf et vingt ans est méconnue; on la craint, mais à tort. Les résultats d'une enquête récemment faite en Allemagne et en Suisse sur la lecture de Voltaire, confirment cette assertion d'une manière éclatante.

I

Durant le mois de mars 1909, un questionnaire relatif à la lecture de Voltaire fut adressé à 274 professeurs de français de 233 gymnases d'Allemagne[1]) et de 29 gymnases suisses.[2])

A l'exception de quarante et un, tous nos collègues ont répondu avec la plus grande amabilité aux trois questions qui leur étaient posées, et nous leur en savons gré. Nous désirions savoir, en premier lieu, si Voltaire avait été lu dans leurs classes durant les trois dernières années, 1906, 1907, 1908. Or, sur 189 écoles allemandes, il n'y en a que 46 dans lesquelles on ait fait au plus grand écrivain du XVIII[e] siècle l'honneur de le lire, et, en Suisse, sur 29 établissements d'instruction, treize, seulement, font figurer le nom de Voltaire à leur programme. C'est peu, surtout si l'on considère que, dans la grande majorité des cas, Voltaire n'a été lu qu'une fois en trois ans dans la classe supérieure, soit en 1906, soit en 1907 ou en 1908.

Si nous voulons savoir à quelles œuvres de Voltaire on donne la préférence, — c'était là-dessus que portait la seconde question — nous constaterons, avec une certaine surprise, que c'est Voltaire l'historien et Voltaire le poète tragique qui l'emportent hautement sur le philosophe et l'auteur épistolaire. On lit *Charles XII*, le *Siècle de Louis XIV*, on lit surtout *Zaïre*, *Mérope*, *Sémiramis*, *Alzire*, on lit, dans deux ou trois cas, le fragment de la *Henriade* et les quelques morceaux qui se trouvent dans les chrestomathies de Plœtz, de Klincksieck, de Bauer et de Fuchs. Mais ce n'est que dans huit écoles allemandes, sur 235, et dans trois écoles suisses, sur 29,

---

[1]) Gymnasien, Realgymnasien, Reformrealgymnasien, Oberrealschulen.

[2]) Suisse allemande.

que l'on prend comme base de l'enseignement soit le recueil d'Extraits publié par Brunel dans la collection des classiques Hachette, soit les morceaux choisis publiés par Vœlkel, en 1904, chez Velhagen et Klasing, pour faire saisir aux élèves ce qui est essentiel dans l'œuvre de Voltaire, et pour leur faire comprendre ce que fut le XVIIIe siècle, leur donner une notion de la foule d'idées qui agitaient les esprit, du besoin ardent de lumière et de liberté.

Si nous voulions déduire du fait que quarante et une réponses ne nous sont pas parvenues, la conclusion, très naturelle, que quarante et une écoles viendraient s'ajouter au nombre de celles qui mettent Voltaire à l'index, les résultats de notre enquête n'en seraient que plus piteux[1]).

Quelque regrettables que soient ces faits, il est aisé de comprendre pourquoi la grande majorité des professeurs de français, dans les écoles moyennes, recule devant la lecture d'œuvres d'un caractère si essentiellement philosophique et politique. Si les lignes qui vont suivre réussissaient à provoquer un retour à Voltaire, mais à Voltaire tel qu'il se manifeste dans ses œuvres qui portent le plus l'empreinte de son esprit, de son siècle, ses œuvres philosophiques et sa correspondance, le but que nous nous sommes proposé serait pleinement atteint.

II

Les causes de cette hostilité, les raisons qui poussent à écarter Voltaire des programmes d'études, sont nombreuses et très variées. Il est bon d'en signaler brièvement quelques-unes.

D'abord, cette lecture demande une connaissance plus ou moins approfondie de la philosophie et de l'histoire. Or, il est évident que les

---

[1]) Le *Traité sur la Tolérance* n'est signalé que par un seul professeur (en Suisse) sur 274. —

Il est intéressant de rapprocher de notre enquête les statistiques établies par Reichel (Breslau), Fassbender (Altona), Kron et Hörnig dans Die neueren Sprachen (Marburg, Elvert). — Reichel, Die neusprachliche Lektüre an den höhern Lehranstalten Preussens im Schuljahre 1897/98. Nebst einem Anhang über die deutschen Reformanstalten (Mädchenschulen ausgeschlossen). Neuere Sprachen 1899/1900. Sur 596 établissements, il n'y en a que 62 dans lesquels on lise Voltaire. S'il est permis de déduire de ce nombre 39 écoles dans lesquelles on lit *Charles XII* dans les classes inférieures, il n'en reste que 23 dont les classes supérieures lisent le *Siècle de Louis XIV*, *Mérope* et *Zaïre*. — Fassbender (Neuere Sprachen, 1898/99) établit une statistique des auteurs lus dans les écoles

Digitized by Google

années de préparation à l'enseignement des langues vivantes sont trop chargées d'autres sujets d'études, pour que l'on puisse attendre d'un jeune étudiant qu'il trouve le temps de s'intéresser à des sciences qui ne lui paraissent pas avoir de rapports directs avec la philologie pure. Il reconnaîtra, tôt ou tard, son erreur, et cherchera, s'il le peut, à combler les lacunes. La forte majorité des jeunes maîtres aura bien entendu prononcer les noms de Locke et de Descartes, leurs professeurs n'auront pas manqué, dans leurs cours de littérature, de résumer les théories et de donner un aperçu des méthodes de ces philosophes. Mais ces aperçus seront forcément très brefs, et, si le candidat à l'enseignement s'est fait une vague idée de tel ou tel système philosophique, il ne se sentira guère assez sûr et ferré pour pouvoir aborder une lecture philosophique sans un pénible travail de préparation. On préfèrera donc, lorsque l'on sera appelé à traiter le XVIII^e^ siècle, ou bien des œuvres d'un caractère purement littéraire, dans lesquelles on pourra faire suivre aux élèves le développement, ou plutôt la décadence, des grands genres illustrés par les chefs-d'œuvre du XVII^e^ siècle, ou bien l'on choisira la prose claire et légère, dégagée, harmonieuse de Voltaire dans son *Charles XII*, pour lutter, dans les classes moyennes, contre le style lourd et empêtré dont les jeunes Allemands et Suisses allemands ont tant de difficulté à se défaire. On craindra même, souvent, de compliquer son travail de maître de français, d'arrêter peut-être les progrès, en s'attardant à essayer de faire apprécier par ses élèves les grandes idées du XVIII^e^ siècle, en les mettant en contact direct avec les porte-parole passionnés de la phalange d'esprits éclairés auxquels nous devons tant. On préfèrera abandonner cette belle tâche aux professeurs d'histoire.

Grâce à la préparation incomplète à laquelle nous venons de faire allusion, maint professeur hésitera aussi, en présence de la peine qu'il aura parfois à reconnaître, comme au XVII^e^ siècle, une idée prédominante, un idéal vers lequel tous élèvent leurs re-

supérieures de jeunes filles, de Pâques 1895 à Pâques 1897. Voltaire n'y figure pas. On le comprend. — Kron (Neuere Sprachen, 1902), Französische Lektüre Kanon (brauchbar erklärt bis 15. Mai 1902) recommande la lecture de la *Guerre de la succession d'Espagne*. — Hörnig, enfin, (Neuere Sprachen, Dezember 1904) dans un article intitulé: Ueber den Stand des französischen Unterrichtes an den sächsischen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen, 1902/03 constate que, comme seule œuvre de Voltaire, ***Mérope*** n'a été lue que dans un Realgymnasium.

Digitized by Google

gards, dont tous s'inspirent, et qui donne aux œuvres littéraires un cachet d'unité, chose qui faciliterait de beaucoup la compréhension de l'époque si agitée que fut le XVIII[e] siècle. Le XVII[e] siècle était sans doute plus facile à traiter, il était relativement aisé de le présenter aux élèves, on pouvait répéter avec Veyrin[1]):

« L'espace que le monde occupe (et c'est bien beau)
De Versailles s'étend jusqu'à Fontainebleau....
Le seul endroit où l'on ait chaud, c'est à la cour,
C'est là que de tout temps a rayonné le jour,....
Le centre où tout converge.... »

Et l'idéal, c'était « le perfectionnement de la raison humaine, le triomphe de la saine philosophie ». Le calme régnait encore, apparemment!

Il n'en est pas de même du XVIII[e] siècle, qui porte, dans son agitation fiévreuse, la marque commune à toutes les époques de transition et de lutte. Un travail énorme se faisait dans les esprits, donnant naissance aux produits les plus variés de l'intelligence, dans lesquels s'étalaient les idées les plus diverses sur un même sujet: l'émancipation de l'esprit, le développement de la conscience morale. D'un côté, la tradition, dont les défenseurs croyaient devoir lutter contre le progrès; de l'autre, la réaction, en tête de laquelle marchaient les philosophes politiques formant trois groupes bien distincts, les encyclopédistes, les démocrates, les physiocrates. Chacun de ces groupes paraissait avoir son but défini, qui n'était au fond qu'un moyen pour arriver au grand but commun. On discutait sur les moyens, la fin disparaissait derrière un voile que l'on ne songeait pas à soulever, on préférait ne pas la connaître.

Toutefois, si l'entente entre les esprits ne fut pas parfaite, si, par conséquent, l'accord n'eut lieu à peu près que sur la partie négative ou destructive de l'œuvre à accomplir, nous pouvons l'attribuer, dans une certaine mesure, au fait que ce XVIII[e] siècle ne fut guère qu'une époque de tâtonnements, et que « la science politique naissante a suivi les mêmes errements que toute science qui se fonde[2]). » Mais tous les écrivains furent hostiles aux mêmes institutions: tous s'élevèrent contre le despotisme de l'église, l'esprit

---

[1]) *L'Embarquement pour Cythère.* Acte III, 13. Paris (Illustration) 1904.

[2]) Albert. *Les écrivains politiques du XVIII[e] siècle.* Intr. p. XII. Paris, Colin. 1904.

Digitized by Google

de domination politique et morale, tous maudissaient la guerre, institution monarchique dont les résultats les plus désastreux se manifestaient sous forme d'indifférence à l'égard de la patrie, et de haine pour ceux qui portaient les armes; tous enfin étaient indignés des abus et des injustices du fisc.

Et pourtant, malgré cette note d'unité, il faut convenir que cette période de préparation peut paraître compliquée, et qu'il est difficile à un professeur de trouver, au milieu de tous ces esprits qui s'entrechoquent, la voie que ses élèves pourront suivre avec le plus de profit et d'intérêt. Cette hésitation s'explique doublement, si le professeur se dit qu'une étude quelque peu approfondie d'un siècle « antichrétien, cosmopolite, destructeur de toutes les croyances, négateur de la tradition, révolté contre l'autorité, violemment critique et faiblement artiste, sociologue et point du tout psychologue », comme Lanson le dit admirablement[1]), ne peut que produire des effets désastreux dans des têtes de dix-huit à vingt ans.

Il est cependant clair que si nous cherchons à éviter cette difficulté, en craignant d'accorder un temps suffisant à l'étude du XVIII^e siècle, nous nous trouverons inévitablement placés en présence d'une autre difficulté, plus grande encore: nous nous verrons dans l'impossibilité absolue d'opérer la transition du XVIII^e au XIX^e siècle, de faire comprendre à nos élèves le XIX^e siècle, de les initier au Romantisme. Car le Romantisme est un mouvement fort malaisé à traiter dans les classes supérieures de nos gymnases, à moins que l'on ne se contente de l'introduire par quelques formules banales, universellement adoptées, qui n'expliquent rien. Mais, si l'on veut amener les jeunes gens à se rendre compte de la réaction considérable qui s'était produite dans les esprits, si l'on veut qu'ils arrivent à lire d'une façon intelligente les produits du romantisme, c'est-à-dire qu'ils sachent apprécier les multiples influences, si subtiles pour la plupart, qui agissaient sur la France et les Français, et qui les transformaient, il faut avoir traité le XVIII^e siècle. Si Madame de Staël, dont on ne manque jamais de parler puisqu'elle a fourni aux romantiques des idées, des théories, une critique, est « le XVIII^e siècle vivant », comment la comprendra-t-on sans avoir consacré un temps suffisant à l'étude de ce siècle dans ce qu'il a de plus caractéristique?

---

[1]) *Histoire de la littérature française*, p. 618. Paris, Hachette. 1895.

Digitized by Google

Et qu'est-ce qui fit son grand mérite, sinon, en premier lieu, la vulgarisation de la science, la philosophie, et la lutte pour les réformes sociales? C'est là, selon l'opinion prévalente alors, ce qui doit éclairer les esprits, « faire penser », comme le dit Montesquieu. Ce ne sera donc pas en faisant assister nos élèves à la décadence des genres par lesquels le XVII^e siècle avait brillé — la tragédie, l'éloquence, le roman, la littérature épistolaire — que nous ferons naître en eux de l'admiration pour l'esprit et le caractère français, ce ne sera pas ainsi que nous leur ferons prendre goût aux produits littéraires, ou, du moins, que nous les aiderons à apprécier en toute justice la nation française. Ce sera bien plutôt en attirant leur attention sur le développement considérable des œuvres littéraires traitant des réformes politiques, sociales et artistiques, et dont les traits caractéristiques sont la *raison* et *l'esprit de tolérance.* Ne sera-ce pas surtout en les mettant en présence de l'homme qui fut la personnification de son siècle, et en les faisant prendre contact avec celles de ses œuvres qui ont rendu Voltaire digne d'être appelé le plus grand écrivain de son temps?

III

L'auteur de ces lignes n'a pas la prétention de dire quoi que ce soit de nouveau sur Voltaire; qui l'oserait, après avoir lu les remarquables travaux de Lanson, et, dans la dernière édition de Hettner[1]), l'admirable chapitre consacré à Voltaire où tout est si clair et dont l'auteur fait preuve d'un jugement si sûr, en appréciant l'homme avec tant d'équité? Notre but est simplement d'insister sur la nécessité de faire entrer dans les programmes des classes supérieures de toutes les écoles moyennes, la lecture d'un choix judicieux fait dans les œuvres de Voltaire. Cette lecture, loin d'être dangereuse[2]), est un anneau essentiel de la chaîne à suivre pour atteindre le but que l'on se propose, et que nous avons énoncé plus haut: donner à la jeunesse une idée aussi nette que possible du développement de l'esprit et du caractère français, en faisant

[1]) *Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.* Braunschweig, Vieweg. 1894.

[2]) Plusieurs collègues ont motivé leur réponse négative à la première question que nous leur posions, par le fait que leur Conseil de supervision défendait la lecture de Voltaire. On la considère donc comme étant dangereuse, moralement?

Digitized by Google

ressortir les côtés par lesquels cet esprit et ce caractère peuvent et doivent éveiller la sympathie.

Voltaire, le représentant du XVIII[e] siècle, éveiller la sympathie! Un sourire de pitié passe sur les lèvres de celui qui lit ces mots, car, si jamais homme fut antipathique et eut la réputation de savoir se faire haïr, ce fut Voltaire. On craint encore ses traits de feu dardés coup sur coup, lancés à poignées sur la société, les lois, le gouvernement, la France et les Français. Une bonne raison de plus pour l'écarter de notre chemin! En effet, le nom de Voltaire n'éveille encore que trop en nous l'image du vieillard de Ferney tel que le voyait Musset, lorsqu'en une de ses crises de romantisme il s'adresse à lui en ces termes si méprisants, si pleins d'une fureur contenue:

« Dors-tu content, Voltaire, et ton hideux sourire
Voltige-t-il encor sur tes os décharnés? »[1])

Mais pourquoi ne pas reconnaître que ce ricanement si emphatiquement détesté par Musset, un peu diabolique, il est vrai, est, au fond, spirituel tout en révélant un cruel bon sens méphistophélique? Il est difficile d'échapper à son siècle, et, même quand on le blâme, de ne pas partager ses erreurs. Voltaire, enfant de son siècle, est, malgré tout, un écrivain qui, sous certains rapports, a droit à notre sympathie.

Lorsque nous prononçons, ou entendons prononcer le nom de Voltaire, nous l'associons sans la moindre hésitation, instinctivement, pour ainsi dire, avec le mouvement en faveur de la tolérance, qui, plus que tout autre, donne au XVIII[e] siècle un cachet très particulier, et nous pensons à Calas, à Sirven, et aux autres causes célèbres avec lesquelles le nom de Voltaire est intimément lié. A la tête de ce mouvement se trouvait une élite d'hommes éclairés, Bayle, Montesquieu, Diderot, d'Holbach, Turgot, Raynal. Mais le porte-parole le plus populaire de cette élite fut Voltaire. Ce n'est donc pas Voltaire l'historien, ni Voltaire l'auteur tragique, ni Voltaire le physicien, ni l'auteur de la Henriade, ni même l'épistolaire que l'on évoque en prononçant son nom, mais bien Voltaire, l'apôtre de la tolérance et de la liberté individuelle, tel qu'il se manifeste dans ses écrits philosophiques et ses romans. —

---

[1]) Le buste de Houdon. — *Rolla*, *IV*.

Ce mouvement en faveur de la tolérance donne au XVIII[e] siècle un cachet particulier et le rachète, le réhabilite, en quelque mesure. Elle le réhabilite même aux yeux des esprits les plus timorés, qu'effrayent et repoussent, d'une part, la philosophie « essentiellement aristocratique, souverainement dédaigneuse des petits et des faibles en esprit, qui paraît vouloir accaparer à son profit le pouvoir absolu, plutôt que de tendre à le supprimer »[1]), de l'autre, le laisser-aller et la corruption qui se manifestent en tout et partout. Quels que puissent donc être les sentiments d'aversion que l'on croit devoir éprouver, on découvrira toujours un côté par lequel le XVIII[e] siècle éveillera les sympathies, et, puisque nous devons l'aborder, c'est de ce côté-là que nous avons à le présenter aux élèves. Nous pouvons le faire, bien que la manière dont les auteurs s'y prenaient pour exposer leurs idées et leurs sentiments, semble parfois peu conforme à notre goût, maladroite, pour ne pas dire déplacée, et que la forme paraisse étrange; mais nous savons que l'écrivain ne pouvait pas exprimer sa pensée comme il le voulait, il devait faire preuve de beaucoup de prudence, de ruse même, pour arriver à tout dire et à être bien compris sans risquer sa liberté.

IV

Les raisons pour lequelles la lecture de Voltaire comme représentant du XVIII[e] siècle est indiquée, sont également nombreuses. L'étude de Molière, de Corneille, et de Racine surtout, précède, en général, dans nos gymnases, l'étude du XVIII[e] siècle, et éveille, presque toujours, dans les esprits et dans les cœurs de nos élèves un véritable intérêt pour la culture française; ils ont éprouvé de l'admiration pour ce XVII[e] siècle français dont « l'éclatante supériorité et l'éclatant mérite sont marqués par le fait qu'il a été immédiatement adopté par toutes les nations de l'Europe, tant et si bien », comme le dit Faguet[2]), « qu'il a fallu chez chacun des peuples étrangers un effort, et quelquefois très énergique, pour échapper enfin à cette espèce d'asservissement ». Les jeunes élèves ont dû comprendre que ce qui fait le fond du caractère français, c'est, avant et par dessus tout, l'intensité de la vie du cœur, et

---

[1]) Seippel. *Les deux Frances*, p. 52. Paris, Alcan. 1905.

[2]) *Histoire de la littérature française.* II. 181. Paris, Plon. 1900.

que son extrême sensibilité se manifeste toujours sous cette forme courtoise, chevaleresque, qui est un trait frappant du vrai Français d'aujourd'hui.

Montrons-leur maintenant le Français sous le jour sous lequel il est souvent le moins bien compris, en leur présentant, d'abord, Voltaire comme type de l'homme d'esprit, de cet esprit dont les traits les plus saillants sont la vivacité et la plaisanterie, qui deviennent aisément, tout naturellement, lorsque la note est forcée, de la critique et de la raillerie. La critique et la raillerie, deux armes bien françaises, blessant parfois profondément ceux qui ne sont pas initiés, dont le caractère s'est développé dans un milieu différent[1]).

Rendons les jeunes Allemands et Suisses allemands attentifs à cet esprit dont le Français donne des preuves en tout et partout. Initions-les à cette faculté que nos voisins possèdent de se rendre instinctivement compte de l'effet produit par le jeu des rapports imprévus d'idées, et de savoir non seulement critiquer et plaisanter, mais aussi, avec humour, par un mot bien trouvé — le mot de la situation, — par une phrase agréablement tournée, qui, partant de leur cœur sensible, sera l'expression bienfaisante d'un certain intérêt que l'on pourra prendre pour de la vraie sympathie, relever ce qui court danger de devenir banal, empêcher le terre à terre de prendre trop de place dans la vie et dans l'esprit de ceux qui l'entourent.

C'est aussi dans les manifestations de cet esprit que se révèle tout le *goût* du Français. Voltaire fait toujours preuve de goût[2]); il n'est jamais trivial, jamais lourd, même dans la grossièreté. « La grossièreté n'est point un genre[3]). » Cet esprit renferme beaucoup de malice, pas de méchanceté. Lisez dans l'ouvrage de Lanson déjà cité, *L'Art de la Prose*, le chapitre qui sert d'introduction à

---

[1]) La lecture de l'article de Voltaire, *Esprit*, n'est pas le meilleur moyen à employer pour faire saisir à de jeunes Allemands le véritable sens du mot. Cet article figure dans le recueil de Vœlckel, cité plus haut. Il ne me paraît pas à leur portée, il renferme trop de finesses, il est trop nuancé. Ce ne sera que lorsque, au cours de la lecture d'autres fragments, les élèves auront été rendus attentifs aux traits d'esprit qui abondent toujours, et qu'ils auront compris, que l'on pourra leur lire, ou leur faire lire, rapidement, ce chef-d'œuvre.

[2]) Il en fait preuve surtout dans une lettre à Mademoiselle * * * datée de 1756 (Choix de lettres, p. 136), dans laquelle il met sa correspondante en garde contre l'affectation, l'excès d'esprit. Il eut, lui, l'esprit de ne pas vouloir en avoir trop.

[3]) Lettre à Walpole. 15 juillet 1768. —

son étude de la phrase du dix-huitième siècle, et vous comprendrez comment Voltaire sut réunir, en sa prose, tous les caractères généraux de la pensée littéraire de son temps: intellectualité, politesse, et surtout polissonnerie et esprit. Vous verrez avec quel art il sut user de la critique et de la malice pour exprimer ses intentions. Est-il étonnant que son nom soit devenu, pour beaucoup, un synonyme de critique railleuse? Dans sa polémique, Voltaire, il est vrai, se laissait aller à forcer la note, et sa raillerie devenait de la satire. Mais, ainsi que Lanson le fait remarquer, ce type de prose est très étroitement adapté à la société qui l'utilise; la société se reflète dans sa littérature.

A l'aide de la lecture d'œuvres de Molière et de Racine, nous avons cherché à présenter à nos élèves une image aussi fidèle que nous le pouvions de la société du XVII^e siècle; nous ferons de même pour le XVIII^e, et nous choisirons la prose de Voltaire, non pas *Mérope*, ni *Zaïre*, si nous voulons atteindre notre but. Nous la choisirons aussi parce qu'elle est une œuvre d'art; elle l'est si bien que son étude occupe aujourd'hui une place considérable dans les lycées français. Elle répond au goût du Français, qui cherche à l'imiter, et, afin d'y initier leurs élèves, les professeurs font apprendre par cœur, dans les classes moyennes, des lettres entières, de longs morceaux de prose de Voltaire. On dirait que cette prose est devenue le symbole des qualités françaises que l'on cherche à maintenir, l'aisance, la légèreté, la netteté, la finesse, la gaieté dans l'expression, en un mot, l'esprit. —

Il fallait non seulement faire preuve de beaucoup d'esprit, au XVIII^e siècle, il fallait encore s'exprimer avec la plus grande clarté pour être goûté et compris, même et surtout lorsque la pensée était déguisée. Cette clarté, un des plus grands mérites de la langue française, est un second trait que la lecture des œuvres philosophiques de Voltaire peut nous aider à faire ressortir. Existe-t-il un meilleur exercice pour nos élèves que celui de reproduire, en s'aidant d'abord du texte, l'idée qui se dégage d'un article de Voltaire, puis le raisonnement, les déductions, d'une logique si claire, si simple, par lesquelles l'auteur établit cette idée! Quel excellent entraînement à penser avec clarté et à s'exprimer avec netteté!

On objectera, sans doute, que cette prose si attrayante de Voltaire fut la grande arme de combat de la philosophie du

XVIIIe siècle dans son action négative. Cette philosophie, a, il est vrai, moins fondé que détruit; elle a détruit surtout la foi, « fondement de toute la vie sociale, la foi dans la morale reçue, la foi dans la religion enseignée, la foi dans les institutions établies[1]). » Il y aurait du danger, remarque-t-on, un danger considérable, à placer entre les mains de jeunes gens dont l'esprit de critique s'éveille, se forme, se développe, les œuvres séduisantes du plus grand lutteur du siècle. L'on oublie que, parmi les auteurs modernes, il en est quelques-uns, se rattachant à l'école naturaliste, que l'on n'hésite pas à placer entre les mains des élèves, et dont la lecture offre de plus grands dangers encore que celle de Voltaire. Ce que l'on aime à appeler les plus belles pages de Zola et de Maupassant, les pages dont on fait un choix sérieux, ne présenteront, en elles-mêmes, rien qui puisse nuire directement. Mais leur attrait éveillera le désir de lire davantage, de lire tout, et le venin subtil qui se dégage de ces œuvres, et qui, du reste, est reconnu et déploré aujourd'hui par plus de Français que l'on ne croit, ce venin agira sur le moral de l'un ou de l'autre, suivant le caractère du jeune homme. Ces lectures là feront toujours apparaître la moralité et la mentalité françaises sous le jour le plus faux et le plus défavorable.

Le danger de la lecture de Voltaire est non seulement bien moins grand, nous allons plus loin et prétendons qu'il n'existe pas. Avec le recul que nous avons aujourd'hui, Voltaire est trop superficiel pour pouvoir être dangereux à ceux qui le lisent, il l'est d'autant moins qu'il éveille et aiguise l'esprit de critique. Les défauts, la superficialité de son raisonnement ne manquent jamais de frapper les jeunes gens à l'âge où l'esprit de controverse aime à se manifester. Dans une lettre de Voltaire à M. Pitot, de l'Académie des sciences (vers 1740)[2]), nous trouvons ce mot très vrai: « Je suis comme les petits ruisseaux, ils sont transparents parce qu'ils sont peu profonds. » — L'image est bien trouvée et peut s'appliquer à Voltaire jusqu'à sa fin. Il n'avait ni la patience ni le loisir de prolonger

[1]) Seippel. *Les deux Frances.* p. 49.

[2]) Citée par Lanson, « *Voltaire* », p. 72. — C'était à propos de la publication d'un livre de vulgarisation scientifique: *Les éléments de la philosophie de Newton.* Voltaire se rend très bien compte de la variabilité de ses jugements. « J'affirme une idée aujourd'hui, j'en doute demain, après-demain je la nie, et je puis me tromper tous les jours. » V. l'article de G. Vallette *Voltaire philosophe.* Gaz. de Lausanne. 30 mai 1908.

Digitized by Google

ou d'étendre la recherche autant qu'il l'aurait fallu; il craignait souvent, comme le dit encore Lanson, d'arriver à la vérité quand il prévoyait qu'elle pourrait le contrarier, « il n'eut pas assez de confiance en elle. » Qu'y a-t-il de plus aisé pour un maître que de rendre ses élèves attentifs à cette superficialité, et de les mettre sur leur garde? Il suffit de lire l'article *Patrie* du Dictionnaire philosophique.

L'on oublie, enfin, que, malgré tout, l'œuvre de Voltaire ne manque pas de côtés qui ont droit à notre admiration. Notre devoir, nous le répétons, est de les mettre en lumière. Demandons-nous, par exemple, quelle fut la passion de Voltaire, car il en eut une, quelque ennemi acharné qu'il fût des systèmes. La passion d'un auteur est le critère d'après lequel nous pouvons juger ses œuvres et devons juger sa vie: s'il a eu des faiblesses, elle l'excuse, elle le réhabilite, surtout lorsque c'est une passion comme celle de Voltaire. La grande, la seule passion dominante de sa vie, la seule raison d'être de son activité s'est manifestée avec force durant ses vingt dernières années: c'est la passion de la *tolérance*. Par là, nous n'entendons pas ses attaques virulentes contre la religion, mais bien le vif sentiment de justice, le réel instinct d'humanité, de bienfaisance et de générosité dont il a toujours fait preuve. « Sa morale, dit Bersot[1]), est tout entière en deux mots: tolérance et humanité. Deux mots qui renferment toute la morale humaine: s'abstenir et agir, ne pas violer la liberté, aider la liberté, et qui reviennent exactement à l'ancienne maxime: Ne faites pas à autrui ce que vous ne voudriez pas qui vous fût fait, faites à autrui ce que vous voudriez qui vous fût fait. » Voltaire l'exprime en ces termes dans *Cu-Su et Kou*[2]): « Vis comme en mourant tu voudrais avoir vécu, et traite ton prochain comme tu veux qu'il te traite ». C'est là le code du genre humain. Ce fut donc pour le genre humain que Voltaire prit fait et cause; nous savons avec quelle énergie, et, souvent, au prix de quels sacrifices. Lui, l'homme du bon sens, voit, entend et sent vivement tout ce qu'il y a de misères, tout ce qu'il y a d'odieux et d'absurde dans ce monde: il proteste et lutte, au nom de la Raison[3]).

---

[1]) Dict. des sciences philosophique. XII[e] livre. *Voltaire.*

[2]) Dialogues et entretiens philosophiques, second entretien.

[3]) *« Voyage de la Raison. » « Prix de la justice et de l'humanité. » « Commentaire sur l'Esprit des lois. »*

Digitized by Google

Ce sont là autant de sentiments dignes, aujourd'hui plus que jamais, d'inspirer la sympathie, car tout cœur sincère, qui s'examine à fond, doit confesser qu'il éprouve un certain malaise provenant de la conviction intime qu'il y a encore, de par le monde, des injustices sociales criantes que l'on doit réparer. Beaucoup cherchent à étouffer la voix intérieure qui les invite à agir, beaucoup cherchent à s'étourdir par tous les moyens imaginables, mais le fait reste indéniable, ils sont nombreux ceux qui sentent. Ils étaient rares, au XVIII[e] siècle, les hommes qui sentaient, la conscience morale n'était pas développée comme elle l'est aujourd'hui. Nous sommes loin de prétendre que Voltaire sentait — dans le sens moderne — plus vivement que d'autres, mais on ne saurait mettre en doute sa passion d'améliorer le sort de l'humanité. Voilà, au fond, ce qui reste de sa philosophie, de cette philosophie voltairienne si décriée. Quelle que soit la part du bon sens, de la raison, dans la formation de sa philosophie, ne nous refusons pas à lui rendre justice en reconnaissant les nobles mobiles qui l'animèrent durant les dernières années de sa vie. Il comprenait le besoin de liberté de l'individu, il croyait à la justice sociale, à la liberté politique: s'il n'y avait pas cru, il ne les aurait pas défendues[1]). Et toute sa philosophie paraît se régler sur deux maximes, la croyance au sens commun et les nécessités de la pratique: «Je ramène toujours, autant que je peux, ma métaphysique à la morale.» (Corresp. avec Frédéric: Lettre 32.)

Conformément à ces règles, il admet le devoir, Dieu, la liberté, le désintéressement, et même, en plus d'un endroit, la vie future[2]). Et pourtant, une légende d'incrédulité reste attachée au nom de Voltaire. Cette légende se base sur certains passages, sur certains mots irrévérencieux qu'on lui attribue, et qui, détachés de l'œuvre, peuvent prendre un sens défavorable à l'auteur, paraissent équivoques. Cette légende n'existe plus pour ceux qui, pour pouvoir juger avec sûreté, prennent la peine de lire une partie suffisante de son œuvre considérable. Mais combien sont-ils? Qu'a-t-on lu et que lit-on de Voltaire?

---

[1]) Voltaire n'écrivait-il-pas, en 1733 déjà, à un premier commis: «Une liberté honnête élève l'esprit, et l'esclavage le fait ramper». (Choix de lettres, p. 87).

[2]) V. Bersot, art. cité. «*Dialogues et entretiens philosophiques*». Second entretien. «*Lettres de Memmius à Cicéron*». «*Le philosophe ignorant*», Question XXXI: «*Y a-t-il une morale*»?

Digitized by Google

Si c'est le Voltaire anti-religieux que l'on repousse, c'est, souvent aussi, parce que l'on prend pour de l'hostilité contre la religion, les manifestations anti-chrétiennes de son esprit, les manifestations, repoussantes en effet, dirigées contre l'absurdité, l'intolérance, l'immoralité des religions positives. Il les dénonce en poursuivant les crimes horribles que leur fanatisme a engendrés, tels que les persécutions religieuses, l'inquisition, la Saint-Barthélemy, le meurtre de Henri IV. L'Eglise de son temps offrait un lamentable spectacle; c'est elle que Voltaire attaque avec virulence, et non pas la religion elle-même. Bien au contraire, il n'a jamais cessé de maintenir la supériorité de l'âme au corps, de la vie intellectuelle et morale, supérieure, dans chacun de nous, à la vie matérielle. Il a toujours été préoccupé de l'existence d'un Dieu, cherchant avec ardeur, toute sa vie, à travers des hauts et des bas, la solution définitive de ce mystère de la vie. Mais si nous songeons à la nature de son esprit, à son éducation, à l'influence des idées ambiantes, nous ne nous étonnerons plus que la Révélation soit restée pour lui lettre close. Or, chercher Dieu, chercher la vérité, c'est déjà croire: il croit à Dieu, il croit à la vérité. Lorsqu'il s'occupait de métaphysique, vers 1734, déjà, à Cirey, avec M^me^ du Châtelet, il avait trouvé des preuves de Dieu qui paraissaient le contenter. Dieu était pour Voltaire et son amie la première vérité de la physique, une hypothèse nécessaire [1]).

Présenter Voltaire sous cet aspect de chercheur de la vérité, « esprit altéré de lumière, qui affirme là où elle inonde les yeux et doute dès qu'elle s'obscurcit[2]) », doit procurer à un professeur une véritable satisfaction; il sera sûr de trouver de l'écho auprès de ses élèves, et le gain, au point de vue pratique, sera, par conséquent, énorme.

Ce n'est donc pas l'irréligion qui amène Voltaire à condamner le fanatisme, la brutalité, l'ignorance, c'est bien plutôt — à côté de l'indignation qui le remplissait — son rationalisme, c'est-à-dire son sentiment que ces choses si laides, et si absurdes, n'étaient pas en accord avec la raison de son temps; le bon sens ne les admettait pas. Voltaire personnifie le bon sens, ce bon sens français, qui, indépendant de tous les systèmes, repousse l'exagération

[1]) Lanson. *Voltaire.* p. 63, 64.
[2]) Bersot. Art. cité.

Digitized by Google

et l'erreur de quelque côté qu'elles viennent, de l'idéalisme ou de l'empirisme. Bersot dit vrai : « Voltaire arrête la philosophie moderne sur la pente où l'idéalisme et l'empirisme la précipitent, et la remet dans le bon chemin ; il retient obstinément, avec l'opiniâtreté du bon sens, toutes les vérités premières que la réflexion emportée prétend lui arracher ; et il réduit les systèmes à enfermer, à lier, à développer ces vérités premières [1]) ». Chose bien simple, dira-t-on, bon sens par trop terre à terre, bon sens de concierge, fait de préjugés, ne demandant point de grand effort cérébral ! Oui, mais la vie ne repose-t-elle pas sur le bon sens ? n'est-ce pas par ce bon sens-là que l'on agit sur les masses, que l'on conquiert le public, n'est-ce pas lui qui gouverne le monde ?

V

Nous avons rappelé, dans les pages qui précèdent, la place unique que Voltaire occupe dans l'histoire de la civilisation ; nous avons constaté qu'il se manifeste comme type du Français du XVIII[e] siècle dans des œuvres en prose assez remarquables pour mériter le nom de chefs-d'œuvre, brillant par l'esprit et la verve, qui deviennent souvent de l'insolence, de la raillerie mordante, de l'ironie exaspérante ; et, après avoir insisté sur cette passion de la tolérance qui forme la partie positive de sa philosophie, nous ne concevons pas que l'on puisse se refuser à présenter cet auteur à des élèves sous ce jour-là, c'est-à-dire que l'on préfère lire des œuvres qui ne sont qu'une révélation très atténuée de son caractère et de son esprit.

Voltaire historien [2]), dans *Charles XII* — que l'on lit dans les classes moyennes et qui n'entre pas en considération dans cette étude — est un historien « exact, impartial », se distinguant, par un récit vif et coloré [3]). Il se révèle également grand prosateur dans son *Siècle de Louis XIV*. Mais, quelque remarquable que soit la façon dont il a traité des questions telles que la guerre de succession d'Espagne, la guerre de Hollande, la révocation de

---

[1]) Art. cité.

[2]) Dans les pages qui vont suivre, nous nous en tenons aux jugements portés par Lanson dans son « *Voltaire* ». Nous le suivons, chapitre après chapitre, craignant d'ajouter trop du nôtre.

[3]) Lanson, p. 41.

Digitized by Google

l'Edit de Nantes, quelque sérieuse et captivante que puisse nous paraître l'étude des caractères de Mazarin, de Colbert, de Mme de Maintenon, du roi, nous doutons fort que cette glorification de l'esprit français, cette apothéose de la civilisation française du XVIIe siècle — et du roi — soit comprise et appréciée par des élèves bien jeunes encore, sans grande expérience de la vie. Leurs professeurs d'histoire ne manquent pas de les rendre attentifs au contraste existant entre la cour et l'état du peuple; et de jeunes Allemands pourront difficilement brûler de l'enthousiasme d'un Français pour celui des quatre grands siècles « qui approche le plus de la perfection ». Un professeur, même le plus convaincu, surtout s'il est d'origine française, éprouverait de pénibles déceptions: nous voudrions les lui épargner.

Et, pour saisir l'idée de Voltaire, pour que l'impression que l'œuvre doit produire se dégage de l'ensemble dans toute sa vérité, il faudrait tout lire; mais le temps ferait défaut, et il est dommage de mutiler un chef-d'œuvre sans espoir d'arriver à le faire apprécier à sa juste valeur.

L'*Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* n'est pas lu, pour des raisons diverses, sans doute? Dans son Dictionnaire, dans son Traité sur la Tolérance, dans les écrits qui remplissent les vingt dernières années de sa vie, Voltaire développera les mêmes idées, et ce n'est pas dans cette vaste « compilation », qui trahit la rapidité et l'étourderie avec laquelle l'auteur la composa[1]), que nous trouverons le Voltaire qui nous intéresse.

Laissons, du reste, aux professeurs d'histoire le rôle de montrer à leurs étudiants comment toute la conception moderne de l'histoire sort de l'Essai de Voltaire[2]).

Et Voltaire poète! Si son siècle ne lui a refusé ni la perfection du goût, ni le génie des vers et de la tragédie, nous avons, aujourd'hui, le droit d'en juger autrement. Nous demandons d'un poète autre chose que le goût et le génie des vers. Malherbe était son modèle, et Malherbe, nous le savons, a fait tarir les sources du lyrisme, en France, pendant deux siècles. Or, les *Odes* de Voltaire, la *Henriade,* les poèmes philosophiques avec leur versification aisée

---

[1]) Lanson. *Voltaire*, p. 123.

[2]) V. Hettner. *Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert.* p. 217.

Digitized by Google

et correcte, la *Pucelle,* nous laissent froids, le poète nous paraît trop banal dans ses images, et nul ne songerait à faire de ses poésies un sujet de lecture. La note voltairienne de malice, de fantaisie et de gaieté se trouverait tout au plus dans les genres légers, les épigrammes. Mais, malgré leur perfection, ce n'est pas ce genre de littérature que nous pouvons, en toute conscience, placer devant nos élèves.

Voltaire, poète tragique, jouit encore d'un certain prestige. C'est sans doute pour bien montrer la décadence du genre tragique que l'on choisit ces œuvres! Quelle est donc l'utilité de cette lecture? Doit-elle servir d'illustration à la Dramaturgie de Lessing? Elle est vraiment peu en harmonie avec l'idée que nous devrions tous nous faire de notre devoir: ne placer entre les mains de la jeunesse dont l'éducation nous est confiée que des chefs-d'œuvre incontestés! Personne, aujourd'hui, n'accorde le nom de chef-d'œuvre à une tragédie de Voltaire, et notre temps est trop limité pour que nous le perdions à faire étudier des œuvres d'ordre secondaire. Lanson nous dit dans son *Voltaire*, page 94: « Les pièces de Voltaire n'existent plus guère pour nous[1]). »

L'objection qu'il est impossible de passer sous silence « le grand nom représentatif par lequel peut s'éclairer le passage de la tragédie classique au drame romantique »[2]), n'ébranlera pas notre conviction. D'abord, parce que nous ne croyons plus qu'on demande que nous fassions dans nos gymnases « l'histoire du drame en France », comme on l'attend d'un professeur d'université. Nous consentons à donner un aperçu du développement de la tragédie, mais cet aperçu est très bref, et peut être donné, de vive voix, en quelques heures. Ensuite, le *drame* romantique lui-même ne nous paraît pas devoir occuper une place bien considérable dans nos études[3]).

« Des comédies de Voltaire », dit Lanson[4]), « il vaut mieux ne pas en parler ». Et nous nous en tiendrons là.

Dans toutes les œuvres que nous venons de passer en revue, ce n'est pas Voltaire, le représentant de son siècle, qui se révèle,

[1]) Nous recommandons la lecture du passage entier.

[2]) Lanson, p. 105.

[3]) Devons-nous même en faire un sujet de lecture? — Si l'on tient au théâtre, que l'on prenne une pièce moderne, après avoir, il va sans dire, amené la transition en parlant du drame romantique. Le choix ne sera peut-être pas grand, mais l'on finira par trouver telle pièce de Donnay, de Hervieux, de Brieux même, qui puisse être introduite dans nos classes.

[4]) p. 105.

Digitized by Google

ce n'est pas l'auteur satirique, le philosophe polémiste qui ne sait écrire sans égratigner, sans manifester son humeur personnelle. Nous n'y trouverons pas la prose voltairienne riche en idées, limpide, alerte, aiguisée qui fait le charme d'une œuvre telle que la Correspondance. Comme nous l'avons fait remarquer, ce n'est guère qu'après le séjour de Berlin, que Voltaire, tel qu'il nous paraît devoir être présenté à nos élèves, se manifeste dans ses écrits. C'est dans le commerce des soi-disant amis de Frédéric, dans cette atmosphère chargée d'idées originales et subversives que Voltaire s'ouvre, et s'arme pour la grande lutte de sa vie; il quitte Berlin homme fait, son esprit s'était élargi[1]). Seule, la lecture des écrits datant de cette dernière période peut remplir le double but d'assurer les progrès des élèves dans la connaissance de la langue française, tout en aiguisant leur sens du développement logique; cette lecture peut, seule, éveiller leur intérêt pour les idées humanitaires qui agitent les esprits éclairés du XVIII[e] siècle et nous les rendent sympathiques. Ces idées y auront revêtu une forme qui sera plus en rapport avec le genre de textes que nous sommes appelés à préconiser; elles seront exprimées d'une façon précise, courte, vive, nette et claire, et seront assaisonnées de cet esprit voltairien qui en facilitera la lecture.

VI

C'est donc le Voltaire des Délices et de Ferney qui doit surtout former le sujet de nos études, le Voltaire qui régna sur toute l'Europe, le Voltaire qui incorpora toutes les aspirations des esprits éclairés, le Voltaire qui devient « le grelot le plus sonore de l'Europe[2]) », et qui, dans son désir ardent, dans sa passion d'améliorer l'ordre social, donne à ces aspirations la forme la plus propre à secouer les esprits endormis. Les petits écrits en prose dont le monde fut alors inondé, contribuèrent le plus à répandre les idées de liberté et d'égalité, et préparèrent la Révolution. Voltaire est là de tout son cœur, de toute son âme, et ses qualités d'écrivain y brillent de leur plus vif éclat. Mûri par une longue expérience de la vie, il voit les hommes sous un autre aspect que dans sa jeunesse: de là, la profusion de remarques non seulement

[1]) V. Lanson. *Voltaire.* IV.
[2]) Lanson, *Voltaire*, p. 141.

Digitized by Google

lumineuses, mais relativement profondes que nous rencontrons partout, et qui, grâce à la forme sous laquelle elles sont présentées, grâce aussi à leur répétition, impressionnent la raison du lecteur, s'y fixent, font réfléchir et finissent par donner à l'esprit une certaine tournure. Elles le guident, elles l'éclairent sur la nécessité d'un changement qui *doit* se produire, de progrès à accomplir, soit dans la vie sociale, soit dans celle de l'individu dont elles démolissent l'optimisme en le rendant attentif à toutes ses misères, physiques, intellectuelles et morales surtout[1]).

C'est par des influences pareilles que le monde a été changé, et ces influences émanent, en premier lieu, des articles du *Dictionnaire philosophique portatif,* des contes, des diatribes, des facéties. Il n'est guère besoin d'avoir fait des études spéciales et approfondies d'histoire et de philosophie pour les comprendre et les expliquer. C'est dans ces genres légers et libres que Voltaire se révèle un « grand, puissant et original artiste[2]) », sa passion de la tolérance a porté des fruits: ce qu'il écrit a gagné en profondeur et en vérité[3]). Il a formé ses convictions, donné une base à son œuvre.

Nous n'avons pas à étudier ici la morale de Voltaire, mais nous ne pouvons nous empêcher d'ajouter à ce que nous avons dit plus haut que, s'il employa les années de sa vieillesse à faire tout ce qui était en son pouvoir pour améliorer la société, c'est parce que sa conception de la moralité le lui imposait. Il se considérait comme responsable envers la société. Persuadé, en outre, qu'il doit exister une science politique ou sociale, il était convaincu que la monarchie seule pouvait assurer l'ordre et la paix dans les états étendus. Il était royaliste et conservateur libéral, comme la bourgeoisie éclairée, mais il demandait de la monarchie qu'elle se mît au service de la nation. Voilà encore une partie positive de son œuvre. C'est là qu'il demande la liberté des personnes, la liberté de parler et d'écrire, la liberté civile, la réforme générale de la justice criminelle, la liberté de conscience, la sécurité de la propriété et la liberté du travail et du commerce. Il haïssait la guerre, mais ne prétendait pas abolir l'armée; comme Rousseau, il

---

[1]) Article *Patrie* du Dictionnaire philosophique, *Jeannot et Colin* et tant d'autres.
[2]) Lanson, *Voltaire*, p. 149.
[3]) Lisez les dialogues: *Les Anciens et Modernes, le Plaideur et l'avocat.*

Digitized by Google

demandait que l'armée fût réduite au minimum suffisant pour assurer la tranquillité, la paix dans l'Etat. Nous ne citerons pas, nous nous bornons à renvoyer à la liste des morceaux et des articles qui terminera cette étude, et que nous recommandons comme lecture: chacun d'eux illustre l'une ou l'autre des revendications de Voltaire[1]).

Bien plus encore que dans ces écrits-là, c'est dans sa *Correspondance* que nous retrouverons toutes ses qualités et toutes ses particularités, « tout son goût et tout son esprit en leur forme la plus exquise »[2]). A côté de Mme de Sévigné, Voltaire occupe le premier rang dans l'histoire de la littérature épistolaire française. Dans ses lettres, il se montre tel qu'il est, du moins au moment particulier où il écrit. C'est le même style léger, le style gracieux, le style de la conversation spirituelle. Sa correspondance est un fidèle miroir de l'état des esprits, des mœurs de l'époque brillante et licencieuse que fut le XVIIIe siècle. Et si, dans ses lettres à ses amis qu'il assure de sa plus profonde amitié, il n'est pas toujours sincère, il est bien Français dans la façon dont il prodigue les paroles les plus aimables; et, après tout, la politesse des formes indique toujours une distinction de l'esprit et du cœur, elle est une vertu qui peut rendre la vie si douce! Voltaire n'en a-t-il pas le sentiment lorsqu'il dit quelque part: « La politesse est à l'esprit ce que la bonté est au visage. »

La meilleure preuve que Voltaire finit par conquérir la grande masse du public, fut l'accueil enthousiaste qui lui fut préparé lors de son retour à Paris, en février 1778. Il était devenu parfaitement naturel qu'on l'imitât dans sa manière de procéder, de penser, de parler et d'écrire. Son influence a été souvent appréciée, avec une grande sûreté de jugement, nous ne nous arrêterons pas à la faire ressortir, nous ne pouvons qu'insister, en terminant, auprès de nos collègues, sur le fait que, comme artiste et comme philosophe, Voltaire occupe le premier rang dans l'histoire de la littérature française du XVIIIe siècle. Et, comme il se révèle artiste et philosophe — au sens du XVIIIe siècle — de la façon la plus remarquable dans ses œuvres en prose des vingt dernières années

[1]) Nous renvoyons encore au remarquable et très lucide exposé de Lanson, dans son chapitre: *La philosophie de Ferney* (*Voltaire*).

[2]) V. Crouslé, Art. sur *Voltaire* dans *l'Histoire de la langue et de la littérature françaises* de P. de Julleville, VI., p. 165.

Digitized by Google

de sa vie, ce sont ces œuvres-là qui devraient partout former le sujet de nos cours. L'influence des manifestations de son esprit que nous avons appelées néfastes au début de notre travail, est plutôt superficielle, extérieure; elle s'exerce sur la forme que le Français aime à donner aux produits de son goût et aux créations de sa pensée, davantage que sur le fond; elle se fait sentir surtout dans les formes que revêt la polémique et l'esprit critique dans le public. Si, de nos jours, on déplore la tournure d'esprit, la façon d'envisager la vie, les manifestations de la mentalité du grand nombre, c'est moins sur Voltaire que l'on doit en faire reposer la responsabilité, que sur les circonstances au milieu desquelles nous vivons, sur la matérialisation de la vie, les progrès inouïs, le développement des sciences, des arts.

S'il a manqué à Voltaire bien des traits de caractère qui rendent un grand homme sympathique, s'il impatiente [1]), il n'en reste pas moins un grand homme, un génie, que des auteurs tels que D. Fr. Strauss, Carlyle, Gœthe même, sont d'accord pour appeler le meilleur représentant du XVIII[e] siècle, le génie représentatif de la société française de son siècle. En lui, les bons comme les mauvais côtés de cette société sont mis en pleine lumière: la prose de Voltaire, ses *Mélanges*, sa *Correspondance*, ses articles philosophiques en sont le miroir. La lecture de cette prose, dont la clarté de l'idée, la simplicité de l'expression font la grande valeur, est, par conséquent, le meilleur exercice intellectuel auquel nous puissions soumettre les intelligences de dix-huit à vingt ans. En outre, elle prépare, aide à comprendre la renaissance littéraire et artistique qui suit la Révolution, elle nous permet de suivre le développement des sciences, cause de la formation de genres littéraires qui, par leurs méthodes, sont des sciences: l'histoire, la critique; elle sert d'excellente introduction à la lecture de Michelet, de Mignet, de Duruy, de Lanfrey et de Taine, auxquels nos collègues allemands accordent une si grande place dans leurs programmes. La lecture de Voltaire nous permet ainsi de rendre quelques services aux professeurs d'histoire: leurs

---

[1]) C'est un mot bien vrai de M[me] d'Epinay dans une lettre à Grimm: «Quel homme! Il m'impatiente,.... mais il me fait rire cependant». *Choix de Lettres*, p. 434. Nous citons aussi les lettres de M[mes] du Châtelet et de Graffigny qui révèlent en Voltaire un véritable enfant, plein de fantaisies et de caprices, très souvent boudeur et s'emportant facilement. Quelques-unes de ces lettres se trouvent dans le *Choix de Lettres*.

Digitized by Google

programmes, disent-ils, sont si chargés qu'il leur est impossible de donner à leurs élèves autre chose qu'une esquisse du XVIII[e] siècle.

Les jeunes gens arrivés à l'âge du raisonnement prendront goût à cette lecture. Ils se rendront compte de la puissance qui réside dans cette force que l'on appelle la pensée, puissance d'impulsion vers le bien et vers le mal, lorsque la pensée agit avec clarté et logique, au moment voulu, avec le tact des circonstances, et en sachant revêtir la forme la plus propre à pénétrer dans les esprits. Ils verront — chose extrêmement importante pour des têtes qui sont à la veille de commencer leurs études et aspirent à pouvoir enfin travailler à leur guise, en toute liberté, en suivant leurs inclinations, — que, pour en tirer instruction, il ne suffit pas de constater les faits, tels que la décadence et la chute d'un état social, mais qu'il est intéressant, indispensable même, d'observer et de suivre le travail énorme de ceux qui, profitant des causes de la décadence, ont hâté la chute. Au XVIII[e] siècle, ces esprits agissaient dans la conviction que la réaction inévitable amènerait le progrès.

La jeunesse apprendra ainsi que la vie est faite d'actions et de réactions, et qu'un homme qui sait ouvrir les yeux prévoit de quelle nature sera la réaction qu'une génération prépare. L'élite d'hommes éclairés, au premier rang desquels se trouvait Voltaire, et qui luttaient contre tout ce dont ils reconnaissaient la fausseté, étaient certains du triomphe de la vérité.

Laissons le dernier mot à un contemporain de Voltaire. Diderot écrivait à Naigeon[1]), en 1772:

« Cet homme (Voltaire), dites-vous, est né jaloux de toute espèce de mérite. Sa manie de tout temps a été de rabaisser, de déchirer ceux qui avaient quelque droit à notre estime. Soit; mais qu'est-ce que cela fait? Est-on un sot, parce que cet homme l'a dit? Non. Qu'en arrive-t-il? Le cri public s'élève en faveur du mérite rabaissé, déchiré, et il ne reste au censeur injuste que le titre d'envieux et de jaloux.

Cet homme, dites-vous, est ingrat. Son bienfaiteur est-il tombé dans la disgrâce, il lui tourne le dos et se hâte d'aller encenser l'idole du moment. Soit; mais qu'est-ce que cela fait? En méprise-t-on moins l'idole et son encenseur? Non. Qu'en arrive-t-il? On

---

[1]) Collaborateur de l'Encyclopédie.

Digitized by Google

dit peut-être de l'homme disgracié qu'il avait mal placé sa faveur, et de l'autre qu'il est un ingrat.

Cet homme, dites-vous, a fait l'apologie d'un vizir dont les opérations écrasaient les particuliers, sans soulager l'empire. Soit; mais qu'est-ce que cela fait? Le peuple en est-il plus opprimé et le vizir moins digne du mortier d'Amurat? Non. Et que dit-on du vizir? On dit en soupirant qu'il est toujours en faveur, et l'on attend. Et de son apologiste? Que c'est un lâche ou un insensé.

Mais ce jaloux est un octogénaire qui tint toute sa vie son fouet levé sur les tyrans, les fanatiques et les autres grands malfaiteurs de ce monde.

Mais cet ingrat, constant ami de l'humanité, a quelquefois secouru le malheureux dans sa détresse et vengé l'innocence opprimée.

Mais cet insensé a introduit la philosophie de Locke et de Newton dans sa patrie, attaqué les préjugés les plus révérés sur la scène, prêché la liberté de penser, inspiré l'esprit de tolérance, soutenu le bon goût expirant, fait plusieurs actions louables et une multitude d'excellents ouvrages. Son nom est en honneur dans toutes les contrées et durera dans tous les siècles.

Hé bien, à l'âge de soixante et dix-huit ans, il vint en fantaisie à cet homme tout couvert de lauriers de se jeter dans un tas de boue; et vous croyez qu'il est bien d'aller lui sauter à deux pieds sur le ventre et de l'enfoncer dans la fange jusqu'à ce qu'il disparaisse! Ah! monsieur, ce n'est pas là votre dernier mot.

Un jour, cet homme sera bien grand, et ses détracteurs bien petits.

Pour moi, si j'avais l'éponge qui pût le nettoyer, j'irais bien lui tendre la main, je le tirerais de son bourbier et le nettoierais. J'en userais à son égard comme l'antiquaire avec un bronze souillé. Je le décrasserais avec le plus grand ménagement pour la délicatesse du travail et des formes précieuses. Je lui restituerais son éclat, et je l'exposerais pur à votre admiration.»

VII

Les lettres et les morceaux dont nous faisons suivre une liste que nous recommandons à l'attention de nos collègues, ont été choisis dans les quatre recueils suivants, en usage dans les écoles françaises:

Digitized by Google

Extraits en prose de Voltaire, publiés par L. Brunel. 5me édit. Paris, Hachette, 1902.

Voltaire (Coll. des Pages choisies des grands écrivains), publié par F. Vial. Paris, Colin, 1903.

Les écrivains politiques du XVIIIe siècle. Extraits publiés par Bayet et Albert. Paris, Colin, 1904.

Choix de lettres du XVIIIe siècle, publiées par G. Lanson. 6me édit. Paris, Hachette, 1906.

Nous ne prétendons pas que cette liste soit parfaite, elle soulèvera, sans doute, mainte critique. Nous nous sommes bornés à prendre dans les quatre excellents manuels français ce qui nous paraît convenir à une lecture dans des classes allemandes. Les recueils français sont trop volumineux et renferment des morceaux ou trop longs ou traitant des sujets qui ne peuvent guère intéresser que de jeunes Français. Il serait aisé, même en ne faisant qu'un choix dans cette liste, de composer un petit recueil analogue à ceux que les grands éditeurs allemands publient pour l'enseignement des langues vivantes.

CORRESPONDANCE.

A Monsieur de Cideville. Mort du président de Maisons. 1731.
» » Leçon de goût littéraire. 1733.
» » Voltaire à Paris. 1733.
A Monsieur Thieriot. Idées sur l'histoire. 1735.
A Frédéric, prince royal de Prusse. Leçon de français et jugement sur Pierre le Grand. [1738.
A Milord Hervey. Louis XIV et son siècle. 1740.
A Monsieur Helvétius. Conseils littéraires et jugement sur Boileau. 1741.
A M. de Vauvenargues. Sur l'amitié. 1744.
A Frédéric II. Sur la langue française et pour un bout de ruban. 1749.
A Stanislas, roi de Pologne. Réclame sa subsistance. 1749.
Au comte d'Argental. L'arrivée en Prusse. 1750.
A Madame Denis. Satisfaction inquiète. 1750.
» » Premières désillusions. 1750.
» » Tristesse. 1750.
A J. J. Rousseau. Défense des arts et des lettres. 1755.
Au maréchal de Richelieu. L'expédition de Minorque. 1756.
A Mademoiselle * * *. Conseils littéraires. 1756.
A Monsieur de Moncrif. Voltaire en Suisse. 1757.
» Tronchin. Les Pichons. 1757.
» Pilavoine. Voltaire et son installation. 1760.
» Lebrun. Offre d'adopter Mlle Corneille. 1760.
» Dumolard. Education de Mlle Corneille. 1761.
A M. Fyot de la Marche. Le drame de Toulouse. 1762.

Digitized by Google

A Madame du Deffand. Pessimisme et Déterminisme. 1764.
» » Causerie. 1764.
» » Sur les moyens d'être heureux. 1764.
A M. Damilaville. L'affaire Sirven. 1765.
A Monsieur de Villevieille. Contre l'athéisme. 1768.
A Madame Necker. La statue de Voltaire. 1770 (Mai).
» » » » 1770 (Juin).
A Frédéric II. Apologue de circonstance. 1776.
Au comte d'Argental. Contre un traducteur de Shakespeare. 1776.

PHILOSOPHIE ET HISTOIRE.

La patrie (Dict. philos.).
L'égalité (Dict. philos.).
La liberté individuelle. (Pensées sur l'administration publique. 1756).
La liberté individuelle. (Idées républicaines, XIX — XXIII. 1762).
La liberté religieuse ou tolérance: Si la tolérance est dangereuse.
Prière à Dieu sur la tolérance (Traité sur la Tolérance. 1763).
La liberté économique: le libre commerce des blés. (Diatribe à l'auteur des Ephémérides).
La guerre (Dict. philos.).
La vertu (Dict. philos., art. «Vertu», Section II).
La charité (Dict. philos.).
L'idée du beau (Dict. philos., art. «Beau»).
Les ignorances de l'homme (Dict. philos., art. «Ignorance»).
La religion (Dict. philos., art. «Religion», Section II).
Dieu, la conscience et l'immortalité de l'âme (Hist. de Jenni. Chapitres X et XI).
Micromégas: Conversation avec les hommes (Fragment tiré des «Pages choisies»).
Histoire d'un bon bramin («Pages choisies»).
Jeannot et Colin: Une éducation pratique.

Bataille de Rocroi (Siècle de Louis XIV, Chapitre III).
Mazarin (Siècle de Louis XIV, Chapitre VI).
Charles XII (Charles XII, liv. VIII).
Voltaire hôte de Frédéric II (Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire).
V. Extraits en prose, p. 134.

Critique littéraire. Le mélange du comique et du tragique au théâtre (Préface de *l'Enfant prodigue.* V. «Pages choisies», 201).

Digitized by Google

Die *e*-Prothese in den französischen Mundarten.

Von

Ernst Tappolet.

Was auf den folgenden Seiten zur Sprache kommen soll, ist der *e*-Vorschlag, der in neufranzösischen Mundarten an gewissen Substantiven zu beobachten ist. — Geijer, der in seinen *Studier i fransk linguistik,* 1887, der „Prothesis“ 8 Seiten widmet, kennt die Erscheinung noch nicht. Der erste, meines Wissens, der an Hand einer grössern Anzahl von Beispielen darauf aufmerksam macht und eine Erklärung versucht, ist Behrens.[1]) Das war im Jahre 1889. Es folgte ein langes Schweigen. Mancher mag sich bald da bald dort ein Beispiel notiert haben, doch ohne sich zu äussern. Erst 1903 teilt Verfasser weitere Beispiele aus den Mundarten der französischen Schweiz mit.[2]) Ihm folgt 1906 J. Désormaux mit einer hübschen Zahl von Beispielen aus Savoyen.[3])

Einige weitere bibliographische Angaben hat Verfasser 1907 zusammengestellt.[4]) Und neulich hat H. Urtel[5]) meine Wortsammlung im *Bulletin* wesentlich vermehrt und mit kritischen Bemerkungen versehen. Wenn ich heute wiederum auf die Frage zurückkommen möchte, so geschieht es weniger der paar neuen

---

[1]) In seinem Artikel über *étnette* Zange (Zeitschrift für rom. Phil. 13, p. 407—408, abgek. Behrens).

[2]) Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande 1903, p. 24–26, abgek. Tap.

[3]) Revue de philologie française et de littérature 20, p. 177, abgek. Dés.

[4]) *Zur Agglutination in den französischen Mundarten,* Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel 1907.

[5]) *Zur Agglutination des Artikels in franz. Mundarten,* Festschrift für Karl Vollmöller 1909, abgek. Urtel.

Digitized by Google

Beispiele halber, die ich vorzuführen in der Lage bin, als der Bedenken wegen, die sich mir bei Erklärung durch Agglutination aufgedrängt haben.

Nähere Angaben über die hier zu zitierenden Beispiele finden sich im alphabetischen Verzeichnis am Schluss dieses Artikels.

I. Lautliches.

Ich beginne mit einer Kritik der Ansichten Behrens'.

Behrens hat l. c. den Zusammenhang von schriftfranz. *étnette* mit schriftfranz. *tenettes* (beide bei Littré) richtig erkannt. Beide bezeichnen eine Zange und sind offenbar Ableitungen von *tenir*. In demselben Verhältnis stehen *étenailles* und *tenailles*. Wohl mit Unrecht erklärt Sigart (Glossaire étym. montois) die *e*-Prothese durch jene den pikardisch-wallonischen Ma. eigentümliche Umstellung im Anlaut von Wörtern, bei denen auf den ersten Konsonanten ein ə folgt. Der Atlas gibt Beispiele die Menge.[1]) Dass wir es bei *étenette* und *étenaille* nicht mit dieser rein lautlichen Erscheinung zu tun haben, zeigt Behrens mit dem Hinweis auf ebenfalls wallonische Beispiele von Prothese — es sind deren 9 — bei denen das erforderliche ə nach dem ersten Konsonanten fehlt (von *écisiau* bis *etièse*).

Dazu kommt nun die weitere Tatsache, die erst durch das Erscheinen des *Atlas linguistique* ins rechte Licht gerückt wurde, dass nämlich *étenaille* durchaus nicht auf Artois und Hennegau beschränkt ist, sondern im ganzen Norden Frankreichs bald da bald dort auftaucht, d. h. in Gegenden vorkommt, wo die Lautumschaltung im Anlaut gänzlich unbekannt ist.

Wie kommt es nun, dass all diese Substantiva im Anlaut um ein *e* verlängert worden sind?

Behrens sagt darüber wörtlich Folgendes: „In allen diesen Fällen . . . erkläre ich mir die *e*-Prothese aus der Verschmelzung

---

[1]) So ***ésmèl*** für semelle, 5 mal Dép. Somme, 1 mal wall. (Karte 1215). ***ésmĕn*** für semaine, 5 mal Somme (Karte 1214). ***ésme*** für semer, 5 mal Somme, je 1 mal Pas de Calais, Nord, wall. (Karte 1216). ***ĕd*** für de in den Dép. Pas de Calais, Nord, Somme etc. (z. B. Karte 284 une bouteille de cidre). Ebenso bei anlautendem *re* : ***ernar*** = *renard*, ***ergĕ*** = regain, ***èrsu*** = reçoit (Karten 1147, 1139, 1136). Keine Umstellung weisen auf ***femelle, genou, genièvre*** (mit einer einzigen Ausnahme). Die Frage verlangt eine Spezialuntersuchung.

des vokalischen Auslautes im Satzzusammenhange vorangehender Wörter, des bestimmten und des unbestimmten Artikels namentlich, mit dem folgenden Nomen" m. a. Worten aus *Artikel-Agglutination*. Behrens denkt dabei an folgende drei Möglichkeiten:

1. *unə vipère* wurde zu *une *əvipère*, woraus später *une évipère*. Behrens sucht diese Herleitung mit dem Hinweis darauf zu stützen, dass vielfach das *e muet* in Ma. weniger verstummt sei als in der Schriftsprache und dass wir ferner mit einem frühern Lautstand zu rechnen hätten. Diese Erwägungen würden wohl ein *əvipère* erklären, nicht aber ein *évipère*, für eine ältere Aussprache *uné* fehlt meines Wissens jeder historische Nachweis. Und da nicht anzunehmen ist, dass alle prothetischen Formen auf jene problematische Urzeit zurückgehen, wo man noch *üné*, *lé* usw. sprach, so ist es sehr auffällig, dass aus dem spätern ə-Stadium keine Form sich erhalten hat. Dazu kommen die modernen Patoisformen des unbestimmten Artikels, deren Haupttypen: *ẽn* in Pikardie und Flandern, *œn, ün* im Zentrum die Agglutinationstheorie kategorisch ausschliessen.[1])

Ähnlich steht es mit der zweiten Möglichkeit:

2. *le crochet* > **l'əcrochet* > *l'écrochet*. Auch der Einfluss des bestimmten Artikels Sing. Masc. scheint mir durch die mundartlichen Formen, die wir kennen, völlig ausgeschlossen.

Lautlich allein befriedigend ist die dritte Möglichkeit:

3. *les tenettes* wird zu *l'étenette* Singular! Der Pluralartikel lautet in Nordfrankreich in der Tat *lé*, von wenigen Abweichungen im Frankoprovenzalischen abgesehen.

Das führt uns zur Besprechung der wichtigen Fälle, wo der prothetische Vokal mit der Pluralform des Artikels nicht übereinstimmt. Das ist der Fall in ganz Savoyen, wo der Artikel meist *lu* (sprich *loup*) oder *lo*, vereinzelt *lü* oder *lœ* lautet. Désormaux (l. c.) setzt sich mit dieser Frage nicht auseinander. Urtel macht gebührend auf die Schwierigkeit aufmerksam. Die von ihm zitierten Beispiele *érein* und *étaillants* zusammen mit einigen andern sind wir in der Lage durch ein Verbum zu erklären. Es bleibt aber ein Rest vornehmlich lokalfranz. Beispiele wie *écaleçons, éculottes,*

---

[1]) Vgl. die Karten 325 une corde, 222 une chaise, 231 une chanson, auch 118 une belle pièce de monnaie.

Digitized by Google

ébases etc., die ich nicht anstehe, durch Verschmelzung mit dem schriftfranz. Artikel *les* zu erklären. Diese Formen gehören nicht der eigentlichen Mundart, sondern dem *français populaire* an[1]).

II. Semasiologisches.

Ist die Frage nun erledigt mit der Erkenntnis, dass der *e*-Vorschlag lautlich mit dem Vokal des Pluralartikels übereinstimmt? Keineswegs, hier erst beginnt die eigentliche Schwierigkeit: das begrifflich-syntaktische Problem.

Es besteht darin, in jedem einzelnen Fall zu zeigen, wie die Pluralvorstellung zu einer Singularvorstellung werden kann. Denn anders ist der Übergang von *les cornes* zu *l'écorne* einfach nicht denkbar. Das Ding, dessen Benennung die Prothese aufweist, muss einer doppelten Auffassung, als Mehrheit und als Einheit, zugänglich sein. Ist es das nicht, so muss die Prothese anders erklärt werden. Dieser Theorie fügen sich ohne weiteres die grosse Mehrzahl der Beispiele, die ich im *Bulletin du Glossaire* II, 24—26 zusammengestellt habe.[2])

Ich stelle mir den Vorgang folgendermassen vor: A sagt: *Ma vache a perdu les cornes.* B stellt sich dabei nicht die beiden Hörner der Kuh einzeln vor, wie er das täte bei *les deux cornes,* sondern er denkt sich die Hörner als Gesamtheit, was wir im

[1]) Einige wenige Patoiswörter wie *écolni, écacatire* erregen Bedenken. Man muss annehmen, dass sie auch beim Französisch-Sprechen verwendet werden.

[2]) Auf die freundliche Besprechung, die Herzog (Zeitschrift für rom. Phil., 30, 368) diesem Abschnitt gewidmet hat, ist Folgendes zu antworten. Herzog möchte zwei Fälle unterscheiden: 1. wo aus der Pluralverbindung *les reins* ein Singular *l'érein* entstand. Das ist m. E. der typische und einzige Fall. 2. wo das Wort weiter Plural bleibt wie *les étenailles* aus *les tenailles.* „Der zweite Fall, sagt Herzog, ist im Grunde genommen recht merkwürdig.“ Das wäre er in der Tat, wenn, wie Herzog sich vorzustellen scheint, *les tenailles* direkt ohne Zwischenstufe sich in *les étenailles* verwandelt hätte. Auch hier wie bei *l'érein* nehme ich ein **l'étenaille* als Durchgangsstadium an, zu dem dann ein neuer Plural *les étenailles* gebildet wurde. Was die Mitwirkung von *de* anbelangt, auf deren Möglichkeit Herzog aufmerksam macht, so halte ich sie da nicht für ausgeschlossen, wo die Präposition wirklich *dé* lautet. Das ist (nach den Karten 284 und 290) der Fall in einigen Ma. der Waadt und Freiburgs, im Aostatal, vielfach in Savoyen und vereinzelt in den Dép. Jura, Saône et Loire, Meuse und einmal im Wallonischen. Dazu stimmt nun aber die Verbreitung von *étenailles* und anderer prothetischer Formen ganz und gar nicht. so dass die Einwirkung von Ausdrücken wie *une paire dé tenailles,* aufgefasst wie *une paire d'éperons,* nie eine primäre und sicherlich geringe und lokal engbegrenzte sein wird.

Digitized by Google

Deutschen mit „Gehörn" ausdrücken könnten, entsprechend dem „Geweih" beim Hirschen, mit dieser einheitlichen Vorstellung verbunden — vielleicht von ihr hervorgerufen — ist die formale Angliederung des gehörten *lékorn* an lautliche Erinnerungsbilder wie *lékòrs, lékòl, lékùèl, lékùri, lékùm, lékluz* etc. Dadurch ist *corne* in eine andere Lautreihe geraten, deren Schicksal, d. h. deren syntaktische Verwendung, das Wort nun teilt. *écorne* wird fortan dem *école* etc. analog behandelt. Zunächst bezeichnet es „das Gehörn", kann dann aber, ähnlich wie *la garde, la sentinelle* = einer der auf Wache stehenden Soldaten, auch nur eines der Hörner bedeuten. Von dem Augenblick an ist *écorne* in die Rechte von *corne* getreten, die beiden Formen stehen in einem Konkurrenzverhältnis, bald siegt die eine, bald die andere, bald vertragen sie sich, nachdem jede ihren Bedeutungsbezirk gesichert hat, so ist *écorne* im Berner-Jura das ganze Horn am Tier, *corne* nur die Hornsubstanz.

Nach diesem Grundsatz stellte ich alle Beispiele von Prothese zusammen, deren ich habhaft werden konnte. An Wörterbüchern habe ich eine Anzahl systematisch durchgesehen. Am wertvollsten schienen mir die Beispiele aus dem unerschöpflichen Arsenal des *Atlas linguistique* (Lieferung 1—32). Das Kartenbild liess oft wichtige Schlüsse zu über Ursprung, Alter und Verbreitung der *e*-Formen, Schlüsse, welche die lakonische Registrierung des problemfreien Lexikographen nicht zu ziehen gestattet.

In erster Linie interessierten mich die Dualbegriffe. Dinge wie Zange, Scheere, Waage, die aus zwei gleichwertigen Teilen bestehen, oder Körperteile und Kleidungsstücke, die paarweise vorkommen. Dass gerade solche Wörter gern der Prothese unterliegen, kann kein Zufall sein, die Dualität, sagte ich mir, muss bei Entstehung der *e*-Form mit eine Rolle spielen. Es ist zu auffallend, dass fünf verschiedene Wortstämme, die „Zange" bedeuten, teilweise in ganz verschiedenen Gegenden prothetische Formen erzeugt haben, nämlich *étenaille* mit *étenette, épince* mit *épincette, étricoise, éclicotte, étangue*; ebenso vier Stämme mit der Bedeutung „Scheere": *éforces* mit *éforcettes, éciseaux, éblochette, étaillants;* ferner *ébalance, érein* und *èpilyon* Augenbrauen[1]), je an zwei weit auseinander liegenden Punkten; dazu kommt das eben analy-

[1]) Die Karte 1257 *sourcils* weist keine Prothese auf.

Digitized by Google

sierte *écorne* und *éportette* Doppeltüre. Endlich das merkwürdige savoyische Trio: *éculottes, écaleçons, ébretelles.*

Wie die Auffassung bei derartigen Dingen schwankt, zeigen *les tenailles*, und „die Zange", *les ciseaux* und „die Scheere", *les balances* „die Waage", *le* und *les pantalon(s)* „die Hose" und „die Hosen" etc.

Nicht immer liegen die Dinge so günstig. Die Zahl der Dualbegriffe ist naturgemäss beschränkt. Häufiger tritt die Prothese ein bei der Benennung von Dingen, die zwar einen einheitlichen Eindruck machen, die aber leicht als aus Teilstücken bestehend aufgefasst werden können.

Hier verdienen an erster Stelle genannt zu werden eine Reihe von Dingen baulicher Art:

Treppe: *égra, écachette, épontet(?)*
„Laube": *élouyes, éterrasse, égalerie, épontet(?)*
Schweinestall und Abort: *ébouatons, éprivés, écacatire.*
(vgl. *les lieux d'aisance, se transporter sur les lieux.)*
Holzboden der Kelter: *ébases, émoi.*
Bretterwand: *éparoi, éplanches.*
Dachrinne: *égoutière, écheneau, échenet.*
Ofenrohr: *itoyo.*

Der psychologische Vorgang wäre hier der gleiche, alle diese Dinge lassen sich bald mehr bald weniger leicht singularisch oder pluralisch anschauen. Sage ich z. B. *il faut réparer les grés*, so kann ich sowohl an die einzelnen Stufen denken (ursprüngliche Bedeutung) als an die ganze Treppe, wobei ich lautlich das Gehörte an Wörter angliedere wie *égrenoir*, *égrin*, saure Frucht, *égout, église* etc.

Ferner finden sich mehrere Bezeichnungen von Krankheitszuständen, die sich in wiederholten Anfällen äussern oder, wie bei *écrevasses*, an verschiedenen Stellen des Körpers zum Ausbruch kommen: *époints*, *étours, évintrère, évantré, éfrissons; écrevasses* „Aufspringen der Haut". Ähnlich sagt der Franzose *des rages de dent, des rhumatismes*, der Deutschschweizer: er hat Hitzen. Bemerkenswert sind eine Anzahl Pflanzen, Früchte und Tiere.

Pflanzen: *échardon* und *éšošid* „Disteln"; *éronce, éronde* „Brombeerstrauch"; *épetare* Hollunder, *ésarment, épicéa* Weiss-

Digitized by Google

tanne, auch *écome* gehört hieher „Grasbüschel, die der ungeschickte Mähder stehen lässt".

Früchte: *égroseille*, *èpèm* Himbeere; *eyan* Eichel. Wie bei solchen Begriffen oft die kollektive Auffassung über die pluralische siegt, zeigt ausser dem schriftfranz. *le raisin*, *la graine*, *le poisson*, *le charbon* die Karte 528, auf welcher der Satz *les hêtres portent des faînes* sehr oft mit *de la faîne* beantwortet wird.

Tiere: *écrevisse*, *égenisse*, *étanpan* junge Kuh; *efurlon*, *étalène*, *émouquettes (?)*, *étsiro* Maikäfer; *évipère*, *éyœjard* Eidechse.[1])

Eine weitere Gruppe bilden einige Wörter, die eine Masse bezeichnen. So *ébran* m. und *ewak* f. = Welle, *écrus* Überschwemmung, *élies* Weinhefe, *émont* Haufe, *enœy* Wolke, *élavanche* Lawine, *écopeau* Hobelspan. Endlich seien zwei Wörter erwähnt, *éraie* und *éserron*, welche „Furche" bedeuten, ebenfalls ein Begriff, bei dem leicht die Pluralform für einen Singular gehalten werden kann, z. B. *il a marché dans les raies* in den Furchen, *dans l'éraie* im „Gefurche". Was die isolierten Wörter anbelangt, verweise ich auf das alphabetische Verzeichnis. Man wird da und dort die Wahrscheinlichkeit einer kollektiven Auffassung bezweifeln, man kann sich z. B. schwer vorstellen, wie *èlmotš* „Docht" und *éprintsə*, „Brunnenstock" zu einer kollektiven Anschauung Anlass geben, (vgl. die abweichenden Vermutungen zu den Wörtern im Verzeichnis).

Überhaupt mag man oft im einzelnen Fall anders urteilen und wird bei weitern Nachforschungen über Verwendung des Wortes und über den Lautstand der Gegend anders urteilen müssen. Hier kam es mir in erster Linie darauf an, den Grundsatz zu veranschaulichen, dass und wie bei der substantivischen *e*-Prothese nicht nur die Form, wie bisher, sondern auch die Bedeutung und Verwendung des Wortes mit zu reden hat. Und zwar geht die e-Prothese dann am ehesten auf Artikelagglutination zurück, wenn die im Wort enthaltene Vorstellung dualischen oder kollektiven Charakter hat. Ist das nicht der Fall, so hat man sich nach einer Erklärung umzusehen.

Damit kommen wir zum Wendepunkt unserer Ausführungen.

---

[1]) Dem Begriff nach zweifelhaft scheint mir *émouchet*, das wohl viel seltener als die andern im Plural vorkommen wird.

Digitized by Google

III. Historisches.

Wir haben bis jetzt die frühern Wortformen, soweit sie erhältlich, vollständig ausser Acht gelassen. Nähere Prüfung zeigt, dass unsere Theorie durch das Wörterbuch von Godefroy stark erschüttert wird. Dieses stellt uns vor die überraschende Tatsache, dass 9 unserer Wörter (Ableitungen nicht gezählt) eine völlig entsprechende altfranz. Form mit *es* im Anlaut aufweisen, nämlich afr. *estenaille, espince, esturcoise; eschenal, escrevace, escrevice, esgré, esgoutiere, espointe.* Bestätigt wird der *es*-Anlaut durch südfranz. Formen wie *estənales* = tenaille im ganzen Süden neben *tənales,* oder *estalà* = ciseaux, das offenbar in Stamm und Anlaut dem lyon. *étaillants* entspricht.

Dazu kommt nun die weitere Tatsache, dass sich für 13 unserer modernen *e*-Formen afranz. Verba oder Substantiva mit *es* namhaft machen lassen, von denen jene mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit abgeleitet werden können.

Gesichert scheint mir dies bei:

éblochettes	aus afr.	*esblochier*
ébalances	aus afr.	*esbalancier*
époint, espointe	aus afr.	*espoindre*
écrus	aus afr.	*escroistre*
étaillants	aus afr.	*estaillier.*

Wegen der übrigen: *ébran, écachette, échaussée, éforces, éparè, étanpan, étour* verweise ich auf die Bemerkungen im Verzeichnis.

Eine Gruppe für sich bilden die Fälle, wo dem nfr. Substantiv ein afr. und nfr. *Verbum privativum* zur Seite steht, wie bei:

écorne	neben	*escorner*
écosse	neben	*écosser*
échardon	neben	*eschardonner*
éronce	neben	*esronchier*
évintrère	neben	*esventrer*
éreins	neben	*éreiner.*

Auf den ersten Blick scheint es befremdend, dass von dem Verbum, das die Beseitigung oder Vernichtung der in Frage stehenden Sache ausdrückt, ein diese Sache bezeichnendes Nomen abgeleitet worden sei.

Digitized by Google

Wenn wir uns aber den Vorgang, den einige dieser Verben ausdrücken, recht vergegenwärtigen, so gewinnt die Vermutung Behrens' an Wahrscheinlichkeit, der, wenn auch noch zögernd, die Prothese dem Verbum zuschreibt.

Wer nämlich Disteln ausreisst *(échardonner)*, kann das in einem Haufen vor ihm liegende Ergebnis seiner Arbeit mit *chardons échardonnés*, bezeichnen, wodurch trotz der privativen Bedeutung Substantiv und Verbum in ein assoziatives, gegenseitige Beeinflussung begünstigendes Verhältnis treten.

Dazu kommt ein Zweites. Es gibt im Franz. tatsächlich eine Reihe privativer Verba, denen von rechtswegen ein Substantiv mit anlautendem *é* zur Seite steht. Nämlich:

écorce neben *écorcer* (und *écorcher)*
écale neben *écaler*
écaille neben *écailler*
afr. *escharde* (Schuppe) neben afr. *escharder*
épaule neben *épauler* (die Schulter verrenken).
échine neben *échiner* (den Rückgrat zerbrechen).

Nach Analogie solcher Wortpaare, die in demselben privativen Denkverhältnis stehen, wie die Wörter der Gruppe *corne écorner*, kann die Prothese leicht eintreten, besonders da, wo sinnverwandte Wörter vorliegen, wie z. B. bei folgenden Gleichungen:

écaler : écale = écosser : cosse bezw. *écosse*
échiner : échine = écorner : corne bezw. *écorne.*

Ist nun für viele unserer Wörter eine frühere Lautstufe *es*, sei es durch das Altfranz., sei es durch moderne Dialekte unbedingt gesichert, so erhebt sich die Frage, ob dieses *es* wirklich immer dem lat. Präfix *ex* entspreche. In der Mehrzahl der Fälle kann ein Zweifel kaum bestehen, d. h. da, wo dem Subst. ein sinnentsprechendes Verbum zur Seite steht, *espince* — *espincier*, oder *escrevette* — *escrever*, oder leicht supponiert werden kann wie *escourse* ‚course' aus **escourre* < *excurrere, estenaille* aus **estenir* etc. Dies ist nicht immer der Fall. Was haben *esturcoise, esgré* und die nur afr. *eslieu* (?), *escoussin* = oreiller, *estampon* = tampon mit dem Präfix *ex* zu tun? Sollte hier nicht der afr. Artikel *les* agglutiniert sein? Für die genannten Wörter fehlt uns der strikte Beweis des Gegenteils, wohl aber wird er uns für andere Wörter durch südfranz. Patoisformen erbracht, so für *étenailles*, das im ganzen Süden zer-

Digitized by Google

streut als *estənales* vorkommt, während der Pluralartikel die abweichendsten Formen zeigt: *las, los, læs, loy, lay, eras* (s. Karte 302 u. a.). Ebenso finden wir für *escargot* (Karte 481) *eskaragot* neben *kagarot, eskargutə* neben *kagut* etc. etc. Wir sehen, es gibt im Süden eine Vorsilbe *es,* die nicht aus Artikelagglutination entstanden sein kann.

Natürlich entspricht *es* gelegentlich auch einem germanischen Stamm, wie vielleicht bei *écour* ‚Schürze'.

Wir haben mit einer zweiten Möglichkeit zu rechnen, mit der *Kontamination.* Gilliéron hat auf dem Wege sprachgeographischer Erwägungen überzeugend nachgewiesen, dass der Typus *éfléau,* der sich fast nur im Gebiet des ältern *écossoir* findet, das Produkt einer Kreuzung von *flagellum* mit *excussorium* ist. Ein ähnliches Ineinanderfliessen von Wörtern zeigt *escrevisse,* das Produkt des Zusammenstosses von germ. *krebiz* mit griech.-lat. *scarabæus.* Vgl. das bei *écrevisse* Gesagte.

Nicht immer lässt sich die Kontamination so mit Händen greifen oder gar geographisch nachweisen. Zu ihrer Beurteilung gehört — was dem Linguisten meist abgeht — Vertrautheit mit der Mundart, Vertrautheit mit der Sprechgemeinschaft, in der die Kreuzung sich soll vollzogen haben. Es bleibt dem subjektiven Ermessen anheimgestellt, ob man Einfluss von *efforcer* und *allumer* bei *eforces* ‚Scheere' und *èlmotš* ‚Docht' gelten lassen will oder nicht.[1])

IV. Ergebnisse.

Nachstehendes Verzeichnis enthält über 100 Beispiele von e-Prothese. Unsere Untersuchung glaubt festgestellt zu haben, dass die substantivische Prothese im Französischen bei Appellativen[2]) auf drei Hauptursachen zurückzuführen ist:

---

[1]) Vgl. meine Vermutungen bei diesen Wörtern und bei *échantignole, écheneau, écliquette.*

[2]) Bei Ortsnamen kommt eine besondere Art von *e*-Prothese in Betracht, die offenbar auf Agglutination mit *ès* aus *in* + Pluralartikel beruht. Häufig genug finden wir die Namen noch getrennt geschrieben, so *Es Biolles, Es Côtes, Es Planches.* Nicht selten aber ist die Verbindung zu einem Wort verwachsen, so: *Les Eplatures* neben *La Plature, Les Ecreuses* neben *La Creuse, Esmonts* neben *Les Monts, Esbons* neben *Les Bons, Les Eloyes* (Alpweide oberhalb St-Imier) aus *Les Loges* s. Verzeichnis, vgl. ferner *Etrey* neben *Trey, Evionnaz* neben *Vionnaz, Efflot* neben *Flot, Evilard* neben *Villars,* vielleicht auch *Eclagnens* (Waadt) neben der Form *Clanens* aus dem Jahre 1265. Die Beispiele, die sich leicht vermehren liessen, entstammen dem *Schweiz. Ortsnamenverzeichnis* und dem *Geographischen Lexikon der Schweiz.*

Digitized by Google

1. Umbildung auf Grund präfizierter Verben, rund 50 Fälle wie *épince* wegen *espincer*.

2. Artikel-Agglutination, rund 40 Fälle[1]) wie *les ciseaux* zu *l'éciseau*. Zulässig ist die Erklärung nur bei Dual- oder Kollektivbegriffen, letztere im weitesten Sinne genommen.

3. Kontamination, 8 mehr oder weniger sichere Fälle.[2])

Von den etymologisch durchsichtigen Wörten — bei andern kann die Prothese überhaupt nicht beurteilt werden — lassen sich nur *émũn* und *ésamedi* in keiner der drei Gruppen unterbringen.

Im Übrigen ist im Auge zu behalten, dass die genannten Hauptursachen sich sprachpsychologisch keineswegs ausschliessen. Wir haben kein sicheres Mittel um zu entscheiden, ob nicht z. B. bei *ébalances* sowohl die Dualität der Vorstellung als die Existenz eines Verbums die Prothese veranlasst haben.

Was lehrt uns unsere Sammlung über das Wesen der Agglutination? Es scheint mir sehr bemerkenswert, dass von den 11 Wörtern[3]), die (nach unserer naturgemäss noch lückenhaften Information) über ein zusammenhängendes Gebiet von einigem Umfang verbreitet sind, kein einziges durch Agglutination erklärt werden muss. Die agglutinierten Wörter, d. h. diejenigen, an denen andere Erklärungsversuche abprallen und die tatsächlich eine kollektive Auffassung zulassen, zeichnen sich samt und sonders aus durch ihr sporadisches, sprunghaftes Auftreten. Daran mag zum Teil die Unvollständigkeit unserer Belege schuld sein, aber sicher nur zum Teil. Die Agglutination, vornehmlich die mit dem Pluralartikel, gehört offenbar in viel höherem Masse als die Umbildung nach Verben, Typus *épince,* der individual bedingten Momentsprache an[4]).

---

[1]) Dass davon mehr als die Hälfte auf das franko-provenzalische Gebiet entfallen, liegt wohl an äussern Umständen.

[2]) Nämlich *échantignole*, *écheneau*, *écliquette*, *écrevisse*, *éfléau*, *éforces*, *ékuveta*, *èlmotš*.

[3]) Es sind dies *ébalances*, *échardon*, *écorne*, *écrevisse*, *éfléau*, *éforces*, *égra*, *étricoise*, *épince*, *éronce*, *étenaille*.

[4]) Damit hängt die Tatsache zusammen, dass bei manchen Wörtern, die begrifflich der Agglutinationsgefahr ausgesetzt sind, der Atlas keine einzige Prothese aufweist, so bei *genou*, *tuiles*, *ver*, *rose*, *tuyau* etc.

Digitized by Google

V. Alphabetisches Verzeichnis.

Hier sind alle diejenigen Substantiva verzeichnet, bei denen Formen mit und ohne *e*-Vorschlag (bezw. *es-*, *i-*, *ou*-Vorschlag) vorkommen. Ausgeschlossen sind von dieser Liste:

1. Die Fälle von Deglutination: *pine* statt *épine*, die ich bei anderer Gelegenheit zu untersuchen gedenke.

2. Die Fälle, bei denen das Nebeneinander der Formen auf lokalen Lautgesetzen beruht, wie häufig in wallonischen, lothringischen und vogesischen Ma. bei Wörten mit *s* + Konsonant im Anlaut: *épaule* in Punkt 76 *espol*, 85 *spol*, oder im pik.-flandrischen Gebiet bei Doppelkonsonanz im Anlaut: *ėsmėl* für semelle, oder wie sehr allgemein in dialektisch-volkstümlicher Rede vor *s* + *Kons.*: *estatue, escandale, espécial* (vgl. Urtel p. 5). Wo Zweifel vorhanden sein können, wie bei *égenisse, écœup* etc., wurde das Wort aufgeführt.

ébalances f. pl. ‚Waage' nur sporadisch Waadt, Freiburg, Berner Jura (Tap. 25); Somme 263, eine Lautvariante ist *ébarasè* Loire 816 (Karte 108). Vermutlich Neubildung nach afr. *esbalancier* v. r. = se balancer, dass Verbalformen einwirken, zeigt die Form *ẽmbarãsà* f. sg. Cantal 811, das sicher zu afr. *embalanchier* ‚lancer' gehört.

ébases f. pl. ‚bases du pressoir' Savoyen (Fenouillet, Dés. 177), auch in Const. et Dés. in der Bedeutung *vanne* (Schutzbrett, Schiebetür).

éblioϑtë f. pl. ciseaux (de tailleur d'habit) neben *blotsẽtë*, Savoyen (Const. et Dés.). Auch hier liegt Ableitung vom afr. *esblochier* ‚tailler en bloc' am nächsten.

ébouatè s. m. Schweinestall, Waadt (einmal). Sicher von *boîte* abgeleitet.

ébouatons m. pl. Schweinestall Waadt (Tap. 25) neben *bouaton*.

ébran m. pl. ‚onde d'un liquide qui bout' Etivaz (Waadt) cp. afr. *esbrandir* ‚allumer', vom deutschen *Brand*.

ébretelles f. pl. Hosenträger, Savoyen (Dés. 177, auch Const. et Dés.). — Merkwürdigerweise findet sich bei demselben Wort eine

Digitized by Google

Singular-Agglutination in der Wallonie: *âbèrtèl* 198, *âbœrtâl* 199. Der Pluralartikel *lé* ist ausgeschlossen, allerdings lautet auch der Singularartikel nicht immer *la* in 198. Auch ist die Länge des *a* auffällig.

écaleçons m. pl. Unterhosen, Savoyen (Dés. 177).

écacatire f., lieux d'aisance' Savoyen (Dés. 177 und Const. et Dés.), während es im ganzen Kanton Genf *kakatire* lautet. Vgl. *éprivé*.

échafaud m. schriftfranz. neben *chafaud*, das ein Gerüst bezeichnet um Stockfische zu trocknen (s. Sachs-Villatte bei *chafaudeur*), *chafaud* bedeutet auch ein oberes Stockwerk in der Scheune (Verduno-Châlonnais, Bernerjura). Ursprünglich ohne Präfix. tritt das Wort schon afr. *eschaiphals* (13 Jh.) und aprov. *escadafalc* mit Prothese auf; vermutlich vom Verbum abgeleitet, das der *Dict. gén.* als *eschaufauder* schon fürs 13 Jh. verzeichnet.

échantignole f. Unterlegeklötzchen (Dachbau), Probeziegel, schriftfranz. neben *chantignole*, das wohl zu *chant* < *canthum* gehört (s. Dict. gén.). Auf Grund einer semasiologischen Untersuchung liesse sich wohl nachweisen, dass die technische Vorstellung von *chantignole* sich mit derjenigen von *échantillon* assoziiert hat, darauf deutet wenigstens das einzige Beispiel hin, das der Dict. gén. gibt: *brique de chantignole ou d'échantillon*. Die Prothese beruht hier augenscheinlich auf Kontamination.

échardon m. Distel. Laut Atlas ist die Form hauptsächlich in den Landschaften Berry (s. auch Behrens) und Bourbonnais zu Hause, in den Dép. Indre und Cher hat sie *chardon* ganz verdrängt, 6 mal ist sie belegt in Allier, je 4 mal in Nièvre, Charente-Inf. und Ardennes, 3 mal in Meuse, je 2 mal in Indre et Loir, Morbihan, Aisne, je 1 mal in Loir et Cher, Loiret, Vienne, Doubs, Ille et Vilaine und im Aostatal, *echardron* (sic.) in Florent (Marne, bei Janel nach Urtel 6), nirgends im Süden. Verbaler Einfluss von nfr. *échardonner*, Disteln ausreissen oder afr. *eschardonner* ,piquer avec des chardons'. Vgl. *ésosid*.

échaussée f. bezeichnet in Berry eine dammartige Schleuse (barrage, digue), die den Zweck hat, einen Bach zum Fisch- oder Krebsfang trocken zu legen. Nähere Information über die Einrichtung vorbehalten, scheint mir Artikel-Agglutination von *chaussée* des Begriffes wegen nicht wahrscheinlich. Lieber würde

Digitized by Google

ich es mit afr. *chauchier* ‚fouler avec force' im Gedanken an die zusammengetretene Erde eines Dammes in Verbindung bringen, dazu wäre ein Intensivum **eschauchier* gebildet worden (vgl. *chauffer échauffer, mouvoir émouvoir*), das vielleicht formal in afr. *eschaucier* ‚poursuivre' vorliegt.

écheneau m. schriftfranz. (auch *échenau, écheno; échenal*), chenau, gouttière; dialektisch belegt für Berry (Jaubert), Châlon-Verdun (Fertiault), Bresse (Guillemaut), Neuchâtel: *étšənó* Cerneux-Péquignot, Brazel (Material des *Glossaire romand*) afr. *eschenal* m. gouttière. Ein Verbum ist mir hier nicht bekannt, ob *ex* sich mit einem Substantiv direkt verbindet, ist zweifelhaft [1]. Eher wäre ich geneigt, eine Einwirkung von *égouttière* (s. unten) anzunehmen.

échenet m. gouttière, Berry (Jaubert). Ebenfalls afr. *eschenet* m. in gleicher Bedeutung.

éciseaux m. pl. Scheere, findet sich sporadisch im Artesisch-Wallonischen und im Savoyischen (Karte 295), Nord 271, 281, Pas de Calais 283, ferner Mons (Sigart), H^te^ Savoye 946 (auch im Sing. = ciseau) (Const. Dés., Dés. 177). Formen mit *s* unbekannt.

éclicotte f. claquette (so in Lüttich) = jouet formé de deux os dont les enfants font des castagnettes in Mons (Sigart) Klapperklatsche (Sachs-V.) vgl. *écliquette*.

écliquette f. Harlekin-Pritsche (Sachs-V.) neben *cliquette*. Bei diesen beiden Wörtern gleichen Stammes könnte der Anlaut von *éclisse* dünnes Brettchen (vgl. die zwei Knöchel der *éclicotte*) oder *éclat, éclater* von Einfluss gewesen sein. Umgekehrt steht *clisse* neben dem allein berechtigten *éclisse* (aus ahd. *slizan*).

écœup m. coup, pikard. (Urtel 5) vgl. *ésamedi*. — Diese beiden Beispiele stehen ganz vereinzelt, sie stimmen nicht mit den Aufzeichnungen des Atlas, der auf den häufigen Karten mit *un* + Kons. (37, 105, 106, 569, 658, u. a.) nirgends beim Subst. eine Prothese verzeichnet. *ébsoin*, das Urtel den beiden andern gleich zu stellen scheint, erklärt sich nach dem Typus *ésmèl* = se-

---

[1]) Nyrop (Gram. hist. III, 213) gibt nur die zwei hier besprochenen Beispiele: ***échantignole*** und ***échenal***. Vgl. afr. ***eslieu***, *esgré*, *esturcoise*, *escourse*, ***escrevette***, ***estampon***, die zwar anders erklärt werden können, die aber durch ihre Anzahl die Annahme einer schon altfranzösischen Artikel-Agglutination nahe legen. Vgl. ***escoussin***.

melle. Ist bei *écoup* eine Plural-Agglutination denkbar, so ist eine solche bei *ésamedi* gänzlich ausgeschlossen.

écolni m. grosse branche fourchue de châtaigner qu'on plante en terre pour y faire grimper des ceps de vigne, (gegabelter Rebstecken), Savoyen (Const. et Dés.) neben *colni* aus *colonne* + *ier*, bedeutet wohl eigentlich, was zu einer Kolonne, Reihe (von Rebstecken) gehört. Hier kann sehr wohl das kollektive Element eine Agglutination erzeugt haben.

écorce f. Rinde, schriftfranz., auch mundartlich über ganz Frankreich verbreitet. Einige *corce*-Formen (182, 192, 818, 966 und 979 des Atlasses) beruhen wohl auf Deglutination. Leitet man das Wort von *cortex,* nicht von *scortea* n. pl., Lederzeug, ab, was semasiologisch und sprachgeographisch (vgl. sard. *corteghe* rum. *cortece*) geboten erscheint, so kann die *s*-Prothese vom Verbum *excorticare* herrühren (Dict. gén.), kann aber auch durch frühe Kreuzung mit *scortum* Fell, Leder, entstanden sein. Agglutination verbieten die übrigen romanischen Formen.

écorne f. Horn, alleinige Form im Berner Jura, über das Bedeutungsverhältnis zu *corne* s. Tap. 24. Auch belegt für Montbéliard (Contejean), Belfort (Vautherin) und Savoyen (Fenouillet). Das schriftspr. *écorne* ‚Beleidigung' muss seiner weit abliegenden Bedeutung[1]) wegen für unsere Frage ausser Betracht fallen, wohl aber können *écorner* ‚enthornen' oder afr. *escorne,* coin, partie d'un domaine, offenbar Verbalsubstantiv zu afr. *escorner* für die Prothese verantwortlich gemacht werden. Die Bedeutungsentwicklung freilich ist nicht völlig klar.

écosse f. Schale der Hülsenfrüchte, volkstümlich für *cosse* (Dict. gén.), dialektisch Châlon-Verdun (Fertiault). Das Wort ist schon afr. *escosse* (Godefr. complément) ebenso das Verbum *escosser* = écosser, enlever la cosse. Hier gibt das Dict. gén. die sicher richtige Erklärung: „*é* + *cosse sous l'influence de écosser*".

écour f. genoux, giron; tablier, in Mons Stadt, auf dem Lande *escour*, *scou(r)* (Sigart) ebenso afr. *escors* m. giron, Schoos des

---

[1]) Es bleibt zu untersuchen, ob diese merkwürdige Bedeutung (vgl. auch it. *scorno, scornare, rimanere scornato,* mit Schimpf und Schande davon kommen) nicht mit den Tierkämpfen zusammenhängt. *Rimase scornato* zuerst vom Stier gesagt, der zu seiner Schande im Kampf die Hörner eingebüsst hat, wäre auf das menschliche Leben übertragen worden.

Digitized by Google

Kleides. Sigart leitet das wallon. Wort vom holl. *schort* ‚Schürze' ab, Körtig das altfranz. vom Verbum *escorcier*, kürzen, aufschürzen. Vielleicht sind beide Formen, die romanische und die holländische, in eine zusammengeflossen; sei dem wie ihm wolle, der *e* Vorschlag geht auch hier auf *s* + Konsonant zurück.

écoupiau m. copeau neben *coupiau* Berry (Jaubert), *écoupo* Belfort (Vautherin). Sehr fraglich ist, ob afr. *escopir* cracher, *escopasse* f. crachat auf den Anlaut eingewirkt hat.

écrevasses f. pl. *crevasses* Aufspringen der Haut, ist belegt; 3 mal im Berner Jura, 1 mal in der Waadt (Tap. 26), 1 mal in Savoyen (Dés. 177). Schon afr. *escrevace* (Godefr.) offenbar wegen *escrever*, Intensivum zu *crever*.

écrevisse f. Krebs, schon afr. *escrevice, escreviceron* neben *crevisse, creveiceron* aus ahd. *krebiz*, das noch in grossem Umfang fortlebt, wall. *grèvès*, lothr. voges. etc. *grebœs*, dessen *b* auf spätere Auffrischung durch die anstossenden deutschen Dialekte deutet. Der Süden sagt meist *eskrĕvisĕ*. Im Wallon., Lothr. und Voges. steht *egrevès* promiscue neben *grevès*. Keine Formen mit *s* oder *es* mehr. Die südfranz. Formen schliessen Agglutination aus. Ein Verbum ist mir unbekannt. Woher die Prothese? Südfrankreich kennt in weitem Umfang *eskarabido, eskrabiso* etc. (westl. Gascogne, südliche Languedoc etc.), worin unverkennbar *scarabœus* steckt. Durch Kreuzung mit *crevisse* ist ohne Zweifel *escrevisse* entstanden, wie schon Wackernagel vermutete (s. Diez Etym. Wb. 567).

écrochet m. crochet, Morvan (De Chambure). Ein *écrocher* habe ich weder afr. noch nfr. gefunden, wäre aber neben *décrocher* wohl denkbar, vgl. *égoutter, dégoutter*.

éculottes f. pl. culottes, Savoyen (Dés. 177).

écrues f. pl. 1. frisch aufgeschossene Holztriebe; Zuwachs beim Ackerland (Sachs-V.). 2. Hochwasser (= *crues*) in Calvados (Urkunde aus dem Jahre 1778, Revue des Parlers Pop. von Guerlin de Guer I, p. 108). Aus afr. *escroistre* zunehmen.

édegra v. *egra*.

éfléau m. fléau, stark vermischt mit *fléau* und *écossoir* in den franko-prov. Ma. (Freiburg, Wallis, Savoyen, Dép. Isère) ferner

Digitized by Google

Dép. Allier und Dordogne[1]). Vgl. *Gilliéron* und *Roques*, Rev. de phil. franç. et de litt. 21, p. 136 ff. *Jeanjaquet* Bull. du Glossaire des patois de la Suisse rom. IV, p. 33 ff.

éforces f. pl. verschiedene Arten von Scheeren (für Kleider, Schafe, Steine, Eisen), auch *coin de cloutier* (Vaufflin Bern). Die Form ist belegt für die Schweiz, besonders Berner Jura, Berry, Morvan, Rouchi (s. Behrens). In Godefroy findet sich die offenbar späte Form *efforges* ‚tenailles, pinces' mit einem einzigen Beleg aus dem Cout. de Valenciennes. Hier liegt Artikel-Agglutination sehr nahe, trotzdem ist Einfluss von afr. *esforcier* ‚saisir violemment', und *esforce* f. ‚effort' im Gedanken an die mühevolle Handhabung der Eisen- und Steinscheere nicht ganz von der Hand zu weisen. So denkt auch Behrens (l. c. p. 408).

efosten m. pl. Kleiderscheere, Savoyen (Const. et Dés.), entstanden aus *e* + *foste* (= forcette) + *en*, wie es scheint, Part. præs. vgl. *sêrjen* m. ‚serre-joint' eig. *sergent*. Die Endung lässt ein Verbum **efforcetter* ‚mit dieser Scheere arbeiten' vermuten.

éfrissons m. pl. frissons, belegt für Waadt, Freiburg, Neuenburg (Tap. 26).

efurlon m. ‚frelon' Savoyen (Fenouillet).

égaleries f. pl. galeries = Laube, Neuenburg, Savoyen (Dés. 177).

égenisse *(éjniš)* f. génisse, Laut Atlas 5 mal im Dép. Somme, je 3 mal Oise und Seine-Inf., 2 mal in Pas de Calais (Karte 637). Die geographische Verbreitung der prothetischen Formen, deren eigentliche Heimat die nördlichen Départements sind, weist auf den rein lautlichen Vorgang, der V, 2 besprochen wurde. Die 3 Belege im Dép. Seine-Inférieure, das den *e*-Vorschlag bei Doppelkonsonanz nicht kennt, sind als Eindringlinge aus dem nördl. Gebiet zu betrachten.

égluau m. *gluau* Leimrute, Anjou (Verrier et Onillon). Das Wort ist häufig im Plural gebraucht *tendre des gluaux*.

égôtèré f. sg. (?) gouttière, ein Beleg aus Vérossaz (Wallis), aus afr. *esgoutiere* f. gouttière, beeinflusst von afr. *esgouter*, couler goutte à goutte, vgl. égouttoir, égout.

[1]) Wegen der Formen in Landes und B.-Pyrénées, siehe Gilliéron l. c. 136, Anm. 1.

Digitized by Google

égra m. Stufe, pl. Treppe. Atlas 480 escalier. Das schwierigste Problem unserer Sammlung. Wir scheiden zunächst zwischen Formen mit und ohne *s*.

1. Der Typus *égra* (égrè) ist franko-prov. und vereinzelt wallonisch. Seine eigentliche Heimat ist die franz. Schweiz (ausser Wallis, Tap. 25) und Savoyen (7 mal H^te^ Sav., 1 mal Savoie, auch Const. et Dés.). Ausserdem findet er sich 5 mal Doubs, 3 mal Ain, 2 mal Saône et Loire, je 1 mal Jura, Belfort und Lyon (Puitspelu). Endlich 2 mal wallon. (auch in Grangagnage) und 1 mal Meuse. Ableitungen von *egra* sind: *égralet* m. petit degré, Savoyen (Fenouillet), auch als Flurname *les Egralets* Felspartie an der Mer de Glace (Chamonix), *ègratsè* m. petit escalier. Rossinières (Waadt) *egreyon* m. Stufe, Ajoie (Berner Jura). Das Primitivum *grè* m. Treppe kennt der Berner Jura (Ajoie und Delémont), auch afr. *gre* m. marche d'escalier. * *Egre* ist afr. nicht belegt[1]), aber Ducange verzeichnet für das 14 Jahrh. ein *egredarium,* graduum series mit 4 Belegen, und ein *egredatum* in gleicher Bedeutung. Zu *egra* gehört *edegra* (édegré) Waadt (Bridel), Morvan (De Chambure), Paris 16. Jahrh. (Nyrop Gram. hist. I, 440). Wenn nicht für die beiden letzten Belege die Lautumstellung *esmelle* für *semelle* vorliegt, so ist wohl die Form auf Grund der Geichung *gré : egré = degré : édegré* entstanden.

2. Der Typus *esgré* tritt nur ganz sporadisch auf, zwischen der Bourgogne und den Vogesen. Die Formen erfordern eine Einzelbesprechung. Unzweideutiges *s* enthalten die zwei Belege aus den Vogesen, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

	escalier	écume	écoute	épi	épa is	étoile	étain
Vosges 76	*zgrĕ*	*skèm*	*skut*	*spi*	*spo*	*stól*	*èstè*
Vosges 85	*s$^{k}_{g}$rĕ*	*skèm*	*skut*	*spi*	*spa*	*štāl*	*èštē*
H^te^ Saône 25	*a$^{s}_{z}$gra*	*akum*	*akut*	*api*	*apò*	*atwèl*	*atē*
Côte d'Or 12	*ésgrè*	*ékœm*	*ĕkūt*	*ĕpi*	*épè*	*étwēl*	*ètē*

[1]) Wohl aber *egres* m. ‚sortie‘, offenbar ein Latinismus = *egressus*. Merkwürdig ist *egrès, egresse* f. (sic.) degré, marche, in Yonne (Jossier).

Digitized by Google

Wir sehen, die Orte 12 und 25 sind jenseits des Gebietes, in dem *s* noch lautet. *Azgra* und *esgrè* können nicht direkt auf afr. *esgré* m. degré beruhen. Es müssen Neubildungen sein. *Esgré* stehe ich nicht an, durch Kreuzung von früherem *egrè* oder *grè* mit dem dort sonst üblichen *escalier* zu erklären (vgl. éfléau). Nicht so einfach ist das Rätsel *azgra* zu entwirren. Als Vorstufe zu *azgra* nehme ich * *agra* und denke mir den *s* Laut den benachbarten vogesischen Ma. mit *s* entnommen, wobei auch *escalier* mitgespielt haben kann. Dieses **agra* ist laut Tabelle, wonach *es* + Kons. *a* ergibt, entweder der regelrechte Abkömmling von afr. *esgre* (wovon später) oder aber eine Artikel-Agglutination *les grés* Stufen zu * *l'esgré* Treppe. Der Artikel *les* lautet hier *la*. Welcher von beiden Vorgängen vorliegt, lässt sich nicht entscheiden.

Wir treten nunmehr an die Hauptfrage heran: wie ist *egra* zu deuten? Liegt in allen Formen ohne *s* Artikel-Agglutination[1]) vor (dann auch in *édegra*) oder geht *egra* lautlich auf afr. *esgre* zurück? Nichts verbietet die letztere Annahme. Die grosse ununterbrochene Verbreitung in den Ma. der franz. Schweiz scheint mir dafür zu sprechen.

Woher nun aber das *es*? Für Artikel-Agglutination im Altfranz. fehlen sichere Beispiele (vgl. jedoch *escoussin* und *écheneau* Anm.). Einfluss des afr. nicht belegten provenz. (oder pikardischen?) Fremdwortes *escalier* scheint mir nicht wahrscheinlich.[2]) Ich wäre eher geneigt, ein vorlitterarisches **exgradere*[3]), für class.-lat. *ēgrĕdi* hinaufsteigen *(e. ad summum montis)* anzunehmen; unter dessen Einfluss wäre das Primitivum *gradus* zu **exgradus* erweitert worden, wie nach Dict. gén. (*écorce*) aus lat. *cortex* wegen *excorticare* ein **excortex* entstanden ist.

---

[1]) Dass die Treppe zu pluralisch-kollektiver Auffassung neigt, zeigt die lyoneser Lokalsprache, die *les escaliers* für Treppe sagt, ‚probablement, parce que le vulgaire confond *escalier* avec *marche*', wie Puitspelu richtig bemerkt (p. 136).

[2]) Beachtenswert ist allerdings, dass das Wallis für Treppe *escalier*, nicht *egra*, sagt und dass die betreffenden Formen auf hohes Alter schliessen lassen. Denkbar ist, dass die echten *escalier*-Formen bis in die Vogesen hinaufreichten und dass auf dem ganzen *egra*-Gebiet im Kampf zwischen *gradus* und *scalarium* ein *esgradus* entstanden ist.

[3]) Afr. **esgrere*, nach dem man vergebens fahndet.

Digitized by Google

égruselle f. groseille in Berry und in Savoyen (Const. et Dés. und Dés. 177).

ékatšat f. pl. ‚marches (2 à 3) derrière le fourneau‘ Plagne (Berner Jura) für *kètšat* Sornetan, *katšeta* Freiburg ‚Ofenwinkel‘; franz. *cachette* mit Artikel-Agglutination wegen der Mehrheit der Stufen.

ékoma f. ‚herbe non coupée au bord de l'audain‘ in Vérossaz (Wallis), sonst *koma* (s. Verf. *Termes de fenaison* in Bull. du Glossaire des patois de la Suisse romande 8, p. 31).

ékraməna f. sg. froid rigoureux, Le Mont (Waadt) für *kraməna* gehört zu *krāma,* Rahm; Eisdecke. Einfluss von *écrémer.*

ekuveta f. sg. ‚cuvette‘, Vollège (Wallis). Lehnwort aus der Schriftsprache. Artikel-Verwachsung, auch vom begrifflichen Standpunkt schwer verständlich, ist ausgeschlossen, da die Formen dort für den Sing. *ə* für den Plural *i* lauten. Vermutlich Anlehnung an *écuelle.*

ékwasẽ m. ‚coussin‘ Bas-Maine (Dottin) neben *kwesẽ.* Dazu stimmt afr. *escoussin* ‚oreiller‘.

élā f. Nisse (Karte 757 *lente*) einmal in H^te Saône, Ort 25, umgeben von *lā* m. Die kollektive Vorstellung ist die gewöhnliche.

elavanche f. für *lavanche* Lawine, Savoyen (Dés. 178), *évalanche* Waadt, Genf, *évalancher* ‚s'ébouler' Genf, *eivalanche, eilavanche* Dauphiné (s. Bull. du Glossaire des pat. de la Suisse rom. VII, 25—27). In einem interessanten Artikel (Bull. l. c.) führt E. Muret das Wort auf Grund eines reichhaltigen Materials auf lat. *labi,* fallen, zurück, die Formen mit *e* gehen sicher auf *exlabi* (vgl. *exgradi* für *egredi* Art. *egra*), wobei *ex* sich im *ei* der Formen aus dem Dauphiné wieder zu spiegeln scheint.

eli f. pl. ‚lie du vin, du cidre‘ in Savoyen (Const. et Dés. und Dés. 177).

èlmòtš f? Docht für *l'motš* in La Poutroie und Deutsch-Rambach (Vogesen) Horning (Grenzdialekte 114) nimmt sicher mit Recht Einfluss von *allumer* an, das im Vogesischen *èlmé* lautet (s. Atlas).

èlōy f. pl. Laube, Plagne, Vauffelin, Develier (Berner Jura) vgl. *égaleries.*

émoi f. schriftfranz. ‚Holzboden auf der Cider presse‘ (Sachs-V.) ist nach Dict. gén. identisch mit *maie* Backtrog < *magidem.* Vgl. *esmoy* 16. Jahrh.

Digitized by Google

émouchet m. schriftfranz., Falkenart, neben afr. belegtem *mouchet.* Ältester Beleg *esmouchets* 16. Jahrh. Einfluss von *émoucher* oder *émouchet* ‚Schwanzhaar des Pferdes' ist unwahrscheinlich.

emũn m. tas (de fumier z. B.) in den Dép. Lot und Aveyron (Orte 713 und 735 der Karte 1285). Der Stamm ist *mont* (vgl. ein ganzer Berg von Büchern). Der *e*-Vorschlag ist mir unklar. Da der Artikel an beiden Orten *luy* lautet, ist Agglutination ausgeschlossen.

émouquettes f. pl. ‚mouquettes' (= mouchettes?) Boulogne s./M. (Haigneré nach Urtel 6).

énœy f. sg. Wolke, in Le Thillot (Vogesen), vielleicht aus *lè nœy,* nach Horning, Grenzdialekte 85.

épalissade f. ‚palissade', in Florent (Marne, Janel), wegen Auffassung vgl. *écolni.*

éparè(y) f. ‚paroi' Neuenburg (3 mal), Wallis (1 mal).

èpèm f.? Himbeere, in St-Blaise-la-Roche und Fonday (Vogesen) Horning, Grenzdialekte 85.

épené m. ‚peigne pour le chanvre' Savoyen (Const. et Dés.) vgl. *espenex* 17. Jahrh. und neusavoy. *épĕniaðŏ* m. épeignage, das ein Verbum **épeigner* voraussetzt.

ép(e)târe m. sureau, Savoyen. Nach Const. et Dés. aus *pĕtár*, ‚pétard en sureau'. Auch Dés. 177.

épétition f. pétition, Morvan (De Chambure). Ohne die Verwendungsart des Wortes zu kennen, lässt sich über die Natur des *é* nichts vermuten.

épicéa m. Weisstanne, schriftfranz. neben *picea,* fürs 16. Jh. belegt, < lat. *picea* Pechbaum.

èpilyon m. Wimper, Freiburg (6 mal), wo auch *èpəlyənā* ‚cligner' vorkommt. Ferner *oupeyou* Gilhoc (Ardèche, Zauner, Körperteile 43) aus *lou peyou.* Der Plural-Artikel lautet *lu* im Norden von Ardèche (s. Karte 624). Nichts spricht besser für die Existenz einer Artikel-Agglutination als das Zusammentreffen der *e*- und *u*-Prothese bei demselben Begriff und demselben Stamm *(pilus).*

épince f. tenailles. Laut Atlas 1293, 12 mal Pas de Calais, 5 mal Nord, 1 mal wallon., ferner Bas-Maine (Dottin) und Savoyen

Digitized by Google

(Const. et Dés.). Die Form ist in gleicher Bedeutung schon afr. *espince, auch espinçon, espincel,* offenbar vom Verbum afr. *espincier* eig. mit einer Zange herauskneifen, herrührend. Auch nfr. *épincer* Schösslinge entfernen etc. (Sachs-V.).

épincette f. id. schriftfranz., ferner Mons (Sigart) Bas-Maine (Dottin). Ebenfalls als *espincette* 16. Jahrh., kann auch Verbalsubst. zu *épinceter* sein.

éplanches f. pl. planches, Savoyen (Dés. 177).

époétšat f. pl. Doppeltür, Clos du Doubs (Berner Jura) neben *poétšat* petite porte.

époints m. pl. Brustfellentzündung; auch Seitenstechen, mehrfach belegt im Wallis, Ormonts (Bridel, Tap. 25). Wohl aus afr. *espoindre* stechen vgl. *épointe.*

épointe f. 1. Spitze, Morvan (De Chambure) vgl. nfr. *épointer* ôter la pointe.

2. Brustfellentzündung, Stechen, *épwēté* f. pl. Savièse (Wallis) *èfwintə* f. pl. Evolena (Wallis) *epũət* f. pl. Les Bois (Berner Jura). Die Form von Evolena zeigt unzweideutig, dass wir es mit *sp* zu tun haben vgl. *èfè* = épais, *èfinga* = épingle. Afr. finden wir *espointe* ‚pointe‘ und *espoindre* ‚aiguillonner‘, mit denen es ohne Zweifel zusammenhängt. Artikel-Agglutination, an sich denkbar, ist auch wegen *les* = *lə,* nicht *lé,* unwahrscheinlich.

èpontè m. pl. ‚perron‘, ‚levée de pavés ou de rondins aux abords des chalets‘ (Freiburg), ‚plancher élevé devant la maison‘ Rossinières (Waadt), scheint identisch zu sein mit *pontè* m. pl. Laube ums Haus herum, das, nach freundlicher Mitteilung von L. Gauchat, im Wallis vorkommt. *Pont* hat hier den Sinn von ‚erhöhter Bretterboden‘, der ihm in der Schiffs- und Theatersprache eigen ist (s. Littré und Sachs-V.)

épontille f. Deckstütze (Schiffbau, Sachs-V.) nach Dict. gén. aus it. *pontile,* vgl. *espontilles* 17. Jahrh. Vielleicht hat *éponte* hängende Schicht eines Ganges (Bergbau, Sachs-V.) eingewirkt.

eprintsə f. ‚colonne de la fontaine par laquelle l'eau monte‘ Lourtier (Wallis) neben *printsə.*

éprivé m. pl. lieux d'aisance, Vérossaz und Trient (Wallis) vgl. *écacatire.* Wegen der Pluralvorstellung vgl. *les communs, les commodités, les latrines.*

Digitized by Google

éreins m. épine dorsale, échine, Centre (Jaubert) Dép. Indre (Ort 503 der Karte 1142); Savoyen (Const. et Dés., Dés. 177; Genf (Bull. du Gloss. romand 3, p. 35). Jaubert gibt *éreiner* = éreinter (vgl. *èrenires*), unter dessen Einwirkung das Wort entstanden sein mag. Dass aber auch singularische Auffassung im Sinne meiner Ausführungen zu verändertem Sprachgebrauch geführt hat, zeigt *la rè.* H[te] Vienne 506 der Karte *reins*. Endlich könnte auch *échine*, von dem *érē* im Dép. Indre u. a. umgeben ist, hinein gespielt haben.

ĕrenires f. pl. mal de reins, in Vaudioux (Jura, Thevenin) und Savoyen (Fenouillet); hier neben *renires*. Zur Erklärung vgl. *éreins*.

érōd f. ronce, Saintonge (nach Karte 1163) Anjou (Verrier-Onillon) neben *rōd* gebraucht. Vermutlich gleicher Stamm wie *ronce*. Vgl. *éronce*.

éronce f. ronce, weit in nordfranz. Ma. verbreitet, meist mit *ronce* abwechselnd, je 5 mal in den Dép. Somme und Ille et Villaine, je 4 mal in Côtes du Nord und Ardennes, 2 mal Aisne, je 1 mal Oise, Orne, Calvados, wallon. Jura (Richenet) Ferner Savoyen (Fenouillet, Const. et Dés., Dés. 177) Haut-Maine (Behrens) Aujou (Verrier-Onillon) Calvados, Bourberain (Rev. des pat. gallo-r. I 138, III 90). Auch hier nehmen einem afr. *esronchier*, ‚débarasser des ronces' und *s'éronzer* ‚se piquer à des ronces' Aujou (l. c.) den Glauben an die Agglutination.

erwa (*erwè eruy* etc.) f. tillon de la charrue, 4 mal Somme, je 2 mal Oise und Marne, immer neben *rwa, rwè, ruy* etc. = fr. *raie* (Karte 1234). Ein Satz wie *ici j'ai fait les raies* kann leicht kollektiv als *l'éraie* gefasst werden.

ésamedi m. samedi, pik. (Urtel 5) vgl. das bei *écœup* Gesagte.

escargot m. in vielen ma. Spielarten, lebt neben *cargot* etc. im ganzen Süden (ausser der Provence) nach Dict. gén. aus span. *caracol*. Agglutination ist ausgeschlossen, das *es* bleibt dunkel.

escarboucle f. afr. *escarboucle* aus lat. *carbunculum*. Vielleicht hat hier afr. *esclarcir, esclair* eingewirkt.

escourse f. ‚course' Godefroy, ein Verbum *escourre* ist nicht belegt, wohl auf das gelehrte *excursion* zurück zu führen.

Digitized by Google

escoussin m. ‚oreiller', Godefroy vgl. *ékwasē;* spricht von allen Beispielen am ehesten für altfranz. Artikel-Agglutination, doch kann auch hier der Vorschlag verbal erklärt werden, durch afr. *escosser,* schütteln.

escrevette f. Krabbe, Meergarnele, Godefroy, neben *crevette,* aus afr. *escrever* neben *crever.*

ésèrmä m. ‚sarment' Landeron (Neuenburg, Gignoux, terminologie du vigneron).

ésèron (*ésaron*) m. raie servant de limite entre deux propriétés, neben *saron,* Montherond, Sassel (Waadt).

eslieu m. lieu. Die Stelle bei Godefroy lautet: *Pour nous laver es reblanchir* || *Vout* (N. S.) *tenté senz guenchir* || *Ou desert, es eslieux destroiz* (Adj. = reserrés) (J. Lefebre, Resp. de la mort.) Wahrscheinlich ist die Stelle verschrieben. Will man *lieux* nicht als zweisilbig gelten lassen, in welchem Fall ein *es* zu streichen wäre, so braucht man nur das erste *es* in *et* zu ändern.

éšöšid chardon, Puy de Dôme 801 der Karte 238. Vgl. *kousido* f. Provence. Unklar.

espurgatoire m. afr. neben *purgatoire,* offenbar in Anlehnung an lat. *expurgare.*

èstaiâ m. ciseau, Cantal 708 der Karte 295. Jedenfalls zu *tailler.*

étalène f. Bremse, Waadt (Urtel 6), neben *talaina* (Bridel).

estampon m. tampon, Godefroy, vermutlich Einfluss von afr. *estamper estampir* ‚écraser'.

estenelle tenaille, nur afr. Godefroy = s. *étenaille.*

étaillants m. pl. grands ciseaux pour tailler les bois, Lyon (Puitspelu) Savoyen (Const. et Dés.) neben *tallhein* m. Bridel. Aus afr. *estaillier* tailler.

étangue f. Schrötlings-Zange der Schmiede (Sachs-V., der es von *Stange* ableitet, was zur Bedeutung nicht passt). Es kommt wohl sicher aus dem holl. *tang* = Zange (s. Dict. gén.) und dürfte, wenn kein **estanguer* ‚mit dieser Zange herausziehen' aufzutreiben ist, dem Anlaut der Synonyma *étenailles, épinces* etc. zuzuschreiben sein.

étanpan m. junge Kuh, Wallis, neben *tanpan.*

Digitized by Google

étenaille tenaille (Karte 1293), stark belegt in den Jurakantonen der Schweiz, besonders Bern, ferner 4 mal Somme, je 3 mal Aisne, Deux-Sèvres, je 2 mal Char. Inf., Indre, Belfort, H[te] Savoie (auch Const. et Dés.), je 1 mal Nord, Oise, Loire Inf., Vendée, Vienne, Loire, Doubs. Grandgagnage gibt *eknêiez* (wall.). Der Süden von der Guyenne bis zur Provence sagt *estenale* etc. Dieses so weit verbreitete *étenaille* darf nicht getrennt werden vom afr. *estenaille* ‚tenaille', vgl. auch afr. *esteneille* f. in gleicher Bedeutung, und *étnette* (s. unten). Beide Wörter sind abzuleiten von einem **estenir* ‚festhalten', das ital. in *stenere* = *tenere con violenza* 13. Jh. (*Petrocchi*) vorliegt und das anzunehmen das afr. *estenance* f. ‚puissance de celui qui tient de grands domaines' gebietet.

étèrafə f. pl. ‚galetas' Frenières s./Bex (Waadt), aus *les terrasses.*

étnette f. schriftfranz. Zange (Messingfabrikation, Sachs-V.). Dasselbe Wort wie *tenette* f. ‚petite tenaille d'étameur', gehört zur Gruppe *étenaille* (s. oben).

étours m. pl. Drehkrankheit (bei Schafen, auch Schwindel (bei Menschen) Waadt, Neuenburg (Tap. 26) Savoyen (Const. et Dés.). Hier liegt Agglutination nahe, aber afr. *estour* ‚Handgemenge' (aus germ. *sturm*) kann sehr wohl drin fortleben, vgl. übrigens berndeutsch *es wird mir sturm* = schwindelig.

tournailles f. pl. tournailles (recoin de champ où la charrue ne saurait atteindre) Anjou (Verrier-Onillon). Da auch *détournailles* in dieser Bedeutung gebraucht wird, könnte die *é*-Form auf dem Wechsel von **étourner* und *détourner*, vgl. *égoutter* und *dégoutter* etc.; beruhen.

étricoise ‚tenaille' in Savoyen speziell ‚pince en bois servant à cueillir les châtaignes', Heimat der Form ist die Wallonie mit 8 Belegen, auch bei Sigart, je 1 mal im Dép. Ardennes und im Aostatal (Karte 1293), ferner Savoyen (Const. et Dés., Fenouillet) und Belfort (Vautherin). Die Schriftsprache kennt *tricoises* f. pl. Nagelzange (Sachs-V.) seit dem 14. Jahrh. belegt. Das Wort ist ursprünglich Adjektiv und heisst *türkische* (Zange) vgl. unser türkisch plagen. Schon afr. begegnet *esturcoise,* was Anlehnung an *estenailles, espinces* etc. sein wird.

Digitized by Google

étsirö m. Maikäfer, Hte Vienne 607 neben *tsirö* 606. Ursprung dunkel.

èvantré sic. f.? ‚coliques' (animaux) Petit-Noir (Jura, Richenet nach Urtel) vgl. *èvintrère* f.

evardza f. battoir du fléau, Vollèges (Wallis) sonst *vardja* etc. = ‚vergée'.

évergette f. verge de cuisine pour fouetter les œufs, Mons (Sigart).

èvintrère f. pl. Kolik, auch ‚ventrées' genannt, Châtel St. Denis (Freiburg). Hängt wohl mit *éventrer* zusammen und bezeichnet eigentlich ‚Schmerzen, die einem den Bauch zerreissen'. Vgl. *èvantré*.

évipère f. Viper, Berry (Jaubert) Pas de Calais 289 (Karte 1402).

èvis f. ‚vis' Belfort (Vautherin).

évul m. Flug, Bournois (Roussey) neben *vul*. Man sagt z. B.: l'oiseau prend son *évol*. Vielleicht mit afr. *esvoler* ‚faire voler' zusammenhängend.

éwak f. Welle (Schifferausdruck) Mons (Sigart). Ich vermute *vague* mit Agglutination. Wegen des Verschlusslautes vgl. wall. *kwât* = corde, *kaf* = *cave*, *brēs* = braise etc. (nach Atlas).

ẽyã m. pl. Eichel, Loire Inf. 466 der Karte 648; die *yã*-Umgebung weist auf Agglutination mit *les*. Nicht zu entscheiden ist die Frage im Gebiet der Dép. Nièvre und Côte d'Or, wo *eyã* mit *ayã* (aus *la gland*) wechselt, denn dort neigt *a* allgemein zu *è*.

éyœjard f.? Eidechse, Sornetan, Crémine (Berner Jura). *yœjard* entspricht dort lautgerecht *lésarde*.

itoyo m. pl. Ofenrohr, Isérables (Wallis) *i* ist hier die Artikelform im Plural. Unzweideutige Verwachsung.

oupeyou s. *èpilyon*.

Zur Idee der nationalen Regeneration bei den modernen spanischen Prosaikern.

Von

Wilhelm Degen.

I.

„Spanien blutet aus tausend Wunden!“ Das ist ein Urteil, welches nicht selten in Leitartikeln der Madrider Zeitungen über die Zustände im Reiche Alfonsos XIII. gefällt wird. Naturgemäss empfinden die Pressorgane der jeweiligen Opposition am wenigsten Scheu, den verantwortlichen Faktoren und dem ganzen Lande die unverhüllte Wahrheit zu sagen, während die regierungstreuen Blätter ex officio einer weniger pessimistischen Auffassung zuneigen und zudem der nationalen Empfindlichkeit stärker Rechnung tragen müssen. Aber trotz allen Momenten, die die Erkenntnis der wahren Sachlage erschweren, dürfte sich heute der Grossteil derjenigen Spanier, die nicht zu den Analphabeten gehören, sei es bloss instinktiv oder sei es auf Grund ernstlichen Überdenkens, der tiefen Übel bewusst sein, an denen das politische und wirtschaftliche Leben ihres Landes krankt; die furchtbaren Lehren der Vergangenheit, die unheilvollen Verfassungskämpfe im letzten Jahrhundert, die greulichen Karlistenkriege, die schmerzlichen territorialen Verluste in Amerika und Asien, die unheimliche Ausbreitung und die Schandtaten des Anarchismus, die erbitterten Konflikte zwischen Kapital und Arbeit in dem industriellen und zugleich separatistisch gesinnten Katalonien, die Neigung starker Bevölkerungskreise zur Auflehnung oder doch ein frappanter Mangel an Staatsbewusstsein, all' diese unerfreulichen Erscheinungen und Ereignisse der vergangenen Jahrzehnte können unmöglich den nationalen Dünkel unerschüttert gelassen haben. Wie lange es

Digitized by Google

freilich noch gehen wird, bis die bessere Einsicht in den massgebenden Kreisen festen Fuss fasst und die regierenden Männer ebenso zur strikten Bescheidenheit in der äusseren Politik wie zu einer ernstlichen Reformtätigkeit im Innern zwingt, das liegt bei der Zukunft.

Wohl nicht manches Land kann auf eine so bewegte Geschichte der neuesten Zeit, d. h. der Periode seit der französischen Revolution, zurückblicken wie Spanien, und so darf es als selbstverständlich gelten, dass das ununterbrochene Ringen der Parteien um die politische Macht, der erbitterte Kampf zwischen Klerikalismus und liberaler Weltanschauung, das bis jetzt ergebnislose Streben, Spanien zu einem von modernen Grundsätzen beherrschten und den diesseits der Pyrenäen liegenden Ländern näher tretenden Staatswesen umzugestalten, auch in der Literatur seinen Ausdruck gefunden hat. Gerade gross ist allerdings die Ausbeute für den Suchenden nicht, aber das Lesebedürfnis des Spaniers ist eben noch sehr wenig entwickelt, seine Aufnahmefähigkeit für geistige Produkte verträgt den mitteleuropäischen Masstab einstweilen noch nicht. Davon wissen die Schriftsteller des iberischen Sprachgebiets ein Liedlein zu singen, denn unter den hervorragendsten Romanciers und Novellisten findet sich kaum einer, dessen äussere Erfolge sich einigermassen mit denjenigen der Koryphäen anderer Länder vergleichen lassen. Immerhin spielen in das geistige Leben des Landes die politischen und religiösen Gegensätze so stark hinein, dass sich mehr als ein Autor mit geachtetem Namen veranlasst fühlte, das Unterhaltungsbedürfnis der intellektuellen Oberschicht zu einer Exhortation an seine Landsleute zu benützen und seine Stellung zu den nationalen Grundfragen in einer Tendenzschrift zum Ausdruck zu bringen. Wie eine auch nur oberflächliche Kenntnis des politischen und geistigen Lebens in Spanien lehrt, kann das Thema der nationalen Wiedergeburt nicht behandelt werden, ohne dass man auch des religiösen Problems gedenkt, denn die jahrhundertelange uneingeschränkte Herrschaft des Katholizismus hat wie in keinem zweiten Lande Europas der politischen Entwicklung ihren besonderen Stempel aufgedrückt. In den nachfolgenden Erörterungen sind daher nicht bloss diejenigen literarischen Erzeugnisse berücksichtigt, die auf die Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Sinne einer Regeneration

Digitized by Google

des Staates und Volkes abzielen, sondern auch solche, in denen der Autor Stellung im Kampfe um die Weltanschauung nimmt.

Spanien ist heute eine Domäne der schroffen und unversöhnlichen Gegensätze. Wie das Klima durch seine horrenden Temperaturunterschiede bei Tag und bei Nacht und zur Sommers- und Winterszeit dem Fremden unangenehm auffällt, wie anhaltende Dürre einerseits und übermässige, zu Überschwemmungen führende Regengüsse anderseits leicht Katastrophen verursachen, wie fruchtbaren, mit allen Geschenken der Natur freigebig bedachten Gegenden öde, mit bloss kärglicher Vegetation ausgestattete Landstrecken gegenüberstehen, so mangelt auch dem geistigen und sozialen Leben der Ausgleich zwischen den Extremen: Das religiöse Problem spitzt sich zu einem Kampfe zwischen Jesuitismus und Freigeisterei zu, und die moderne Arbeiterbewegung sucht sich die Macht auf einem Terrain zu erobern, das teilweise noch mittelalterlich anmutende Formen der Beziehungen zwischen Lohnherren und unselbständig Erwerbenden aufweist. Die tiefwurzelnde Macht der klerikalen Weltanschauung, verbunden mit dem Konkurrenzkampf, den viele geistliche Anstalten auf industriellem Gebiet zum Schaden der Lohnverhältnisse weltlichen Unternehmern liefern, hat die Sozialisten wie die Anarchisten zu Todfeinden der Kirche gemacht; daher die unsinnige Wut, welcher die gottesdienstlichen Gebäude und Klöster industrieller Zentren in unruhigen Zeiten ausgesetzt sind. Der nationalen Wiedergeburt erwachsen aus dieser Sachlage neue Hindernisse, denn bei aller Anerkennung der Kraft, die die Schaffung eines Standesbewusstseins in den Industriearbeitern zu wecken vermag, wird niemand behaupten wollen, dass solche Erscheinungen den Staat als Ganzes jetzt oder für die Zukunft zu stärken geeignet sind.

II.

Es war im Sommer 1875. Alfonso XII., der Sohn Isabellens, hatte seit einigen Monaten den Thron seiner Vorfahren inne, nachdem die Urheber der Septemberrevolution von 1868 mit ihren verschiedenen Experimenten, der liberalen Monarchie unter Amadeo und der zentralistischen, sowie der föderativen Republik, statt der Einigung und Ruhe nichts als Parteihader und selbst den Bürger-

Digitized by Google

krieg gebracht hatten. Das politische Leben drehte sich nun um die Frage, ob die bourbonische Restauration eine Neuauflage der Zeit Isabellens bringen oder ob ein gewisses Mass konstitutioneller Freiheit in die neue Ära hinein gerettet werden sollte; auf jeden Fall lagen die Dinge so, dass trotz der momentanen Ermüdung und Erschöpfung der Kampf zwischen Klerikalismus und Liberalismus seinen Fortgang nehmen musste. Da erregte ein Roman von Pedro Antonio de Alarcón, betitelt *El Escándalo,* grosses und berechtigtes Aufsehen. Von Jugend auf hatte Alarcón, nachdem er aus dem Priesterseminar ausgetreten und Journalist geworden war, als politischer Tagesschriftsteller in den Reihen der Linken gekämpft und noch im Juli 1874 mit *El Sombrero de tres picos,* der pikanten Geschichte eines verliebten Corregidors (Landrichter, zu dessen Amtstracht der als Titel des Romans dienende Dreimaster gehörte) und einer schönen, tugendhaften Müllerin, nicht ahnen lassen, dass er seine Laufbahn als Verteidiger der Jesuiten beschliessen würde.

Die Handlung des Romans *El Escándalo* ist ziemlich verwickelt. Ein adeliger Lebemann und Salonlöwe gerät in eine verzweifelte Situation, als er eben, bewogen durch die Liebe zu einem schönen, reinen Mädchen, die besten Vorsätze für seinen zukünftigen Lebenswandel gefasst hat. Die Eifersucht der Frau eines intimen Freundes wird ihm nämlich zum Verhängnis; sie ist in ihrer Eitelkeit verletzt, dass der berühmte Don Juan an ihr keinen Gefallen findet, und hetzt ihren Gatten so erfolgreich gegen seinen langjährigen Vertrauten auf, dass er diesen nicht bloss um sein Liebesglück, sondern vermöge seiner genauen Kenntnis eines Familiengeheimnisses auch um Namen, Ehre und Vermögen zu bringen droht. In seiner Verzweiflung nimmt Fabian Conde, der Held des Romans, Zuflucht zum Rate eines Jesuiten von Ruf, des Paters Manrique, und erhält den Bescheid, er müsse jetzt für all seine frühere, schwere Schuld büssen, jede Hoffnung auf irdisches Glück aufgeben und sein Geschick der Vorsehung überlassen. Der reuige Don Juan befolgt die Ratschläge, nachdem erst des verwöhnten Glückskindes Trotz und Auflehnung gegen das Schicksal niedergerungen ist, und siehe, alles wird wieder gut; er behält Geld und Gut, Namen und Ehre, und gewinnt obendrein noch, und zwar für immer, seine angebetete Gabriela.

Digitized by Google

Der Titel von Alarcóns Werk sagt nicht viel, trotz der Erklärung des Wortes *Escándalo* durch die spanische Akademie, die ihm beigegeben ist; er will wohl andeuten, dass auch ein Skandal zum Guten führen könne, sofern man auch in einem solchen Ereignis ein Mittel der Vorsehung erblickt. Der Gang der Handlung ist ziemlich kompliziert, diese wird durch die Irrungen und Wirrungen äusserst spannend, und der Leser denkt unwillkürlich daran, dass gerade die spanische Literatur in ihrer Blütezeit und noch später am meisten dramatische Intrigenstücke hervorgebracht hat. Bei allem Geschick der Komposition ist jedoch die Tendenz des Romans so ausgesprochen, dass sie für verschiedene Schwächen verantwortlich gemacht werden darf: Der Autor will zu viel beweisen, er kann nicht eindringlich genug vordemonstrieren, dass es auch aus den verzwicktesten Situationen und verschlungensten Dickichten immer noch einen Ausweg gibt, nämlich sich den Jesuiten anzuvertrauen; gleichsam durch einen Trick der Vorsehung, als die Aussicht dazu beinahe vollständig geschwunden ist, bekommt Fabian seine Gabriela doch, eine Wendung, in der etwas von jesuitischer Spitzfindigkeit liegt. Sodann treten zu viele bedeutende oder doch in ihren Schicksalen absonderliche Persönlichkeiten auf, ihre Natur ist durchweg kompliziert, so dass sie Mühe haben, uns menschlich näher zu treten. Wenn auch zugegeben werden darf, dass die Tendenz in *El Escándalo* weniger aufdringlich hervortritt als etwa in vielen Werken von Fernan Caballero (Cecilia de Arrom, geb. Böhl de Faber, die um die Mitte des letzten Jahrhunderts den Sittenroman in Spanien mit Geschick und Glück wieder aufleben liess), so bleibt doch wahrscheinlich, dass Alarcóns Nachruhm sich nicht an sein letztes Werk heften wird, so stark die Überraschung auch war, welche die Bekehrung des Autors in seinem Vaterlande hervorrief.

Die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts waren für Spanien so bewegte Zeiten, dass sie notwendigerweise auch die literarische Tätigkeit des Diplomaten *Juan Valera* beeinflussen mussten. Dieser feine und liebenswürdige Geist war nicht eine Kampfnatur, er hatte keine Freude an heftigen Konflikten oder ging doch ihrer Lösung durch starke Mittel aus dem Wege. So sind denn Zweifel daran erlaubt, ob er in seinen Werken Stellung nehmen wollte zu den Fragen, welche die gebildeten und mass-

Digitized by Google

gebenden Kreise seines Landes gerade bewegten, aber sein Anteil am öffentlichen Leben war auf jeden Fall bedeutend genug, um sein poetisches Schaffen vor einer vollständigen Absonderung von seinem politischen zu bewahren. Im Jahre 1874, also zu einer Zeit, da die alfonsistische Restauration sich zum Handeln anschickte, erschien *Pepita Jiménez,* die Geschichte der Liebe des bereits mit den niederen Weihen versehenen Seminaristen Luis de Vargas zur Titelheldin, der jungen und anmutigen Witwe Pepita Jiménez, eine Novelle, in der das Provinzleben Andalusiens, die in südlichen Farbenduft getauchten Szenerien aus dem Lande des Guadalquivir einen ebenso anschaulichen Ausdruck finden, wie die darin geschilderten Lebensschicksale den Leser ergreifen, die Seelenkämpfe des jungen Seminaristen, der zunächst im eigenen Vater einen Nebenbuhler sehen muss, die in den Sternen geschriebene Weiterentwicklung des Idylls, das nicht zu einem tragischen Konflikt, sondern zu einem versöhnenden Abschluss führt, nämlich zu Luis' Verzicht auf seine geistliche Laufbahn und zur Vereinigung mit Pepita. Schärfer stossen die Kontraste auf einander im *Comendador Mendoza* (1877), dessen Held, ein skeptischer Voltairianer, sich nach einer bewegten Jugend als reifer Mann einer früheren Geliebten gegenüber sieht, die ihren Fehltritt mit harter Frömmigkeit sühnt und dem Gedanken der Busse auch das Glück ihrer Tochter opfern will, während der Vater ihres Kindes, der Comendador Mendoza, dieses der Welt zu erhalten strebt; wir sehen als Verbündeten des Voltairianers einen welt- und menschenkundigen Mönch, den Pater Jacinto, dessen Kasuistik mithelfen muss, dass das Mädchen nicht den Schleier nimmt und dem Manne seiner Wahl folgt, während der Comendador mit dem Einsatz seines Vermögens dafür sorgt, dass es sich nicht mit dem Gut seines vermeintlichen, aber offiziellen Vaters unrechtmässig bereichert. Es ist klar, dass nicht ein glühender Katholik diese beiden Bücher schreiben konnte, und so wird denn erzählt, Valera sei der Kurie nicht genehm gewesen, als er von der Madrider Regierung anlässlich einer Vakanz zum Botschafter beim Vatikan vorgeschlagen wurde, und habe auf den Posten verzichten müssen. In der Einleitung zu seiner Skizze *Elocuencia vizcaina* verwahrt sich zwar der Autor gegen den Vorwurf, dass er die katholische Religion angreifen wolle, aber seine Skepsis bricht doch auch in diesem

Digitized by Google

Werke wie anderwärts durch *(El cocinero del arzobispo, El último pecado)*, wo es auch nicht an Spitzen gegen die Geistlichkeit mangelt. Deutlicher und auch sympathischer tritt uns Valeras Bekenntnis zur liberalen Weltanschauung in seinem posthumen Werk entgegen, in einer Stelle der Rede, die am 8. Mai 1905, ein paar Wochen nach des in den letzten Lebensjahren erblindeten Greises Tode, bei der Cervantes-Feier der Madrider Real Academia Española verlesen wurde. Dort betont der Autor, wie absurd ihm der Wahn erscheine, dass die Vertreibung und Verbrennung von Tausenden Juden und Ketzern für Spaniens Machtstellung notwendig gewesen sei.

III.

Noch weniger unberührt als Juan Valera konnte *Benito Pérez Galdós* von den politischen und religiösen Streitfragen der letzten Jahrzehnte bleiben. Es mangelt diesem fruchtbaren, zugleich mit einer üppigen Phantasie und einer starken Beobachtungsgabe ausgestatteten Schriftsteller nicht an Kampflust, was er namentlich mit seinem antiklerikalen Tendenzstück *Electra* bewiesen hat, das zu Beginn des Jahrhunderts in Madrid und anderen bedeutenden Städten des Landes viel Staub aufwirbelte. Als Verfasser der umfangreichen Romanserie *Episodios nacionales* musste er eingehende historische Studien machen, und diese drängten geradezu zu einer Stellungnahme in den grossen, das öffentliche Leben beherrschenden Tagesfragen, denn das sprichwörtliche Elend der spanischen Zustände datiert nicht erst von gestern, der Kampf zwischen Klerikalismus und Aufklärung, die Abwechslung von reaktionären und revolutionären Epochen zehrte das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch am Mark des Landes, und ein Patriot wie Galdós brachte es nicht über sich, untätig abseits zu stehen. Die Parlamentstribüne hat er allerdings kaum benützt, als er vor Jahren die damals noch spanische Insel Portorico in den Cortes vertrat, denn es mangelte ihm an Fähigkeit und an Ehrgeiz, um als Redner zu glänzen, und es wird auch jetzt nicht viel anders sein, da er aufs neue in die Politik eingetreten ist, nachdem er vor bald drei Jahren den aufsehenerregenden Glaubenswechsel vom liberalen Monarchisten zum Republikaner vollzogen. Aber in seinen Werken redet er zur Nation, er ist der Verteidiger der Toleranz

Digitized by Google

und nimmt gern als Vorwurf einen ergreifenden Konflikt, wie ihn die religiösen Gegensätze seiner Zeit hervorbringen, er beleuchtet an einem tragischen Ausgang die Unvollkommenheit und Härten der landläufigen Ansichten und der üblichen Praxis, und weist auf das Ideal der Zukunft hin, wo sich das Herz dem Herzen ohne Furcht vor dem Bekenntniszwang finden kann. *Doña Perfecta* (1876), *Gloria* (1877) und *La familia de León Roch* (1878) stellen einen besonderen Abschnitt im reichen Schaffen des Schriftstellers dar. In *Doña Perfecta* erleben wir das traurige Geschick eines jungen, talentvollen Ingenieurs mit, der in ein abgelegenes Provinznest verschlagen wird, wo sich das Idyll mit Rosario, seiner Cousine, statt zum Glück zum Unheil wendet, weil die von einem fanatischen Kanonikus geleiteten Kleinstädter in der Bildung des jungen Menschen nichts als Gottlosigkeit sehen und ihm den Krieg bis aufs Messer erklären; Pepe de Rey wird meuchlings erschossen, als er die ihm trotz aller Abmahnung ihrer Mutter Doña Perfecta und ihres geistlichen Beraters herzlich zugetane Rosario nachts entführen will, und seine Cousine verfällt dem Wahnsinn. Ebenso düster ist das Gemälde, das uns Galdós in *Gloria* malt. Daniel Morton, ein Hamburger Reeder israelitischen Bekenntnisses, wird aus einem Schiffbruch an der cantabrischen Küste von den Bewohnern einer nahen Stadt gerettet und im vornehmsten Hause verpflegt. Die Tochter seines Gastgebers, Gloria, die Nichte eines Bischofs, verliebt sich in den schönen und interessanten Fremdling, aber die Konfession des Schiffbrüchigen wird erst bekannt, da es zu spät ist; die Familie will eher die über sie gekommene Schande tragen, als in eine Ehe einwilligen, und Gloria und Morton gehen zugrunde. *La familia de León Roch* schliesslich erzählt das Unglück zweier an sich vortrefflicher Menschen, die sich nicht zu einem idealen Lebensbund finden können, weil sie an andere gefesselt sind, trotzdem die Heirat des einen wie die des andern nach kurzer Zeit zu einer blossen Scheinehe geführt hat. „Zwei Frauen", sagt León Roch in einer pathetischen Schlusszene, wie sie Galdós auch anderwärts liebt, „haben meinen Lebensweg gekreuzt. Die erste (die mit allen Mitteln seine religiöse Gleichgültigkeit bekämpfte und dann schliesslich die Ehe zerriss) gab mir die Religion, und die Religion nahm sie, weil sie unrichtig ausgelegt wurde, mir wieder. Die zweite gab mir selber ihr Herz,

und ich nahm es; aber das Gesetz verlangt sie zurück, und ich kann nicht anders, ich muss sie ausliefern. So fruchtlos wie bei der ersten werden bei der zweiten meine Versuche sein, im Verein mit ihr die schöne Wirklichkeit zu schaffen, die ich anstrebe. Die Gesellschaft hat dieses Weib einem anderen Manne gegeben, und wenn ich es mir aneigne, so verurteile ich uns beide zu einem fortlaufenden Leben der Schande, wo wir der verdorbenen Menge gleichen, die ich verabscheue; wir verurteilen uns dazu, unsere Unehre auf unschuldige Wesen zu übertragen, die nichts für die schon vor ihrer Geburt begangenen Irrungen können, und welche mit dem Makel von Namenlosen in die Welt treten müssten."

Am bekanntesten von diesen drei Romanen ist *Gloria* dadurch geworden, dass *José Maria de Pereda* (1834—1906), eine der stärksten Individualitäten unter den modernen spanischen Prosaikern, ihr vom Standpunkt des gläubigen Katholiken eine Antwort, ebenfalls einen Tendenzroman *De tal palo tal astilla* („Wie der Balken, so der Span", 1879) entgegengestellt hat. Don Fernando, der Sohn des freigeistigen Arztes Peñarrubia, verliebt sich in Agueda Quincevillas, ein mit allen Vorzügen von Körper und Geist ausgestattetes Mädchen, aber dieses will ohne Übereinstimmung der religiösen Ansichten von einer Heirat nichts wissen, weil es von einer solchen kein glückliches Familienleben und keinen göttlichen Segen erwartet. Der junge Mann ist den Schwierigkeiten, die sich vor ihm auftürmen, nicht gewachsen, er gibt sich selbst den Tod, und für Agueda bleibt nicht bloss der Trost, dass sie das Gebot des Himmels über dasjenige irdischen Verlangens gesetzt, sondern auch einige Hoffnung, dass die furchtbare Heimsuchung den Vater Peñarrubia wieder zum Glauben zurückführe. Abgesehen von der Härte, mit der der Standpunkt der katholischen Kirche bis in seine äussersten Konsequenzen festgehalten wird, finden sich in *De tal palo tal astilla* genug Vorzüge der Kunst Peredas, um das Werk vor der Einreihung als blosse Tendenzschrift zu bewahren; spielt es doch in des Dichters Heimatprovinz, in der gewaltigen Gebirgsnatur Asturiens, wo eine zurückgebliebene, aber zur Landschaft passende Kultur die ursprünglichen Vorzüge, die ungekünstelte Bravheit eines einfachen Volkes sympathisch umrahmt. Und trotz der Starrheit seines religiösen Standpunktes ist der Dichter nicht so einseitig, um

Digitized by Google

seiner Theorie in blindem Fanatismus alle Rücksicht auf künstlerische Schönheit und Gestaltung der Charaktere zu opfern; so hat der alte Peñarrubia, dessen Religionsfeindlichkeit der ganze Konflikt mit seinen schweren Folgen zu verdanken ist, gar nichts von einem Bösewicht an sich, er ist im Gegenteil von einem leidenschaftlichen Eifer erfüllt, der seines Beistands bedürftigen Menschheit zu helfen, während anderseits der alte Wucherer Sotero trotz seiner streng kirchlichen Gesinnung als Tartuffe schlimmster Sorte entlarvt wird.

Auch Galdós hält das künstlerische Empfinden und die Unbefangenheit des Urteils davon ab, die Vertreter der von dem Autor bekämpften Anschauungen mit allen schlechten Eigenschaften auszustatten, und so ist in *Gloria* der niedere Klerus mit dem starkknochigen und jagdeifrigen Silvestre Romero und der hohe mit dem milden und frommen Angel de Lantigua durchaus nicht übel vertreten, während auf der andern Seite Daniel Morton, der Geliebte der Heldin, sich nicht durchweg von der besseren Seite zeigt, namentlich darin nicht, dass er die Liebesaffäre sich bis zum tragischen Konflikt entwickeln lässt, obschon er wissen musste, was die unausbleibliche Folge der Situation war, wenn seine Eigenschaft als Jude bekannt würde; auch dadurch wird er nicht rehabilitiert, dass er sich zu einer äusserlichen Bekehrung zum Christentum herbeilassen will, um zunächst Gloria die Ehre zurückzugeben und sie dann fern von ihrem Vaterlande zu einem Glauben zu erziehen, der keine besondere Gemeinschaft seiner Anhänger verlangt. Trotzdem, d. h. obschon der Herold der Toleranz, Daniel Morton, sich im Hause der Lantiguas, die ihn nach seiner Rettung aus Seenot gastfreundlich aufnahmen und liebreich pflegten, nicht einwandfrei benimmt, fällt das Urteil des Autors über den Katholizismus ziemlich scharf aus; nach ihm wirken bei der Beteiligung am Kultus, namentlich in den Mittelklassen des spanischen Volkes, mehr Gewohnheit und Tradition als wahre Gläubigkeit mit, und die es mit der Religion wirklich ernst nehmen, die sich in ihre Probleme zu vertiefen suchen, geraten in schwere Gewissenskonflikte, weil sie in der Intoleranz der Kirche nicht einen Ausfluss der göttlichen Liebe zu erkennen vermögen.

Digitized by Google

IV.

Galdós und Pereda standen sich in der Literatur als Gegner gegenüber, aber persönlich waren sie gute Freunde, ja sie haben sich sogar einmal zu einer gemeinsamen Reise nach Portugal zusammengefunden. Möglich, dass ihre literarische Fehde am Ausgang der siebenziger Jahre aus persönlichen Gründen keine Fortsetzung erfuhr. Die Kenner und Verehrer der beiden Autoren werden es auf keinen Fall bedauern, dass sie den Streit ruhen liessen, denn der eine hat im folgenden Jahrzehnt den Ruhm eines spanischen Balzac erlangt mit der Darstellung der modernen Gesellschaft in den *Novelas españoles contemporáneas* (*Fortunata y Jacinta, Angel Guerra* u. a.), und der zweite hat sich in jener Zeit als Landschafts- und Sittenschilderer der spanischen Provinz (*El sabor de la tierruca* 1882, *Sotileza* 1884, *La puchera* 1889) zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen. Für die neunziger Jahre hat Pereda ein hervorragendes Werk aufgespart, das, ohne zur Klasse der Tendenzromane zu zählen, doch als Bekenntnis eines aufrichtigen Patrioten und liebenswürdigen Dichters von hervorragender Darstellungskraft zu der Frage der nationalen Wiedergeburt aufgefasst werden darf, *Peñas arriba* („Auf die Höhen!" 1895). Marcelo Ruiz de Bejos kommt aus dem Getriebe der Stadt halb durch Zufall, halb durch Laune, wieder in die Heimat seines Geschlechts, ein Dorf hoch oben im cantabrischen Gebirge; sein alter, kinderloser Oheim ruft ihn, aber der Neffe leistet der Aufforderung nicht aus innerer Neigung Folge, sondern mehr geleitet von dem Bedürfnis, seiner langweilig gewordenen Existenz eine originelle Abwechslung zu verschaffen. Entgegen seiner ursprünglichen festen Überzeugung gewinnt der städtische „Snob" an der grossartigen Natur des Gebirgslandes Gefallen, er lernt die Tüchtigkeit seiner knorrigen Bewohner schätzen, und was ihm erst ein gelindes Grauen eingeflösst, die Aussicht, sich in dieser Einöde zu vergraben, das ergibt sich nach einigen Monaten als natürliche Folge seines Aufenthalts in dem weltentlegenen Tablanca: Marcelo verspricht seinem totkranken Oheim, die historische Rolle der Ruiz de Bejos, die von altersher als „Kaziken" des Dorfes dessen Herrenhaus bewohnten, als der letzte männliche Spross des Geschlechts zu übernehmen und fortzuführen, ein Entschluss, der

Digitized by Google

dem jungen Manne allerdings dadurch erleichtert wird, dass auch die Liebe ihn mit starken Banden in der Heimat seiner Väter zurückhält.

So schlicht und ansprechend der Vorwurf des Romans ist, so natürlich und zugleich spannend weiss der Autor die Handlung zu gestalten. Die Bekehrung des Helden vom blasierten Genussmenschen zum lebensfrohen, werktätigen Führer seiner Landsleute wundert uns nicht, denn die Aufgabe, inmitten dieser patriarchalischen Zustände das geliebte und geschätzte Oberhaupt zu werden, muss den im Grunde braven und gutherzigen Marcelo reizen; das Kazikenwesen kommt uns nicht als eine veraltete, zum Missbrauch gewordene Einrichtung vor, sondern es erscheint als die gegebene Krönung der überlieferten und in ihrer idyllischen Eintracht segensreichen Dorfgemeinschaft, als eine typische, das Gedeihen des Ganzen sichernde und der Natur des Landes, sowie der Lebensweise der Bewohner am besten zusagende Form. Das unruhige Stadtleben, die Fabrikarbeit, das Jagen nach wissenschaftlicher Bildung, die Korruption der Politik, das Treiben an der Börse, der ganze unersättliche Ehrgeiz des modernen Menschen zehren am Mark der Nation; in den grossen Zentren wird die Volkskraft vergeudet, und die einzige Rettung für das Land bildet die Erhaltung des gesunden Blutes in den vom *mal nuevo* noch nicht angesteckten Gegenden.

Pereda ist auch hier Traditionalist, denn was er verficht, ist nichts anderes, als der Standpunkt der alten nationalen Schule in der Literatur, deren Ideal das geeint katholische und militärisch starke Spanien des 16. und 17. Jahrhunderts war. Ob die unbeschränkte Herrschaft der von ihr vertretenen Ideen ein Glück für das Land war, darüber zu urteilen ist nicht Aufgabe dieser Skizze, es sei bloss noch darauf verwiesen, wie unvergleichlich das vom Pereda entworfene Bild in den Rahmen seines Gemäldes passt, wie eng verwachsen mit dem Boden uns die tüchtigen Gestalten aus dem Volke erscheinen, die den Schauplatz der Handlung beleben; *Peñas arriba* beweist auf jeden Fall, dass sein Autor zu den spanischsten aller spanischen Schriftsteller gehört.

Ebenfalls auf dem Boden der katholischen Orthodoxie, wie eigentlich selbstverständlich, steht der Jesuit *Luis Coloma* mit seinem bekanntesten Werk *Pequeñeces* („Kleinigkeiten", 1890).

Digitized by Google

Dass es ein Tendenzroman ist, ergibt sich bereits aus der Vorrede, die der Autor dem Erstabdruck im *Mensajero del Corazón de Jesús* vorausschickte; er will der vornehmen Madrider Gesellschaft einen Spiegel vorhalten und wählt zu diesem Zwecke die Form eines literarischen Produktes, weil er auf der Kanzel das Bild doch nicht naturgetreu wiedergeben dürfte. Die Handlung spielt zur Zeit des Königs Amadeo von Savoyen und der Republik (1871—1875), und die Korruption und moralische Laxheit der geschilderten sozialen Schicht wird wohl am prägnantesten im folgenden Passus aus der Charakteristik der Heldin Currita Albornoz dargestellt: „Diese schimpfliche Willfährigkeit gegenüber dem Skandalösen ist unseres Erachtens der schlimmste Fehler der hohen Madrider Gesellschaft und der Ursprung und die Quelle ihrer hässlichen Auswüchse". Ebenso unbarmherzig wird der Aristokratie an einer anderen Stelle der Prozess gemacht, wo ein Schlemmer und Grobian mit dem Spitznamen Diogenes einer Marquise sagt, die Schamlosigkeit Curritas sei bloss die notwendige Folge derjenigen der anderen vornehmen Damen, die dieses lasterhafte Weib in ihre Salons liessen, statt es moralisch zu steinigen, und gleich wenig schmeichelhaft klingt es, wenn im Anhang der Granden von Spanien „die professionellen Tagediebe, die verwegenen Glücksritter, die lasterhaften jungen Leute, die sich teils zynisch, teils stutzerhaft, teils weibisch gebärden", bedenklich zahlreich vertreten sind.

Die Farben sind nun allerdings etwas dick aufgetragen, und darum vermag man es nicht ohne weiteres als die natürliche Entwicklung anzusehen, wenn auffallend rasch, nämlich bereits zu Beginn der Regierungszeit Alfonsos XII., eine starke Wandlung zum Besseren eintritt. Die Antwort auf die Frage, woher eine solche Gesellschaft die Kraft nehmen soll, um ihre Stellung als oberste und führende Schicht der Nation aufs neue würdig auszufüllen, fällt recht mager aus, man sieht eigentlich nur das erbauliche Bild von Sündern, die sich von ihrer schuldbeladenen Vergangenheit abwenden; zuerst der Trunkenbold Diogenes und dann die gewissenlose Currita Albornoz. Aber welches ist die Ursache und zugleich der Preis für die Bekehrung der Heldin? Ihr Kind, Paco Luján de Villamelón, und Guisón Alfonsito Téllez, der Sohn ihres Geliebten, müssen als unschuldige Opfer für die Sünden der Mutter und des Vaters ihr junges Leben lassen. Diese tragische Lösung macht allerdings

Digitized by Google

einen starken Eindruck, aber dieser ist nicht frei von Beklemmung. Im allgemeinen darf man immerhin sagen, dass die Tendenz dieses von einem Jesuiten geschriebenen Romans den Genuss seiner Lektüre kaum beeinträchtigt, denn der Autor ist ein scharfer Beobachter der zeitgenössischen Dinge und Menschen, er weiss erstaunlichen Bescheid in den Intrigen der aristokratischen Salons, deren Habitués namentlich in der Kunst geschickt verhüllter Bosheiten stark sind, und er vermittelt einen lehrreichen Einblick in die verschlungenen Fäden der Politik, mit dem Endresultat jedoch, dass die treibenden Kräfte keineswegs durchaus lauter sind, und dass die menschlichen Schwächen für den klugen Rechner stets einen wichtigen Faktor bilden müssen. Dass gelegentlich eine etwas verschleierte Verteidigung der Jesuiten angebracht wird, dass für die Jansenisten ein Seitenhieb abfällt und dass ein freimaurerisches Verbrechen den Lebensabschluss einer wichtigen Figur des Romans bildet, sei nur nebenbei erwähnt. Die Sympathien des Verfassers gehören offenbar dem Karlismus, und darin wird er recht haben, dass für die Aufgabe der Wiedergeburt Spaniens noch immer fast nur die oberen Kreise in Betracht fallen können.

V.

Von Coloma zu *Vicente Blasco Ibáñez* ist ein weiter Schritt, aber in verschiedenen Werken dieses kraftvollen Modernen spielt die klerikale Weltanschauung insofern eine bedeutende Rolle, als ihr fast unvermittelt Bestrebungen der neuesten Zeit gegenübertreten und als der Dichter den daraus entstehenden Konflikten die Motive für seine packendsten Darstellungen entnimmt. In seinen früheren Schöpfungen (z. B. *Arroz y tartana* 1894, *Flor de Mayo* 1901, *La Barraca* 1902) bietet er in der Hauptsache Bilder aus dem Provinzleben, die durch den Reiz einer plastischen und ergreifenden Darstellung, durch die feine Individualisierung der Charaktere, die anziehende Schilderung des Milieus und den würzigen Erdgeruch fesseln. In neuerer Zeit ist dann Blasco Ibáñez als Herold eines modernen Spaniens aufgetreten, als kampffroher Anwalt des Sozialismus im weitesten Sinne des Wortes und, was in den romanischen Ländern fast immer der Fall ist, als ebenso heftiger Gegner des Klerikalismus. In *La Catedral* (1903) kommt der

Digitized by Google

ehemalige Zögling eines Priesterseminars Gabriel Luna nach einem an Enttäuschungen und widrigen Schicksalen reichen Leben in der Fremde todkrank in seine aufs engste mit der Kirche verbundene Familie zurück und wird dort, in einer Umgebung von Küstern und Kirchendienern, der Verkündiger eines neuen Evangeliums, das sich der Enterbten der Erde nicht mit Almosen annimmt, die den Weg zum Himmel ebnen sollen, sondern mit der sozialen Gerechtigkeit, mit einer neuen Ordnung der Welt, mit der Besitznahme und dem Genuss der irdischen Reichtümer durch die gesamte Menschheit, nicht bloss durch Privilegierte. Aber Gabriels Auditorium ist für seine Lehren nicht reif, denn seine allzu rasch gewonnenen Gesinnungsgenossen planen einen Raub der Schätze der Kathedrale, sie gedenken die neuen Ideen nach ihren Instinkten und gemäss ihrem beschränkten Verständnis in die Praxis umzusetzen, und so will es die Ironie des Schicksals, dass der leidenschaftliche Sozialist bei der Verteidigung der Reichtümer der Muttergottes zugrunde geht und elendiglich in der *fosa común* verschwindet. *El Intruso* („Der Eindringling", 1904), sodann spielt in den Minendistrikten von Bilbao, wo die Herrschaft der Kirche und die moderne Arbeiterbewegung im heftigsten Konflikt aufeinanderprallen, wo die Bergleute in moralischer und physischer Verkommenheit dahinleben, während die Grubenbesitzer Millionen auf Millionen häufen. Einer von diesen, Sanchez Morueta, ist Freidenker, und auch ihn in ihre Gewalt zu bringen, ist der heisseste Wunsch der Jesuiten; sie säen Zwietracht in seine Familie, entfremden ihm seine devote Frau, hindern die Verlobung seiner Tochter mit einem freigesinnten Ingenieur und bringen Morueta schliesslich so weit, dass er nicht bloss zur Grotte des hl. Ignatius von Loyola pilgert, sondern auch bei einem verzweifelten Aufstand der Bergleute an der blutigen Niederwerfung der „Canaille" tätigen Anteil nimmt; die Aufständischen werden überwältigt, nachdem es ihnen zunächst gelungen war, die geweihten Fahnen und Heiligenbilder der Prozession zu Ehren der *Virgen de Begoña* in den Schmutz zu zerren und in den Fluss Nervion zu werfen.

Man vergleicht Blasco Ibáñez gerne mit Emil Zola, aber sein Realismus ist viel edler als derjenige des Meisters von Médan, er wirkt nie abstossend und sinkt nie zu einem kruden Naturalismus

Digitized by Google

herab. Mit Zola hat er hingegen das Talent gemeinsam, die Psychologie der Massen, die gewaltigen Wirkungen ihres Eingreifens darzustellen, die Schlagkraft der sie leitenden und meistenteils verderblichen Instinkte zu illustrieren. Über die heutigen Spanier denkt er nicht gerade hoch, falls wenigstens der Held von *La Catedral* mehr ist als eine blosse Romanfigur: „Die Leute leben noch heute mit der Seele des 17. Jahrhunderts. Noch wirkt in ihnen die Furcht, die Feigheit nach, welche der Scheiterhaufen der Inquisition gepflanzt hat. Die Spanier haben das Mark von Sklaven; ihre Anmassung und ihre Energie sind bloss äusserlich. Nicht umsonst macht man drei Jahrhunderte kirchlicher Knechtschaft durch. Sie machen Revolutionen, sie sind imstande zu rebellieren, aber sie werden immer vor der Schwelle der Kirche Halt machen, die auf Grund der eigenen Macht ihre Gebieterin war und es auch ohne diese Macht fernerhin ist. Liegt der Grund darin, dass die Spanier noch religiös sind wie in früheren Zeiten? Sie (der von Gabriel Angeredete ist ein Geistlicher) wissen, dass das keineswegs der Fall ist, und Sie klagen mit Recht, wenn Sie sehen, wie ohne die Unterstützung durch das Volk die alte Grösse der Kirche zusammensinkt.“

Wie Blasco Ibáñez gehören dem jüngsten Spanien, man wird wohl sagen dürfen dem Spanien des 20. Jahrhunderts, *Pio Baroja* und *J. Martinez Ruiz* an, die beide in einem Roman ein ähnliches Thema behandelt haben wie Pereda in *Peñas arriba*. In Barojas *Camino de perfección* macht sich ein vom faden Stadtleben übersättigter und vom tödlichen Einerlei seiner Müssiggängerexistenz gelangweilter junger Mann, Fernando Ossorio, dessen hochgradige Neurasthenie die Folge der Degeneration seiner Rasse ist, von Madrid auf, zieht aufs Geratewohl im Lande herum, unbekümmert um Widerwärtigkeiten und selbst Gefahren, wenn ihn nur neue Eindrücke von dem Ekel des Augenblicks befreien; in Toledo, der alten Königstadt, findet er die ersehnte Ruhe für seine Nerven nicht, weder die vielen Kunstwerke des Ortes noch die Versenkung in die religiöse Literatur kann seinem Pessimismus abhelfen, und als er wieder dem Leben eines Libertins zu verfallen droht, wie früher in Madrid, rafft er sich aufs neue auf und trifft zum Besuch bei seinem Gutsverwalter in Yécora ein, einem Städtchen, das weder eine Geschichte noch eine Kultur hat, das die Beute

Digitized by Google

einer „rauhen, bloss äusserlichen, dürren Religion, in den Klauen einer Welt von kleinen Kaziken, Paragraphenmenschen, Wucherern, Pfaffen, Leuten von schmutzigen Lastern und armseliger Scheinheiligkeit ist". Das Treiben in dem Nest widert Fernando bald an und er setzt sein unruhiges Wanderleben neuerdings fort, bis er in einem valencianischen Dorf im Hause eines Verwandten landet, wo ihn die Liebe zu seiner Cousine Dolores, der Kampf um ihren Besitz eine Energie und Lebensfreude verleiht, die er früher nie gekannt; mit dem Ausblick auf ein besseres Los für seinen Sohn, der nicht unter einem mystischen Hang zum Unbekannten und Übernatürlichen, nicht unter einer krankhaften Verehrung der Formschönheit leiden sollte wie der Vater, schliesst das Buch. Die Anklänge an Peredas *Peñas arriba* sind unverkennbar, aber die Umkehr Fernandos ist weniger überzeugend motiviert als diejenige Marcelos; Barojas Held ist eben eine ausserordentlich komplizierte Natur, ein Mensch, in dessen Innerem sich eine mystische Askese und eine anarchistische Ungebundenheit bekämpfen.

Dem Buche Barojas ist immerhin der Pessimismus von *La Voluntad* fremd, dessen Verfasser *J. Martinez Ruiz*, die Hauptgestalt des Romans, Antonio Azorín, im Kampfe gegen die Unentschlossenheit, die Mutlosigkeit der heutigen Generation jämmerlich unterliegen lässt. Antonio ist ein Intellektueller, ein Schüler des Philosophen Yuste, und lebt in Yecla, einer kleinen Stadt der Mancha, wo man wie anderwärts in Spanien von einer Regeneration des Landes spricht, aber über die platonischen Wünsche nicht hinauskommt, weil der alte spanische Geist (ein nicht besonders klarer Begriff!) „teils vom süsslichen Jesuitismus verfälscht, teils von einem frivolen und künstlichen Liberalismus verwischt worden ist". „Es steht schlecht mit uns", heisst es an einer anderen Stelle, „aber wir tun nichts, um unsere Lage zu verbessern, denn sonst wären wir ja keine Spanier mehr! Ein Schmied aus dem Dorfe hat nichts Geringeres erfunden als ein — elektrisches Torpedo. Fürwahr, das ist geradezu klassisch spanisch! Ein ernsthaftes Studium und eine angestrengte Tätigkeit etwa zu dem Zwecke, den Landbau zu heben oder den Handel zu fördern, das gibt's nicht, o nein, aber ein elektrisches Torpedo, das uns in drei Tagen zu den Beherrschern aller Weltmeere macht!" Da bei der Beschreibung des Milieus, in welchem der Held lebt, immer

Digitized by Google

wieder der Gedanke durchdringt, dass die Provinz der Sterilität verfallen sei, so wundert man sich kaum, dass Antonio Azorín nicht zum Regenerator seines Kreises wird. Er heiratet schliesslich eine Bauerntochter, die ihm ihren groben Schuh auf den Nacken setzt, und wie sein Vaterland Anwandlungen zeigt, das geistige Joch, das ihm auferlegt ist, abzuschütteln, so hat auch er Momente einer sich auflehnenden Energie, aber eben nur Momente, die bloss Symptome für die zwar nicht erloschene, jedoch nicht mit Kraft gepaarte bessere Einsicht bleiben müssen.

Trotz der Verschiedenheit des Ausgangs, die im tröstlichen Schicksal Fernando Ossorios in *Camino de perfección* und in der Versimpelung Antonio Azoríns in *La Voluntad* liegt, ist ein Zusammenhang zwischen den beiden Werken unverkennbar, und er würde sich auch dann leicht nachweisen lassen, wenn der Epilog von *La Voluntad* nicht aus Briefen des Verfassers an seinen Freund Pio Baroja bestände. Bei beiden Schriftstellern begegnen wir identischen Typen, wie dem modernisierenden Erzbischof von Toledo und dem spät aufstehenden Gouverneur; gemeinsam ist ferner ein Stimmungsbild aus den Strassen von Toledo, wo ein Mann mit einem Kindersarg auf dem Rücken von Haus zu Haus geht, bis er die Wohnung des Bestellers findet, und nicht bloss klanglich, auch ihrem Wesen nach sind die Städtchen Yécora und Yecla nahe verwandt.

VI.

Verschiedene Wege sind es, wie man sieht, die die Dichter des heutigen Spaniens ihrem Volke zur Sicherung einer besseren Zukunft weisen wollen, verschieden nach dem politischen und religiösen Standpunkt der Ratgeber. Die Traditionalisten haben das starke Argument gegen sich, dass sich heutzutage kein Land, am allerwenigsten ein europäisches, mit einer chinesischen Mauer gegen alle auswärtigen Einflüsse abschliessen kann, und dass die im Wettlauf der Nationen Zurückgebliebenen am besten an den glücklicheren Konkurrenten lernen können, woher ihre Rückständigkeit rührt und wie ihr abzuhelfen möglich ist. Die Freunde freiheitlicher Institutionen sodann werden zur Einsicht gelangt sein, dass die Übertragung der Errungenschaften der französischen Revolution auf andere Länder ein gewagtes Experiment sein muss, so lange

Digitized by Google

der Boden nicht genügend vorbereitet ist, und dass der Liberalismus kaum eine Weltanschauung für ein Volk ist, das auch heute noch zur Hälfte aus Analphabeten besteht. Ähnliche Erfahrungen dürften auch dem Sozialismus nicht erspart bleiben. Trotz diesem trüben Gesamtbild, das Spanien eine weitere Dauer der aufreibenden inneren Kämpfe in Aussicht stellt, darf man nicht übersehen — und in dieser Überzeugung bestärkt auch ein Einblick in die literarische Produktion der neuesten Zeit —, dass in den einzelnen Teilen des Landes noch viel urwüchsige, unverbrauchte Kraft anzutreffen ist, die um so leichter nutzbar gemacht werden kann, als die Zentralisation des staatlichen und literarischen Lebens nicht die gleiche ungesunde Ausdehnung angenommen hat, wie beispielsweise in Frankreich. Speziell in geistiger Hinsicht ist Madrid noch nicht das spanische Paris geworden, es übt weder durch seine Reize als Residenz noch durch seine Geschichte eine auch nur annähernd gleich starke Anziehungskraft auf die Provinz aus wie die Weltstadt an der Seine, es ist darum auch nicht in dem Masse wie diese ein Sammelpunkt und in vielen Fällen ein Orkus der bedeutendsten Intelligenzen des ganzen Landes geworden. Ob es den Dichtern und Denkern der Nation, die, wie wir gesehen haben, den grossen Problemen der Zeit durchaus nicht indifferent gegenüberstehen, gelingen wird, auf die Geschicke des Landes grösseren Einfluss zu erlangen, das hängt wohl in erster Linie von der Frage ab, ob ein Aufschwung der Volksbildung in den nächsten Zeiten möglich ist. Die Klagen, die noch immer über das sprichwörtlich gewordene Elend des spanischen Schulmeisters laut werden, mahnen allerdings zur Bescheidenheit der in dieser Richtung liegenden Hoffnungen.

Digitized by Google

Die deutsche Sprache in Amerika.

Von

Andreas Baumgartner.

So oft ich Gelegenheit hatte, mit Leuten zu sprechen, die aus den Vereinigten Staaten in die alte Heimat auf Besuch kamen, fiel mir ihre mit englischen Wörtern und Wendungen durchspickte Sprache auf. Da hiess es zum Beispiel:

Die See war ziemlich röff.
Wir haben noch keine Tickets.
Warte noch; die Road ist nicht klier.

Ähnlich lautet auch die Sprache der Amerikanerbriefe:

Wir haben jetzt eine Nörs im Hause.
Es war der Boß im Drug-Store über der Road.
Mit dem Atem habe ich Trubel; sonst ist's all right.

Wenn man diese „Amerikaner" das erste Mal so sprechen hört, hat man das Gefühl, sie wollen einen — halb im Scherz — daran erinnern, dass sie „drüben" Englisch reden. Dies ist jedoch eine Täuschung. Sie geben einem ihr bestes Deutsch. Im Lande selber tönt es noch ganz anders:

Milch gleicht der Onkel nit; er hat sie nie g'gliche.
Das meinde ich nicht; ich seine den Kanträkt.
Wenn seine Lies abgelaufen ist, dschoinden wir die zwei Farmen zusammen.
Mister Rüegg eignet alles Land bis zu jenem Fenz hinauf.
Das könnt ich nicht ständen; das bietet die Bänd.

Solche Sätze habe ich in den Staaten zur Genüge gehört. Im ersten Augenblick versteht man sie nicht; erst wenn man ans Englische denkt, werden sie einem klar:

Uncle does not like milk; he never liked it.
I do not mind that; I shall sign the contract.

Digitized by Google

When the lease is up, we shall join the two farms.
Mr. Rüegg owns all the land up to that fence.
I could not stand that. That beats the band.

* * *

Meiner Besprechung dieser Mischsprache will ich Proben aus den John-Ritsch-Briefen [1]) zu Grunde legen. Die Schreibweise, mit der wir hier nichts zu tun haben, ist als eine lautgetreue gemeint, daher leicht zu lesen; *a* steht oft für das in Amerika sehr offen gesprochene *o*: Kanträkt, Affis, Dakter, Tschab = contract, office, doctor, job.

Aus den Briefen von John Ritsch, Esq.

Vorbemerkung. — John Ritsch, der Geldprotz, hält sich für den „praminentesten" Vertreter des Deutschtums in Amerika und schreibt daher auch die Fürwörter der ersten Person gross. — Um auf wenig Raum möglichst viele Eigentümlichkeiten zu bieten, wurden da und dort Sätze gekürzt oder auch zusammengezogen; und um diese Proben auch für Leser, die nicht zum „Fach" gehören, verständlich zu machen, ist die richtige englische Form meistens angegeben, ausnahmsweise auch mit der Übersetzung.

1. Landung und Schicksal im Gelobten Lande. — Aus den Landsleit, wo mit mir ausgewandert sein, ist nie nix geworn. Sie hawwe kei Ambischen gehatt. Ich hen Mir gesagt: „Was is es, wodurch e Mann Suckzeß hot? Durch Fleiß un Industrie, dorch Interpreis[2]) un Ennörgi — konsequentli: Schaffe tust de bloß, wenn de mußt." Das Sikret vum Geld, mache is: Außer Büsneß, Pusch[3]) Ennörgi (un e Bißle Adverteising) noch was, und das is die Hauptsach: Mer muß schmarter sein wie die Annere!

Ich hen glei Mein erste Job aus eigener Kraft gekriegt, mitaus[4]) Rikomantäschens. Ich war Clörk; mei Boß war e Grocer und vermischter Warenhändler. Ich hen plenty Zeit gehatt, Mir des Land un die Leit azegucke. Un Sie mache e Wett, daß Ich Mei Tschäns gejust[5]) hen. De nexte Job war bei eme Eirische als Barkieper. Ich hätt ihm sein Saluhn feinelli abgekaaft; awwer Ich hab mei Baunz[6]) gekriegt und war wieder mitaus eme Job. In Rigard zu eme anere Job hen Ich Mir Zeit gelosse, weil Ich Mei Meinung uffgemacht[7]) gehatt hen, immer höher uff der soziale Leiter ze steige un nit des Nextbeste ze akzepte. Ich hen e Verein geschoint[8]) un bin Brauerei-Ädschent oder Kollekter geworn. Ich hätt die Posischen gut gegliche[9]), awwer Ich konnt nit alles stände[10])

---

[1]) John Ritsch, Esq. — Auslese aus den humoristischen Briefen von J. P. Steppes. New York, 1908. 223 Seiten, 1 Dollar. (Im Selbstverlag des Verfassers: 234 Stuyvesant Avenue, Brooklyn, N. Y.). [2]) enterprise. [3]) push (American slang) = energy. [4]) without. [5]) used. [6]) to get one's bounce (Amer.) plötzlich entlassen werden. [7]) to make up one's mind sich entschliessen. [8]) to join. [9]) gleichen to like. [10]) to stand ertragen.

Digitized by Google

un war bald wieder aus vun[1]) eme Job. Awwer Ich hen plenty Geld gemacht, immer mit em Nag zu Büsneß.

In Meiner Prominenz hen Ich aach Fortschritt gemacht. Ich hen e schwere goldene Chain getrage un hen e Stovepeip[2]) gehatt un Silk-Hänkertschiffs un so Sache un war geachtet unner de Deitsche. — Dann bin Ich Policeaffisser[3]) geworn, un Ich hen mein Poschte ausgefüllt so gut wie Einiger[4]). Ich könnt heint noch bei der Fors[5]) sei un wär vielleicht zum Tschief-of-Polies appointed worn, wann nit was gehäppent hätt. — — Ich hen of course förchterlich lache müsse üwwer den Tschohk[6]) und hen riseint[7]). So was hätte Ihne doch aach geärgert, Mister Editer; hätt es nit? Un der Detectiv, wo de Kerl nachher gekätscht[8]) hot, hot sogar refjust[9]), mit Mir ze teile.

Mein größte Suckzeß hen Ich awwer mit Spekuläschens gemacht un war Alderman geworn un hen ziemliche Pull[10]) un Influenz in Pallidix[11]) gehatt. Während ich noch Paliesmann[12]) war, hen ich die Alti, wo selbigesmal Köchin war bei Leit in meinem Biet[13]), kenne gelernt, un vun dem Aageblick an, wo ich die Alti geheiratet hen, da war Ich e gemachter Mann.

Also braucht es nit blos Glück, um e Prominenter ze wern, es braucht Fleiß un Industrie[14]) un Ennörgi un Interpreis — un Anestie[15]) das hätt Ich beinah vergesse) — of course Ehrlichkeit gehört aach derzu.

2. Über Einwanderung. — Als Immigränts zweiter Claß könnt mer so Leite nemme, dene mer anmerkt, daß se im Bisneß op tu dät[16]) sein, e Bißle beschummle könne, korz, daß se schmarte Leit sein, wo hier e Succeß mache. Die müßte dafor, daß mer ihne e Dschäns[17]) gibt, Bisneß ze tun un Geld ze mache, en Conträct seine[18]), daß se die Hälft vun ihrm Prafit an die Yänkies un an annere praminente Sittisens[19]) abgewwe. Des is nit mehr wie fähr un squär[20])

3. Der Herr Professor. — Mister Editer, — Hen Sie schun emol in der Kauntri[21]) gewohnt? Hen Sie schun emol Chickens geräst[22])? In dem Käs[23]) täte Sie nämlich wisse, daß mer in der Kauntri e Watschdog halte muß; erstens an tschenerell[24]) Prinzipels, zweitens, weil die annere Leit aach alle Watschdogs halte, drittens üwwerhaupt, vertens, damit Eim kei Hünkelcher gestohle wern, fünftens wege die Trämps un sextens: Warum dann nit? Un biseits[25]) hot es der Tschalli[26]) aach gesagt, Ich müßt ein hawwe. Des is siwwentes.

Der Tschalli hot mer'n aach verschafft. Es is e ausgezeichneter Dog! Des heißt, des is anyhow, wo Ich en derfor gekaaft hen. Der Tschalli hat die Quality vun dem Hund gepruvt, bei daß er vun eme sehr praminente Deitsche käm. Der Hund kann alles — des heißt, des is, was der Tschalli gesagt hot — sogar Bier trinke. Awwer bloß Importiertes! (Des äkauntet[27]) for de prominente Herrn.) Un e Watschdog! Dabei gut zu Kinner. Un schmart[28]) is er!

Was die Rasse anbelangt, so hot der Tschalli gesagt, es wär e korzhaariger Sankt Börnard. Der Dörre-Quetsche-Hannes, wo klämt[29]), er tät sich uff Dogs

---

[1]) out of. [2]) stove-pipe (slang) Zylinderhut. [3]) police-officer. [4]) any one. [5]) (police-) force. [6]) joke. [7]) to resign. [8]) to catch. [9]) to refuse. [10]) pull = influence. [11]) politics. [12]) policeman. [13]) beat. [14]) industry = Fleiss. [15]) honesty. [16]) up to date. [17]) chance. [18]) to sign. [19]) prominent citizens. [20]) fair and square. [21]) country. [22]) to raise [23]) case. [24]) on general pr. [25]) besides. [26]) Charlie (der Wirt, bei dem J. R. Stammgast ist.) [27]) to account. [28]) smart. [29]) to claim.

Digitized by Google

verstehe, meent, es wär e Kreuzung vun dänische Dogge, Mästiff, Neufaundländ, Terrier und Dachshund mit eme Sprinkling vun Bläck und Tän. Der Knödelsepp meent, es wär, was mer in der alte Kauntri en Schereschleiferhund kallt[1]), während der Pelzkappe-Billy en for en Setter un Pointer, der Goß for en Metzgerhund, der Piet[2]) for en Waterspaniel und der Schambettist for en Kärrädsch-Dog diklärt. Der Weiße-Weste-Schorschel meent der Hund wär so e Art konzenträted Dog-Schow.

Sei Name is „Professor", was uff seine Schmartigkeit schließe loßt. Er hat schun Prufs vun außerornlicher Schmartheit gegewwe. Er weeß for Instenz[3]) ganz exäctli, daß es uff eme Karpet weicher liege is wie uff eme blanke Bode. Un e besonnere Schmartigkeit hot er in allem, was ze esse is. Namentlich gleicht[4]) er Kalbsbrate, Böffsteck midium done, un Rostbief Weienna Steil[5]). E Merkwürdigkeit is, daß er sei Butterbrot mitaus das Brot derzu ißt. Er gleicht awwer kei gesalzene Butter.

Was sei Watschfullneß abelangt, do loßt sich nix dergege sage. Blos tut er sei Watsching nur am Tag. Wenn e Grosser[6]) oder e Milchmann oder sunst e priwileschi Kärälter ans Haus kimmt, da barkt[7]) er, als wann die Welt unnergehn tät. Trämps und Bettelleut dergege scheint er ze gleiche. — Er ist e försträt Jagdhund. Er jagt awwer blos Katze. Un er jagt se nit blos, er kätscht[8]) se aach, un, was mehr is, er killt[9]) se aach. Gestern Morche hen Ich en Kater gehatt vun dem Tschalli sein Rheinwei. (Es kann aach der Grog gewese sei, wo mer druff gesetzt hawwe.) Mister Editer, da hätte Sie sehe solle, wie der Hund um Mich erumgegange is un mich angeknorrt hot. So schur wie Sie lebe, der Professor muß mein Kater genotißt[10]) hawwe.

Das Biest verdient sei Name Professor: es is nämlich der einzige Mensch, wo es verstonne hat, meiner Alti Respekt eizeflöße. Se hat ihn neulich vum Parlor-Sofä runner tschäse[11]) wolle, da hot der Professor erst geknurrt un dann hot er die Zähn gefletscht. Seit der Zeit läßt en die Alti in Ruh. Of course segt die Alti: „Der Hund muß aus'm Haus!" — Er geht awwer nit, un wann er geht, kimmt er wieder. Er scheint uns ze gleiche. Wann mer'n bei der Tür enaussperrt, kimmt er dorch e Window.

Die Katzejagd vum Professor hot was Gutes. Dorch den Trowwel[12]), wo uns die Nachbarn wege die gekillte[13]) Katze mache, werd die Alti büsi[14]) gehalte, un wir hawwe die stille Hoffnung, daß emol einer vun die Nachbarn de Professor killt.

4. Johns Milieu. — Ich gleich's nimmer beim Tschalli. In Rigard zu dem Luntsch, da is der Tschalli all right. Awwer in Rigards zu der Kumpeni, die wär eigentlich aach all right, aber der Weg, wie sie sich behäfe tun, is mir in der letzte Zeit nit rifeint[15]) genug. Wo der Mangel an Rifeinment erei kimmt, des is hauptsächlich im Deiälog und teilweis in der Konversäschen; aber prinzipälli in dem Weg[16]), wie die Leut talke tun. Wisse Sie, Mister Editer, was mer „Miliö" kallt? Miliö meint nämlich, des heißt, es steht for — well, for Instenz,

[1]) to call. [2]) Pete (Peter), Schambettist (Jean Baptiste). [3]) for instance. [4]) to like. [5]) Vienna style. [6]) grocer. [7]) to bark. [8]) to catch. [9]) to kill. [10]) to notice. [11]) to chase. [12]) trouble. [13]) killed. [14]) busy. [15]) refined. [16]) way = Art.

Digitized by Google

es signifeit[1]) oder es bedeutet so viel als — well, Mister Editer, wann Einer es nit weiß, da is es sehr schwer, es ihm beizebringe. Es is nix zum Trinke, nix zum Rauche, un es is kei Förnitscher, sonnern — well, es is halt e gewisses Miliö.

Beim Tschalli is das Miliö nit rifeint. Roffe[2]) Expreschens, for Instenz, Rindvieh oder Kamel, werden nit gejust[3]), wo das Miliö rifeint is. Die Kerle beim Tschalli hawwe kei Miliö. Das heißt, sie hawwe schun Eins, awwer des is aach darnach. Es is e verdammt ruppiges. Die verfluchte Kerls könne ihre ungewaschene Mäuler nit uffmache, mitaus was Unpoleites ze sage. Mister Editer, Ich gleich es nicht, wenn über en Abwesende in der Männer[4]) getalkt wird.

5. Willy mit dem Weltschmerz. — Hawwe Sie eigentlich die Ehr, mit Meim Frent, dem Wermut-Willy, aquänted ze sei? Des is e sehr interesting Karäkter. Ich gleich ihn, weil es Mir Dorst macht, zu ihm zu listene. Ich frag for Instenz: „Well, Willy, willst du Eins nemme an Mich?" Da segt er: „Ach, was is der Juhs![5]) Mer werd doch blos dorschtig vun dem Trinke!" Und da schiebt er awwer schun sei Glas hi (er just[6]) blos die größere Seis[7]), for frisch eingeschenkt ze werde. — Da sag Ich verleicht: „Was is der Mätter? Was macht dich so schlecht fühle? Kann ich Dir mit erer zehn oder zwanzig vum lange Grüne[8]) aushelfe?" — „Oh, well", segt er — un derbei hält er schun die Hand bifor die Grünbäcks[8]) — „was is der Juhs? Des hilf mir doch nit." — Dann sowie Dinner gementschent[9]) wird, da seufzt er so, daß mer es gar nit üwwers Herz bringe könnt, alleenig zum Dinner ze gehn. Mer segt also: „Kumm, Willy, hab Dinner mit Mir!" — „Ach", segt er un seufzt, „was is der Juhs? Du gehst doch nit an en billige Platz." Un dann geht er mit un eßt un trinkt for zwei. — Heint hen Ich ihn gefragt, was eigentlich der Mätter mit ihm wär. „Hoscht verleicht kein Tschab? Ich will en Tschab for Dich kriege." — „Ach", segt er, „was is der Juhs?" Un dann is er weggelaufe, mitaus sich Zeit ze nemme zum Seufze.

6. Das Duell. — Ich geh e Duell feite[10]), e regeller Duell mit werklich geladene Pistels, Witnesses oder Seconds un eme Dakter. Dreißig Schritt Distenz. Es is förchterlich, so jung sterbe ze müsse. Glaabe Sie, Mister Editer, daß mei Fjunerell de Record vun der Nomber vun Käräbsches[11]) breche werd? Ich denk es werd. Seit der Tschällendsch[12]) un seit daß alles uff dreißig Schritt gefixt is, is Mei ganzes Wese tschäntscht. Ich hen for Instenz en förchterliche Dorscht, un trotzdem daß Ich schun e Masse Wuppdich's[13]) genomme hen, for Mei Nörvs un Mei Händs ze stedje[14]), hen Ich doch so e gewisses Trembling in die Finger und de Dadderich in die Oberschenkel. — Nämlich wie es gekimme is, des is, daß Ich Mein Meind uffgemacht gehatt hen, daß Ich vun Meine Frents[15]) nix mehr wisse wollt, und die ganze Bande drappe[16]) werd. — — Ich hen of course gedenkt, daß der Billy ausbäcke[17]) tät. Des hot er awwer nit getan, der Coward. — Sie sein doch schur, daß Sie net die Polies[18]) notifeie[19]).

Läter. (Bei speschell Weier[20]).

---

[1]) to signify. [2]) rough. [3]) used. [4]) in this manner. [5]) use. [6]) to use. [7]) size. [8]) Bank noten. [9]) to mention. [10]) to fight. [11]) carriages. [12]) challenge. [13]) Ndd. Schnäppse [14]) to steady. [15]) friends. [16]) to drop. [17]) to back out zurücktreten. [18]) police. [19]) to notify. [20]) special wire.

Digitized by Google

Mister Editor, — Mer hen uns geeinigt, das Duell mitaus Seconds un Witnesses auszefeite. Es hot schun stattgefunne. Ich und der Billy war'n sehr tapfer und bräv. Besonners Ich. Ich hen en Streifschuß in Mein Overcoat. Es war der schmalste Escäp[1]).

Machen Sie e interesting und sensäschenell Eitem[2]) aus dem Duell.

In Häst[3]) Yours.

7. Über Sprachreinigung. Mister Formän von die Bube, wo das Papier[4]) mache! (Nämlich Editer, wo uff deitsch Redaktör heeßt, is e Fremwort, un Ich refius, es ze juhse.) Ich will hawwe, Mister Editer, daß Sie es zurücknehme, das wege dene Längwätschkilieners[5]), wo alle Fremdwörter ufhönte[6]) un sie mit Stumpf und Stiel ausrotte. Nämlich Ich belang[7]) schur[8]) derzu. Am meiste hab Ich es gepackt[9]) uff die große Wörter in Griek und in Lätin, un annere gestorbene Längwätsches, wo blos fit for tote Leichen[10]) sein, weil mer nie weeß, ob es nit e versteckte Gemeinheit is, wann sie Einer gegen Einen juhst. For Instanz, neilich hat Mich Eener en „Philantrop“ gekallt. So e Coward, so e feiger! Wann er's uff deitsch gesagt hätt, so daß Ich for schur gewußt hätt, was es meent, da hätt Ich em eener erunner gehaun, daß ihm die Badezähn gewackelt hätte.

Üwwerhaupt: Was is der Juhs von ausländische Fremdwörter? For Instenz z. B. was is der Juhs ze sage, es hätt Eener das „Tralarium Frequenz“? Is es nit grad so iesi[11]) ze sage, er hätt die „Tschim-Tschäms“[12]) oder „Er hot die Snähks[13])? Oder is nit vielleicht „Dadderich“ e schönes reines un feines deitsches Wort?

Oder was is der Juhs ze sage „es wäre Andeutunge vun Wahlbetrügerie gemacht worn?“ Wann eifach gesagt werd, „es war'n Hints ausgeworfe worn, daß mit die Baxes[14]) getämpert[15]) worn wär“, da versteht es jeder, un es saundet[16]) gut, un es is wenigstens keen Fremdwort.

No, Mister Editer, Ich glaab nit, daß Sie das rechte Ding tun, wann Sie die Längwätschklieners attäcke[17]). Wann Sie wieder dergege schreibe, so känzel[18]) Ich die Subskriptschen.

Es mach mich allemal traurig, wann for Instenz Eener „Lokomotif“ segt. Warum das Fremdwort? Kann er nit grad so gut „Inschein“[19]) sage? Of course, bei manche Wörter is es wieder Worscht, wie mer segt, weil sie beide recht sein, wie for Instenz „Hauseigner“ un „Ländlord.“

Die Leit selle die foreign Words drappe[20]) un klienes[21]) Deitsch juhse. Zum Beispiel, dem Knödlsepp, wo die Häbit hot, immer „Servus“ zu sage, wann er fortgeht (des hot er in Weienna[22]) gelernt) den hen Ich erst neilich gesagt, er soll doch Deitsch talke un entwedder „Gut-bei“ oder „Adjöß“ sage. Des is doch grad so iesi.

Mei Eidie[23]) is, daß Einer entweder ei Längwätsch talke sollt, oder e annere. Awwer zwei verschiedene Längwätsches mit enannere uffmixe[24]) ze wolle, des is

---

[1]) escape. [2]) item Artikel. [3]) haste. [4]) (news)paper. [5]) language-cleaner. [6]) to hunt up. [7]) to belong. [8]) sure. [9]) = hat es mich gepackt. [10]) dead body = Leiche. [11]) easy. [12]/[13]) jimjams, snakes, beide Slang für delirium tremens. [14]) boxes. [15]) to tamper. [16]) to sound. [17]) to attack. [18]) to cancel. [19]) engine (in der Volkssprache etwa mit i = ai.) [20]) to drop. [21]) clean. [22]) Vienna. [23]) idea. [24]) to mix up.

Digitized by Google

e Nansenz[1]) un e Njusenz[2]) un es bezahlt sich nit un biseits hot es kei Juhs. Un biseits will Ich es nit hawwe. Des sein Riesens[3]) genug. Sein es nit?

Mit Rigards

Yours

John Ritsch, Esq.

Das eenzige Fremdwort, wo ich gelte laß, weil es so leicht ze transläte is, des is „Mischt bapple." Des heeßt nämlich uff Deitsch „Nansenz talke."

8. Die „Alti." — Diesmal is die Alti bös for gut. Ich meen, es werd ziemlich lang dauern, bis sie wieder uff sprechende Törms mit Mir kimme werd. Ich hen Mei Bestes probiert, die Alti ze pliese[4]). Sie hot einen Sleigh[5]) im Kopp. Also die vorige Woch, da bin Ich emol e Bißle lang ausgebliwwe gewese — bis gege zwei Uhr Morchens, un eh die Alti ihr'n Empfangsspietsch[6]) hot afange könne, hen Ich gesagt: „Gueß, wo ich war." „Yes", segt die Alti, „im Wertshaus warst du."

9. Mrs. Ritsch schreibt: — Dieses is strictli preivät, pörsonell un konfidentschell. — Wie kann man es in New York anfangen, im Sommer nicht in die Kauntri oder an die Coast oder nach Juropp oder in die Mountäns oder an die Reführa[7]) oder nach Idschipt[8]) oder sonst einigen[9]) Platz ze gehn. Offkohs, man könnte es schon tun; Ich glaube nicht, daß die Poliehs[10]) interführen[11]) würde, oder jedenfalls, wenn es bevor einen Mädschisträt kommt, glaube Ich nicht, daß die Fein[12]) mehr wie 10 oder 25 Dollers wäre. Dieses Jahr tut es mir nicht suhten[13]) in die Kauntry zu gehen; aber die Waschfrau hat mir diklärt, daß alle andern Lädies, wo sie dafor waschen täte, in die Kauntry gehen, for Instenz, die Lädy, wo der Hosbänd[14]) den Bäckerwagen treibt und die Lady, wo der Hosbänd einen Siwwelsörwiß[15])-Tschab bei den Strietklining- oder den Äschbärrel-Dipartment[16]) hat. Sie sagt, sie könne nicht erfordern[17]), blos wegen eine Party in der Zitty[18]) ze bleiben, und beseits, was würde die Grocerfrau und die Tschänitreß[19]) sagen in dem Haus, wo sie lebt. Und der Mister Ritsch sagt selber, er würde erschämt[20]) fühlen und er müßte als Präsident von verschiedene Vereine riseine[21]). — Nichts für ungut, Herr Dokter. Ihre treuliche Misses J. R.

10. Miß Ritsch schreibt aus der Sommerfrische: — Herr Editer, dear! Haben Sie nicht gedenkt, ich wäre längst tot und gegangen bei diese Zeit, weil es so lange ist, seit Sie Wort von mir gehabt haben? Aber was is der Gebrauch[22]) zu schreiben, wenn eine Person nichts hat, wo zu schreiben darüber!

Heute habe ich große Neuigkeiten und sogar ein Sikret, wo ich Sie mitteilen werde. Es muß aber zwischen uns bleiben, denn es weiß es noch kein Mensch, except meine teuerste Freundin Mamie und, of course, die Ladies von dem Club, wo ich dazu belange[23]) un wo aus lauter Girls konsistet, wo ihren Meind aufgemacht haben, unter keine Circumstances nie zu heiraten, sondern in single Blessednes zu bleiben. Sonst weiß es keine Seele, blos der Misses Meyer ihre Tochter, wo hier außen war, habe ich es anvertraut und eine Familie, wo

[1]) nonsense. [2]) nuisance. [3]) reasons. [4]) to please. [5]) sleigh. [6]) speech. [7]) Riviera. [8]) Egypt. [9]) any. [10]) police. [11]) interfere. [12]) fine. [13]) to suit. [14]) husband. [15]) civil service. [16]) street-cleaning and ash-barrel department. [17]) to afford. [18]) city. [19]) janitress. [20]) ashamed. [21]) resign. [22]) what is the use was nützt es. [23]) to belong.

Digitized by Google

for den Sommer hier is, und drei Töchter hat, da wissen es zwei von die Töchter, nämlich die dritte is noch zu jung, aber ich glaube, sie ahnt etwas. Sonst aber ist das Sikret sehr gut gehalten; bloß, natürlich, die Landlady haben wir hineinlassen müssen, denn wir haben es gemerkt: sie war an[1]) zu uns. — Nämlich ich bin angaschiert, geheiratet zu werden. Er ist der süßeste Mensch, wo Sie denken können. Er ist in der Tat zu lieblich für Einiges und den Weg, wie er seine Mustäche gekörlt[2]) hat, das bietet[3]) die Bänd, Herr Editor; und was die Hauptsache is, er meint Busineß, oder wie es in Deutsch gekallt werd, er hat ehrliche Absichtens.

Ihre liebende

Miß Maud Ritsch.

Dies ist Amerikanerdeutsch, die Sprache der grossen Mehrzahl der in Amerika niedergelassenen Deutschen und Deutschschweizer. Nur die Gebildeten sprechen unser Deutsch. In Amerika nennt man diese Sprache meist Pennsylvania Dutch, welche Bezeichnung eigentlich oder ursprünglich nur jener Mischsprache zukommt, die von den ersten deutschen Ansiedlern in Pennsylvanien herrührt.

* * *

Der Leser fürchtet, solche Briefe geben kein richtiges Bild. Er glaubt, die Versuchung, die Eigentümlichkeiten zu häufen und zu übertreiben, sei für den Verfasser zu gross gewesen. Dies ist hier nicht der Fall. Wer diese Auszüge mit den Beispielen vergleicht, die ich selber in Amerika gesammelt und an einem andern Ort besprochen habe[4]), wird finden, dass das Deutsch des John Ritsch von jener, dem unbefangenen Sprecher abgelauschten Sprache nicht abweicht. Um aber jeden Zweifel zu heben, habe ich den Verfasser noch selber befragt über das Verhältnis der Sprache seiner Briefe zu der wirklichen Mischsprache. Die Antwort lautet: „Einer der Zwecke der John-Ritsch-Briefe ist die Geisselung des Verstümmelns der deutschen Sprache. . . . Die Sprache ist eine durchaus treue Wiedergabe, eher zu konservativ als chargiert."

Was in solchen Briefen oder in Beispielsammlungen der Wirklichkeit nicht ganz entspricht, ist einzig der Umstand, dass man für Proben nur Sätze wählt, die Eigentümlichkeiten enthalten, während im zusammenhängenden Gespräch auch andere vorkommen. Schliesslich sei nochmals bemerkt, dass dies nicht die Sprache der Gebildeten ist.

---

[1]) on to us amer. „uns gewachsen". [2]) to curl. [3]) to beat the band amer. slang = alles übertreffen. [4]) Erinnerungen aus Amerika: Zürich 1907, Kap. 5.

Digitized by Google

Das Entstehen der Mischsprache.

Versuchen wir zunächst, uns vorzustellen, wie eine solche Mischsprache entsteht.

Ein Deutscher oder ein Deutschschweizer kommt nach Amerika. In seiner allernächsten Umgebung spricht man fast ausschliesslich Deutsch; ohne diesen Umstand hätte er sich wahrscheinlich nicht entschliessen können auszuwandern. Im weitern Verkehr kann er die englische Sprache nicht entbehren: er arbeitet in einer Fabrik oder in einem Geschäft; er verkauft die Milch oder das Gemüse in die Stadt; oder er muss sonst mit Einheimischen verkehren. Kurz, er ist gezwungen, Englisch zu lernen.

Zu den ersten Wörtern, die er behält, gehören wohl diejenigen, welche Dinge und Einrichtungen bezeichnen, die ihm fremd sind: *dollar, cent, buggy, sky-scraper, the elevated (railroad), block (of houses), lot (of land).*

Andere fallen ihm auf, weil er sie im Zusammenhang mit den Dingen und Bedürfnissen des täglichen Lebens lernt. Es darf nämlich nicht ausser acht gelassen werden, dass seinem Unterricht nie jene „sachliche Grundlage“ fehlt, die E. von Sallwürk für den fremdsprachlichen Aufbau so stark betont[1]). Und jeder von uns weiss in der Tat aus Erfahrung, wieviel dies ausmacht. Jeder erinnert sich, gewisse Wörter oder Wendungen in der Fremde bei einem gewissen Anlass zum erstenmal gehört zu haben. Wahrscheinlich sah er sie schon früher; aber sie machten keinen Eindruck. In Verbindung mit der sachlichen Grundlage erwachten sie wieder und sassen fest.

Hieher mögen gehören: *boss, job, store, change* (Kleingeld), *street-car, railroad, depot* (Bahnhof), *ticket, office, business, fence, farm, cattle, smart* usw.

Ferner machen gewisse Schlagwörter und Wendungen infolge ihrer Betonung oder Bestimmtheit einen starken Eindruck, z. B. das einleitende *well,* das bestätigende *sure* oder *of course,* das beruhigende *all right* oder *never mind,* das warnende *mind!*

So kommt jeder Eingewanderte rasch in den Besitz von englischen Wörtern, die er sich angewöhnt, auch beim Deutschsprechen zu gebrauchen, teils unwillkürlich, weil seine deutsche Umgebung das-

[1]) E. von Sallwürk. Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen. Berlin 1898.

selbe tut, teils auch, weil es ihm Spass macht: was man gelernt hat will man verwerten; man denke nur an die Versuchung des Anfängers in der Stenographie, jeweils gelernte Zeichen oder Kürzungen sofort in der gewöhnlichen Schrift zu verwenden.

Die Zahl der englischen Einschiebsel wird bei ihm immer zunehmen; denn je geläufiger er Englisch spricht, desto schneller stehen ihm die neuen Wörter zur Verfügung und desto mehr geht bei ihm der Gebrauch der Muttersprache zurück.

In der deutschen Rede der Kinder erreicht der englische Bestandteil den Höhepunkt, hier nicht aus Mangel an Bildung, sondern aus Unkenntnis des Deutschen. Die Schule verdrängt die deutsche Sprache. Die Kinder wollen alle Amerikaner sein; von der Schulzeit an reden sie nur noch mit den Eltern Deutsch; und was für ein Deutsch, das zeigen die Briefe der Fräulein Maud Ritsch. Herr Steppes sagt: „Die Maud-Briefe sind im Tone der hier gebornen Kinder deutscher Eltern, denen das Deutsche aus Mangel an Kenntnis unbequem ist, die es nur gezwungen benutzen und dann nur als wörtliche Übersetzung aus dem Englischen.“ Man lese den Brief der Fräulein Maud nochmals mit einem Hinblick auf diese Tatsache.

* * *

Endlich scheinen mir noch in der englischen Sprache selber Eigenschaften zu stecken, die das Eindringen der englischen Wörter begünstigen,

(1) nämlich erstens die Verwandtschaft der beiden Sprachen. *Bloc* (Häuser) erinnert an das deutsche „Block“, *cold,* (Schnupfen) an „kalt“, „Erkältung“, *dollar* an „Taler“, *car* an „Karren“; und wo die Verwandtschaft fehlt, da wird ein Zusammenhang hergestellt: aus *settled* entsteht „angezettelt“ aus *afford* „erfordern“, aus *avenue* „Ebene“.

In hohem Grad erleichtert die Verwandtschaft auch die Bildung mundgerechter Zeitwortsformen, so dass für den aufs Bequeme bedachten Deutschen Sätze wie die folgenden nichts Ungeheuerliches sind:

Willst Du nicht behäven? Wie hat der Junge behäft?
Sei nur ruhig, Mutter; er wird schon behäven.

Solche Sätze kommen deutschen Eltern von selbst über die Lippen, während man sich nicht denken kann, dass Franzosen oder

Digitized by Google

Italiener in Versuchung kämen, das englische *to behave* in ähnlicher Weise zu verwenden.

(2) Eine andere Eigenschaft ist der festere Bau der englischen Sprache. Das Englische ist nicht so reich an gebräuchlichen Zeitwörtern wie das Deutsche und besitzt infolge davon eine grössere Anzahl feststehender Formeln. Der Reichtum des Deutschen zeigt sich in doppelter Hinsicht. Einmal stehen sogar dem ungebildeten Deutschen zum Ausdruck des gleichen Gedankens in vielen Fällen etliche verwandte Zeitwörter zur Verfügung, wo das Englische in der Umgangssprache nur eines braucht. Der eine sagt zum Kind, das sich vergisst: „Willst Du Dich nicht anständig aufführen?" der andere benehmen, der dritte betragen. Das Alltags-Englisch verwendet nur *to behave.*

„Das leide ich nicht; das ertrage ich nicht; das dulde ich nicht; ich kann das nicht aushalten; ich kann es nicht ausstehen": das sind alles Sätze aus der Umgangssprache, so dass im Deutschen bald dieses, bald jenes Zeitwort gehört wird, im Englischen dagegen nur eines — *to stand:* "I don't *stand* that; I won't *stand* it; I cannot *stand* it; I couldn't *stand* such a fellow." So tritt das englische Zeitwort *(stand)* formelhaft auf; es prägt sich daher leicht ein und kommt dem Fremden beim Deutschsprechen bald rascher auf die Zunge als irgend eines der verwendbaren deutschen.

Anderseits behält die englische Umgangssprache auch bei etwelcher Bedeutungsveränderung dasselbe Zeitwort bei.

Man sagt: *a man starts* (aufbrechen), *a train starts* (abfahren), *a horse starts* (scheuen), *on hearing it, he started* (auffahren). Wir bekommen daher im Deutschen unter Anführung der sinnverwandten Zeitwörter für das einzige *start* folgende Reihe von Übersetzungen: aufbrechen, abreisen, sich auf den Weg machen; abfahren, abgehen; scheuen, aufspringen; auffahren, zurück fahren, erschrecken, stutzen. Ferner kann *start* noch transitiv gebraucht werden (*to start the hens, to start a business, a factory, a school, a newspaper, an objection, a subject),* so dass es auch den deutschen „aufscheuchen, erschrecken, stören, scheu machen — gründen, errichten, anfangen, eröffnen, ins Leben rufen — aufwerfen — zur Sprache bringen" entspricht. Wenn wir daher auch nur die paar Hauptbedeutungen von *start* ins Auge fassen, so werden dieselben

Digitized by Google

im Deutschen durch etwa zwei Dutzend verschiedene Zeitwörter wiedergegeben, die alle auch der Sprache des Arbeiters angehören. Es ist also möglich, dass auf 20—24 *start* im Deutschen 20—24 verschiedene Zeitwörter kommen. Kein Wunder daher, dass der Deutsch-Amerikaner, anstatt, sich auf ein passendes deutsches Zeitwort zu besinnen, aus dem handlichen *start* ein ebenso brauchbares „starten“ bildet, das ihm unentbehrlicher ist als das gleiche Wort dem deutschen Sportmann.

So erklärt sich die jedem Schüler bekannte Tatsache, dass die gebräuchlichen englischen Zeitwörter meist etliche Bedeutungen haben:

to fix = befestigen, festmachen, festsetzen — aufstellen, montieren — ordnen, machen — anpassen, anschrauben, einpassen; *to meet* = begegnen, treffen, zusammentreffen, in Berührung kommen — entgegenkommen, entgegengehen — zusammenkommen, sich treffen, sich versammeln, stossen auf usw.; *to join* = verbinden, vereinigen, zusammenfügen — sich vereinigen, sich verbinden, zusammentreten — angrenzen, anstossen, zusammenstossen usw.; *to stop* (um nur einige Hauptbedeutungen anzuführen) = stopfen, absperren, hemmen, festhalten, einstellen, stillstehen, anhalten, aufhören, bleiben.

Wäre es nicht ein Armutszeugnis, wenn der deutsche Arbeiter die Brauchbarkeit dieser englischen Zeitwörter nicht eingesehen und für seine eigene Sprache benützt hätte? Was sind fixen, mieten, dschoinden [1]), stoppen anderes als Fremdwörter, aus deren Verwendung seine tägliche Sprache mindestens so viel Vorteil zieht als die unsrige aus einer Menge von Zeitwörtern auf *-ieren?*

Diese Beispiele mögen genügen, um den formelhaften Charakter der englischen Umgangssprache zu veranschaulichen und um begreiflich zu machen, dass der Deutsche durch die Einführung solcher Zeitwörter nur einem natürlichen Bestreben des menschlichen Geistes nachgibt.

Zu der eben geäusserten Ansicht über die Verwendung englischer Zeitwörter stimmt die Tatsache, dass einige sehr gebräuchliche, wie *read, write, buy, sell, go, come, eat, sleep, pull, push, throw* u. a. nicht ins Amerikanerdeutsch übergegangen sind. Jedem

---

[1]) *Dschoinden* und *dschoindet* (in: wir haben die beiden Gärten *dschoindet*) erinnern an das mundartliche *drownded* und an den Schülerfehler *remainded*, zu welchen Formen das häufige Vorkommen von *joined, drowned* und *remained* verleiten.

Digitized by Google

der genannten Zeitwörter entspricht im Deutschen jeweilen ein ganz bestimmtes; sie haben nicht verschiedene Bedeutungen und es steht ihnen nicht eine grosse Anzahl sinnverwandter gegenüber. Der Deutsche hat sich keinen Augenblick zu besinnen, ob er lesen, schreiben, gehen usw. sagen soll oder etwas anderes.

Bei andern Wortarten sind die deutschen Gegenwerte lange nicht so zahlreich als beim Zeitwort, die Entlehnungen daher viel seltener. Zu den gebräuchlichsten gehören: *job* (Tschab): Arbeit, Leistung, Unternehmen, Geschäft; *business* (Büsness): Geschäft, Beschäftigung, Arbeit, Angelegenheit, Gewerbe, Handel, Sache usw.; *smart* (schmart): durchtrieben, schlau, pfiffig, tüchtig, schneidig usw.

Auch der Gebrauch stehender Redensarten gehört hieher. Der englische Arbeiter sagt zur Bestätigung *of course*. Die verwandten *no doubt, just so, to be sure, precisely, certainly* gehören schon mehr der Sprache des Gebildeten an. Dieses *of course* prägt sich daher dem Gehör so sehr ein, dass der Deutschamerikaner vergisst, eine Wendung zu benützen, die ihm seine eigene Sprache bietet.

(3) Schliesslich darf nicht übersehen werden, dass ausser der grössern Zahl von Bedeutungen und infolgedessen dem häufigern Auftreten des englischen Wortes auch die bekannte englische Kürze nicht ohne Einfluss ist. *Stand, stop, start, watch, catch, smart, job* usw. sind wie die grosse Mehrzahl der englischen Alltagswörter einsilbig und haben gleich Kommandowörtern schon im Klang etwas Bestimmtes und Packendes. *Stop* macht einen kräftigern Eindruck als „anhalten“ oder „stille stehen“, *catch* und *stand* fallen ganz anders ins Ohr als „fangen“, „erwischen“, „ausstehen.“

* * *

Aber lange nicht alles kann auf vernünftiges Wählen von einfachern Mitteln zurückgeführt werden. Der Vorgang des Entlehnens vollzieht sich allmählich gedankenlos, und so bildet sich die Gewohnheit, das erste beste Wort zu benützen, so dass die deutsche Sprache dieser Leute zahlreiche fremde Wörter erhält, deren Aufnahme weder erklärt noch gerechtfertigt werden kann.

Wir möchten daher zusammenfassend sagen, folgendes seien die Gründe, die es erklärlich machen, dass die deutsche Sprache in Amerika zu einer Mischsprache geworden ist:

1. das Erlernen der Landessprache auf „sachlicher Grundlage“, wodurch das Behalten des fremden Wortes so kräftig unterstützt wird;
2. das rege neue Leben, das dem Eingewanderten so vieles zeigt, was er nicht benennen kann;
3. die kurze, packende Form der englischen Wörter;
4. die nahe Verwandtschaft der beiden Sprachen, die zum Gebrauch englischer Wörter verlockt und deren Anwendung erleichtert;
5. der einfache, feste, formelhafte Bau der englischen Umgangssprache;
6. der Mangel an Sinn für Schönheit und Reinheit der Muttersprache, sowie der Nützlichkeitsstandpunkt, von dem aus die Sprache nur ein Mittel zur gegenseitigen Verständigung erscheint, und
7. die menschliche Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit.

Die grammatischen Vorgänge.

Nachdem wir versucht haben zu zeigen, wie die amerikanisch-deutsche Mischsprache entstanden sein mag, wollen wir noch die Vorgänge besprechen, die dabei in Betracht kommen. Es sind ihrer vier: das Eindeutschen, das Verdeutschen, die Volksetymologie und der Rohgebrauch.

1. Das Eindeutschen.

Weitaus am zahlreichsten sind die eingedeutschten Wörter, d. h. diejenigen, die in ihrer englischen Form als Stämme aufgenommen, aber wie deutsche flektiert werden. Hieher gehören vor allem die Zeitwörter.

Infinitiv: Er sagt, er müßte riseine (resign). Das tut mer nicht suhte (suit). Die Alti hat ihn vum Sofä runner tschäse wolle (chase). Die müßte en Conträct seine (sign).

Präsens: Der „Professor“ kätscht die Katzen und killt sie auch (catches, kills). Der Willy juhst bloß die größere Seis (uses). Seien Sie doch schur, daß Sie net die Polies notifeie (notify).

Partizip: Der Hund muß Mein Kater genotißt hawwe (noticed). Er hat ehrliche Absichtens, wie es in Deutsch gekallt werd (called). Der Tschalli hat die Quality vun dem Hund gepruvt (proved). Roffe

Expreschens werden nit gejust (used). — Was Ich auch expekted hab (expected). Ich hen mir mei Whiskers abgeschäft (shaved off). Es is ausgetörnt, daß er in Wäkäschen war (turned out).

Diese Beispiele zeigen, dass die Konjugation schwach ist und dass das Mittelwort gebildet wird wie bei den deutschen Zeitwörtern.

Die Hauptwörter bilden die Mehrzahl nach englischer Art:

Griek un Lätin un alle tote Seienzes. Fiddlers un Artists hen mer plenti hier. For Mei Nörvs ze stedje.

Die Mehrzahl auf *s* wird etwa auch aufs Deutsche übertragen (ähnlich wie: unsere Jungens, Mädels):

Er hat ehrliche Absichtens. Die Sassieties und Vereins. Von zwei Übels das kleinere.

Beispiele von schwankender Mehrzahl:

Tschentelmänner neben Tschentelmens, Sigars neben Sigaren.

Das Geschlecht der Hauptwörter richtet sich nach dem verdrängten deutschen Wort:

Die Tschäns (chance), die Seis (size), die Tschällendsch (challenge), die Bell (bell), der Tschohk (joke), der Conträkt, der Dog, das Biest (beast).

Auch die Verkleinerung kommt vor: Störli (little store).

Das Eigenschaftswort. — In attributiver Stellung sind alltägliche Adjektive veränderlich wie im Deutschen:

roffe Expreschens, e schmarter Büsneßmann, ein prominentes Leben, prominente Sittisens.

Andere, die hauptsächlich in festen Verbindungen vorkommen, sozusagen als Bestandteile zusammengesetzter Substantive, sind unveränderlich:

Das nätiv Element, die present Situäschen, e försträt Jagdhund, bei speschell Käbel, bei speschell Weier, e preivät Affär.

Der unbestimmte Artikel ist auch vor Vokalen *e*:

E Stovepeip, e Affis (an office), e interesting Eitem (an interesting item)

2. Das Verdeutschen.

Manche Wörter werden verdeutscht, d. h. in solche verwandelt, die echt deutsches Gepräge haben, die also nicht nur in der Flexion, sondern auch im Stamm deutsch sind. Dies geschieht hauptsächlich durch das Übersetzen.

Gleichen (gern haben) aus *like*, das auffallendste Beispiel und das gebräuchlichste Wort dieser Art:

Der Hund gleicht keine gesalzene Butter. Trämps scheint er ze gleiche. Ich gleich's nimmer beim Tschalli. Sonst hätt Ich die Posischen gegliche.

Digitized by Google

Eignen (besitzen) aus *own:*

Er eignet ein Haus in der fünften Ebene. Sein Vadder hat sogar ein Weinberg geeignet. (Hauseigner un Ländlord: beide sein recht.)

Weg (Art und Weise) aus *way:*

Der Weg, wie sie sich behäve. Der Weg, wie die Leute talke tun. Der Weg, wie er seinen Mustäche gekörlt hat, das bietet die Bänd.

Einiges, einige (alles, jedes), Übersetzung vom betonten *anything, any:*

Das bietet einiges (that beats anything). Roosevelt ist gut für einiges (good for anything). Ich he Mei Poste ausgfüllt so gut wie einiger (as well as anybody). Wenn Ich das tun, so derfen Sie Mich einigen Namen kalle (any name).

Mitaus (ohne) aus *without*, für unser Sprachgefühl die gedankenloseste Übersetzung:

Der „Professor" ißt sei Butterbrot mitaus das Brot dazu. So war Ich wieder mitaus eine Job. Mitaus Poetri könnt Ich nit sein.

Auch Wendungen werden übersetzt, besonders wenn dieselben dem Sprechenden im Englischen geläufig sind; daher wimmelt es von solchen in den Briefen der Maud:

Die Alti is bös for gut (angry for good). In Rigard zu den Luntsch. Das tu Ich nimmer, wenn Ich es helfen kann. Das bietet die Bänd (that beats the band). Ich glaab nit, daß Sie das rechte Ding tun (the right thing). Ist er gut ab (well off?) Ihr Hosbänd treibt den Bäckerwagen (drives the cart). Im Haus, wo sie lebt (*live* wohnen). Zwei Längwätsches mit enanner uffmixe (mix up). Du besser bringst ihn mit. Ich habe meine Meinung aufgemacht (made up my mind). Bis die Alti wieder auf sprechende Törms kommt. Ich gleich es nit, wenn in der Männer getalkt wird (in this manner). Die Bell hat noch nicht gerungen (the bell has not yet rung). Zwanzig Jahr zrück waren wir in Cincinnaty (20 years back). Vor zwei Jahre zrück war Ich in der gleiche Affis. Ihre treuliche Misses John Ritsch (yours Truly).

Volkstümliches *for to* und Verbalsubstantiv:

Ich hen e Masse Wuppdich's genomme, for mei Nörvs ze stedije. Er schiebt schun sei Glas hi for frisch eingeschenkt ze werde.

Übersetzung von Präpositionen, am häufigsten *to:*

Immer mit eine Aag zu Bisneß (an eye to). Er is sauer an die Frau und süß an die Mädchen. Sie war an zu uns. Der Platz belangt zu einem Member von unserm Verein (belongs to). Er wohnt jetzt viel näher zu uns (nearer to). Es macht mir Durst, zu ihm zu listenen (to listen *to*). — Ich war bald wieder aus vun eine Job (out of). Die Rädiäters, wo de ganze Winter eiskalt und aus von Ordnung waren (out of order). Wie es in Deutsch gekallt werd (in German). Bei der Tür hinaussperren.

Sogar unser einfaches „nicht wahr?“ wird nach der schwerern englischen Art wiedergegeben:

Des sein Riesens genug, sein es nit? Es würde ein gutes Eitem geben, würde es nicht? So was hätte Ihne geärgert, hätte es nicht? Dann wolle mer Bruderschaft trinke, wolle mer nit?

Bei diesem gedankenlosen Übersetzen wird die englische Wortfolge beibehalten:

Was nehmen Sie mich für? Wenn man nichts zu schreiben hat darüber.

3. Die Volksetymologie.

Infolge einer schlechten oder ungenau erfassten Aussprache kann ein englisches Wort an ein deutsches anklingen; dann wirkt das so geweckte Wort auf die Aussprache des fremden zurück, und das fremde wird vollständig angeglichen. Richtig ausgesprochen erinnert z. B. *avenue* nicht im geringsten an „Ebene“; schlecht gesprochen (ewenu, ewene) kann es — zum Teil auch von der Bedeutung beeinflusst — das deutsche „Ebene“ wecken und zu Ebene werden.

Wirkliche oder scheinbare Verwandtschaft erleichtert diesen Vorgang, und es können hier ganz merkwürdige Wörter entstehen. Volksetymologien sind in folgenden Beispielen enthalten:

Wenn er die fünfte Ebene enuff geht (Fifth Avenue, N. Y.). Heut muß Ich e strenge drink hawwe (strong drink). Du mußt dazu stecken und nichts anners afange (stick to). Da könnt einer auf der Stelle tot tropfe (drop down dead). Ich würde erschämt fühlen (ashamed). Er belangt zu unserm Verein (belong). Sie kann es nicht erfordern, in der Zitty zu bleiben (afford). Das bietet einiges (to beat). Jetzt blamiert die Alti Mich derfor (blame). Stürmischer, venedischer Applohs (phrenetic applause). Ich glaube nicht, daß die Polies interführen würde (interfere). Die Sache ist noch nicht gezettelt (settled). Es is of course e Stägparty gewese (stay party).

4. Der Rohgebrauch.

Viele englische Wörter werden in die deutsche Sprache aufgenommen, ohne je eine Veränderung zu erfahren.

Hieher gehören selbstverständlich die Präpositionen und Adverbien, auch alle festen Wendungen und die oben genannten Adjektive.

Er sieht seine Kinder nicht an, exsept wenn er sie durchprügelt. Sie können es änihow emol probiere. Er hat plenti Geld, plenti Arbeit, plenti Riesens. Ich hen of course fürchterlich lache müsse über den Tschohk. Der Hund weiß for Instenz ganz exäktli, daß usw. Ich werde es all right mache mit Ihne. Er ist e försträt Jagdhund. Das is nit mehr wie fähr un squär. Das is e selebreted Käs (case).

Digitized by Google

Schlussbetrachtung.

Der Leser, der vom Amerikanerdeutsch ein ziemlich deutliches Bild bekommen haben dürfte, schämt sich fast, dass seine Landesbrüder über dem Meer ein so erbärmliches Deutsch sprechen. Haben diese Leute denn gar kein Sprachgefühl mehr? Schon das Ehrgefühl sollte Deutsche abhalten, sich einer solchen Sprache zu bedienen.

Ganz recht, lieber Leser; aber wie steht es mit unserm Sprachgefühl und mit unserm eigenen Deutsch?

Der Deutschamerikaner sagt:	Wir sagen:
Das muß man fixen.	Man muss es fixieren.
Willst Du es kontrolen?	Willst du es kontrollieren?
Wir haben noch keine Tickets.	... noch keine Billets, Billette.
Sie arbeitet in einem Drug-Store.	... in einer Bonneterie, Tricoterie.
Sie hat jetzt eine Nörs.	Sie hat eine Bonne.
Eignen Sie dieses Hotel?	Sind Sie der Proprietär dieses Hotels?
Das suhtet mir nicht.	Das konveniert mir nicht.
E senseschenell Eitem.	Ein sensationeller Artikel.
E steilische Frau.	Eine noble Dame.
E old-fäschend Roschen.	Ein obsoleter Gebrauch.
E försträt Jagdhund.	Eine prima Haushälterin.
Prominente Sittisens.	Eminente Talente.
E konzenträbet Dog-Show.	Kondensierte Chamer-Milch.
Es ist all right.	Es ist chic.
Er hat wenig Tschäns.	Er hat wenig Chance.
Wo habt ihr gemietet (met?)	Wo war Euer Rendez-vous?
Diese Partie war försträt.	Das bildete den Clou der Aufführung.

Erinnert nicht auch das Deutsch unserer Zeitungen oft genug an das von John Ritsch? In einem Leitartikel, der gerade vor mir liegt, lese ich:

Ein kräftig paprizierter Gulasch.
Gegen ein kleines Extradouceur.
Keine effektvolle Szene.
Ein hübsch dekorierter und ad hoc errichteter Gang.
Derartige Objekte und die Tendenz deutscher Bilder-Journale.
Er leitete das Arrangement und dirigierte den ganzen Verlauf.
Einer, der es extra gut meinte.
Sie führen die Pauken per Wägelchen mit.
Generationen defilierten, Sohn und Enkel paradierten.
Frauen und Mädchen, geschickt, sauber und proper.
Besonderer Sympathien hatten sich speziell die Meraner zu erfreuen.
Ein splendides Feuerwerk.

Digitized by Google

Prompt schwieg auch das Marschlied.
Zerdrückt und deformiert nach Hause gekommen.
Patriotische Zentenarfeiern.

Auch mit ihren Fehlern (wir haben dschoinded, Schwiegermutter in Law, onoräri Ehrenmitglied, und so zetera) stehen John Ritsch und seinesgleichen nicht allein. Bei uns hört oder sieht man häufig genug: per acquit, per Kopf, zens*ur*ieren, vikar*is*ieren; oder wir sprechen von einer möglichen Eventualität, einer individuellen Persönlichkeit, von dekorativer Ausschmückung, von jährlichen Annuitäten, von behaglichem Komfort, von Grundprinzipien[1]).

Also wenig Unterschied zwischen der amerikanisch-deutschen Sprache und derjenigen, die bei uns von solchen Deutschen gesprochen wird, welche Fremdwörter aus Gedankenlosigkeit brauchen oder gar, um sich damit zu schmücken. Was wir drüben hören, ist uns neu und erscheint uns lächerlich; der eigene Mischmasch fällt vielen von uns nicht mehr auf. Wir ertragen „schick" und „pikfein", belächeln aber „försträt", „all right", „fär und squär".

Das schluderige Deutsch, das obige Proben veranschaulichen, ist eine eigentliche Mischsprache wie das Amerikanerdeutsch.

Die Ursachen, die zu der unsrigen geführt haben, sind andere als diejenigen, die das Deutsche über dem Meer verändern halfen; aber ein Umstand hat sich an beiden Orten gleich mächtig gezeigt, weil er in der menschlichen Natur liegt: die Bequemlichkeit. Welche Rolle sie in Amerika spielt, haben wir gesehen; bei uns ist es aufs Haar gleich. Ein Buch, das einer mit Genuss gelesen hat, war kurzweilig oder lustig, spannend oder geistreich, anregend oder belehrend. Wenn der Leser darüber sein Urteil abgibt, besinnt er sich aber keinen Augenblick, um ein wirklich kennzeichnendes Wort zu finden; er sagt kurzweg: es war sehr interessant. Notieren stellt sich uns schneller zur Verfügung als ein deutsches Wort; es erspart uns, darüber nachzudenken, ob eintragen, aufschreiben, anmerken oder verzeichnen besser passt. Gerade wie in Amerika wird infolge unserer Hast oder Bequemlichkeit das deutsche Wort verdrängt, das — von der wissenschaftlichen Sprache des Fachmannes abgesehen — genauer beschreibt, aber nicht ohne Nachdenken gefunden wird. Damit erklärt sich auch die Tatsache, dass wir alle in der

[1]) Rudolf Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht.

Digitized by Google

mündlichen Sprache mehr Fremdwörter gebrauchen als in der schriftlichen und dass mancher, der ein schönes und geschmackvolles Deutsch schreibt, imstande ist, sogar in dem Augenblick, wo er gegen die Fremdwörter eifert, zu erklären, das oder jenes sei purer Unsinn, es dürfe absolut nicht geduldet werden, es sei enorm wichtig, dass man dagegen einschreite.

Auch bei unserer Sprachmischung nehmen wir dieselben Vorgänge wahr wie bei der amerikanischen, nämlich:

das Eindeutschen: diskutieren, marschieren, Prinzipien;

das Verdeutschen oder Übersetzen: eingefleischt (nach *incarnatus*), Pflegling (*alumnus*), Volksherrschaft (*Demokratie*), Zerrbild (*Karikatur*), Zukunft (*avenir, advenire*), unpässlich (*maleaptus*), unterhalten (*entretenir, intertenere*);

die Volksetymologie — Bildungen, die wie „erschämt" (*ashamed*) und „belangen" (*belong*) innerhalb der Verwandtschaft bleiben: die mundartlichen Package (*bagage*), Stellage (*étalage*), Futtrage (*fourrage*); die meisten aber nur mit scheinbarem Zusammenhang, wie die amerikanischen „interführen" (*interfere*) und „bieten" (*beat*): Armbrust, Blankscheit, Maulwurf usw.;

den Rohgebrauch: *per* Achse, *in corpore* beisammen sein, *in globo* behandeln, *ab ovo* anfangen, *en veine* sein, etwas *à tout prix* verlangen, *in petto* haben.

Es ist wahr, dass die deutsche Sprache eine Anzahl fremder Wörter nicht entbehren kann, aber deshalb braucht sie bei uns doch nicht zu einer eigentlichen Mischsprache zu werden. Eine solche entsteht notwendigerweise nur da, wo die gleichen Leute zwei Sprachen nebeneinander sprechen, wobei dann immer die eigene zur Mischsprache wird, nicht die fremde[1]); ein Beispiel haben wir an der englischen Sprache. Für uns ist es nun lehrreich zu beobachten, dass sich derselbe Vorgang heute in Amerika sozusagen vor unseren Augen vollzogen hat. Während der Übergangszeit lacht man über die sich bildende Sprache; aber "I *prefer* this knife" war einst so neu als „Das *suhtet* mir nicht". Da jedoch in Amerika das reine Deutsch die Sprache der Gebildeten ist und auch diejenige der übernommenen reichen Literatur — in England war der Fall anders — so wird sich das Amerikanerdeutsch nicht zu einer selbständigen Sprache entwickeln. Aber eine Mundart, die Sprache einer Volksklasse, ist es jetzt schon, und die Zeit bleibt nicht aus, wo es, als solche allgemein anerkannt, nicht mehr einen Gegenstand des Spottes bilden wird.

---

[1]) O. Jespersen, Growth and Structure of the English Language; p. 38.

Digitized by Google

Rondes enfantines, berceuses, jeux et empros en patois jurassien

recueillis par **Arthur Rossat** (Bâle).

La modeste contribution que je présente à mes lecteurs est — je le sens mieux que personne — fort incomplète. Pour mon excuse, je dirai que j'avais presque entièrement achevé une étude sur les *fǫl* ou *contes fantastiques patois;* mais ce travail ayant pris des proportions trop considérables pour le cadre de notre «Festschrift», force m'a été d'y renoncer au dernier moment et de choisir un autre sujet. Or le temps m'a manqué pour faire une nouvelle tournée dans le Jura catholique, et je n'ai eu à ma disposition que les matériaux recueillis, voilà plusieurs années déjà, dans mes courses antérieures.

Sans doute, il m'eût été facile de donner plus de développement à mon étude, en mettant chaque fois, en regard des rondes patoises, la ou les versions françaises correspondantes; mais je ne l'ai fait qu'exceptionnellement, tous ces textes français étant suffisamment connus et cités. De même, j'ai volontairement passé sous silence les rondes et jeux français en usage de nos jours dans les villages, et qui n'ont pas d'équivalent patois, soit qu'ils n'aient pas été traduits en dialecte, ou qu'ils soient d'importation trop moderne.[1])

On ne trouvera donc ici que des morceaux anciens, authentiquement patois, la plupart inédits, et que j'ai moi-même recueillis directement de la tradition orale.[2])

---

[1]) Ces textes feront très probablement l'objet d'un travail postérieur.

[2]) Ma transcription phonétique, exposée dans *Schweizerisches Archiv für Volkskunde.* Vol. III, p. 257 et Vol. VIII, p. 125. est celle de *Boehmer.* — Je répète que ma traduction française est toujours littérale.

Digitized by Google

I. Rondes enfantines.

Bien que le *patois* soit encore la langue usuelle de toute la partie catholique de l'ancien Evêché de Bâle, il est de fait pourtant que les *rondes patoises* ont presque totalement disparu de nos jours. Ce n'est pas à dire que les fillettes ne chantent plus de rondes; mais dans la plupart des localités, l'école aidant, la ronde *française* a peu à peu remplacé définitivement le chant patois, même dans des villages où les enfants ont encore l'habitude de parler patois entre eux. D'où une réelle difficulté de trouver des personnes qui sachent encore se rappeler l'une ou l'autre de ces anciennes rondes.

Il serait intéressant de rechercher si ces rondes sont *originales*. A défaut de données précises, je crois pourtant que presque toutes ont été traduites du français en patois.

La première ronde a été recueillie à *Evilard*, sur Bienne, où le patois a complètement disparu. A la vérité le texte est français, mais le mot: *je trīnə* est un reste de patois

1° Ronde d'Evilard.[1])

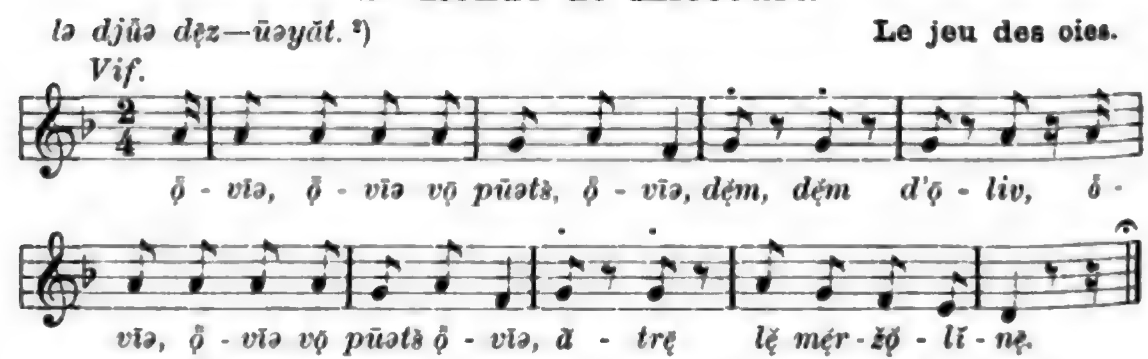
Lent.

1° *Je trīnə, trīnə (traîne) mon balai,*
Je le donne à qui je veux.

2° Ronde de Miécourt.

lə djūə dęz—ūəyăt. [2]) **Le jeu des oies.**

Vif.



---

[1]) Chose curieuse, en faisant leurs rondes, les fillettes d'Evilard chantent indifféremment en français ou en allemand, et passent sans s'en douter d'une langue à l'autre. A Evilard, presque tous les gens sont bilingues.

[2]) *ūəyăt* est le diminutif de *ūəyə* (auca + itta).

Digitized by Google

1° *ǭvīə, ǭvīə vǫ pūətš, ǭvīə,*
dę̄m, dę̄m d'ǫliv,
ǭvīə, ǭvīə vǫ pūətš, ǭvīə
ā̈trę, lę mę̄ržǭlīnę.
2° — *nǫ pūətš' sõ džę̄ ǭvīə.*
3° — *pęsrę-vǭ, mę̄z-ūəyăt?*
4° — *pęsę, vǭ, vǭz-ūəyăt.*
5° — *pę̄ kę pūətš fāt-ę̄ pęsę?*
6° — *pę́ lę pūətš dī rwā.*
7° — *vādžā ę̄n d' vǭz-ūəyăt.*
8° — *ā tyŭ lę fāt-ę̄ bęyīə?*
9° — *ā kǭvā d' pǭrētrŭ.*

Ouvrez, ouvrez vos portes, ouvrez,
Dame, dame d'olive,
Ouvrez, ouvrez vos portes, ouvrez,
Entrez, la marjoliné!
— Nos portes sont déjà ouvertes.
— Passerez-vous, mes (petites) oies?
— Passez, vous, vos (petites) oies.
— Par quelle porte faut-il passer?
— Par la porte du roi.
— [Nous] gardons une de vos oies.
— A qui la faut-il donner?
— Au couvent de Porrentruy.

(Mme Bertha Pheulpin, buraliste postale, Miécourt.)

3° Ronde de Vendlincourt.

l'djūə d'lę tǭ **Le jeu de la tour.**

1° *k'ās k'ę y'ę dē sę̄t tǭ,*
dūən, dūən, džęlyõ,
k'ās k'ę y'ę dē sę̄t tǭ,
lę trwā rwā d'fǫlyõ?
2° — *lę džūən pūsę̄l ī y'ā.* [1])
3° — *n' lę sę̄rę̄t-õ vūə?*
4° — *lę mūrā sõ trǭ ā.*
5° — *ę̄n pīər nǭ rǫtərē.* [2])

Qu'est-ce qu'il y a dans cette tour,
Doun, doun, djélion,
Qu'est-ce qu'il y a dans cette tour,
Les trois rois de folion?
— Les jeunes pucelles il y a.
— Ne les saurait-on voir?
— Les murs sont trop hauts.
— Une pierre nous (r)ôterons.

(M. Riat, président du tribunal de Neuveville.)

4° Ronde de Rebévelier.

k'y ę̄t-ę̄ dē stə tǭ? **Qu,y a-t-il dans cette tour?**

[1]) C'est ici la forme française; le patois dit: *ę̄ yə ę̄* (Cf. n° 4, 2).

[2]) Comme il arrive dans tous ces jeux, en disant ces mots, on enlève une «pierre», c'est à dire une fillette parmi celles qui sont avec la tour, et le jeu recommence jusqu'à ce que toutes aient été prises.

Digitized by Google

1° *k'y ę̆t-ę̆ dẽ stə tǫ̆,*	Qu'y a-t-il dans cette tour,
lārdžīə, lārdžīə,	Largie, largie,
k'y ę̆t-ę̆ dẽ stə tǫ̆,	Qu'y a-t-il dans cette tour,
frę̄rə tšəvālīə?	Frère chevalier?
2° — *ę̆n džūən pūsę̆l ę̨ y ę̨, lārdžīə, etc.*	— Une jeune pucelle il y a.
3° — *nə lę̆ sę̆rī nǫ̆ vwā?* [1]	— Ne la saurions-nous voir?
4° — *lę̆ mūə y sō trǫ̆ ā.*	— Les murs y sont trop hauts.
5° — *nǫ̆ lęz-ę̆bę̆sərẽ.*	— Nous les abaisserons.
6° — *nǫ̆ lę̆ rəāsərẽ.*	— Nous les rehausserons.
7° — *ę̆n pīər yī ǫtərẽ.*	— Une pierre [nous] y ôterons.
8° — *nǫ̆ lę̆ rāpyę̆sərẽ.*	— Nous la remplacerons.
9° — *lę̆ pūsę̆l nǫz-āyəvrẽ.*	— La pucelle nous enlèverons.
10° — *lę̆ pūsę̆l nǫz-ẽ.*	— La pucelle nous avons.

(Joseph Juillerat, né en 1837, des Cerniers de Rebévelier.)

5° Ronde de Miécourt.

k'y ę̆t-ę̆ dẽ stə tǫl? **Qu'y a-t-il dans cette tôle(?)**

1° *k'y ę̆t-ę̆ dẽ stə tǫl,*	Qu'y a-t-il dans cette tôle (?),
lāršīə, lāršīə,	Larchie, larchie,
k'y ę̆t-ę̆ dẽ stə tǫl,	Qu'y a-t-il dans cette tôle,
frę̄rə tšəvālīə?	Frère chevalier?
2° — *ī bę̆ ptę̆ džūən pūsī nwā.*	— Un beau petit jeune poussin noir.
3° — *n' lǫ̆ sę̆rī nǫ̆ ę̆vwā?*	— Ne le saurions-nous avoir?
4° — *lę̆ mūrā sō trǫ̆ ā.*	— Les murs en sont trop hauts.
5° — *ę̆n pīər nǫz-ī rǫtrẽ.*	— Une pierre nous y ôterons.
6° — *dūə dūə nǫz-ī rbǫ̆trẽ.*	— Deux, deux nous y remettrons.

(Mme Fenk-Mouche, institutrice, Porrentruy.)

Cette version a été fort altérée par la tradition orale. D'abord ce mot *tǫl* est évidemment une corruption de *tǫ̆* ou *tǫr* = la *tour*. Quant à *lāršīə*, ce doit être le mot français *l'archer* auquel on a affublé une terminaison patoise; car il existe bien un mot patois *l'ę̆rtšīə* = *l'archer*. Le mot *lārdžīə* du n° 4 doit aussi s'expliquer de cette manière. — Enfin très intéressante est aussi la confusion qu'on a faite entre *pūsę̆l* et *pūsī*.

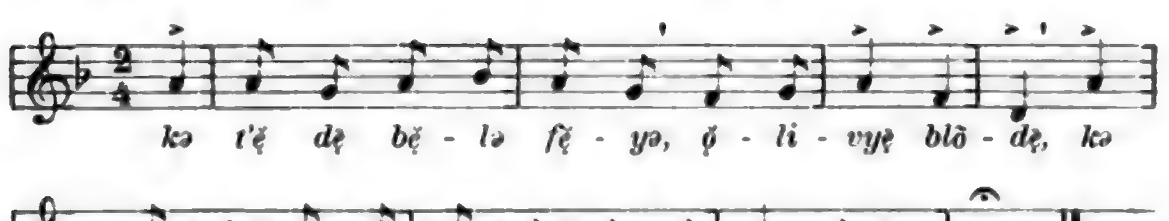
---

[1]) Le latin *videre* a donné *vwā* dans le vâdais, ou patois du val de Delémont, et *vūə* (Cf. n° 3, str. 3) dans l'ajoulot, ou patois de Porrentruy.

Digitized by Google

6° Ronde de Miécourt.

kə t'ę̆ dę bę̆lə fę̆yə **Que tu as de belles filles.**



1° *kə t'ę̆ dę bę̆lə fę̆yə,*	Que tu as de belles filles,
ǫ̆lĭvyę blõdę,	Olivier, Blondé.
kə t'ę̆ dę bę̆lə fę̆yə	Que tu as de belles filles,
s'ā lǫ̆ rwā dęz-ǫžę	C'est le roi des oiseaux.
2° — *tə m'ā bę̆yərǫ bĩ ę̆nə*	— Tu m'en donnerais bien une,
ǫ̆lĭvyę, etc.	Olivier, etc.
3° — *ǫ pīəp' lę̆ kūə d'ę̆nə, etc.*	— Oh! pas seulement la queue d'une.
4° — *m'ān-ādrę sœ̆l dǫ lę̆ tšę̆rmę* [1])	— [Je] m'en irai seule sous la charmille.
5° — *kwā fę̆r sœ̆l dǫ lę̆ tšę̆rmę? etc.*	— Quoi faire seule sous la charmille?
6° — *Cueillir la violette.*	
7° — *kwā fę̆r d' lę̆ violette? etc.*	— Quoi faire de la violette?
8° — *pǫ̆ gę̆rnī mę̆ kŏlrę̆t, etc.*	— Pour garnir ma colerette.
9° — *ę̆ sĭ l' rwā t'ī rākõtrə? etc.*	— Et si le roi t'y rencontre?
10° — *ī yī frę ę̆n rę̆vę̆rās, etc.*	— Je lui ferai une révérence.
11° — *ę̆ sĭ lę̆ rę̆n t'ī rākõtrə? etc.*	— Et si la reine t'y rencontre?
12° — *ī yī frę trā rĕvę̆rās, etc.*	— Je lui ferai trois révérences.
13° — *ę̆ sĭ l' dyę̆l t'ī rākõtr'? etc.*	— Et si le diable t'y rencontre?
14° — *ī yī frę lęz-ę̆kūnə, etc.*	— Je lui ferai les cornes.

(Mme Bertha Pheulpin, buraliste postale, Miécourt.)

Chanson citée dans: *Chansons et rondes enfantines* (Paris, Vermot, éditeur) p. 125:

Que tu as de jolies filles!
Olivier Beauvé;
Que tu as de jolies filles!
Sur le pont chevalier.

---

[1]) Le *charme* (Carpinus betulus) s'appelle en vâdais *l' tšę̆rmę (masculin);* par contre l'Ajoie dit: *lę̆ tšę̆rmę (fém.)* (Cf. les Dict. de *Biétrix* et de *Guélat.)* C'est le mot que nous avons ici et qui d'après nos auteurs signifie aussi: *la charmille.* Dans ce sens, le Val de Delémont à l'expression: *lę̆ tšę̆rmīyə.*

Digitized by Google

7° Ronde de Delémont.[1])

nǫz-ẽ trwā bę̆lə pǭmə	**Nous avons trois belles pommes.**

Gaiment.

1° *nǫz-ẽ trwā bę̆lə pǭmə,*	Nous avons trois belles pommes,
mę̆dę̆mə fāsę́yə, lę̆ rę̄nə bwę́tūzə,	Madame Faucille, la reine boiteuse,
nǫz-ẽ trwā bę́lə pǭmə.	Nous avons trois belles pommes.
2° — *pŭ̈ bę̆lə kə lę̆ vǫtrə,*	— Plus belles que les vôtres,
mę̆dę̆mə, etc.	Madame, etc.
pŭ̈ bę̆lə kə lę̆ vǫtrə.	Plus belles que les vôtres.
3° — *n'ā̆ sę̆rǭ-yə ę̆vwā̆ ę́nə? etc.*	— N'en saurais-je avoir une?
4° — *nyā̆, nyā̆, pę̄ə p' lę̆ kŭ̈ə d'ę́n, etc.*	— Non, non, pas seulement la queue d'une.

(Mme Vve Joséphine Joliat-Kaiser, née en 1824, Delémont.)

Une fillette, qui fait face à ses compagnes, s'avance en chantant la première strophe; c'est elle qui est *mę̆dę̆mə fasę̆yə*. Ses camarades lui répondent par la deuxième strophe, et le dialogue se poursuit jusqu'à la fin de la quatrième strophe; alors toutes s'enfuient poursuivies par «Madame Faucille», qui cherche à en attraper une, avec laquelle elle recommence le jeu jusqu'à ce que toutes aient été prises. — Nous chantions à peu près les mêmes paroles et le même air à Lausanne:

1° *Vous avez trois bell's filles,*
Cousin, cousine, la reine boiteuse,
Vous avez trois bell's filles.

2° *Plus belles que les vôtres, etc.*

---

[1]) Imprimée *Arch. II*, p. 13.

Digitized by Google

8° Ronde de Miécourt.

lǭ bę tšętę **Le beau château.**

Vif.

1° *ā lǭ bę tšętę,*	— Ah! le beau château,
bętā, bętā lę vīrvirə,	Battons, battons la virvire,
ā lǭ bę tšętę,	Ah! le beau château,
ę̄l ā āvīrvę.	Il est envirvé.
2° — *lə nǫtr ā pŭ bę.*	— Le nôtre est plus beau.
3° — *ān-ǫtī ę̄n pīər.*	— En ôtant une pierre.
4° — *s'n'ā pōə*[1] *prŭ d'ę̄n pīər.*	— Ce n'est point assez d'une pierre.
5° — *ān-ǫtī dūə pīər.*	— En ôtant deux pierres.
6° — *s'n'ā pōə prŭ d'dūə pīər.*	— Ce n'est point assez de deux pierres, etc

(Mme Bertha Pheulpin, buraliste postale, Miécourt.)

Cette ronde est très populaire et se retrouve dans toute la Suisse romande, comme en France. (Cf. *Chansons et rondes enfantines,* Paris, Vermot, éditeur, *Chants et Chans. popul. de la France,* livrais. 40). Je me contenterai de citer les variantes françaises que j'ai recueillies dans le Jura bernois.

9° Version de Rebévelier.

Ah! le beau château!

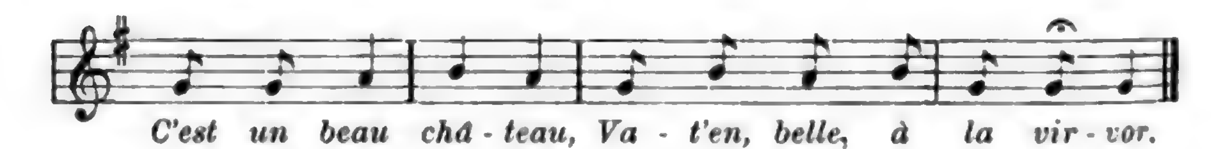
[1]) Ce mot *pōə* ou *pūə* = *point* est rarement employé dans l'Ajoie et le Val de Delémont; par contre, c'est le second terme de la négation (*nə . . . pōə*) dans les Franches-Montagnes. *ī n' vă p' = je ne veux pas* (Vâdais et Ajoulot); *ī n' vă pōə = je ne veux point* (Montaignon).

1° *Ah! le beau château*
Qu'il est en virvire,
Ah! le beau château
Qu'il est en virvô.
2° — *Nous le détruirons.*
3° — *Comment ferez-vous?*
4° — *En prenant la plus belle.*
5° — *Nommez-nous la donc.*
6° — *Mad'moiselle . . . . .*
Qui est en virvire,
Veut-elle venir
Qui est en virvô.

(Joseph Juillerat, né en 1837, Cerniers de Rebévelier.)

10° Version de Delémont.

C'est un beau château.



1° *C'est un beau château,*
Va-t'en, belle, à la virvir,
C'est un beau château,
Va-t'en, belle, à la vir vor.
2° — *Le nôtre est plus beau.*
3° — *Nous le détruirons.*
4° — *Comment ferez-vous?*
5° — *En ôtant la plus belle*
Qui s'appelle, qui s'appelle,
En ôtant la plus belle
Qui s'appelle N. N.
6° — *Quel présent lui souhaitez-vous?*
7° — *Un beau plat d'écrevisses.*[1])

---

[1]) Avant de chanter ce couplet, les fillettes se concertent pour choisir un présent aussi risible que possible.

Digitized by Google

II. Berceuses.

La première condition requise, dans les berceuses, c'est la monotonie du rythme; peu importent les paroles, qui peuvent être les mots *dodo* ou *nono* indéfiniment répétés, pourvu que la chanson atteigne son but. Rien d'étonnant donc si toutes les mélodies suivantes se ressemblent. (Cf. *J. Tiersot:* Hist. de la Chans. popul. en France, p. 137 sq.).

Je citerai d'abord une berceuse que j'ai fréquemment entendue à Delémont; elle n'est pas plus française que patoise, mais est tout à fait le modèle du genre.

11° Berceuse.

Et ainsi de suite . . . jusqu'à effet.

12° Berceuse de Grandfontaine.[1])

[1]) Imprimée *Arch. IV,* p. 21.

Digitized by Google

dūə, dūə, nĭkǫ̆lā,[1]	Dors, dors, Nicolas,
lę̆ nę̆nę̆ n'āp' ā l'ǫtā;	La grand'maman n'est pas à la maison;
ę̆ll-ā ā lę̆ tχǫ̆žənăt,	Elle est à la cuisine,
kə fę̆ dĭ twę̆tšəlă	Qui fait du gâteau
pǫ̆ st'ăfnă k'ā drīə l'fwę̆nă,	Pour ce petit enfant qui est derrière le [poêle,
tǫ̆ frwăyīə də mīədž d'ŭžlă[2]	Tout frotté de fiente d'oiselet.

(Séraphin Vuillaume, Grandfontaine).

13° Berceuse.

dǫdǫ, nĭkǫ̆lā,	Dodo, Nicolas,
lę̆ mę̄mę̄ n'ā p'ā l'ǫtā;	La grand'mère n'est pas à la maison:
ę̆l-āt- ălę̆ ā krǫ̆žnā[3]	Elle est allée (en) au Creugenat
ę̆χę̆pę̆[4] *lę̆ pę̄să*[5]	Rincer les langes
də sə ptę̆ būəbă,	De ce petit enfant,
mę̆rīə dę̆ săbă,	Marie des sabots,
ę̆ yŭp săsă!	Et youp sasa!

(Gustave Blessemaille, né en 1874, Courtedoux).

14° Berceuse de Courtedoux.

dǫdǫ, kǫ̆kăt. **Dodo, poulette.**

---

[1]) Cf. *Blavignac:* l'Empro genevois, p. 121 sq.

[2]) Remarquer tous ces diminutifs: *tχǫ̆žənăt* (*tχǫ̆žę̆n* = cuisine), *twę̆tšlă* (*twę̆tšę̆* = gâteau), *ăfnă* (*ăfĕ* = enfant), *ūžlă* (*ūžę̆* = oiseau) qui donnent à la poésie patoise une grâce naïve impossible à rendre en français. (*ūžlă* ou *ǫ̆žlă* = *avicellu* + *ittu.*)

[3]) Le *Creugenat* est une rivière intermittente de 4,5 km, sortant d'une sorte d'entonnoir entre Courtedoux et Chevenez, et se jetant dans l'Allaine, à Porrentruy.

[4]) Le mot *ę̆χę̆pę̆* se rencontre plutôt sous la forme *ę̆šę̆pę̆* (Cf. Dict. de Guélat et de Biétrix et patois vâdais) et signifie: *rincer le linge à l'eau claire après la lessive.*

[5]) Les *pę̄să* sont les *langes,* les *drapeaux* dont on enveloppe les bébés.

Digitized by Google

1° *dǫdǫ, kǫ́kātə,*[1]
lę́vū sō nǫz-ūəyātə?
ę́ s'ā rəvę́n ę́vā sę tšī,
dǫ́dəlīnātə, nǫt' āfī.

2° *lę pūlāt grīžə*
s'ā rvī ę́vā lę rīvə;
ę́ s'ā rvī fę́r ī kākā[2]
pǫ́ stə ptę́t mętšət bę́šnāt.

3° *lę pūlāt nwār*
s'ā rvī ę́vā lę vę́l;
ę́ s'ā rvī fę́r ī kākā
pǫ́ stə ptę́t mętšət bę́šnāt.[3]

Dodo, poulette;
Où sont nos (petites) oies?
Elle s'en revont en bas ces champs,
Dodelinette, notre enfant.

La poulette grise
S'en revient en bas la rive;
Elle s'en revient faire un œuf
Pour cette petite méchante fillette.

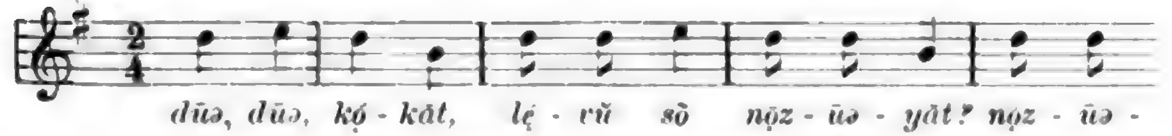
La poulette noire
S'en revient en bas la ville;
Elle s'en revient faire un œuf
Pour cette petite méchante fillette.

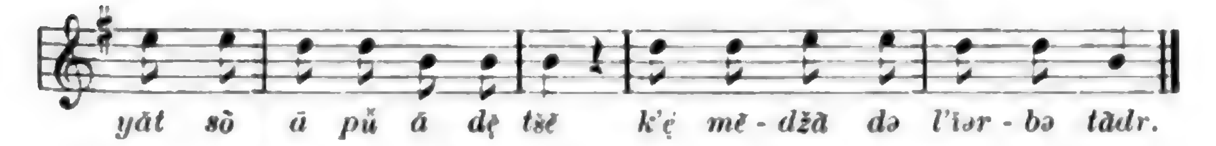
(Françoise Maillat, née en 1826, Courtedoux.)

15° Berceuse de Beurnevésin.

dūə, dūə, kǫ́kāt. **Dors, dors, poulette.**

Lent.





dūə, dūə, kǫ́kāt.
lę́vū sō nǫz-ūəyāt?
— *nǫz ūəyāt sō ā pū ā dę tšī,*
k'ę́ mīdžā də l'iərbə tādr.

Dors, dors, poulette.
Où sont nos (petites) oies?
— Nos oies sont au plus haut des champs,
(Qu') elles mangent de l'herbe tendre.

(Jacques André, né en 1830, Beurnevésin).

---

[1] La *kǫ́kāt* désigne: 1° une jeune poulette; 2° la jonquille ou faux narcisse (*narcissus pseudonarcissus*). — Pour le mot *coq*, notre patois ne connaît que: *pū* (*pullu*). (Cf. n° 57.)

[2] Mot enfantin pour désigner un *œuf* (*īn - ūə*). Le verbe *kākę* signifie: *frapper, taper*, d'où: *ī kāk-tχęs* = litt. *un tape-casse* = un chaudronnier (Cf. le vaudois: *tāpā-sę́yǭ* = le tape-seillon). Cf. n° 19.)

[3] Forme diminutive de *bę́šāt* = jeune fille. (Cf. n° 22.)

16° Berceuse de Charmoille.

dǫdǫ, sĭ pǫ̆põ,	Dodo, ce poupon,
lę̆ nę̆nę̆[1]) *n'ā p'ā l'ǫtā;*	La grand'mère n'est pas à la maison:
ę̆ll-ā tšŭ lę̆ fõtənăt	Elle est sur la (petite) fontaine
k'ę̆l fę̆ dĭ tǫtšlă,	(Qu'elle) qui fait du gâteau
bĭ frę̆yīə d' mīədž d'ūžla,	Bien frotté de fiente d'oiselet,
pǫ̆ rę̆pę̆žīə sĭ ptę̆ būəbă.	Pour (r)apaiser ce petit enfant.

(Joseph Bron, à Charmoille.)

17° Berceuse de Courtedoux.

dǫdǫ, pŏpŏ,	Dodo, poupon,
lę̆ mę̆mę̆ n'ā p'ā l'ǫtā;	La grand'mère n'est pas à la maison:
ę̆l-ā ā krǫ̆žnā	Elle est (en) au Creugenat
k'ę̆l fę̆ dę̆ tūətšlă	(Qu'elle) qui fait des gâteaux
pǫ̆ sę̆ ptę̆ būəbă.	Pour ces petits enfants

(Marianne Guenin, née en 1813, Courtedoux.)

18° Berceuse de Fahy.

dǫdǫ, sĭ pǫ̆põ,	Dodo, ce poupon,
lę̆ mīmĭ ā tšŭ lə põ;	La grand'mère est sur le pont:
ę̆l fę̆ dę̆ trāsăt	Elle fait des (petites) tresses
pǫ̆ sĭ pūər pətę̆ dyę̆šõ[2])	Pour ce pauvre petit garçon.

(Mme Virginie Beureux, Fahy).

19° Berceuse de Miécourt.

dǭə, dǭə, mõ pǫ̆pnă,	Dors, dors, mon pouponnet,
k'ĭ t'vǣ fę̆r dĭ tǫətšlă	(Que) je te veux faire du gâteau
frę̆yīə d'ūə, də kăkă,	Frotté d'œufs, d'œufs,
də mādžăt d'ǫžəlă.	De fiente d'oiselet.

(Catherine Pheulpin, Miécourt.)

20° Berceuse de Courtemaiche.

dǫdǫ, pǫ̆păt,	Dodo, petite poupée,
lę̆vŭ sõ nǫz-ūəyăt?	Où sont nos (petites) oies?
nǫz-ūəyăt sõ dĕ sę̆ tšĕ,	Nos oies sont dans ces champs.
kə lə rnę̆ lę̆ tšǣs lwĕ.	(Que) le renard les chasse loin.

(Par Mme Fenk, institutrice, Porrentruy.)

---

[1]) Mot enfantin pour désigner la *grand'mère*. On dit plutôt *lę̆ mmĭ;* on entend aussi: *lę̆ nĕnǫ*. (Cf. n° 17, 18.)

[2]) Ce mot *dyę̆šõ* n'appartient pas au patois vâdais; l'ajoulot l'emploie rarement. Le Dict. de Guélat le cite pourtant; mais on dit plutôt: *ĭ būəb* ou *ĭ vālă*. Par contre, il est très employé en Franche-Comté.

Digitized by Google

21° Berceuse de Courtedoux.

dūə, dūə, pǫ́pǎt,	Dors, dors, petite poupée,
lę́vŭ sō nǫz-ūəyǎt?	Où sont nos (petites) oies?
nǫz-ūəyǎt ę sōt-ę tšĕ,	Nos oies, elles sont aux champs,
dǫ́dəlĭnǎtə nǫ́t-ǎfĕ.	Dodelinette notre enfant.

(Mme Studer, aubergiste, Courtedoux).

22° Berceuse de Courtmaiche.

dǫdǫ dǫ́dəlĭnō,	Dodo dodelinon,
dǫ́dəlĭnō sĭ ptę pǫ́pō.	Dodelinon ce petit poupon.
dǫdǫ dǫ́dəlĭnǎt,	Dodo, dodelinette,
dǫ́dəlĭnǎt stə pǫ́pǎt.	Dodelinette cette petite poupée.
dǫdǫ dǫ́dəlĭnǎt	
dǫ́dəlĭnǎt sĭ ptę būəbǎ.	Dodelinette ce petit garçon.
dǫdǫ dǫ́dəlĭnǎt,	
dǫ́dəlĭnǎt stə bę̄nǎt.	Dodelinette cette fillette.
dǫdǫ dǫ́dəlĭnō,	
dǫ́dəlĭnō lə pǫ́pō dǫə	Dodelinon le poupon dort,
dǫdǫ lə pǫ́pō dǫə	Dodo le poupon dort
ę drəmĭrę tētǫ.	Et dormira tantôt.

(Par Mme Fenk, institutrice, Porrentruy.)

23° Berceuse de Courtedoux.

ĕ nǫ́ fāt-ǎlę ā yę. **Il nous faut aller au lit.**

1° *ę nǫ́ fāt-ǎlę ā yę,*	Il nous faut aller au lit,
mō bę́l-ęmĭ dĭ glĭglĭ;	Mon bel ami du glinglin;
ę nǫ́ fāt-ǎlę ā yę,	Il nous faut aller au lit,
mō bę́l-ęmĭ.	Mon bel ami.
2° — *ĭ n'ĭ sęrǫ ǎlę, etc.*	— Je n'y saurais aller.
3° — *ĭ t'ĭ pwę̄tərę bĭ, etc.*	— Je t'y porterai bien.

(M. Louis Vetter, né en 1850, Courtedoux).

24° Berceuse de Vendlincourt.

y'ăn-ę̆vǫ dŭ	J'en avais deux,
ĭ n'ăn-ę̆ pŭ k'ę̆n;	Je n'en ai plus qu'une;
tə mə l'ę̆ prĭ,	Tu me l'as pris[e],
mę̆ džərę̆n,	Ma poule,
tə mə l'ę̆ prĭ	Tu me l'as pris[e],
mĕ kǫ̆kăt,	Ma poulette,
tə mə l'ę̆ prĭ	Tu me l'as pris[e]
šŭ lǫ̆ nĭ.	Sur le nid.

(M. Riat, président du tribunal de Neuveville).

III. Formules pour amuser les enfants.

A. La formule suivante, qui se rencontre sous bien des formes diverses, est très connue dans la Suisse romande. Elle a pour but de taquiner les enfants et de les faire rire en les chatouillant. Une personne leur prend d'abord la main et trace avec le doigt deux lignes dans la paume ouverte, en disant les deux premiers vers de la formule; ensuite elle saisit successivement chacun des doigts, à partir du pouce; arrivée au «glinglin», elle remonte le long du bras en faisant: *miaou, miaou!* et vient chatouiller l'enfant dans le cou.[1])

---

[1]) Cf. *J. Bonnard:* Rata miou (*Arch. II,* p. 60), et *Blavignac:* Empro genevois, p. 122.

Digitized by Google

25° Formule en patois de Miécourt.

vwăsī pę̨ vŭ pę̨s lę̨ rę̨tăt,	Voici par où passe la souris,
vwăsī pę̨ vŭ pę̨s sę̨ kŭəyăt.	Voici par où passe sa (petite) queue.
(pouce) *vwăsī stŭ k' l'ę̨ vŭ,*	Voici celui qui l'a vu[e],
(index) *vwăsī stŭ k' l'ę̨ prī,*	Voici celui qui l'a pris[e],
(médius) *vwăsī stŭ k' l'ę̨ bǫtę̨ tχǭr,*	Voici celui qui l'a mis[e] cuire,
(annulaire) *ę̨ pǭ vwăsī stŭ k' l'ę̨ [mĕdžīə.*	Et puis voici celui qui l'a mangé[e].
(auriculaire) *ę̨ pǭ sī ptę̨ sī n'ę̨ ră [ę̨vŭ k'ĩ pǫ d' lę̨slă,*	Et puis ce petit-ci n'a rien eu qu'un peu de lait,
dĕ ĩ săbă,	Dans un sabot,
drīə l' fǫənă,	Derrière le fourneau,
šę̨tõ, mĩñõ, mĩñõ, etc.	Chaton, mignon, mignon, etc.

(Mme Fenk, institutrice, à Porrentruy.)

26° Patois de Courtemaîche.

pę̨s lę̨ rę̨tăt,	Passe la souris,
trĩn sę̨ kŭətăt;	Traîne sa (petite) queue:
vwăsī stŭ k' l'ę̨ vŭ,	Voici celui qui l'a vu[e],
vwăsī stŭ k' l'ę̨ prī,	Voici celui qui l'a pris[e],
vwăsī stŭ k' l'ę̨ tχǭ,	Voici celui qui l'a cuit[e],
vwăsī stŭ k' l'ę̨ mĕdžīə.	Voici celui qui l'a mangé[e].
vwăsī sī pŭər ptĕ glĩglĩ	Voici ce pauvre petit «glinglin»,
k' n'ę̨ ră k'ę̨n myătăt d' pĕ mǭzī,	Qui n'a rien qu'une (petite) miette de [pain moisi,
k' fę̨: myăõ, myăõ!	Qui fait: Miaon, miaon!

27° Patois de Reconvilier.

pę̨s lă rătăt,	Passe la souris,
trę̨n să kwăt;	Traîne sa (petite) queue;
sŭsī l'ă vŭ,	Celui-ci l'a vu[e],
sŭsī l'ă prī,	Celui-ci l'a pris[e],
sŭsī l'ă ę̨kŭrtšīə,	Celui-ci l'a écorché[e].
sŭsī l'ă mădžīə.	Celui-ci l'a mangé[e].
ă p' lə pǫvr glĩglĩ k' n'ăvę̨ pŭ rǫ̨!	Et puis le pauvre glinglin qui n'avait [plus rien!
ę̨ făzę̨ ădę̨: Miaou, miaou!	Il faisait toujours: Miaou!

(M. O. Sautebin, instituteur, Reconvilier.)

Digitized by Google

28° Patois de Courgenay.

vwăsī stŭ̆ k' l'ę̆ vŭ̆,
vwăsī stŭ̆ k' l'ę̆ prī,
vwăsī stŭ̆ k' l'ę̆ bǫ̆tę ę̆ tχǫ̂r,
vwāsī stŭ̆ k' l'ę̆ mēdžīə.
vwăsī sī ptę̆ glĩglĩ k' n'ę̆ rā̆ k'ę̆vŭ̆
[k'ĩn-ǫ̆slā̆
pǫ̆ s'ā̆ rītę drīə l' fwę̆nā̆.

Voici celui qui l'a vu,
Voici celui qui l'a pris,
Voici celui qui l'a mis (à) cuire,
Voici celui qui l'a mangé.
Voici ce petit glinglin qui n'a rien (qu')en
[qu'un petit os
Pour s'en courir derrière le poêle.

(Feu M. Metthez, instituteur, Courgenay.)

29° Patois de Charmoille.

stŭ̆sī l'ę̆ vŭ̆,
lə skō̆ l'ę̆ prī,
l' trāžīəm l'ę̆ ę̆kǫ̆rtšīə,
l' kātrīəm l'ę̆ mēdžīə;
ĕ pǭ l' glĩglĩ n'ę̆vę pū k'ę̆n ę̆tχę̄yā̆t
[d' lę̆sę
dā̆ l' fwę̆nā̆,
k' fēzę: Miaou, miaou!

Celui-ci l'a vu,
Le second l'a pris,
Le troisième l'a écorché,
Le quatrième l'a mangé;
Et puis le glinglin qui n'avait plus qu'une
[(petite) écuelle de lait,
Depuis le (fourneau) poêle,
Qui faisait: Miaou!

30° Patois d'Alle.

lę̆ rētā̆t byēts
mō̆t ę̆mō̆ lĕ brēs,
k'ę̆ lǫ̆ tχŭ̆ tǫ̆ rǭtī;
s'ā̆ pǫ̆ sę tsę̆rbǫ̆tī.

La souris blanche
Monte en haut la branche,
Qui a le cul tout rôti;
C'est pour ces Cherbotis (?)

(Joseph Billieux, Alle.)

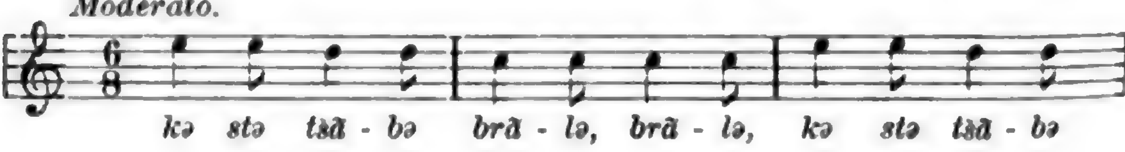
B. Concernant la formule ci-après, je ne saurais mieux faire que de transcrire l'explication que m'en donne M. O. Sautebin, instituteur, à Reconvilier. En m'adressant ce joli morceau, M. Sautebin m'écrit:

« Voici ce que ma grand'mère me chantait sur ses genoux, en me balançant en cadence les deux jambes l'une après l'autre. »

31° Patois de Reconvilier.

kə stə tsā̆bə brā̆lə. **Que cette jambe branle.**

Moderato.

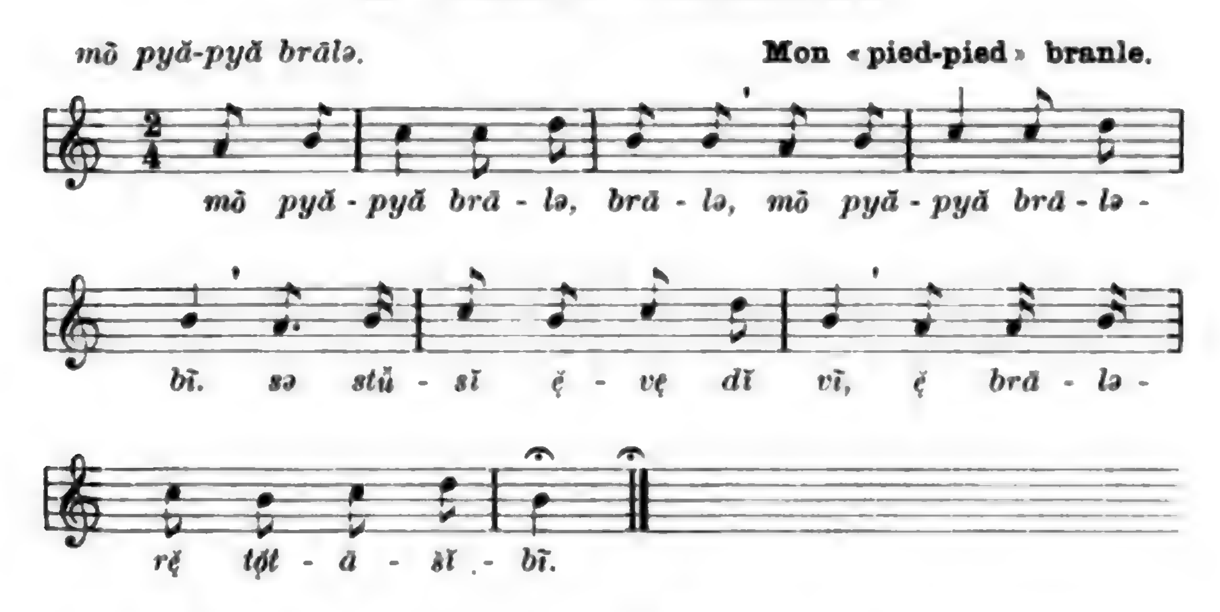


kə stə tšābə brālə, brālə,	Que cette jambe branle, branle,
kə stə tšābə brālə bĩ;	Que cette jambe branle bien;
sĭ stęsĭ āvę bŭ dĭ vĩ,	Si celle-ci avait bu du vin,
k'ĭ brālrā tǫt-āšə bĩ.	(Qu') elle branlerait tout aussi bien.

(Paroles et musique notées par M. Sautebin, instituteur, à Reconvilier.)

32° Patois de Courtedoux.

mõ pyă-pyă brālə. **Mon « pied-pied » branle.**



mõ pyă-pyă[1]) *brālə, brālə,*	Mon « pied-pied » branle, branle,
mõ pyă-pyă brālə bĩ.	Mon pied-pied branle bien.
sĭ stŭsĭ ę̆vę dĭ vĩ,	Si celui-ci avait du vin,
ę̆ brālərę̆ tǫt-āšĭ bĩ.	Il branlerait tout aussi bien.

(Françoise Maillat, née en 1826, à Courtedoux.)

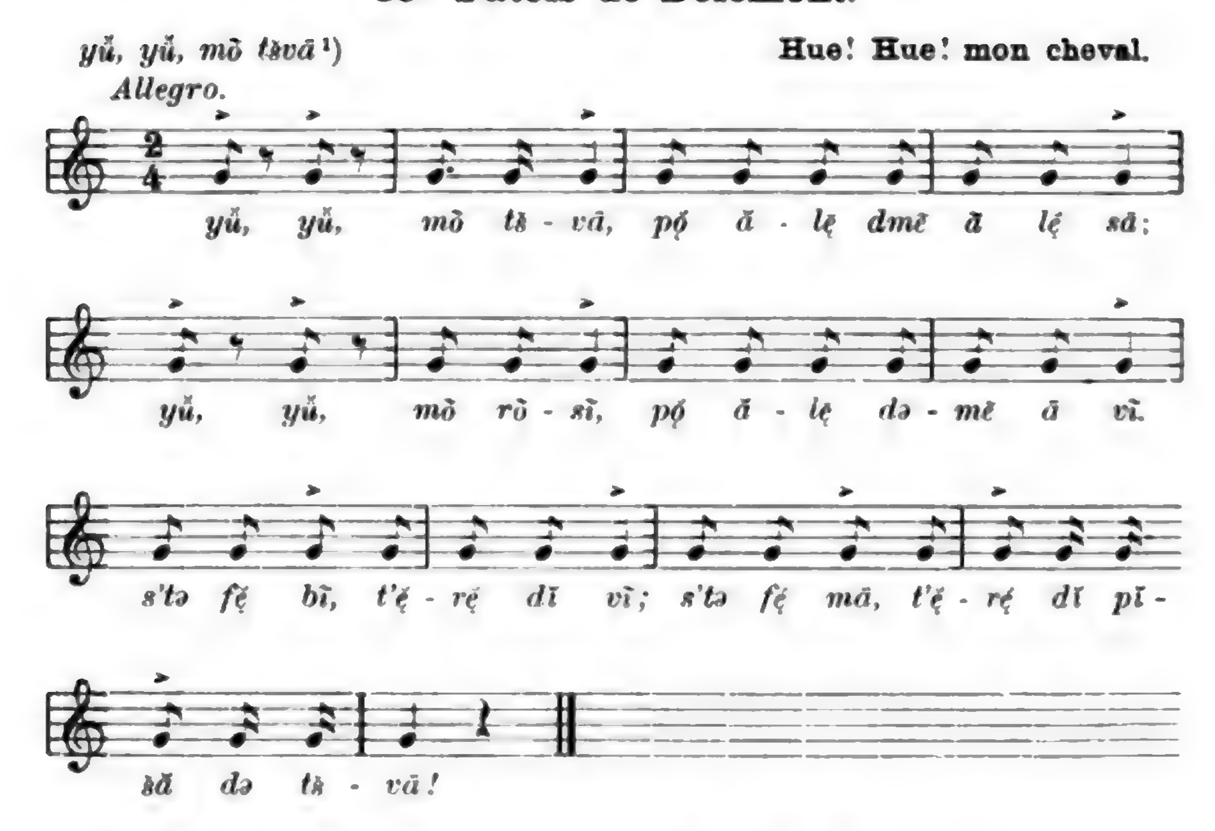
C. Pour faire sauter les enfants sur le genou.

On a d'abord la formule suivante, dont le rythme reste toujours le même.

---

[1]) Diminutif de *plə* = pied; *pede* + *ittu* = *pyă*, redoublé selon la coutume des enfants.

33° Patois de Delémont.



yŭ, yŭ, mõ tšvā,	Hue! hue! mon cheval,
pǫ̆ ălę̨ dmē ă lę̨ sā; [2])	Pour aller demain au sel:
yŭ, yŭ, mõ rõsĩ,	Hue! hue! mon roncin,
pǫ̆ ălę̨ dmē ā vĩ.	Pour aller demain au vin.
s'tə fę̨ bĩ, t'ę̨rę̨ dĭ vĩ;	Si tu fais bien, tu auras du vin:
s'tə fę̨ mā, t'ę̨rę̨ dĭ pĭšă də tšvā!	Si tu fais mal, tu auras de la pisse de [cheval!

(M. le Dr J. Kaiser, né en 1832, Delémont.)

34° Patois de Grandfontaine.[3])

A cheval sur mon bidet,	
Quand il trotte, il fait des pets.	
yŭ, yŭ, mõ tšvā,	
pǫ̆ ălę̨ dmē ă lę̨ sā;	
yŭ, yŭ, mõ bĭdę̨,	Hue! hue! mon bidet,
pǫ̆ ălę̨ dmē ă lę̨ pwă;	Pour aller demain à la poix;
yŭ, yŭ, mõ rõsĩ,	

---

[1]) Imprimé *Arch. IV*, p. 22, n° 52.
[2]) Le latin *sale* a donné régulièrement: *sā*, qui est devenu *féminin*.
[3]) Imprimé *Arch. IV*, p. 22, n° 52.

Digitized by Google

pǫ̆ ălę dmĕ ā vĩ;	
yŭ, yŭ, mõ vęlă,	Hue! hue! mon petit veau,
pǫ̆ ălę dmĕ ę săbă;	Pour aller demain aux sabots;
yŭ, yŭ, mę̆ pŭtrăt,[1]	Hue! hue! ma jument,
pǫ̆ ălę dmĕ ā lę̆ fwărăt!	Pour aller demain à la foire!

(Séraphin Vuillaume, Grandfontaine.)

Dans les morceaux ci-dessous, il y a changement de cadence; quand on arrive à: *tǫ̆ bālmā,* on ralentit beaucoup; puis on accélère le mouvement et l'amplitude des sauts, lorsqu'on dit: *də kę̆tr! də kę̆tr!*

35° Patois de Bourrignon.

yŭ, yŭ, mõ tšvā,	Hue! hue! mon cheval,
vę̆ ā vĩ, mĕ pŭtrăt,	Va au vin, ma jument,
ę̆ fărăt.	A Ferrette.
lę̆ dę̆m s'ā vĕ tǫ̆ bālmā, tǫ̆ bālmā;	Les dames s'en vont tout tranquillement:
lę̆ šĭr s'ā v'ĕ də kę̆tr, də kę̆tr! (bis)[2]	Les messieurs s'en vont au galop, au galop!

(Feu M. H. Monnin, instituteur, Bourrignon.)

36° Patois de Courtemaîche.

yŭ, yŭ, mõ tšvā,	
pǫ̆ ălę dmĕ ā lę̆ sā;	
yŭ, yŭ, mõ rõsĩ,	
pǫ̆ ălę dmĕ ā vĩ;	
yŭ, yŭ, mõ bĭdę̆,	
pǫ̆ ălę dmĕ ā lę̆ pwă (poix)	
Oh! l'galop! l'galop! l'galop!	
vwăsĭ kmā s'ā vĕ	Voici comment s'en vont
lę̆ šĭr, lę̆ šĭr, lę̆ šĭr!	Les messieurs (ter)!
lę̆ pę̆ĭzĕ, lę̆ pę̆ĭzĕ, lę̆ pę̆ĭzĕ!	Les paysans (ter)!
lę̆ dę̆m, lę̆ dę̆m, lę̆ dę̆m!	Les dames (ter)!
rĭgǫ̆tĕ, rĭgǫ̆tĕ, rĭgǫ̆tĕ![3]	Cahin-caha!

---

[1]) *pŭtrăt* est le mot ordinaire pour *jument; džəmā* est moins employé. On a aussi le simple: *pŭtrə.* Cf. vx. frç.: *poultre,* du bas latin puletra, poledra. *pŭtrăt* = puletra + itta [note publiée *Arch. IV,* p. 22, n° 5]. — *pŭtrăt,* ou *pŭtiər* désigne aussi la *louche,* la *cuiller à pot,* la *poche,* comme on dit dans le Canton de Vaud. (Cf. *Arch. VI,* p. 8, n° 124, str. 7.)

[2]) *ălę d' kę̆tr* = litt.: *aller de quatre* = *aller au galop,* expression habituelle.

[3]) *rĭgǫ̆tę* = aller péniblement, aller cahin-caha. *Guélat* donne: tourmenter, vivre misérablement; *Biétrix* = peiner, tourmenter. Le verbe a tous ces sens: 1° *ę̆ rĭgǫt sęz-ǫvrĭə* = il malmène, maltraite ses ouvriers. 2° *ę̆l ę̆ rĭgǫ̆tę sę̆ vĭə* = il a gâché, malmené sa vie. Le subst. *ĩ rĭgǫtŭ* = un ouvrier mal adroit, gâcheur. — *lę̆ rĭgǫ̆tərĭə* = 1° vie misérable, vie pénible: *kę̆ rĭgǫ̆tərĭə!* 2° la voirie: *sĭ tšvā ā krāvę; ę̆ l' fā mwănę ā lę̆ rĭgotərĭə* = ce cheval est crevé; il le faut mener à la voirie.

37° Patois de Fahy.

yŭ, yŭ, mõ tšvā	
pŭ dmẽ rālę ā lę̆ sā;	Pour demain (r)aller au sel
yŭ, yŭ, mõ bĭdę̆,	
pŭ dmẽ ălę ę̆ kădę̆;	Pour demain aller à cadet(?)
yŭ, yŭ, mõ rõsĩ,	
pŭ dmẽ ălę ā vĩ.	
lę pūər džā s'ā vẽ	Les pauvres gens s'en vont
(rall.) *tǫ̆ bālmā, tǫ̆ bālmā.*	Tout tranquillement.
lę šĭr s'ā vẽ	Les messieurs s'en vont
(accéléré) *vĭt, vĭt, vĭt!*	Vite (ter)!
lę pęĭzẽ s'ā vẽ	Les paysans s'en vont
(plus lent) *rĭgǫ̆tẽ, rĭgǫ̆tā!*	Cahin-caha!

38° Patois de Courgenay.

lę pūər džā s'ā vẽ	Les pauvres gens s'en vont
(lent) *tǫ̆ bāl . . . . mā!* (*bis*)	Tout douce . . . ment! (bis)
lę pęĭzẽ s'ā vẽ	Les paysans s'en vont
(plus vite) *rĭgǫ̆tẽ* (*bis*)!	Cahin-caha!
lę šĭr s'ā vẽ	Les messieurs s'en vont
(accéléré) *də kętr, də kętr!*	Au galop!

(Feu M. Metthez, instituteur, Courgenay.)

39° Patois de Miécourt.

yŭ, yŭ, mõ bĭdę̆,	
pǫ̆ rālę dmẽ ā lę̆ pwā;	(la poix)
yŭ, yŭ, mõ rõsĩ,	
pǫ̆ dmẽ ălę ā vĩ.	
yŭ, yŭ, mę̆ pŭtrăt,	(jument)
pǫ̆ ălę dmẽ ā lę̆ sā.	
lę pūər džā s'ā vẽ	Les pauvres gens s'en vont
(rallent.) *tǫ̆ bāl . . . . mā!* (*bis*)	Tout douce . . . ment!
lę šĭr s'ā vẽ	Les messieurs s'en vont
(accéléré) *də kętr, də kętr,*	Au galop!
(plus vite) *də kętr, də kętr!*	

(Mme Bertha Pheulpin, buraliste postale, Miécourt.)

D. Voici encore quelques formules pour faire sauter ou faire rire les enfants:

Digitized by Google

40° Patois de Miécourt.

ę̆ y' ę̆vę̄ ę̆n fwă ĩ rwă	Il y avait une fois un roi
k' ę̆ mẽdžĩə ĩ pwă.	Qui a mangé un pois.
l' pwă s' gõχę̆,	Le pois se gonfla,
l' rwă . . . tăpę̆!	Le roi . . . sauta! **(Ici on fait sauter [l'enfant!)**
ę̆ y' ę̆vę̄ ę̆n fwă ę̆n rę̄n	Il y avait une fois une reine
k' mẽdžę̆ ę̆n fęv.	Qui mangea une fève.
lę̆ fęv s' gõχę̆,	La fève se gonfla,
lę̆ rę̄n . . . tăpę̆!	La reine . . . sauta!

(M[me] Bertha Pheulpin, Miécourt.)

41° Patois de Courgenay.

ǭ mõn-ę̆mĭ tǫmā,	O mon ami Thomas,
tə t'ę̆lwăñ d' lę̆ rĭšlõgę̆t,	Tu t'éloignes de la richtonguette,
ǭ mõn-ę̆mĭ tǫmā,	O mon ami Thomas,
tə t'ę̆lwăñ dę pę̆yĭ-bę.	Tu t'éloignes des Pays-Bas!

(Feu M. Metthez, instituteur, Courgenay.)

42° Patois de Courgenay.

tχĕ y'ętǫ ddĕ ĩ bǫ,	Quand j'étais dedans un bois,
ę̆ y' ę̆vę ĩ kŭkŭ kə dyę:	Il y avait un coucou qui disait:
kŭkŭ! kŭkŭ!	Coucou, coucou!
ę̆ mwă ĩ tχŭ̊dǫ k'ę̆ dyę:	Et moi, je croyais qu'il disait:
kǫ̆p' yĭ lǫ̆ kŭ!	Coupe-lui le cou!

(Feu M. Metthez, instituteur, Courgenay.)

43° Patois de Lugnez-Damphreux.

prãpĭtãplã,	Pranpitanplan.
dę pŭyə ę̆ dę lã;	Des poux et des lentes;
mę̆ męr lę prã,	Ma mère les prend,
mõ pęr lę vã	Mon père les vend
pǫ̆ ĩ sŭ l' sã.	Pour un sou le cent.
s'ā l' ptę̆ džę̆tχă	C'est le petit Jacques
k'ę̆ rsĭ l'ę̆rdžã.	Qui a reçu l'argent.

(Pierre Voillat, né en 1841, Lugnez-Damphreux.)

44° Patois de Fahy.

džǫzę̆ dę tšĩ, dę tšę̆,	Joseph des chiens, des chats,
tõ pęr tə bę̆,	Ton père te bat,
lę̆ męr tə tõ,	Ta mère te tond,
džǫzę̆ dĭ mĭnõ.	Joseph du minon.

(Sylvain Périat, né en 1845, Fahy.)

Digitized by Google

Voici le rythme des deux derniers morceaux

IV. Empros et formulettes.

Si la ronde patoise peut être considérée comme à peu près disparue, il n'en est pas de même des empros et formulettes, mieux conservés par les *garçons*, et qui sont encore d'un usage très courant. Malheureusement il n'y a pas grande variété dans le genre, et beaucoup se ressemblent.

Pour ces empros, je n'ai pas essayé d'en donner une traduction française plus ou moins fantaisiste; à mon avis, toute tentative de ce genre est parfaitement inutile. Il faut se résigner à prendre les empros pour ce qu'ils sont: un assemblage de mots doués d'une certaine cadence, alignés au petit bonheur par on ne sait qui, mais dénués en général de tout sens quelconque; et il est enfantin de se torturer l'esprit pour vouloir *mordicus* donner une signification

Digitized by Google

à des sons qui n'en ont aucune. (Cf. la traduction que *Blavignac* donne de l'empro genevois, *Empro,* p. 9 et sq.) Quand, à Lausanne, dans mon enfance, nous comptions:

— tous les savants auront beau y perdre leur latin, cela ne signifie absolument rien!

Je n'ai pas retrouvé, dans le Jura bernois, des empros d'origine *allemande,* comme nous en avons plusieurs à Lausanne et dans le Canton de Vaud. L'influence allemande, si considérable dans d'autres domaines du patois, est ici complètement nulle. [1])

---

[1]) Voici deux empros allemands importés à Lausanne, et qu'on retrouve dans le Canton de Berne (Cf. *G. Züricher:* Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern, p. 66 et 67, n^os^ 476 et 487):

A. Empros.

Le rythme de ces empros est à peu près toujours le même:

45° Patois de Charmoille.

ŭnĭ, ŭnẹl, — bẹ̆rĭbẹl,
jambon, — kărĭbō̃,
sĭ wăñō̃, — sĭ wăñăt,
bẹ̆rbĭžat (petite brebis) — *trŭ!*

(Joseph Bron, Charmoille.)

46° Patois de Courtedoux.

ŭnĭ, ŭnẹl, — pẹ̆rĭmẹl,
džă dĭ bǫ (Jean du bois) — *kăbǫ,*
sĩ mẹ̆ñĩ, — sĩ mwăñă,
bẹ̆rbwăyăt, — trŭyă!

(Françoise Maillat, née 1826, Courtedoux.)

47° Patois de Miécourt.

ŭnĭ, ŭnẹl, — pẹ̆rĭmẹl,
džăbǫ, — džă dĭ bǫ, — kăbǫ,
sĩ mẹ̆ñĩ, bẹ̆rbwăyăt[1], — *trŭf!*

48° Patois de Fahy.

ŭnĭ, ŭnẹl, — bẹ̆l, bẹ̆l (belle)
Jean-Beau, kărĭbǫ,
sĩ mẹ̆ñĩ, — sĩ mẹ̆ñăt
bẹ̆rbĭžăt (petite brebis) — *rŭdžăt* (rougette).

---

[1]) Dans *Arch. II,* p. 156, n° III, M. l'abbé Daucourt traduit *bẹ̆rbwayăt* par: *barbouille.* C'est inexact. On a bien une forme *bẹ̆rbǫ̆yĭə* ou *bẹ̆rbwăyĭə* = *barbouiller,* mais la 3e pers. sing. du prés. indit, serait: *bẹ̆rbǫ̆yə* ou *bẹ̆rbwăyə,* jamais *bẹ̆rbwăyăt.* (Cf. n° 64.)

49° Patois des Bois.

ŭnĭ, ŭnẹl — bărĭbō̆, bărĭbẹl,
kănĭ, kănẹl, — Savoyard, — trŭk!

(André Cattin, Les Bois.)

50° Patois de Fahy.

ŭ nez, ŭn aile, — pẹ̆rĭmẹl,
dĭĕ dĭ bọ (Jean du bois) — *kĕbọ*
Filiae Joseph-André (Variante: *Furieux Joseph André)*
gẹ̆gẹl (crottes de chèvre), *grĭpō̆,*
vĕ t'ā̆ (va-t'en). (Sylvain Périat, 1845, Fahy.)

51° Patois de Saint-Brais.

ŭnĭ, ŭnẹl — bărĭbō̆, bărıbẹl,
tăbọ, jambon, — sĭ mwănĭ, sĭ mwănăt,
bẹ̆rbĭzō̆, bẹ̆rbĭzăt, — trŭks!

52° Patois de Lajoux.

ŭnĭ, ŭnẹl, mẹ̆ tăt Michèle
ẹ̆ fẹ̆ ĭn-ŭə (a fait un œuf)
pŭ grọ k' lẹ̆ tẹt d'ĭ bŭə. (plus gros que la tête d'un bœuf.)
ọklĭ, ọklă, — le voici, le voilà.

(Julie Frêne, 1840, Lajoux.)

53° Patois de Fahy.

mẹ̆ tĕt Michel — ẹ̆ fẹ̆ ĭn-ŭə
sĭ grọ k' lẹ̆ tẹt d'ĭ bŭə. — ọklĭ, ọklă,
lẹ̆ vwălĭ (la voici) *qui s'en va.*

(François Joset, 1854, Fahy.)

54° Charmoille.

On l'a aussi en français:

Un nid, une aile, — Des pommes, des poires,
Pour ragoûter Marie Flouflou,
Qui est la marraine d'un gros loup, — Flou!

(Joseph Bron, Charmoille.)

55° Delémont.

Un i, une l, — Ma tante Michel,
Des choux, des raves, des raisins doux,
Au loup, — Coucou!

(Mme Ruegger-Kaiser, 1827, Delémont.)

Digitized by Google

56° Patois de Bonfol.

ę y'ę ęn bǫ̆r — (Il y a un canard)
k' ę fę ĭn-ŭə — *šĭ grǫ k' lę̆ tęt d'ĭ bŭə.*
ǫklĭ, ǫklă, — *le voilà qui s'en va.*
(Marie Macquat, 1840, Bonfol.

57° Patois de Fahy.

s'ā l' pŭ d' tšīə mę̆ tĕt (C'est le coq de chez ma tante)
k'ę fę ĭn-ŭə — *šĭ grǫ k' lę̆ tęt d'ĭ bŭə.*
yǫklę, yǫklă, — *fwę̄r t'ā d' lā* (Fourre-t'en).

58° Patois de Courtedoux.

ĭnə, pĭnə, tăfĭlę, tĭf, tăf, dǫ̆mĭnę,
ĭnə, pĭnə, — *tăf, tŭf!*
(M[me] V[ve] Stouder, aubergiste, Courtedoux.)

59° Patois de Charmoille.

pĭšĭ (pinçons) — *lǫ̆ rĭ* (le Rhin)
pǫ̆ sę pūə (pour ces porcs) — *kə vĭĭ* (qui venaient)
dā sĭ džlĭ (de Saint-Gelin)[1])
fę̆rmyăt, — *pę̆pyăt* —
fŭ pĭšīə (cours pisser) — *ā lę̆ pĭlăt.* (Joseph Bron, Charmoille.)

60° Patois de Lajoux.

ę̆dyǫ̆yăt (aiguillette) — *trĭnăt* (traînette)
mę̆tę, mę̆tĭ (matin) —
prăt m'ĭ pǫ̆ tŏn-ăñę (Prête-moi un peu ton agneau)
văš fărĭ, — *văš fărę̆t,*
tĭr t' ę̆rīə (tire-toi arrière) — *t'ę̆ văsę* (tu as vessé).
(Julie Frêne, née 1840, Lajoux.)

61° Patois de Develier.

pǫ̆ džŭr ā lę̆ kwătšăt: Pour jouer à cache-cache.
ę̆n ălęn (une alène) — *bătălęn,*
kə s'ę̆pœl . . . . (qui s'appelle . . . .)
lə drīə s'ā stŭ k' bǫtš[2]). (Le dernier c'est celui qui *bouche*.
stŭ k' pœ tǫ̆tšīə l' mŭr ā rwĕ.[3]) Celui qui peut toucher le mur est sauf.)
(Pierre-Joseph Monnin, né 1822, Develier.)

---

[1]) On va depuis Cornol prier St-Gelin pour les maladies des porcs.

[2]) C'est celui qui se «*bouche*», se cache les yeux avec le bras en s'appuyant contre le mur, pendant que les autres vont se cacher.

[3]) Ce mot, très rarement employé de nos jours, est très ancien: *rwĕdr* = vaincre; *ę̆l ā rwĕ* = il est vainqueur, il est sauf, parce qu'il a pu toucher le but sans être vu.

62° Patois de Fahy.

ę̆n ălęn — bę̆tălęn,
sę dĭ pyǫ̆, — sę dĭ pwă —
prăt lə mwă (prête-le moi) — *pæ̆ pūə* (Vilain porc)
t'ę̆ văsę! (tu as vessé.)

(François Joret, 1854, Fahy.)

63° Patois de Courtemaîche.

ę̆n yŭn k' ā pyęn	Une lune qui est pleine
k'ę̆ rākōtrę trā kęp də tšĩ,	Qui a rencontré trois capes de chien,
kə mēdžĩ d' lę̆ sǫp ā vĩ.	Qui mangeaient de la soupe au vin.
pŭ, pŭ, bŭskĭ,	
t'ę̆ sō, t'ę̆ fǫ̆!	. . . tu es dehors.

64° Patois de Courtedoux.

ptę̆ sĭzę d'ūə, d'ę̆rdžā	Petits ciseaux d'or, d'argent
tō pęr, tę̆ męr t'ę̆pæ̆l	Ton père, ta mère t'appelle[nt]
pǫ̆ ălę mēdžīə	Pour aller manger
dĭ lę̆sę tę̆yīə	Du lait caillé
k' lę̆ rę̆t ę̆ bę̆rbwę̆yīə	Que la souris a barbouillé
dĭ tā d'ę̆n ūr, dūəz-ūr,	Du temps d'une heure, deux heures,
trā ūr, mędĭ, vę̆ t'ā!	Trois heures, midi, va-t'en:

(M^me^ V^ve^ Stouder, aubergiste, Courtedoux.)

65° Patois de Franches-Montagnes.

ę̆n ę̆mĭgę̆t, — kǫ̆ də sŭę̆t,
sĭgəsĭ, — dę̆rĭgę̆, — sę̆m.
brĭk brăk dę̆ mǫ̆tnă,
tšə sə lę̆ bę̆rę̆k (la baraque) *dĭ tšətšă.*
dyęl tχŭę mō tšĩ (Diable tue mon chien)
šę̆nlā pĩ dā ptę̆,
χĭrĭbĭrĭbĭ, — χĭrăbărăbă
pǫ̆pǫ̆lăskĭ, — ărǫzāmŭs.
Tantôt vous le voyez, — tantôt vous n' le voyez plus!

(M^me^ Lucie Bonanomi, Delémont.)

66° Patois de Fahy.

ĕnə bę̆l rŭdž pǫ̆m	Une belle rouge pomme
kə s'ā vĩ dā rǫ̆m	Qui s'en vient (depuis) de Rome
pwă sē pĭər ę̆ sē sĭmō,	Par St-Piere et St-Simon,
vwădžę nǫ̆t măšō.	Gardez notre maison.
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ pūər,	S'il y vient un pauvre,
bę̆yĭt-yĭ ę̆n ęmǫ̆n;	Donnez-lui une aumône;

Digitized by Google

s'ę̆ yĭ vĩ ĩ kę̆pŭ̊sĩ,	S'il y vient un capucin,
bę̆yĭt-yĭ ĩ vwār də vĩ;	Donnez-lui un verre de vin;
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ kăptĭf,	S'il y vient un captif,
bę̆yĭt-yĭ ĩ băk də vwĭtχə;	Donnez-lui un bec de brioche;
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ lęrõ,	S'il y vient un larron,
bę̆yĭt-yĭ sã kǫ d' bātõ.	Donnez-lui cent coups de bâton.

(Marie Queloz, 1860, Fahy.)

67° Patois de Rebévelier.

ę̆nə bę̆l pǫ̆m d'ǫə	Une belle pomme d'or
kə s'ę̆ fę̆ pǫ̆rtę ę̆ rǫ̆m	Qui s'est fait porter à Rome
pwă sē pīər ę sē sĭmõ,	Par St-Pierre et St-Simon,
vwărdę bĩ lę̆ māžõ.	Gardez bien la maison.
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ pǫvr,	S'il y vient un pauvre,
bę̆yę̆t-yĭ ę̆n āmǫ̆n;	Donnez-lui une aumône;
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ kę̆pŭ̊sĩ,	S'il y vient un capucin,
bę̆yę̆t-yĭ ĩ vār də vĩ;	Donnez-lui un verre de vin;
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ lę̆rõ,	S'il y vient un larron,
bę̆yę̆t-yĭ sã kǫ d' bętõ.	Donnez-lui cent coups de bâton.

(Joseph Juillerat, 1827, Cerniers de Rebévelier.)

68° Patois de Montignez.

s'ę̆ yĭ vĩ ĩ lę̆rõ,	S'il y vient un larron,
t' yĭ bę̆yərę̆ ĩ kǫ d' bętõ;	Tu (y) lui donneras un coup de bâton;
s'ę̆ yĭ vĩ ĩ pūər ăn,	S'il y vient un pauvre homme,
t' yĭ bę̆yərę̆ ę̆n āmǫ̆n;	Tu lui donneras une aumône;
s'ę̆ yĭ vĩ dę kę̆pŭ̊sĩ,	S'il y vient des capucins,
t' yĭ bę̆yərę̆ ĩ vār də vĩ.	Tu (y) leur donneras un verre de vin.

Cet empro, très populaire et très répandu[1]), se dit aussi souvent en français. Il ne sert du reste pas toujours à compter, mais s'emploie aussi pour amuser et faire sauter les enfants sur le genou. Voici la version française:

69° Empro de Delémont.

Une belle rouge pomme
Qui s'est fait porter à Rome
Par St-Pierre et St-Simon,
Gardez bien la maison.
S'il y vient un pauvre homme,
Donnez-lui une aumône;
S'il y vient un capucin,
Donnez-lui un verre de vin;
S'il y vient un larron,
Donnez-lui cent coups de bâton.

(Mme Vve Jos. Joliat-Kaiser, 1824, Delémont.)

---

[1]) Cf. *Blavignac*, Empro genevois, p. 29. — *A. Godet:* A propos des empros, *Arch. II*, p. 177. — *Daucourt:* Chants et dictons ajoulots, *Arch. II*, p. 155.

Digitized by Google

Voici le rythme de cet empro

B. Formulettes.

Formulettes dites en frappant sur le saule pour faire les sifflets.

70° Patois de Vendlincourt.

sę̄v, sę̄v	Sève, sève
tšŭ lę̆ rę̄v,	Sur la rave,
trā kwę̆dšō	Trois cordons
tšŭ dšō,	Sur jonc,
s'ā sẽ nĭkǫlā mō mwăyŭ pătrō.	C'est Saint-Nicolas mon meilleur patron.

(M. Riat, président du tribunal, Neuveville.)

71° Patois de Courtemaîche.

sęv, sęv, mõ χǫtră,	Sève, sève, mon sifflet,
pę̆ lę̆ rūə[1]) dĭ tχŭ dšętχă;	Par la raie du cul[de] petit Jacques;
tχẽ mõ χǫtră srę̆ sęvę,	Quand mon sifflet sera sèvé,
dšętχă v' ętrə[2]) krāvę.	Petit Jacques veut être crevé.
lę̆, lę̆, s'ă bĩ fę!	Là, là, c'est bien fait!
ęl ăt-ęvŭ l'tχŭ tǫ brǫlę!	Il a eu le cul tout brûlé!

72° Patois de Porrentruy.

sęv, sęv, mõ χǫtră,	Sève, sève, mon sifflet,
pę̆ lę̆ lwă dĭ ptę Jacob;	Par la loi du petit Jacob;
tχẽ Jacob sərę̆ krāvę,	Quand Jacob sera crevé,
mõ χǫtră sərę̆ ryǫ̆vę[3])	Mon sifflet sera (re)levé.

73° Patois de Courtedoux.

sęv, sęv, mõ χǫtră;	
tχẽ Jacob sărę̆ krāvę,	
mõ χǫtră sărę̆ sęvę.	Mon sifflet sera sèvé.

(Françoise Maillat, née 1826, Courtedoux.)

74° Patois de Les Bois.

sęv, sęv, mõ šǫtră;	Sève, sève, mon sifflet;
s'tə sęv bĩ,	Si tu sèves bien,
t'ęrę̆ dĭ vĩ;	Tu auras du vin;
s'tə sęv mā	Si tu sèves mal,
t'ęrę̆ dĭ pišă də tšvā.[4])	Tu auras de la pisse de cheval.

(André Cattin, Les Bois.)

75° Patois de Vendlincourt.

Pour faire le beurre:

sẽ bărnăbę	Saint Barnabé
dęsāv[5]) l' bǫr d'ęvǭ l' lęsę!	Sépare le beurre d'avec le lait.

(M. Riat, président, à Neuveville.)

---

[1]) Le latin riga a donné: *rǭə* dans le vâdais et *rūə* en Ajoie = *sillon, raie.* (Cf. *Arch. III,* p. 275, n° 8, str. 5, et *VII,* p. 267, n° 204.)

[2]) Remarquer la contraction, fréquente dans le patois du Jura, de *vœ̆* = veut: *ę yĭ v' ęvwă = il y veut avoir, il y aura.*

[3]) Ici *ryǫ̆vę* doit s'entendre de *l'écorce qui sera levée,* et par conséquent *le sifflet pelé.*

[4]) Allusion au n° 33 ci-dessus. (Cf. *L. Courthion:* Dictons et Devinettes. *Arch. II,* p. 243.)

[5]) C'est la première fois que je rencontre ce mot. Le latin separare a donné *săvrę* = serrer. Est-ce peut être *dis + aqua* (= *āv*)? Dans ce cas *dęsāvę* aurait le sens de: *séparer, dans le lait, le beurre d'avec les parties aqueuses.*

76° Patois de Courgenay.

Les enfants solennisent les promesses qu'ils se font en disant, la main étendue

ękūən də bů̃ə,	Corne(s) de bœuf,
ękūən də vętš,	Corne(s) de vache,
džmę l' mę̆rtšĩə n' sə dęfęs!	Jamais le marché ne se défasse!

(Feu M. Metthez, instituteur, à Courgenay.)

Je devrais maintenant donner encore les «*jeux patois*» que j'ai recueillis; mais ce serait allonger par trop mon travail. Je me réserve de reprendre ce sujet plus tard et d'y faire rentrer plusieurs choses qui n'ont pu trouver leur place ici.

Bâle, septembre 1909.

Digitized by Google

Die Älplerfamilie in den romanischen Alpendialekten der Schweiz.

Von

Christoph Luchsinger.

I. Allgemeiner Teil.

Unter Älplerfamilie verstehe ich die Gesamtheit der Angestellten eines alpwirtschaftlichen Betriebes. Ihre Aufgabe ist eine doppelte: Verwertung der Milch und Hut des Viehes. Während die einen Knechte, die Hirten, das Vieh auf der Weide hüten, bereiten die andern, die Sennen, in der Hütte Butter und Käse. Abends und morgens ist die ganze Älplerfamilie beisammen: das Melken der Kühe wird gemeinsam besorgt[1]).

Die Zahl der Angestellten hängt von der Grösse des alpwirtschaftlichen Betriebes ab. Wir unterscheiden:

1. Einzelbetriebe oder Einzelalpung (1 Mann).
2. Genossenschaftliche Betriebe.
   a) Betriebe mittlerer Grösse (2—5 Mann).
   b) Grossbetriebe (6—15 Mann).

Wo Einzelalpung besteht, da besorgt jeder Alpgenosse (oder seine Frau oder seine Tochter oder der Grossvater[2]) alle Arbeit selbst: melkt seine paar Kühe und verbuttert und verkäst die Milch in seinem ihm eigentümlich zugehörenden, aber auf Gemeindeboden stehenden Hüttchen. Solcher Kleinbetriebe gibt es auf einer Alp gewöhnlich sehr viele, da jeder Bürger das Recht hat, sein Vieh auf der Gemeindealp zu sömmern und zu diesem Zwecke eine Hütte zu bauen. Die Hütten sind entweder auf der ganzen Alp zerstreut, was vom alpwirtschaftlichen Standpunkt aus vorteilhafter

[1]) Nur die Hirtenbuben melken nicht.
[2]) In den Waadtländeralpen gewöhnlich der Grossvater mit dem Enkel.

ist (gleichmässige Düngung), oder sie stehen dorfartig beisammen wie in Bretaye (Alpendorf von Ollon), Taveyanna (Alpendorf von Gryon), Anzeinda (Alpendorf von Bex), auf der Belalp und im Lötschental. In diesen Alpendörfern herrscht im Sommer frohes Leben, besonders in den Waadtländeralpen; da ist die „Älplerkilbi", la *mi-été*, noch ein wirkliches Volksfest, das auf der Alp beginnt und im Dorfe endet. Hat der Freund der Überlieferung seine helle Freude an diesem poetischen Älperleben, so hat dagegen der Schweiz. alpwirtschaftliche Verein der Einzelalpung schon längst den Krieg erklärt. Hören wir, was die *Statistique suisse des alpages*[1]), Lief. XII 46, über die Walliseralp Salanfe sagt: „Chaque bourgeois de la commune de Salvan peut y alper son bétail, ce qui donne lieu à une surcharge bien souvent excessive (parfois près de 1000 têtes de bétail, les moutons non compris). La réalisation du lait est aussi variée qu'inconséquente, car chaque propriétaire exploite et travaille personnellement. Environ 25 chalets et 30 écuries, d'une architecture et composition variées, se groupent en hameau alpestre, habité par 70 à 80 personnes. L'exploitation manque d'unité, de direction et d'ordre. La propreté y est douteuse et un règlement de l'alpe est chose inconnue. A l'endroit des améliorations on ne constate ni progrès, ni même volonté de progrès et cependant il y aurait matière." Am rückständigsten scheint der Betrieb da zu sein, wo die Frauen[2]) das Regiment führen, während bei ausschliess-

[1]) En vente chez les Editeurs (Société suisse d'économie alpestre) et à la librairie de la Société: A. Lüthi, Soleure, succ. de Jent & Co. Von den bis jetzt erschienenen Lieferungen betreffen zwei das rom. Alpengebiet der Schweiz: Lieferung XII (Unterwallis), XVI (Freiburg).

[2]) Aus eigener Anschauung kenne ich Einzelbetriebe mit bloss weiblichem Personal nur aus dem Oberwallis, auf der Lötschtaleralp Hocken der Gemeinde Kippel (wo nicht mehr ganz junge Mädchen die paar Kühlein ihrer Familien melken, Käslein bereiten, im Laufe des Vormittags mit der Käsmilch ins Tal hinunter steigen, um abends wieder auf die Alp zurückzukehren) und auf der Belalp (wo die Frau mit den Kindern den ganzen Sommer auf der Alp weilt, während der Mann im Dorfe zurückbleibt, um das Heuen zu besorgen). Für das Unterwallis bin ich ganz auf die oben zitierte *schweiz. Alpstatistik* angewiesen, die darüber folgendes sagt: „En ce qui concerne le personnel desservant des alpages du Bas-Valais, l'homme, avec ses qualités et ses défauts, nous apparaît comme le maître incontestable de la montagne; le sexe faible étant rarement représenté sur ces alpes, à l'exception de quelques-unes: par exemple, celles de Savièse, dans le district de Sion, où la femme règne en maîtresse. Sur quelques montagnes, comme celles de la vallée d'Hérens, les enfants aident les hommes aux travaux alpestres: garde des vaches, etc. Il est même des alpes telles que Salenfe (St-Maurice) où toute la famille émigre pour aller jouir là-haut de l'air pur et frais de la montagne. Une simplicité toute

Digitized by Google

lich männlichem Personal die Reinlichkeit zu wünschen übrig lässt. Auch Stebler in seinem in jeder Beziehung so interessanten *Lehrbuch der Alp- und Weidewirtschaft* bekämpft die Einzelalpung. Er wirft ihr Holz- und Arbeitsvergeudung, Milch- und Geldverschleuderung vor und verlangt Beseitigung der Zwergbetriebe, vorerst durch Einrichtung einer gemeinsamen Sennerei, dann, wenn möglich, durch gemeinsame Hut und schliesslich durch Zentralisierung der gesamten Viehhaltung. Ein vollständig zentralisierter Betrieb ist ein genossenschaftlicher Betrieb. Er hat sich aus den Einzelbetrieben nach und nach entwickelt. Wir können also Übergangsstadien unterscheiden, z. B. gemeinsame Hut (im Greyerzerland heisst der gemeinsame Hüter *bagnard*), aber getrennte Verwertung der Milch, wie im Lötschental; an andern Orten haben wir im Milchabtausch oder Milchabkauf Ansätze zu genossenschaftlicher Milchwirtschaft. Die Einzelalpung, ursprünglich die einzige Betriebsform, wird mit der fortschreitenden Entwicklung der Alpwirtschaft ganz verschwinden. Schon jetzt ist die genossenschaftliche Betriebsform weitaus die vorherrschende im romanischen Alpengebiet der Schweiz[1]).

Da beim genossenschaftlichen Betrieb die Milch gemeinsam verwertet wird, hat jeder Alpgenosse nach Massgabe des von seinen Kühen gelieferten Milchquantums Anspruch auf die Michprodukte. Um den Anteil jedes einzelnen bestimmen zu können, findet auf der Alp ein ein-, zwei- oder dreimaliges Probemelken statt, oder es wird die Milch täglich nach jedem Melken gemessen oder gewogen, so z. B. im Val d'Entremont, im Val

---

spartiate règne là où des hommes seuls administrent, et la propreté bien souvent est des plus douteuses. Par contre là où la femme dirige l'exploitation, on constate un recul dans la fabrication, l'entretien des chalets et dans l'amélioration de l'alpe. Pour qu'elle prospère, il faut que le personnel desservant jouisse d'une vie se rapprochant le plus possible de la vie de famille.“ Im Tessin bestand nach einer Statistik aus der ersten Hälfte der 90er Jahre das Alppersonal aus 1536 Männern und 950 Frauen; einzig die Leventineralpen haben bloss männliches Personal.

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. Strüby, Sekretär des Schweiz. alpwirtschaftlichen Vereins, bildet die Einzelalpung, resp. Einzelverarbeitung der Milch im Tessin und in Bünden leider noch fast die Regel. Die Einzelalpung wäre also doch noch weiter verbreitet, als ich auf Grund eigener Beobachtung angenommen habe. Ich muss hier allerdings bemerken, dass ich die Bündner- und Tessineralpen aus eigener Anschauung weniger gut kenne als die Alpen der franz. Schweiz, da ich bei meinen Alpwanderungen beide Male vom Greyerzerland ausging und daher die Alpen Bündens und des Tessins zum Teil schon entladen fand, als ich sie aufsuchen wollte.

Ferret und im Tavetsch[1]). Auf den meisten Walliseralpen wird zweimal gemessen, das eine Mal im Früh-, das andere Mal im Spätsommer und zwar immer in Anwesenheit sämtlicher Alpgenossen. Auf der *montagne de Cheville* z. B., die etwa 30 *consorts* gehört, findet die erste Messung am dritten Tage nach der Alpfahrt statt, nachdem die Kühe 17 Stunden lang Milch sammeln konnten. Um zu verhindern, dass die Hirten durch schlechtes Ausmelken den einen oder andern Alpgenossen begünstigen, werden alle Kühe durch einen Kontrolleur[2]) ausgemolken. Die zweite Messung ist auf den Montag, der dem 20. August am nächsten liegt, festgesetzt und zwar wird alsdann der Milchertrag von 12 Stunden gemessen. Das Mittel der beiden Messungen wird der Verteilung des Alpnutzens[3]) zu Grunde gelegt. Für 8 Liter Milch beträgt der

---

[1]) In den Alpen des Val Ferret und des Tavetsch wird der Alpnutzen nicht erst im Herbst verteilt, sondern es wird heute für den Alpgenossen *A* gekäst und gebuttert, morgen für den Alpgenossen *B*, d. h. immer für denjenigen, der nach der Milchrechnung am meisten Milch zu gut hat („qui est le plus fort"). In den Dorfsennereien des Unterwallis ist die Zuscheidung des Tagesnutzens an die Teilhaber allgemein üblich; diese Betriebsform heisst *laiterie désignée.* Auf der Alp Tiarms im Tavetsch war im Jahre 1903 noch kein Senne angestellt; der Bauer, der Anspruch auf den Tagesnutzen hatte, stieg auf die Alp, verarbeitete eigenhändig den gesamten Milchertrag nach seinem Gutdünken, um dann einem andern Bauer Platz zu machen. Ein Bauer, dessen Vieh einen hohen Milchertrag lieferte, kam mehrmals als *signun* an die Reihe. Vgl. Berther B., *Sin Cadruvi* (Solothurn, Stamp. Union), und Fock, J., *Die hölzernen Milchrechnungen des Tavetschtals*, im *Schweiz. Arch. f. Volksk.* 1903.

[2]) In Scanfs im Engadin (nach den Aufzeichnungen von Dr. Melcher aus dem Jahre 1902, die ich der gütigen Vermittlung meines Freundes Prof. Jud verdanke), wo man früher zweimal (Ende Juli und gegen Ende August), später einmal (Mitte August) mass, wurden die Kontrolleure, *štüǵéders*, ein oder zwei Tage vorher auf die Alp geschickt, um jeden Betrug zu hintertreiben. Die Messtage hiessen *imsüras*, welcher Name sich erhalten hat (obschon es jetzt keine besondern Messtage mehr gibt, da man täglich zweimal misst) als Bezeichnung des Tages, an welchem (nach dem Heuen, ungefähr Mitte August) eine Art Aelperfest stattfindet, das früher wie die *mi-été* ein wirkliches Volksfest war, jetzt aber von Jahr zu Jahr an Bedeutung einbüsst. Vgl. Muoth J. C., *Nachrichten über bündnerische Volksfeste und Bräuche*, im *Schweiz. Arch. f. Volksk.* II. Über Milchmasse, Milchmessen und Alpbräuche im Val d'Anniviers vgl. Gilliéron, *Romania* XXV 436.

[3]) Ob im romanischen Alpengebiet der Schweiz noch Holzstäbe zur Notierung der Milchquantitäten, des Alpnutzens und der Alprechte verwendet werden, kann ich nicht mit Sicherheit angeben. Ich vermute, dass die altmodische hölzerne Milchrechnung jetzt überall durch die moderne papierne ersetzt worden ist. Die kulturhistorisch so interessanten Tesslen sind mit besonderer Liebe studiert worden von Stebler; ich verweise hier auf seine zusammenfassende Darstellung: *Die Hauszeichen und Tesslen der Schweiz*, im *Schw. Arch. f. Volksk.* 1907; sie enthält aus unserm Gebiet die Beschreibung und Abbildung der *stialas de latg* aus dem Tavetsch und zweier *tachères* aus dem Eifischtal.

Digitized by Google

Anteil am Alpnutzen auf der genannten Alp gewöhnlich 2 Käse zu 25 ℔ und 1 Zieger zu 30 ℔. Die Butter wird gewöhnlich auf Rechnung der Alp verkauft[1]).

Um das Recht zu haben, eine Kuh auf die Alp Cheville zu treiben, muss ein *consort* wenigstens einen *huitant de fonds* besitzen. Man kann aber auch einen solchen Anteil für Fr. 5—6 pachten. Die Teilhaber sind im Verhältnis ihrer Anteile zu Tagewerken (Verbesserung der Wege, Wegräumen von Steinen, Reparaturen an den Gebäulichkeiten) verpflichtet. Im Eringertale werden die Anteile der Alpgenossen in *cuillerées* ausgedrückt. Um eine Kuh auf der Alp Prélet bei Evolène sömmern zu können, muss man fünf *cuillerées de fonds* besitzen. Die ganze Alp hat 581 *cuillerées*. Die Genossenschaftsalpen machen etwas mehr als ⅓ sämtlicher Alpen des Unterwallis aus. Nach der *Schweiz. Alpstatistik*, Lief. XII, gehören von den 319 Alpen des Unterwallis: 118 den Gemeinden, 113 den Genossenschaften, 35 den Gemeinden und den Genossenschaften zusammen, und bloss 52 Privaten. Von den 822 Alpen Bündens sind 572 Gemeindealpen, 151 Genossenschaftsalpen, 77 Privatalpen, 7 Klosteralpen, 3 Kantons- und Landschafts- oder Bezirksalpen[2]). Im Tessin waren nach einer Statistik aus der ersten Hälfte der 90er Jahre von 465 Alpen 343½ Eigentum der *patriziati* (Bürgergemeinden, Genossamen[3]) und bloss 121½ Privateigentum. Wir sehen also, dass die Alpweiden, die lange ausschliesslich gemeines Gut — Reste der alten Markgenossenschaften — waren, heute noch zum grössten Teile Kollektivbesitz sind. Die Privatalpen sind aber wirtschaftlich wichtiger, als man aus ihrer geringen Zahl schliessen könnte; im Unterwallis z. B. übertrifft eine Privatalp den Ertrag einer Genossenschaftsalp von gleicher Ausdehnung um 22 %.

---

[1]) Auf mehreren Walliseralpen wird die Butter bis zum Herbst aufgespeichert, indem man daraus einen grossen Block bildet, den man bei der Verteilung zerschneidet. An einigen Orten, z. B. auf der Alp Prélet bei Evolène, wird die Butter vor der Verteilung geschmolzen.

[2]) Ich verdanke diese statistischen Angaben der gütigen Mitteilung des unermüdlichen Sekretärs des Schweiz. alpwirtschaftlichen Vereins, Herrn Prof. Strüby in Solothurn. Näheres wird die vom genannten Verein herausgegebene Alpstatistik des Kantons Graubünden enthalten, deren Erscheinen auf Ende 1909 angekündigt worden ist.

[3]) Von diesen tessinischen Genossenschaftsalpen wird aber ein grosser Teil nicht mehr genossenschaftlich betrieben, sondern verpachtet.

Digitized by Google

Der genossenschaftliche Betrieb erfordert die Anstellung von Knechten zur Besorgung der gemeinsamen Sennerei und der gemeinsamen Hut. Die Zahl der Angestellten, deren Wahl bei der genossenschaftlich betriebenen Genossenschafts- oder Gemeindealp der Generalversammlung[1]) der Teilhaber oder der Alpkommission, bei der Privatalp oder bei der von Privaten bewirtschafteten Genossenschafts- oder Gemeindealp dem Privateigentümer resp. Pächter zusteht, richtet sich natürlich nach der Grösse der Alp. Für Betriebe mittlerer Grösse, die in der Gruyère[2]), im Tessin und in Bünden die Regel bilden, genügen gewöhnlich 3—4 Mann:

1. der Senne, Chef des alpwirtschaftlichen Betriebes und Käser *(fruitier, maître, pāto, casaro, signun)*.
2. der Gehilfe des Sennen *(dziño, buébo du tsalé, tûner, tersiel, sétsen, sotsogn, sottasignuŋ, chandaun)*.
3. der für die Hut verantwortliche Gross- oder Meisterhirt *(garde-vaches, pastór, páster gron)*.
4. der Gehilfe des Meisterhirten *(pasturét, -él, páster pign, búop)*.

Auf manchen Alpen tritt an Stelle des zweiten Kuhhirten (oder neben ihn) ein Klein-[3]) oder ein Jungviehhirt. In den Grossbetrieben des Wallis ist die Zahl der Angestellten natürlich entsprechend grösser. Im Bagnestale werden entweder zwei Sennen angestellt, wie z. B. auf La Grande Chaux[4]); oder es werden dem

---

[1]) In Scanfs (über meine Quelle s. p. 257, Anmerk. 2) ernennt die Generalversammlung, die *cumpagnia*, nebst den zwei Alpvögten, den *k'ǫs d alp*, bloss den Genossenschaftssenn, den *señ*, der seine Gehilfen (auf einer Alp sind deren drei: *k'andẹm* „Zusenne“, *pẹšter da las vak'ąs* „Kuhhirte“ und *pẹšter da la mŭal'a sŭta* „Galtviehhirt“) selbst auswählt und honoriert (aus seinem Gehalt, der im Jahre 1902 etwa 500 bis 520 Fr. betrug). Im übrigen sind in Scanfs die Kompetenzen gleich verteilt wie in den übrigen Alpgenossenschaften: die Generalversammlung ist die gesetzgebende Behörde; der Alpvogt (oder die Alpvögte) hat deren Beschlüsse zu vollziehen.

[2]) Für das Greyerzerland, wo im Gegensatz zum übrigen rom. Alpengebiet der Schweiz Privateigentum und Privatbetrieb vorherrschen, gibt die *Schweiz. Alpstatistik*, Lief. XVI, folgenden Typus der Älplerfamilie: 1. Un chef d'exploitation et trayeur (400 Fr. Alplohn). 2. Un fabricant et trayeur (300—350 Fr.). 3. Un porteur trayeur et ouvrier (150—200 Fr.). 4. Un garçon de chalet, *buébo* (55 Fr.).

[3]) Ich verdanke der Güte von Prof. Salvioni folgendes Verzeichnis der Älpler von Olivone: 1. *kasájr* 2. *tüńẹr* (Zusenne) 3. *pastọr di vak* 4. *pastọr di péjgra*.

[4]) Auf La Grande Chaux, wo über 220 Kühe gesömmert werden, gibt es zwei milchwirtschaftliche Betriebe (wovon jeder drei Angestellte hat: Senn, „Zusenn“ und „Salzer“), aber nur eine Kuhherde (geleitet von einem Meisterhirten mit vier Gehilfen). Das gesamte Alppersonal besteht aus 15 Mann; zu den schon aufgezählten Knechten kommen noch zwei Rinderhirten, ein Schäfer und ein Schweinehirt.

Digitized by Google

Sennen ausser dem eigentlichen „Zusennen", dem *sodzi*, noch ein „Holzer" *(botsay)* und ein „Salzer" *(salyœu)* als Gehilfen beigegeben. In Nendaz hat der Senne, der *pạto*, dem neben der Betriebsleitung die Käsebereitung obliegt, drei Gehilfen: der erste, der *patorẹ*, bereitet den Molkenkäse, den Zieger; der zweite, der *mạyo*, reinigt das Molkereigeschirr; der dritte endlich, der *gro bẹrdjye*, transportiert den Käse in den Käsekeller und hilft dem Sennen beim Salzen des Käses. In den Grossbetrieben hat natürlich auch der Meisterhirt, der *maître* (Bagnes), mehrere Gehilfen. Im Val de Bagnes hat er deren drei: den *maytanay* „moyen", den *daray* „dernier" und endlich als Unterstützung einen Knaben, einen *soportyœu* = **supporteur*. Wo ein *maître* so viele Gehilfen unter sich hat, da ist er eine wichtige Persönlichkeit. Seiner grossen Macht entspricht die grosse Verantwortung. Gabbud[1]) sagt darüber: „Armailli en chef, son pouvoir est pour ainsi dire presque absolu pour tout ce qui concerne les choses de la montagne (sauf ce qui est du ressort spécial du fruitier) et sa responsabilité est assez grande. J'ai entendu dire à un vieux maître: si les *consorts* décident l'inalpe, le *maître berger* fixe de droit sans appel le jour de la désalpe. En revanche, le moindre défaut remarqué dans sa gouverne peut être exploité contre lui, lors même que la faute en retomberait directement sur l'un de ses subordonnés". Der Meisterhirt des Bagnestals besitzt eine Ausnahmestellung; gewöhnlich ist der erste Hirte dem Sennen nicht bei- sondern untergeordnet[2]).

[1]) Ich verweise hier auf die ausführliche Beschreibung des Aelplerlebens im Val de Bagnes von Gabbud M., *La vie alpicole des Bagnards*, im *Schweiz. Arch. f. Volksk.* 1909, Heft 1 und 2, welcher Arbeit ich nebst Steblers *Lehrbuch der Alp- und Weidewirtschaft* und der *Schweiz. Alpstatistik* alles verdanke, was nicht auf eigener Anschauung beruht.

[2]) Von einem Meisterhirten auf les Etablons de Saxon erzählte man mir, er habe die Oberhoheit des Sennen nicht anerkennen wollen und sei deshalb durch die Alpkommission vor die Wahl gestellt worden: *„se soumettre ou se démettre"*. Kompetenzkonflikte zwischen Sennen und Meisterhirten mögen da und dort entstehen, denn der Senne wacht eifersüchtig über seine Rechte; dagegen sind Fälle von Insubordination von Gehilfen sicher eine seltene Erscheinung: der hierarchische Geist ist in der Walliserälplerfamilie sehr stark entwickelt. Zudem ist die Arbeitsteilung so streng durchgeführt, dass jeder einzelne Knecht genau weiss, was er zu tun hat. Mit militärischer Pünktlichkeit erfüllt der Walliserälpler seine Pflicht, aber nicht mehr als seine Pflicht. Hat er seine Spezialaufgabe gelöst, so gönnt er sich die wohlverdiente Ruhe und kümmert sich nicht im mindesten darum, was seine Kameraden noch tun oder zu tun haben. Wir sind also weit entfernt von den familiären Zuständen der Kleinbetriebe, wo alle einander helfen, bis alle Arbeit verrichtet ist. Im Wallis haben wir eine hochentwickelte, durch

Digitized by Google

wenn er auch immer im Weidebetrieb eine gewisse Selbständigkeit besitzt.

Der Weidebetrieb ist im Wallis keine leichte Aufgabe. Da das Gras spärlich und die Zahl der Kühe unverhältnismässig gross ist, so muss die Weide sehr gut ausgenützt werden. Das Vieh kann nicht weiden, wo es will, sondern es wird ihm für jeden Tag vom Meisterhirten ein Platz als Weide angewiesen. Am Morgen führt man die Kühe in die am vorigen Tag schon geweideten Streifen und erst, wenn diese vollständig abgeweidet sind, lässt man die Herde in frische Weide treten. Wo man nachts und nachmittags um 2 Uhr melkt (wie z. B. in Liddes im Val d'Entremont), da unterscheidet man nicht bloss zwischen *dîner* (Morgenweide) und *cène*[1]) (Abendweide), sonder man gibt den Tieren vor dem Melken am Nachmittag noch eine Zwischenmahlzeit, die *marinda.* Was mir im Val de Bagnes aufgefallen ist, das ist die im Vergleich zur grossen Herde so geringe Ausdehnung der angewiesenen Weideplätze, was zur Folge hat, dass der Platz in kurzer Zeit kahl gefressen wird. Die Kühe werden im Viereck aufgestellt und von drei bis vier Hirten bewacht. Einige davon sind mit Hirtenstäben bewaffnet, an deren oberem Ende einige Eisenringe befestigt sind, die beim Rütteln rasseln. Das Tier weiss ganz genau, was dieses Rasseln zu bedeuten hat. Genügt aber dieses Zeichen noch nicht, so kann die Peitsche helfen, denn neben den Ringen ist am Stab ein langer Lederstreifen befestigt. Davon muss aber nicht oft Gebrauch gemacht werden: die Disziplin in den Walliser-, spez. in den Bagnestalerherden, ist mustergültig. Ein Vorstandsmitglied des Schweiz. alpwirtschaftl. Vereins schreibt darüber in der XII. Lieferung der *Schweiz. Alpstatistik* p. 54: „Les bêtes semblent même être douées d'un merveilleux instinct et d'une discipline toute militaire. A l'occasion d'un cours itinérant, il nous a été donné de voir sur Larzein, au-dessus de Bagnes, tout le troupeau paître en rang, aligné comme un régiment de soldats; sur Catogne, on se serait cru transporté au milieu d'un cirque; les vaches, sur un seul

Jahrhunderte lange Tradition festgefügte Älplerhierarchie. Ihr habe ich meinen Typus der Älplerfamilie (Senne, erster Gehilfe des Sennen, weitere Gehilfen, Meisterhirt, erster Gehilfe des Meisterhirten, zweiter Gehilfe des Meisterhirten usw.) nachgebildet, wobei ich nicht von der Arbeitsteilung, sondern von der hierarchischen Gliederung ausging.

[1]) Dazu Gauchat, *Bulletin du Glossaire* 1908, 58.

Digitized by Google

commandement du pâtre, se dispersant de différents côtés, formaient un carré parfait. Bien que superflu sur les alpages, ce dressage démontre qu'un pâtre, s'il sait tenir en main son bétail, peut rendre sous d'autres rapports d'immenses services. Les bêtes des races valaisannes possèdent l'instinct de la conservation à un degré bien supérieur que celles des hautes alpes de la Suisse". Diese Dressur ist vielleicht doch nicht so überflüssig, wie der Berichterstatter meint, da eigentlich zu wenig Gras vorhanden ist. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn gelegentlich eine Kuh aus dem Nachtlager — gewöhnlich ein ebener Platz in der Nähe der Hütte — entwischt, um sich auf frischer Weide zu laben. Manche Tiere seien so durchtrieben, sagt Gabbud, dass sie auch den Klang der Glocke zurückhalten, so dass der *veilleur* die Flucht nicht bemerkt, wenn nicht das Lagerfeuer oder die mondhelle Nacht die Fliehenden verraten. Während im Bagnestale ein Hirte (im Anfang des Sommers auch zwei) die ganze Nacht hindurch Wache hält und die übrigen Hirten in Steinhüttchen *(guérites)* auf Piket stehen für den Fall, dass eine Panik die Herde ergreifen sollte, so verlässt man sich in andern Wallisertälern ganz auf die Herdenglocken. Auf der Alp Prélet bei Evolène z. B. schläft der mit der Nachthut betraute Hirte in dem am Rande des Lagerplatzes befindlichen Hirtenhüttchen[1]), bis er durch das Erklingen der Herdenglocken aufgeweckt wird. Alsdann springt er auf, sucht die Herde wieder zu beruhigen, ruft einzelne unruhige oder fliehende Kühe beim Namen — er hat sie am Klange der Glocke erkannt — und weist sie zurecht. Ohne Herdenglocken ist bei Nacht keine Hut des Viehes möglich.

Nicht minder hart als das Leben der Kuhhirten ist dasjenige der Jungvieh- (Kälber- und Rinder-) und Kleinviehhirten (Schafhirt und Ziegenhirt). Manchmal wird auch Jungvieh in die Kuhherde aufgenommen; besonders Kälber weiden häufig mit den Kühen. In der Regel aber bildet man aus dem Jungvieh zwei besondere Herden: eine Kälberherde aus den noch nicht einjährigen Tieren und eine Rinderherde aus den ein- bis zweijährigen Tieren. In Salvan bestehen zwei Rinderherden: die eine umfasst die jüngern, ein- bis zweijährigen Tiere, die *génissons;* die andere die ältern, gewöhnlich trächtigen Tiere, die *génisses.* An manchen Orten weiden

[1]) Diese Steinhüttchen (cf. *Schweiz. Idiot.* unter *Figler*) sind so klein, dass ein Mann notdürftig darin Platz findet.

Digitized by Google

die trächtigen Rinder mit den Kühen. Den Kälbern werden die besten Weideplätze in der Nähe der Hütte angewiesen, während die Maischrinder (ein- bis zweijährig) sich mit abgelegenen, schlechten Weiden begnügen müssen. In Bünden werden die Jungrinder in der Regel auf besondern (schlechten) Alpen gesömmert, den sog. „Galtviehalpen". Steht der Rinderhirt im Wallis noch in loser Verbindung mit der Sennhütte — er bezieht von dorther die Nahrung —, so ist er dagegen in den Galtviehalpen Bündens von der eigentlichen Älplerfamilie ganz losgelöst. Zu seinem Unterhalte hält er einige Ziegen. Der Rinderhirt des Greyerzerlandes, der *vajillier*, hält mehr Ziegen, als zu seinem Unterhalte nötig sind; aus der überschüssigen Milch bereitet er Ziegenkäse, der als Leckerbissen leichten Absatz findet. Vielfach werden auch die Schafe auf besondern Alpen, den Schafalpen, gesömmert, z. B. in Bünden, das Oberengadin ausgenommen; im Wallis aber traf ich die Schafherde oft auf der Kuhalp, und ich habe daher neben dem Rinderhirten auch den Schäfer in meine Älplerfamilie aufgenommen. Auch für den Ziegenhirten taucht die Frage auf, ob er zur Älplerfamilie gehöre, denn die meisten Ziegenhirten führen ihre Herden am Abend ins Tal hinunter und versorgen so das Dorf mit Milch. Doch gibt es (speziell im Tessin) viele Ziegenherden, die ihren ständigen Wohnsitz auf der Kuhalp (in Bünden — Oberengadin ausgenommen — auf besondern Alpen) haben[1]). Ich konnte daher auch den *CAPRARIU von der Älplerfamilie nicht ausschliessen. Im Grunde genommen sind Rinder-, Schaf- und Ziegenhirt, die ja auch auf der Kuhalp auf abgelegenen Weiden ein Sonderleben führen, bloss zugewandte Orte der Älplerfamilie. Kein Zweifel besteht dagegen darüber, dass der Schweinehirt zur Älplerfamilie gehört. Die Schweine leben in innigster Verbindung mit der Sennhütte, da sie sich von den Molkereiabfällen nähren. Auf manchen Alpen werden auch die Schweine auf die Weide getrieben: ihre Hut ist Aufgabe des Schweinehirten.

Auf manchen Walliseralpen gibt es noch besondere Angestellte, denen der Unterhalt und die Verbesserung der Alp übertragen ist: Bewässerung, Düngung, Schwenten und Reuten, Wegräumen von Steinen und Schutt, Verbesserung der Wege usw. So

---

[1]) Nach Stebler sind 21 % der Ziegen des Gebirges „Alpgeissen".

hat z. B. das Val d'Anniviers einen „*directeur des eaux*", von dem im Artikel *mieye* des längern die Rede sein wird, weil die Bewässerung und speziell das Ausschwemmen des Düngers für das Wallis charakteristisch ist. Lourtier hat einen *ezarpyœu* (Gabbud), Salvan einen *tsarotõ*, Mistknecht, der mit dem Wagen den Dünger auf die Weide führt. Der **essarteur* in Sembrancher scheint sich nicht mehr mit der Verbesserung der Alp zu befassen; er ist „*laveur de vaisselle*" geworden. Gewöhnlich aber liegt der Unterhalt der Alp dem Eigentümer ob, also bei den Genossenschaftsalpen den *consorts*.

Was die Ernährung und Belöhnung der Alpknechte anbetrifft, so bietet uns namentlich die Walliserälplerfamilie viel Eigenartiges, so dass ich etwas länger bei ihr verweilen muss. Es liegt nahe, dass die Hirten von dem leben, was die Alp erzeugt: Milch, Molken, Schlagsahne, Buttermilch, Zieger und Käse. Da aber im Wallis der Milchertrag einer Kuh klein ist, so scheint vielerorts die Befürchtung zu bestehen, das zahlreiche Alppersonal esse den ganzen Sommernutzen auf. Man zieht daher vor, den Hirten möglichst viel Lebensmittel aus dem Dorf herauf zu schaffen. Dafür hat der Alpvogt zu sorgen, der *procureur*, der *recteur de la montagne*. Jeder *consort* hat für eine bestimmte Anzahl Tage die Lebensmittel zu liefern: Magerkäse, Schwarzbrot, getrocknetes Fleisch usw. Am Morgen wird gewöhnlich nicht Milch genossen, sondern Chokolade. Um eine Idee von der Belöhnung der verschiedenen Alpknechte zu geben, veröffentliche ich im folgenden die Lohnlisten verschiedener Walliseralpen nach den Angaben, wie sie mir auf meinen Alpwanderungen in den Jahren 1902 und 1903 von den Sennen selbst gemacht worden sind. Die franz. Erklärungen sind die wörtliche Wiedergabe der Mitteilungen des Sennen; die Namen der Älpler auf der *montagne de Mille* zitiere ich in der von Gabbud angegebenen Form. Die Angaben von Lens sind dem dortigen Alpbuch entnommen, das mir vom Alpvogt in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt wurde. Ich bin aber nicht sicher, ob sich die Löhne auf das Jahr 1902 bezogen. Für uns liegt der Wert dieser Lohnstatistik nicht in den absoluten Lohnangaben, da wir ja den reellen Wert der in Naturalien geleisteten Entschädigung doch nicht kennen, sondern in den Vergleichen, die wir zwischen den Löhnen der verschiedenen Alpknechte anstellen können. Der

Digitized by Google

Platz, den ein Senne oder ein Hirte in der Lohnliste einnimmt, zeigt besser als alles andere seinen Rang in der Älplerhierarchie. So kommt z. B. die Gleichheit im Rang von Meisterhirt und Senne im Val de Bagnes in der Lohnliste der *montagne de Mille* in der Gleichheit der Entschädigung zum Ausdruck.

Die Alp Mille im Bagnestale, am Ostabhang des Mont Brulé gelegen, ernährt nach der *Schweiz. Alpstatistik* vom 25. Juni bis 19. September 139 Kühe, 1 Stier und 288 Schafe. Der Gesamtertrag der Alp ist 4550 kg. Fettkäse und 2150 kg. Zieger. Acht *montagnards* besorgen die Bewirtschaftung dieser Alp; diese erhielten im Jahre 1902 folgende Entschädigungen in natura:

I. Sennen	1. *pâto* „fromager“	240 ℔, $^{2}/_{3}$ en fromage et $^{1}/_{3}$ en sérac[1]).
	2. *schozi*[2]) „coupe le bois, lave la vaisselle, soigne les porcs, porte le fromage en cave“	220 ℔,
	3. *salyœu*[3]) „traite le fromage“	220 ℔,
II. Hirten.	1. *maître* „maître berger“	240 ℔,
	2. *maytanay* „second berger“	220 ℔,
	3. *daray* „dernier berger“	130 ℔,
	4. *soportyœu* „aide les autres, garde les vaches quand on trait“	50 ℔,
	5. *fayeru* „berger de moutons“	120 ℔.

An den meisten Orten jedoch werden die Alplöhne nicht nach Gewichtseinheiten, sondern nach a l t e n Milchmassen berechnet. So

[1]) Die Angabe „$^{2}/_{3}$ en fromage et $^{1}/_{3}$ en sérac“ bezieht sich wahrscheinlich auf alle Alpknechte.

[2]) S. im speziellen Teil 3 c. *sodzi*.

[3]) Die Fettkäsefabrikation ist im Val de Bagnes sehr weit fortgeschritten; davon zeugt neben der Anstellung eines besondern „Salzers“ (*salyœu*) auch die Tatsache, dass der Käsespeicher (*grenier*) allen modernen Anforderungen entspricht, während die übrigen Gebäude auf der *montagne de Mille* — 23 über die ganze Alp zerstreute Sennhüttchen, denn Ställe fehlen gänzlich — sehr primitiv eingerichtet sind. Sie bestehen nämlich aus einem einzigen, zimmergrossen Raume, der als Käseküche, Milchkeller und Schlafzimmer dienen muss.

Digitized by Google

erhielten z. B. die 14 Knechte der Alp Dorbone, die einer Genossenschaft Conthey, Vétroz, Ardon gehört, im Jahre 1903 Anteile am Alpertrag, die folgenden Massen entsprachen:

1. *maytro* „fait le fromage"	2 *waytā*[1]), 4 frs et 2 séracs.
2. *pāto* „fait le sérac"	5 *kartərō*[2]), 3 frs et 2 séracs.
3. u. 4. *du (2) botsay* „coupent le bois"	7 *kartərō*.
5. *atsərū* „premier vacher"	5 *kartərō*.
6. *somay* „deuxième vacher"	3 *kartərō*.
7. *dolē atsərū* „petit vacher"	3 *kartərō*.
8. *modzonay* „berger de génisses"	1 *waytā*.
9. *dolē modzonay* „petit berger de génisses"	1 *sədō*.
10. *fayərū* „berger de moutons"	1 *sədō*.
11. *tsəvrəru* „chevrier"	1 *waytā*.
12. *portχi* „berger de cochons"	3 *kartərō*.
13. *vayli* „berger de veaux"	1 *sədō*.
14. *māpa* „Bube" verdient bloss seinen Unterhalt.	

Das Alpbuch von Lens enthält folgende Angaben über die Belöhnung der Alpknechte:

1. Le maître perçoit ½ émine et un fromage gras de 12 ℔. Pour le jour du compte le maître perçoit un sérac maigre pareil à celui de l'émine[3]).
2. Le laitier ou *maître posse* perçoit ½ émine.
3. Le bûcheron ou legneran perçoit ½ émine.
4. Le *pahor* ou 1er vacher perçoit 1 quarton[4]) et 40 ℔ de fotzio[5]).
5. Le *vylir* ou 2e vacher perçoit 1 quarton et 25 ℔ de fotzio.
6. Le *vylerot* ou 3e vacher perçoit 1 huitant, 12 ℔ de fromage gras et 35 ℔ de fotzio.
7. Le *mayor* ou berger des porcs perçoit 0,20 fr. par tête d'alpés. Dazu kommt noch eine kleine Entschädigung für den *mayor* als secrétaire de laiterie.
8. Le berger des moutons *(bęrjyę̄)* perçoit un huitant et de plus il perçoit une finance de 10 cts par tête de mouton de chaque

[1]) 1 *waytā* „huitain" (frç. pop. *huitan*) = 8 l; 1 *kartərō* = 2 l; 1 *sədō* = 4 l
[2]) Die Tatsache, dass zwei „Holzer" angestellt werden, erklärt sich durch die Schwierigkeit der Holzbeschaffung.
[3]) *émine* = 12 l.
[4]) quarton = 3 l.
[5]) *fotzio* „reste de sérac".

Digitized by Google

propriétaire, vivant le jour de la remise. Pour les agneaux faits à la montagne soit avant la remise du troupeau le berger perçoit 15 cts chacun.

Wer die in obigen Lohnlisten zitierten Namen etwas näher anschaut, wird finden, dass sie manchmal nicht übereinstimmen mit der Funktion, die der Träger des Namens gegenwärtig ausübt. Im Val de Bagnes heisst der Senne *páto* < PASTOR „Hirt", in Aven Conthey der 2. Kuhhirte *somay* = *sommier*, „Säumer", in Lens der Schweinehirte *mayor* < MAIOR „der ältere, grössere" und der 2. Kuhhirte *vilir* < VITELLARIU „Kälberhirte". Gehen wir alle Namensverzeichnisse durch, so begegnet uns das gleiche Wort in den verschiedensten Bedeutungen. So hat *VITELLARIU in Leytron *(vélè)* und in Aven Conthey *(vayli)* die ursprüngliche Bedeutung Kälberhirt bewahrt; in Fully ist der *vaylay* „Zusenne"; in Nendaz bezeichnet das Wort den Hirtenbuben *(vei)*; in den Sagen des Val d'Anniviers ist der *vili* der kleine Hirt, heute aber ist er „*directeur des vaches*" (so erklärte man mir auf der Alp Chandoline die Bedeutung Meisterhirt). Ein Gegenstück zum *VITELLARIU, der die ganze hierarchische Stufenleiter hinaufgeklettert ist, bildet der MAIOR, der von leitender Stellung zum Range eines Schweinehirten gesunken ist. MAIOR, eig. „der grössere, ältere" also urspr. ein Angestellter höhern, wenn nicht höchsten Ranges[1]) (cf. Hérémence: *mayǫ* „Gemeindepräsident"), ist heute Zusenne in Nendaz *(mayo)*, Schweinehirt in Montana, Lens und im Val d'Anniviers. Hat sich der MAIOR zum Schweinehirten erniedrigt, so ist dagegen der PORCARIU an einigen Orten um einen Grad gestiegen. PORCARIU, urspr. Schweinehirt und heute noch allgemein in diesem Sinne gebraucht, bezeichnet den Zusennen in Leytron und in Chamoson. In Isérables scheinen beide Bedeutungen nebeneinander zu bestehen: auf grossen Alpen ist unter dem *portʃé* „Zusenne" noch ein *portserōt* „Schweinehirt", auf kleinen Alpen ist der Zusenne zugleich Schweinehirt. Um einen Grad gesunken ist der *chandaun* *CAPITANU, der nach Pallioppi im Oberengadin noch Meisterhirt ist, sich aber

[1]) Oder sollte MAIOR bloss den Alten bezeichnet haben, der die leichte Aufgabe der Fütterung der Schweine übernommen hat? Mein Grossvater hatte viele Jahre lang die Alp Ennetsewen bei Haslen (Glarus) gepachtet, bewirtschaftete sie mit sechs Knechten und besorgte selbst neben der Leitung des Betriebes die Zubereitung der Speisen und die Fütterung der Schweine.

Digitized by Google

jetzt überall im Engadin mit der Stelle des Zusennen begnügen muss. Wir beobachten aber nicht bloss ein Auf- und Absteigen auf der hierarchischen Stufenleiter, sondern häufig Übertritte aus einer Gruppe von Knechten in eine andere. Hirten werden Sennen. PASTOR, urspr. Hirte, bezeichnet heutzutage im Val d'Anniviers und in Conthey den Zusennen, im Val de Bagnes, in Isérables, Nendaz und im Val d'Herens den Sennen. Der *patorę* „Kleinhirt" ist Zusenne in Nendaz und Isérables. Der *vijię*, eig. Rinderhirt, ist heute in Grimenz Säumer. Auch der *gros berger* in Nendaz, urspr. Schafhirte, jetzt letzter Gehilfe des Sennen, ist in der Hauptsache Säumer. Umgekehrt können Säumer Hirten werden: der *somay* = *sommier* „Säumer" ist in Aven Conthey erster Gehilfe des Meisterhirten. Ein Knecht, der urspr. für den Unterhalt und die Verbesserung der Alp zu sorgen hatte, taucht auf einmal als Gehilfe des Sennen auf: der *essartieün* „Reutner" ist Zusenne in Sembrancher. Das Umgekehrte kommt auch vor; der *mieye* < MEDIARIU, sei es urspr. der „Alppächter", sei es „der mittlere", gehörte zum Hüttenpersonal. Nach dem Korrespondenten des Glossaire ist er heute noch in Grimenz laveur de vaisselle; auf den meisten Alpen des Val d'Anniviers hat er jedoch hauptsächlich für Bewässerung und Düngung der Alp zu sorgen. Alpverbesserer können Hirten werden. Der Mistknecht, der *tsarotö*, (wörtlich der Karrer), ist in Salvan nach einer Angabe auch mit der Hut der Schafe betraut und eines schönen Tages wird vielleicht *charoton* Schafhirt bedeuten.

Auch innerhalb der Hirtengruppe haben Verschiebungen stattgefunden. *Berger*, urspr. und heute noch an vielen Orten Schäfer, bedeutet im Lokalfranz. der franz. Schweiz Hirte; *berger* hat also die Bedeutung von PASTOR übernommen. In Trient und in Champéry ist der *berger* Meisterhirte.

Diese Bedeutungsverschiebungen im einzelnen zu erklären, ist mir unmöglich. Im allgemeinen kann man sich den Hergang etwa in folgender Weise denken.

Ein Knecht übernimmt neben einer Hauptfunktion, die ihm den Namen gibt, noch eine Nebenaufgabe. Diese Nebenaufgabe kann mit der Zeit an Bedeutung gewinnen; sie kann zur hauptsächlichen, ja zur ausschliesslichen Aufgabe des betreffenden Knechtes werden. Bei dieser Rang- oder Tätigkeitsverschiebung findet nicht immer

Digitized by Google

zugleich eine Namensänderung statt, sondern es wird häufig der ursprüngliche Namen beibehalten. Dieser nimmt also einen neuen Inhalt, eine neue Bedeutung an, es hat eine Bedeutungsverschiebung stattgefunden. Neue Aufgaben entstanden mit der Vergrösserung der alpwirtschaftlichen Betriebe; diese neuen Aufgaben wurden wohl zunächst den wenigen Hirten des Kleinbetriebes aufgebürdet, bis die fortschreitende Entwicklung zu immer grösserer Arbeitsteilung, zur Spezialisierung, zur Anstellung neuer Knechte trieb. Die Sennenhierarchie hat sich erst allmählig entwickelt mit dem Übergang von der Einzelalpung zum genossenschaftlichen Betrieb, vom Kleinbetrieb zum Grossbetrieb. Wer die mannigfachen Verschiebungen in der Älplerfamilie näher untersuchen will, wird daher die Geschichte der alpwirtschaftlichen Betriebe im einzelnen studieren müssen.

II. Spezieller Teil.

Vorbemerkungen.

Schon lange ist es her — es war in den Jahren 1902 und 1903 — seitdem ich vom Greyerzerland bis ins Engadin gewandert bin, um die Ausdrücke für Milch- und Alpwirtschaft in den romanischen Alpendialekten der Schweiz zu sammeln. Einen kleinen Teil der Materialien habe ich in meiner Dissertation [1]) verarbeitet. Hier veröffentliche ich die Namen der Älpler. Damit möchte ich der Älplerfamilie, die ich so oft bei ihrer Arbeit gestört und von der ich — nebst wenigen Enttäuschungen — so viele Beweise der Gastfreundschaft erfahren, meinen grossen Dank abstatten. Eine Fortsetzung meiner Dissertation wurde mir von verschiedener Seite — insbesondere von Prof. Morf (s. *Arch. f. n. Spr.* CXVI 236), dem ich die Anregung zur ganzen Arbeit verdanke — zur Pflicht gemacht, und dieser Pflicht konnte ich mich nicht entziehen, obschon meine eigenen Kräfte und Hilfsmittel für die Lösung der Aufgabe nicht ausreichten. Was meine Arbeit in etymologischer [2]) Beziehung Neues bringt,

[1]) Luchsinger, *Das Molkereigerät in den rom. Alpendialekten der Schweiz* Zürich. Diss. 1905. Ergänzungen zu der dort enthaltenen Bibliographie sind in vorliegender Arbeit in den Fussnoten gegeben.

[2]) Steht bei einem Wort das Sternchen unten, so will damit nicht gesagt werden, dass das Wort wirklich existiert habe, sondern es sollen bloss nach dem Vorgange Schuchhardts (s. *Rom. Etymologien* I, p. 4, Anm.) die rom. Formen durch einen Typus zusammengefasst werden.

Digitized by Google

verdanke ich der Anregung oder den Mitteilungen meines Freundes Dr. Hubschmied, der schon im Jahre 1902 mein Berater gewesen ist. Für seine selbstlose Hilfe danke ich ihm hier aufs herzlichste. Eine sehr wertvolle Unterstützung erhielt ich auch von seiten der schweizerischen Idiotiken, deren Leitern und Redaktoren, den Herren Prof. Gauchat, Salvioni, Guarnerio und Dr. Melcher ich zu grossem Dank verpflichtet bin. Mein Material[1]), das viele Lücken aufwies und in der Transkription, namentlich in den Aufnahmen aus dem romanischen Mittelwallis, grosse Unsicherheit verriet, ist durch ihre freundliche Mitwirkung ergänzt worden. Prof. Gauchat hatte mir schon 1902 in zuvorkommender Weise sämtliche die Milch- und Alpwirtschaft beschlagenden Materialien des *Glossaire des patois de la Suisse romande* zur Verfügung gestellt; die den Büchlein der Korrespondenten entlehnten, mit Korr. bezeichneten Formen, sind in der Originaltranskription (s. *Bulletin du Glossaire*) wiedergegeben[2]). Konnten mir das *rätische Idiotikon* und die *Opera del Vocabolario della Svizzera italiana* noch nichts geben, da die Alpwirtschaft noch nicht oder noch nicht systematisch aufgenommen worden ist, so haben mir die Redaktoren ein reiches Material geschenkt, das sie persönlich gelegentlich gesammelt hatten oder auf meinen Wunsch hin sammelten. So hat Prof. Guarnerio die Güte gehabt, für mich die Älplernamen in der Valle Maggia zu sammeln (die von ihm herrührenden, mit Korr. bezeichneten Formen sind in der Lautschrift des *Archivio glott. ital.* geschrieben. Dr. Melcher, Redaktor des rätischen Idiotikons, hat mir nicht bloss eine Übersicht über die in Bünden gebrauchten Bezeichnungen (diese mit Korr. bezeichneten Formen sind zumeist in der traditionellen rätischen Orthographie geschrieben), sondern auch über das Vorkommen, die Verbreitung und die Bedeutung mancher Ausdrücke bereitwilligst Aufschluss erteilt.

---

[1]) Die von mir selbst gesammelten Namen und Formen sind in der Transkription meiner Dissertation wiedergegeben. Hier muss ich noch ergänzend bemerken, dass ich mit ə nicht bloss das frz. *e* sourd, sondern auch den Reduktionsvokal im Deutschen, Rätischen und Italienischen wiedergebe, also unbetontes *a* und *ę*; freilich ist diese Notierung nicht überall konsequent durchgeführt.

[2]) Wie überhaupt alle Formen, die ich geschriebenen oder gedruckten Quellen entnehme.

Digitized by Google

I. Die Älplerfamilie (Kollektivbegriff).

Die Gesamtheit des Alppersonals wird mit folgenden Ausdrücken bezeichnet: *armaillis* im Greyerzerland und in den Waadtländeralpen, *montagnards, message, pato* und vereinzelt auch *vachers* und *serviteurs* im Wallis, *fanti* im Tessin, *fumeglia d'alp* im Bündneroberland und in Mittelbünden, *pastriglia* im Engadin. Die Namen lassen sich in folgende Gruppen einteilen:

I. Kollektivbezeichnungen.

a) *fumẹglia d alp* „Alpfamilie" im Bündneroberland und Mittelbünden (Korr.).

b) *paʃtril'a*: Remüs; *paʃtrıl'a*: Scanfs (Korr.) ist eine Abteilung von PASTORE mit dem Kollektivsuffix -ILIA.

II. Ausdrücke in der Mehrzahl mit der Bedeutung Diener.

c) *lis sarveteiins*: Sembrancher (Korr.) = *les serviteurs.*

d) *li messadzo*: Vollèges (Korr.); *mèsad°*: Isérables (Korr.); *mesadzos:* Leytron (Korr.); *lè məchaso:* Montana (Korr.). Das Wort entspricht lautlich und begrifflich altfrz. *message,* Abstraktum, das auch in konkretem Sinne gebraucht wurde. Die konkrete Bedeutung hat sich im Frankoprovenzalischen und im Provenzalischen bis auf den heutigen Tag erhalten, vgl. lyon. *messajo* „domestique" (Puitspelu 258), limous. langued. catal. *message* (usw.) „mercenaire, domestique, serviteur, valet de ferme, servante" (Mistral II 329).

e) *i fẹ̄ntʃ*: Bedretto (manchmal *fẹ̄ntʃ del ẹlp*); *fẹntʃ da ẹlp*: Dongio. *fẹntʃ* = it. *fanti,* servitori. In Bignasco (Valle Maggia) bezeichnet *fẹnt* nicht die Gesamtheit der Alpknechte, sondern bloss das Hilfspersonal, also Knechte, die mit dem Vieh nichts zu tun haben.

III. Mehrzahlbildungen von Hirtennamen.

f) *lej ąrmal'į*: Bulle; *l'èrmalldì:* Ormont-Dessus (Korr.), abgeleitet von *armal'ə* (< ANIMALIA) ist wohl durch den ranz des vaches in der ganzen franz. Schweiz verbreitet worden, vgl. *travail des armaillis* in der *Statistique suisse des alpages, la vie d'armailli* bei Gabbud, *Vie alpicole des Bagnards.*

g) *lou vatséran*: Vionnaz (Korr.).

h) *patók:* Mage; *paϑǫouch:* Evolène (*Bull.* 2ᵉ année p. 32) *paϑor:*

Digitized by Google

St-Luc. – *pafʃtərs d alp:* Bergün. Vgl. die Anmerkung zu 6 b.

V. Ableitung von der in den Patois der franz. Schweiz allgemein gebräuchlichen Bezeichnung für Alp: *montagne.*

i) *montagnards*: Val de Bagnes (Gabbud); *lou montanya*: Evouettes (Korr.); *lè mountagnar:* Montana (Korr.).

2. Das Haupt der Älplerfamilie, der Senne.

Das Haupt der Älplerfamilie ist speziell Betriebschef der Sennerei und gewöhnlich auch Käser. Nur in einigen Grossbetrieben des Wallis (Lens, Ayent) ist dem *maître* als technische Funktion nicht die Käsebereitung, sondern die Pflege des Käses im Käsespeicher zugewiesen. Die meisten Bezeichnungen gehen auf die Käsebereitung zurück: *fromager* (Val d'Illiez), *fruitier* (Greyerz, Waadtland, Salvan), *casaro* (ital. Schweiz) und vielleicht auch *signun* (Bünden). Nur in einem beschränkten Gebiet hat die Stellung als Oberhaupt dem Sennen den Namen gegeben: *maître* (Aven Conthey, Lens, Montana, Val d'Anniviers), *maître armailli* (Gruyère). Im mittleren Teil des romanischen Wallis heisst der Senne *pâtre* (Val de Bagnes, Chamoson, Val d'Hérens).

a) *fromadjį*: Champéry, Trois Torrents, entspricht franz. *fromager.*

b) *frətχį:* Bulle; *fretî:* Chât. Etivaz (Korr.); *früitχiə:* Salvan, entspricht fr. pop. *fruitier* „fromager de profession" (vgl. Gauchat, *Bull.* 6ᵉ année, p. 15), abgeleitet von *fruit*, welches Wort im Greyerzerland, in den Waadtländeralpen und im Unterwallis Käse bezeichnet.

c) *kazẹi:* Bedretto, Dongio, Preonzo; *kaṡájr*: Olivone (Korr.); *kaṣẹ́:* Peccia (Korr.), Broglio (Korr.), Poschiavo; *kasẹ́:* Borgnone (Korr.); *kaṣẹ́:* Bignasco (Korr.); *kazẹ́:* Campo; *caṡèe:* Arbedo (Gloss.) = *casaro* im Lokalital. der ital. Schweiz; vgl. Salvioni, *Boll. Stor. Sv. it. XIX* 149.

d) *sogn:* Zernez- und Münstertal (Korr.); *sagn, segn:* Oberengadin[1]) (Korr.). — *cap sang, cad sang:* Bergell (Salvioni). — } Typus **sanįo*[2])

[1]) Früher und zum Teil noch jetzt *sagnun.*

[2]) Auf *sanįo* geht auch der deutsche Ausdruck *Senn* zurück. Das Wort ist von den Alpen der Zentralschweiz weg nach Osten verbreitet (während es im Kanton Bern fehlt):

Digitized by Google

si-zignun: Oberland (Korr.); *sənun:* Disentis (Huonder); *signöŋ*: Heinzenberg (Korr.); *si-sagnęun*: Domleschg; *sagnuŋ:* Schams (Korr.); *signaun:* Lenz (Korr.); *signuŋ:* Oberhalbstein (Korr.); *siñúŋ:* Sent (Pult); *siñun:* Remüs. —	Typus *sanjone

signess?[1]): Samnaun (Korr.). — *signęssas:* Samnaun, Schleins (Korr.).

An sich könnte das vorahd. *SANJO (> *senno*) ebenso gut Lehnwort aus einem roman. *SANIO, Akkus. *SANIONE wie umgekehrt das roman. *SANIO, Akkus. *SANIONE die Wiedergabe eines vorahd. *SANJO sein; für german. Herkunft kann geltend gemacht werden, dass die schwachen maskulinen Substantive, die aus dem Germanischen ins Romanische drangen, im Romanischen den Nominativ und den Akkusativ erhalten haben (Mitteilung von Prof. J. Jud). Auch ist das Wort im Deutschen sehr lebenskräftig (*Sente, sentne* usw.). Entlehnung aus dem Germanischen nimmt Salvioni[2]) an: berg. *cap sang, cad sang* capo d'alpe dove in *sang* avremo però non direttamente il tedesco *senn*, bensì l'eng. *sain*, basso *sañun*. Die übliche Ableitung von *Sahne* ginge lautlich und begrifflich (vgl. *Dinner* < *Dünner* zu *Dünni* „Molken") gut; doch ist *Sahne* nicht schweizerisch, überhaupt nicht oberdeutsch. Schuchardt nimmt romanischen Ursprung an. Er lehnt in *Romania IV* 257 jeden Zusammenhang von *Senn* mit *Sahne* ab und stellt das Wort mit folgenden rätischen Gefässnamen zusammen: eng. *suonna* „baquet", schams. *san-aun*, *sanetta* „Gebse" und nidwald. *sôna*, *sonna* „baquet à lait, cuve". Diese Zusammenstellung ist nicht haltbar; denn engadin. *suonna* „Kübel" (Pall.) weist mit Sicherheit darauf, dass die Grundform *SUNNA, nicht *SANNA ist, und dazu stimmt poschiav. *sôna* secchiello a modo di

sännə: Laax, Avers; *sänn*: Reckingen, Pommat, Schwanden (Glarus); *sęnn*: Binn, Realp, St. Antönien, Tamins, Valendas; *sĕnne*: Savien; *sę̄nn*: Schanfigg. Ueber die Verbreitung ausserhalb der Schweiz s. Grimm, *Wtb. X* 598—599.

[1]) Die Form wurde von Herrn Dr. Planta schon vor etwa zehn Jahren, von den Herren Dr. Planta und Dr. Melcher letzten Sommer wiederum notiert; trotzdem wagen es beide Herren nicht, den Ausdruck als ganz sicher anzuerkennen, da es für den Samnaunerdialekt keine unbedingt zuverlässige Gewährsmänner mehr gibt.

[2]) *Il dialetto di Poschiavo* in: *Rendic. Ist. lomb.* s. II, vol. XXXIX.

Digitized by Google

brenta per mungervi il latte (Monti). Für Herkunft aus dem Romanischen spricht die Verbreitung des Wortes *Senn* im Deutschen: es scheint im wesentlichen aufs alte rätische Gebiet beschränkt. *Sannonia* „Sente“ in lat. Urkunden Graubündens (ein Beleg aus den Jahren 1290—1298 bei Mohr, *Cod. diplom.* II 115) ist eine Ableitung von **sanio*. In *Senn, signun* könnte möglicherweise ein Wort der vorrömischen Alpenbevölkerung fortleben.

Was *signess* und *signessas* anbetrifft, so verdanke ich Herrn Dr. Melcher folgende Erklärung: In Schleins und in Samnaun gab es ehemals Sennerinnen und diese hiessen *signęssas;* daraus ist wahrscheinlich sekundär ein Maskul. *signess* gebildet worden. Ähnliche Bildungen führt Salvioni, *Rom.* *XXXVI* 242—243 an.

e) *maytro:* Aven Conthey; *męihrə:* Ayent; *mihrə:* Lens, Montana (Korr.); *mētrə:* Grimenz (Korr.) < lat. MAGISTRU „Meister“; franz. *maître* verdrängt nach und nach die autochtone Form, vgl. *mētrə* in Grimenz. — *maître armailli:* Gruyère (Korr.).

f) *pāto:* Bagnes, Nendaz; *pātor:* Isérables; *pāto:* Chamoson; *pāto*ᵉ*:* Leytron (Korr.); *pąϑo:* Evolène (*Bull.* 2ᵉ année p. 32) < lat. PASTOR „Hirt“. In Evolène bezeichnet *pąϑo* den Sennen, *pāϑǫ́ou* (cf. loc. cit. 32) dagegen allgemein den Alpknecht; vgl. die Anmerkung zu 6 b.

3. Der erste Gehilfe des Sennen, „der Zusenne“.

Dans les grands et moyens alpages, sagt Gabbud in seiner Darstellung der *Vie alpicole des Bagnards* p. 108, le *pāto* est assisté d'un *schozi* qui est souvent un candidat fruitier, un stagiaire qui, initié par le premier aux secrets du métier, deviendra peut-être l'année suivante *pāto* à son tour. Auf allen Alpen ist der zweite Angestellte der Sennerei in hierarchischer Beziehung Adjunkt des ersten, des Leiters; seine technische Aufgabe aber ist sehr verschieden. Sie hängt ab von der Grösse des alpwirtschaftlichen Betriebes und folglich von der Zahl der Gehilfen, von der Arbeitsverteilung usw. Wo dem *maître* neben der Betriebsleitung das Salzen der Käselaibe obliegt, da besorgt sein Gehilfe (*maître posse:*

Digitized by Google

Lens, Montana; *pāho:* Ayent) die Bereitung des Käses. In den meisten Grossbetrieben des Wallis dagegen ist die Arbeit anders verteilt: der Senne bereitet den Käse, der „Zusenne" (*pâtre:* Conthey, Val d'Anniviers; *patorę:* Nendaz, Isérables) den Molkenkäse, den Zieger. In den mittelgrossen Betrieben dagegen hat der Zusenne mit der Bereitung der Milchprodukte nichts zu tun; so der *dziño* des Greyerzerlandes, der *dzəñyèr* der Waadtländeralpen, der *tersiel, sętsən, chandaun, sotsogn* und *sottasignuŋ* Bündens, ebensowenig der *tsijerē* in einigen Grossbetrieben des Wallis (Evolène, Mage, Montana); er besorgt die Hilfsarbeiten der Sennerei: Reinigung des Molkereigeschirrs, Holzbeschaffung, Hinauftragen von Lebensmitteln, Transport und vielleicht auch Salzen des Käses. Für jede dieser Aufgaben ist in den grossen Alpbetrieben ein besonderer Angestellter: für die Reinigungsarbeiten ein *laveur de vaiselle,* für die Beschaffung von Holz der (oder die) „Holzer", für die Pflege des Käses der „Salzer". Von diesen Angestellten, besonders von den Spezialisten Holzer und Salzer, wird im nächsten Artikel unter dem Titel „weitere Gehilfen des Sennen" die Rede sein.

Es kann nicht überraschen, dass ein so unbestimmter (bestimmt bloss in hierarchischer Beziehung, aber ganz unbestimmt in bezug auf die technische Aufgabe) Begriff wie erster Gehilfe des Sennen durch viele Ausdrücke vertreten ist.

I. Der Zusenne heisst nach seinem Verhältnis zum Sennen: JUNIOR (a), *fante* (b), SUBJECTU? (c), *sotsogn* oder *sottasignuŋ* (d), *sotkaldera* (e).

a) *dziño:* Gruyère, Château d'Oex, Etivaz (Korr.); *dzəñyèr:* Ormont-Dessus (Korr.); *dzənio:* Trient (Korr.). — *dzeñā:* Morgin[1]). Vgl. auf deutschem Gebiet: *yuŋər* (Glarus) „Kuhhirte". Zur Entwicklung des lat. Nom. JUNIOR, vgl. die Anm. zu 6 b.

b) *fant:* Bignasco (Korr.). — *fantǫm:* Bignasco (Korr.); *fant*

[1]) JUNIOR kommt auch ausserhalb des Alpengebietes (Gruyère, Waadtländeralpen, Val d'Illiez) vor; so gibt z. B. ein Korrespondent des Glossaire aus dem Waadtländer Jura (Chénit) für den Ziegerbereiter die Bezeichnung *dzənyou* neben *trintchâou* an: *trẽtsare* „Ziegerbereiter" auch im Ormonttal, doch bloss nach einer vereinzelten, unsichern Angabe. Da *trẽtʃi* (= trancher) im franko-prov. Alpengebiet „die Milch zum Scheiden bringen, Zieger bereiten" bedeutet, früher auch „käsen" bedeutete (so im Rang des vaches), ist es auffallend, dass **trancheur* als Bezeichnung des Sennen oder Zusennen nicht auch in den Alpen vorkommt.

(pl. *i fęnt*) entspricht ital. *fante; fantǫm* ist eine Abteilung davon mit dem Suffix -ONE. Der *fant* ist Holz- und Käseträger, der *fantǫm* „fante di fiducia“ (Korr.).

c) *sodziə:* Salvan; *sodzi*[1]): Bagnes (Korr.). Die Etymologie ist unsicher. Vielleicht liegt SUBJECTU zu Grunde[2]); doch hätte dieses *sodzye* ergeben (vgl. *lye* < LECTU); man müsste also annehmen, es sei sekundär in die Analogie der Wörter auf — *ie* < ARIU[3]) getreten? Man könnte auch an SOCIUS + -ARIU denken; doch hätte *kj* in einem Erbwort nicht *dz*, sondern *ts* ergeben.

d) *sotsogn:* Münstertal (Korr.). — *sottasignuŋ*: Bivio (Korr.). Das Wort bedeutet eigentlich Untersenn.

e) *sot kaldêra*[4]): S. Antonio (Korr.).

II. Nach seinem Range in der Gesamthierarchie heisst der Zusenne *TERTIOLU „der dritte“.

f) *tarsęil:* Tavetsch (Korr.); *tarsiəl:* Disentis (Korr.); *tęrsiəl*: Somvix. Dem *TERTIOLU im Rang voran stehen die Beamten in leitender Stellung, der Senne, *signun*, und der Grosshirt, *paſtər grǫn*. Der *tersiəl* hat die erste Dienerrolle; er ist der Diener des *signun*.

III. Auf die technische Funktion, die dem ersten Gehilfen des Sennen zugewiesen ist, gehen folgende Namen zurück: LIGNARIU, *Dünner*, *MAGISTRU-POPIA und CASEARIA + -INU.

g) *leñêr:* Bergell < LIGNARIU „Holzer“.

h) *tünər:* Bedretto, Dongio; *tûnęr:* Olivone (Korr.); *tûner:* Peccia (Korr.); *tûnar*: Broglio (Korr.), Borgnone (Korr.); vgl. dazu aus dem Oberwallis und dem Urserntal *dīnner:* Laax; *dindər:* Realp.

---

[1]) Vgl. oben p. 265. Der Anlaut liegt wahrscheinlich zwischen *s* und *ſ*, da meine eigenen Aufnahmen zwischen *s* und *ſ* schwanken. In Médières habe ich *ſœdzi* (*œ* mit mittlerem Lautwert) notiert.

[2]) Vgl. afrz. *sougit* „soumis“ (God. VII 507).

[3]) Indes stimmt die Endung mit dem Resultat von -ARIU zwar in Salvan (vgl. *bęrdjįə, prəmie, früitχtie*), nicht aber im Val de Bagnes, wo wir *bardzye* (eig. Notierung), *bardjye* (Cornu) haben.

[4]) Vgl. *moyen vache* (7 g), *dernier vache* (8 a): in diesen Zusammenfügungen bezeichnet das bestimmte Glied (*kaldera, vache*) den Gegenstand, womit der Alpknecht hauptsächlich zu tun hat, das bestimmende (*sot, moyen, dernier*) zeigt seinen Rang in der Älplerhierarchie an.

Digitized by Google

Salvioni (*Boll. stor. Sv. it.* 1903 p. 95) zählt *tüner* zu den „voci tedesche nella Leventina". In der Tat liegt zu Grunde ein deutsches Wort *Dünner*, Ableitung von *Dünni* f. (dieses zu *dünn*), das nach Stalder im Berner Oberland in der Bedeutung „Nachmolken, Schotten" vorkommt; das schweiz. Idiotikon besitzt für *Dünni* in dieser Bedeutung bloss die Staldersche Angabe; das Wort scheint also heute nicht mehr zu leben. *Dünner* oder *Tünner* ist vor der Entrundung (die im Oberwallis laut Frl. Dr. Wipf schon in den Urkunden des XI. und XII. Jahrhunderts auftritt) ins Romanische gedrungen: > *tüner*.

i) *mihrə pǭsə*[1]): Lens, Montana = *MAGISTRU POPIA = fr. pop. *maître posse* (eig. Meister des „Holzlöffels"). Der Leiter des Betriebes heisst in Lens und Montana kurzweg *mihrə* = *maître*; der zweite Angestellte der Sennerei, eig. ein Senne ohne autoritative Stellung, wird durch den Namen des zu seiner Arbeit nötigen Hauptwerkzeuges, der Kelle, von seinem Vorgesetzten, dem général en chef, unterschieden. Kellen werden in der Sennerei gebraucht: zum Abrahmen der Milch (*poche*), zum Zerschneiden und Wenden der geronnenen Milch (*poche*), zum Schöpfen des Ziegers aus dem Käsekessel in das Formgefäss (*poche percée, poche du séré*) und endlich zur Entfernung der Molken aus dem Käsekessel (*pochon*), vgl. darüber meine Dissertation p. 40.

k) *tsəjẹrē:* Evolène; *tsijərin:* Mage (Korr.) = *CASEARIA + -INU, also eig. der zur Sennerei gehörige. Mit der Käsebereitung hat der *tsijerē* nichts zu tun; ihm liegen, wie seinen Namensvettern, dem *buebo du tsalé* in der Gruyère und dem *Hüttner* im Berneroberland, Reinigungsarbeiten in der Hütte ob.

IV. Der Zusenne trägt Namen, die urspr. Angestellte andern Grades oder anderer Kategorien bezeichneten: *CAPITANU, PASTOR, *VITELLARIU, PORCARIU, **essarteur*.

1. *t'andaŋ:* Bergün; *k'andẹm*: Scanfs (Korr.); *t'andan:* Remüs < *CAPITANU „Hauptmann", cf. Huonder p. 27. Die urspr.

---

[1]) *s* < *ts*; auch das Alpbuch schreibt *maître posse*, ebenso *posse* „Rahmlöffel", *posont* „Molkenlöffel" (wofür ich *potsõ* notiert habe).

Digitized by Google

Bedeutung „Chef" hätte sich nach Pallioppi im Oberengadin erhalten: *chandaun* m. „Senne, der erste Alphirt". Ich habe aber *chandaun* in dieser Bedeutung nirgends angetroffen. Auch der Redaktor des rätischen Idiotikons teilt mir mit, dass seines Wissens *chandaun* im Engadin nur in der Bedeutung von „Zusenne" gebraucht wird und wurde.

m) *paϑo:* Grimenz; *paϑor:* St-Luc; *pātò:* Conthey (Korr.). — *patorẹ:* Nendaz; *pātorẹ:* Isérables (Korr.). Wo der Senne als MAGISTRU bezeichnet wird, da heisst sein Gehilfe PASTOR. — Wo der Senne PASTOR genannt wird, da ist sein Gehilfe der *PASTORITTU. Vgl. die Anmerkung zu 6 b.

n) *vaylay:* Fully (*VITELLARIU „Kälberhirt"). Der *vaylay* bereitet die Butter und reinigt das Molkereigeschirr.

o) *portyé:* Leytron (Korr.); *portχẹ*: Chamoson, also urspr. *le porcher*. Der *portyé* in Leytron bereitet den Zieger; der *portχẹ* in Chamoson ist bloss „laveur de vaisselle".

p) *essartieiin:* Sembrancher (Korr.) eig. Reutner (zu *essarta*, frz. *essarter*).

V. Unsicher ist die Herleitung von

q. *sẹtsən, tsẹtsən,:* Bündneroberland (ausgen. Tavetsch, Disentis und Medels) und Mittelbünden (Korr.). Huonder, p. 75, zieht das Wort zu lat. SETIUS; doch spricht er sich über die Bedeutungsentwicklung nicht aus; auch ist SETIUS im Romanischen nicht erhalten [1]). Der Anklang von *tsẹtsən* an das schwd. *tsuəsenn* ist wohl trügerisch [2]). *sétzel* „Zusenn" im deutschen Obersaxen (Korr.) stammt aus dem Romanischen.

4. Weitere Gehilfen des Sennen.

Die unter diesem Titel aufgezählten Gehilfen sind entweder Knechte dritten Ranges, gewöhnlich Knaben (*buébo du tsalé, tünərẽt, portʃe, māyo, trosser, sötkaldera*), die dem „Zusennen" helfen oder

[1]) Battisti, *Die Nonsberger Mundart* (Sitz. Ber. d. Wiener Ak., ph.-hist. Kl. 160 III) 37 leitet allerdings den Flurnamen *seç* bei Malgolo von lat. SETIUS ab, unter der Annahme, es habe urspr. „letztes Grundstück" bedeutet.

[2]) Das von Carisch angeführte *ziznun* „Senne" ist kaum eine Weiterentwicklung von **sotsignun*, sondern wohl bloss Schreibfehler für *zignun*; *ziznun* ist nach Dr. Melcher heute vollständig unbekannt.

Digitized by Google

aber Spezialisten, denen wichtige Arbeiten ausserhalb der Hütte, wie die Beschaffung von Holz (*botsay, leñərā, sòvē dü bu*) und die Pflege des Käses (*sal'oè, ʃovē dü gərnay, guernafrə*), zur selbständigen Ausführung übertragen sind. Diese Spezialisten sind keineswegs minderwertige Knechte, vor allem der Salzer nicht, der im Lohn auf den meisten Alpen dem ersten Zusennen gleichgestellt ist. Die Wichtigkeit der Aufgabe des Salzers geht auch daraus hervor, dass sie, wie wir gesehen haben, an einigen Orten (Lens, Ayent) dem *maître* zugewiesen ist. Dass auch in alpwirtschaftlichen Betrieben mittlern Umfanges, wie in der Gruyère, die Pflege des Käses die ausschliessliche Beschäftigung eines Angestellten bildet, ist ein Zeichen hochentwickelter Käseindustrie. Allerdings mag im Greyerzerland die Übertragung dieser Aufgabe an einen besondern Knecht auch damit zusammenhangen, dass sich der Käsekeller im Tal befindet, wohin der Käse auf dem „*oiseau*" (Abbildung in meiner Dissertation, Fig. 32) getragen wird.

Die Ausdrücke für die oben genannten Gehilfen lassen sich in folgende Gruppen einteilen:

I. Den niedern Rang, die Abhängigkeit vom Zusennen, drücken aus.

a) *buébo*: Gruyère (Korr.); *boubo*: Vionnaz (Korr.). — *buébo du tsalé*: Bulle. Das Wort ist dem Schwd. *buəb* entlehnt; der *buébo du tsalé* der Gruyère entspricht genau dem *hütəbuəb* in Jaun.

b) *tünərēt*: Dongio, Diminutiv von *tünər* „erster Zusenne".

c) *sōtkaldḙra*[1]): Bignasco „piccolo ajutante del *fant*, di solito un ragazzetto" (Korr.).

II. Der Name ist von der dem Gehilfen übertragenen technischen Funktion abgeleitet:

d) *leñərā*: Lens, Ayent, eig. der Holzsammler.

e) *botsay*: Aven Conthey, Lourtier (Korr.), eig. le *bûcher*.

f) *ʃovē dü bū̜*: Chamoson; *sòvin du bou*: Leytron (Korr.). — *ʃovē*[2]): Fully. *sovē* ist Deverbale, gebildet zu *sovenir* (vgl. altfranz. *sovenir*, „venir au secours de qn.", Godefr. VII 569

[1]) Vgl. p. 276, Anm. 4.

[2]) Wahrscheinlich liegt der Anlaut zwischen *s* und *ʃ*, da in meinen Aufnahmen *s* und *ʃ* abwechseln.

X 706) wie *soutien* zu *soutenir*. *bu* entspricht franz. *bois*, also *sovẽ dü bou* = **souvien du bois*. — Dem *ſovẽ* von Fully liegt neben der Holzbeschaffung die Düngung der Alp ob.

g) *guernafrə*; Bulle. — *chalafre*: Lessoc (Korr.). *guerna-chāla* = Imperative von *gouverná-salá*; *fre* = *fruit* „Käse".

h) *chalâré*: Rougemont (Korr.). — *salyœu*: Bagnes (Gabbud), Ableitungen von *sala* „saler" mit dem Suffix -ATOR, -ATORE.

i) *ſovẽ dü gərnay*: Chamoson, eig. **souvien du grenier* (des (Käsespeichers).

k) *ẹrdzəre*: Chamoson, „Bewässerer" (über seine Tätigkeit s. *mieye* 4 q), abgeleitet von *erzyé* (so im Val de Bagnes) < IRRIGARE.

l) *trọssər*: Sent. — *trọsler*: Silvaplana, Münstertal (Korr.). Nach Pallioppi bezeichnet *trossler* den „Zuhirten, der dem Sennen das Ries- oder Brennholz zuträgt" [1]). Den münstertal. *trosser* bezeichnet er als jüngsten Alpknecht. Die Redaktion des rätischen Idiotikons zählt den *trosser* zu den Alpbuben wie den *búop*, *paster pign*. Mir persönlich wurde *trossler* in Silvaplana als Zusennenname angegeben. Damit stimmt auch die Angabe von Carisch 184: *troasser* O. Eng. „Zusenn". Dass die Angaben über die Aufgabe des *trossers* auseinandergehen, überrascht nicht, da es sich um einen Gehilfen niedersten Ranges handelt, der überall helfen muss. Das Wort stammt aus dem Deutschen, worauf die tonlose Endung *er* weist. *Tross(l)er* ist in der ältern Sprache, so im Bayr. Tirol (A. Schmeller, *Bayr. Wörterbuch*[2] I 675), aber auch im Schweiz. (z. B. Aeg. Tschudi, *Gallia* 201, Anshelm[2] II 424) in der Bedeutung Trossknecht bezeugt (in dieser Bedeutung auch schon altobereng., s. *Las desch eteds,* hg. v. J. Jud [*Annalas della Soc. retorom.* 1905], Vers 487) und hat vielleicht in den Alpen urspr. den Säumer bezeichnet.

III. Bedeutungswandel weisen folgende Namen auf:

m) *portché*: Isérables (Korr.) „*porcher*".

n) *mãyo*: Nendaz < MAIOR. Das Wort muss einen Sennen bezeichnet haben, der gegenüber einem andern einen höhern Rang (cf. *mayọ* „Gemeindepräsident", Hérémence, Lav. § 366)

---

[1]) Auch leitet er *tross(l)er* von „*trossa*, jetzt *drossa*" „Bergerlen" ab.

Digitized by Google

einnimmt; es scheint also eine ähnliche Rangverschiebung stattgefunden zu haben wie bei CAPITANU; nur ist der MAIOR weiter hinuntergestiegen als der CAPITANU, cf. *mayor* „Schweinehirt" in St-Luc, Lens und Montana. Vgl. Anmerkung zu 6 b.

o) *vijiè*: Grimenz (Korr.) ist eine Ableitung von *vaj-, viji(v)a*, < lat. VACIVA „leer", bezeichnete also urspr. den Hirten der leeren, d. h. nicht trächtigen Kühe, cf. 11 a. Der *vijię* in Grimenz ist ein Gehilfe, dem neben Hifsarbeiten in der Hütte speziell der Säumerdienst obliegt. Ein Maultier oder ein Pferd wird auf den meisten Walliseralpen gehalten; es dient einerseits zum Hinuntertragen der Milchprodukte aus der Hütte in den Käsekeller und von hier ins Tal, anderseits zum Hinauftragen von Lebensmitteln und Holz.

p) *gro berdjye*: Nendaz. Der *gros berger* ist gewöhnlich ein älterer Mann, der als letzter Gehilfe des Sennen den Säumerdienst versieht und beim Salzen hilft. Dass er dem Schäfer das Essen bringen muss, rührt vielleicht her von der frühern Betätigung des *gros berger* als Schafhirte.

q) *mįeye*: Grimenz (*li miè* Korr.); *mįęye*: St-Luc. Der *miè* von Grimenz ist nach Angabe des Korrespondenten *laveur de vaisselle;* der *mięye* in St-Luc und wohl allgemein im Val d'Anniviers ist „*directeur des eaux*" (so definierte mir der Senne den *mieye*). Bekanntlich leidet das Wallis im Hochsommer an Wassermangel, so dass künstliche Bewässerung der Alpweiden, Wiesen, Felder und Weinberge nötig ist. Das Wasser wird von den Gletschern durch die *bisses* hinuntergeleitet und auf der zu berieselnden Fläche vermittelst zahlreicher kleiner Gräben verteilt. In den Alpen des Val d'Anniviers dient das Wasser der *bisses* auch zur Reinigung des *pąr* (= Park), dessen Bretterdach dem Vieh während des Melkens Schutz vor der Hitze oder vor dem Regen gewährt. Nachdem die Kühe gemolken sind, werden sie wieder aus dem „Park" auf die Weide getrieben. Jetzt beginnt die Arbeit des *mieye*: er leitet das Wasser in den „Park"; der Dünger wird hinausgeschwemmt und fliesst mit dem Wasser durch die vielen Verteilungsgräben auf

Digitized by Google

die Weide hinaus. Neben der Überwachung der Bewässerung liegt dem *mieye* namentlich der Unterhalt der Gräben ob.

Welches war die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *mieye?* Sicher nicht „*directeur des eaux*". Ihm ist diese Funktion erst später zugeteilt worden. Das Wort scheint MEDIARIUS zu sein. Du Cange (MEDIARIUS, MEGERIUS) und Mistral (*miegié*) verzeichnen das Wort in der Bedeutung „metayer" (Pächter, der den halben Ertrag als Zins giebt). Diese Grundbedeutung ist für das Walliserwort wohl ausgeschlossen. Vielmehr könnte vielleicht MEDIUS (> *mié* in Grimenz) bloss bedeutet haben „der mittlere im Rang"; später wäre *mįe* (MEDIUS) nach *prem*IER zu *mieye* (MEDIARIUS) erweitert worden.

5. Der Schweinehirt.

Dem Schweinehirten liegt die Fütterung und die Hut der Schweine ob. Jene Arbeit verbindet ihn mit der Sennengruppe, diese mit den Hirten. Er mag daher als Bindeglied zwischen diesen beiden Klassen von Knechten dienen. In der Regel versieht ein Knabe das niedere Amt des Schweinehirten, daher die dem Schwzd. entlehnte Bezeichnung *buəb* (a). Die meisten Bezeichnungen sind uns schon früher begegnet als Namen der untern Gehilfen des Sennen: PORCARIU (b) und MAIOR (c). PORCARIU ist der in Bünden allgemein verbreitete und im Wallis vorherrschende Ausdruck. Wo der zweite Gehilfe PORCARIU̧ heisst, benennt man den Schweinehirten mit dem Diminutiv PORCARIU + -OTTU oder -ACCU + -OTTU (b). Im Val de Bagnes endlich heisst der Schweinehirt **supporteur de kayõ* (cochons).

a) *buəp*: Somvix; *puəp*: Remüs.

b) *portχį*[1]): Aven Conthey; *portχĕ*: Ayent; *portχe*: Nendaz; *portšyĕ*: Hérémence (Lav.); *portʃẹ*: Evolène; *pòrtiè*: Mage (Korr.); *purtgẹ*, *purtgẹr*: Bünden (Korr.). — *pòrtsèrò*: Leytron (Korr.); *portserŏt*: Isérables. — *portsaʃǫ*: Chamoson.

c) *mayor*: Lens, Montana (Korr.); *māyor*: St-Luc; *māïŏ*: Grimenz (Korr.); vgl. Anmerkung zu 6 b.

d) *shorportyœ*[2]) *di kayon*: Lourtier (Korr.).

---

[1]) Ich habe auch *port∫i* gehört.

[2]) Vgl. *sẹrkordzõ* für *sekordzon* (s. 8 II d).

6. **Der erste Kuhhirt** (Meisterhirt, Grosshirt).

Der erste Kuhhirt ist das Haupt der Hüterschaft, daher der Name *maître* im Val de Bagnes (a). Die vorherrschende Bezeichnung im romanischen Alpengebiet der Schweiz ist PASTOR, PASTORE (b) und zwar hat sich der lat. Nominativ erhalten in rätisch Bünden und in der franz. Schweiz, der Akkusativ im ital. Gebiet. Während im frankoprov. und ital. Gebiet PASTOR, PASTORE für sich allein den Meisterhirten bezeichnet, wird der PASTOR in rätisch Bünden meist erst durch besondere Attribute als Gross- oder als Kuhhirt gekennzeichnet. Dem PASTOR ist im frankoprov. Gebiet ein Konkurrent entstanden in *BERBICARIU (c), das seine urspr. Bedeutung „Schäfer" in den östlichen Dialekten des romanischen Wallis erhalten hat, im fr. pop. dagegen „Hirt" bedeutet; man sagt: *maître berger, premier berger, berger de vaches, de génisses* usw. Von Hirt zu Meisterhirt ist nur ein kleiner Schritt; der *bardzi* in Trient, der *bẹrdjį* in Champéry ist der Hirt par excellence. Die im frankoprov. Gebiet vorherrschende Bezeichnung ist vom Namen der zu hütenden Tiere aus gebildet: *garde-vaches* (d) im Greyerzerland, im übrigen Gebiet Ableitungen von *vats* (d) (**vacherain*, **vachereul* [?], **vacherot*). Im Tessin wird er auch als „der Älpler", *alpadüu* (e) bezeichnet. Im Val d'Anniviers endlich heisst der Meisterhirt *vili* (f) (*VITELLARIU „Kälberhirt"). Früher bezeichnete *vili* den Kleinhirten, cf. J. Jegerlehner im *Schw. Arch. f. Volksk.* 1901 p. 298 Anm.: „der *vili* (le petit vacher) ist in den Alpsagen eine stehende Figur". Jetzt ist der *vili* der erste Hirte; auf der *alpe de Torrent* (Grimenz) hat er sogar gleich viel Lohn wie der *maître*, der Senn.

a) *métre*: Lourtier (Korr.).

PASTOR { b) *pâto*[1]): Vionnaz (Korr.); *pāhor*: Lens; *páʃtər*: Cästris, Remüs; *pę́ʃtər*: Bivio. — *páʃtər grǫn*: Disentis, Realta. — *páʃtər dẹlas vat'əs*: Alvaneu; *pę́ʃter dĕlas vak'ạs*: Scanfs (Korr.); *péʃtər dẹlas vat'əs*: Zuotz; *páʃtər di lan vaka*: Bergell. —

[1]) Die lat. Nominative auf -OR haben sich in unsern westschweizerischen Mundarten anders entwickelt als im Französischen. Zu *pâto*, *pāhor* stimmen *pāθo*: Evolène: *pāto*: Bagnes, Nendaz; *pātor*: Isérables; *māyo*: Nendaz; *maïo*: Grimenz; *mayor*, Lens, Montana, St-Luc; *dziño*: Greyerz; *dzəñyèr*: Ormont Dessus.

Digitized by Google

PASTORE { *paʃtú*: Bedretto Dongio, Campo; *paʃtǫ́w*: Preonzo, Chironico; *paṣtú̜*: Bignasco (Korr.); *paṣtǫ́*: Cavergno, Peccia (Korr.); *paštǫ́*: Borgnone (Korr.); *paʃtor*: Mesolcina; *paʃtur*: Puschlav. — *pastǫr di vak*: Olivone (Korr.); *paʃtokr dlas vat'əs*: Bergün.

Der Nominativ *páʃtər* bezeichnet in Bünden den Kuhhirten auf der Alp, der Akkusativ *paʃtúr* dagegen den Hirten auf der Talweide (Ilanz, Somvix) oder den Hirten für Kleinvieh (Disentis) oder den Hirten überhaupt (Tomils[1]); vgl. Gartner, *Rätor. Grammatik*, § 99.

c) *bardzi*: Trient (Korr.); *bẹrdjį*: Champéry. — *prəmíə bẹrdjíə*: Salvan.

d) *werda-vätsə*: Bulle; *vuerda-vats*: Gruyère (Korr.)[2]); — *vatsẹran*: Château d'Oex, Etivaz (Korr.). — *vatsẹru*: Leytron (Korr.); *vatsəru*: Isérables, Chamoson; *atsərų̄*: Aven Conthey, Nendaz; *vatsiru*: Montana (Korr.). — *vatsèrò*: Hérémence (Lav.); *vatsəró*: Mage (Korr.); *vatserōt*: Evolène.

e) *alpadúu*: Arbedo (*Boll. stor. Sv. it.* XVII 81) „custode della mandra sull' alpe".

f) *vilī*: St-Luc; *vīlī*: Grimenz.

7. Der erste Gehilfe des Meisterhirten.

Wo nur zwei Hirten sind, da ist der zweite gewöhnlich ein Knabe. Im *páʃtər*-Gebiet (Bünden) wird er der kleine Hirt genannt: *paʃtər piñ*[3]), *pitʃən* (a), im PASTORE-Gebiet (ital. Schweiz) *paʃturĕt*, *paʃturĕl* (a), im *vacher*-Gebiet *vatsərã* und *vatsərolet* (g) im *berger*-Gebiet *bardzeïrou* (i). Im Val d'Anniviers heisst der Kleinhirt kurzweg der Kleine: *dǫlēⁿ* (b) < DOLENTE (zur Bedeutungsentwicklung vgl. CAPTIVUS > *chétif*). In St-Luc wird der Kleinhirt auch *brēⁿti* (c) (*BRENTARIU) genannt, weil er während des Melkens die Milch in der „Brente" vom Melkplatz in die Hütte tragen muss. Im Val d'Illiez tritt an Stelle des Hirtenbuben (oder neben ihn) *la buba* (d), das hosentragende Hirtenmädchen. Eigent-

[1]) S. Luzi, *Lautlehre der subselvischen Dialekte.* Zürich. Diss. 1904, p. 81.

[2]) Vgl. *tsuəwẹrər* „Zuhirte" (Laax).

[3]) Neben *paster pign* kommen auch vor: *buop* im Oberland, *gidánter* „Gehilfe" im Oberhalbstein (Korr.).

Digitized by Google

lich „Wechselhirt, Rodenhirt“ wird das bündner oberl. *vischender*[1]) (e) bedeuten. Unsicher ist die Herkunft von untereng. *suaivel*[2]) (f).

Wo mehr als zwei Hirten für die Hut der Kühe angestellt werden, da heisst der zweite *skō* (g), *maytanay* (h) (*MEDIETANARIU „der mittlere“), *metayats* (g) (*-ats* < *vats*, Maskulinform zu *vatsə*, *metayats*, also eig. *le moyen vache*[3]), *daray* (g) = *dernier*, *vilir* (k) (*VITELLARIU) und endlich *somay* (l) = fr. *sommier*, also eig. der Säumer. Der *somay* war wahrscheinlich in kleinern und mittlern Alpbetrieben gleichzeitig Säumer und Gehilfe des Kuhhirten; später wird die Hilfe bei der Hut des Viehes seine Hauptaufgabe, ja seine ausschliessliche Beschäftigung geworden sein.

a) *paſtər piñ*: Tavetsch, Realta; *pęſtər pitſən*: Scanfs. — *paſturęt*: Bedretto. -*paſturĕl*: Leontica, Mesolcina, Puschlav.
b) *dolin*: Grimenz (Korr.), *dǫlēⁿ*: St-Luc.
c) *brēⁿti*: St-Luc.
d) *bū̆bo, bų̄ba*: Champéry; *boubə*: Evouettes (Korr.).
e) *vischandèr, vischendè*: Bündner Oberland (Carisch, Carigiet).
f) *suaivel*: Unterengadin (Pallioppi) „Mithirt“.
g) *vatsərā*: Isérables. — *vatsərolĕt*: Mage (Korr.); *vatserolęt*: Evolène. — *skō vatsĕru*: Leytron (Korr.). — *metayats*: Nendaz. — *vatsərū daray*: Chamoson.

---

[1]) *vischender* heissen im Bündneroberland die Bauern, die den Kuhhirten abwechslungsweise bei der Hut des Viehes unterstützen. Diese Hilfeleistung, die besonders im Anfange des Sommers nötig ist, ist obligatorisch und erfolgt nach einer bestimmten Reihenfolge. Da heute noch an manchen Orten mit Einzelalpung, z. B. im Lötschental, die Hut der gemeisamen Herde der Reihe nach (nach der auf der Huttessle notierten Reihenfolge) von den beteiligten Bauern resp. ihren Familien besorgt wird, so ist anzunehmen, dass auch im Bündneroberland der *vischender* (zu lat. VICES) in frühern Zeiten nicht bloss gelegentlicher Gehilfe des Kuhhirten war, sondern ein eigentlicher Hirte, ein „pastore di ricambio“ (vgl. Salvioni, *Romania* XXVIII 109, *Boll. stor. Sv. it.* XVIII 30; ferner Ascoli, *Arch. glott. it.* VII 502 Anm. Das Wort ist auch in die deutschen Mundarten des ehemals rätorom. Gebietes gedrungen (*Fisänder, Fischender, Fischener, Fisner, Fisler* u. ä.), s. *Schweiz. Idiot.* I 1074. 1081.

[2]) Vielleicht eine Ableitung von SEQUI: *SEQUIBILIS; lautlich vgl. *suainter* < SEQUENTER. Man kann sich noch mit grösserem Recht als beim *vischender* fragen, ob das Wort als Name eines „Zuhirten“ aufgefasst werden könne; denn der *suaivel* ist so wenig als der *vischender* ein ständiger Angestellter. Während aber der Oberländer Bauer jeden Sommer in den Fall kommt, sich für einige Tage als Gehülfe des *paſter* auf der Alp zu betätigen, muss der Unterengad. Bauer nur bei ausserordentlichen Ereignissen, z. B. Schneefall, Erkrankung eines Hirten etc., den Alpknechten zu Hilfe eilen. *suaivel* bedeutet auch allg. „Gehülfe“ (Remüs).

[3]) Zur Bildung vgl. *sot kaldera*; s. S. 276, Anm. 4.

Digitized by Google

h) *maytanay*: Bagnes (Korr.).
i) *bardzeïron*: Sembrancher (Korr.).
k) *vilẹr*: Lens; *vilir*: Montana (Korr.).
l) *somay*: Aven Conthey.

8. Der zweite Gehilfe des Meisterhirten.

I. Ausdrücke, die (in andern Bedeutungen) schon oben erwähnt worden sind:

a) Wo der zweite Hirte *MEDIETANARIU heisst, da heisst der der dritte *DERETRARIU (*dernier berger* — „*dernier vache*" — *dernier*): *darai bardze*: Sembrancher (Korr.). — *dẹriats*: Nendaz; *dèrieivats*: Isérables (Korr.). — *daray*: Bagnes; *darẹ*: Salvan.

b) Bezeichnet *vilir* in Lens und Montana den zweiten Hirten, so bezeichnet dagegen das Diminutiv **vilerot* den dritten Hirten: *vilərot*: Lens; *vilèrot*: Montana (Korr.).

II. Ausdrücke, die Helfer oder Hilfe bedeuten:

c) *supòrtyoè*: Leytron (Korr.); *sòpòrtchèu*: Isérables (Korr.) = **supporteur*.

d) *səkordzõ*[1]) *de vatsə*: Salvan (Ableitung von *secourir*).

e) *rəfo* s. m. Mage (Korr.), „Hirt, der die Kühe bewacht, während man im Freien melkt", ist afz. *refort* „*renfort*".

f) *dolē ſovē*: Chamoson, eig. die kleine Hilfe.

III. In Salvan gebraucht man einen Namen, der in den galloromanischen Dialekten eine ähnliche Bedeutung hat wie *vilain*:

g) *gavwẹ*: Salvan. Das Wort ist identisch mit dem von Mistral für die Alpes maritimes angeführten *gavouet* subst. et adj. „homme grossier, rustre, ladre". **gavois, gavoche* (bezeugt bei Godefroy in der Bedeutung „lâche, poltron") wird die älteste Form des Wortes sein; das ungewöhnliche Suffix *-ois* ist meist durch das gewöhnliche *-ot* ersetzt worden; cf. Bridel (*vin gavot* „mauvais vin du Chablais") und Mistral (languedoc. *gavot*, *gabot*) und besonders Constantin et Désormaux, *Dict. savoy.* (unter *gavò*).

---

[1]) Ich habe auch *sẹrkodzõ* und *sẹrkordzõ* gehört; vgl. *shorportyœ* „supporteur", 5 d.

Digitized by Google

9. Der dritte Gehilfe des Meisterhirten.

Alle Ausdrücke bezeichnen Knaben, die den eig. Hirten bei der Hut und anderweitig helfen müssen. Dass sie nicht als vollwertige Hirten gelten, geht auch daraus hervor, dass im Val de Bagnes schon der dritte, in Chamoson sogar der zweite Hirt *dernier* heisst. Wo der dritte Hirt *dernier* genannt wird, da trägt der Hirtenbube Namen, die uns schon begegnet sind: **supporteur* (a) und *VITELLARIU (b). Gewöhnlich erhalten die Hirtenbuben keinen Lohn; sie verdienen bloss den Unterhalt, so z. B. der *māpa* (c) in Aven Conthey. In Ayent wird der Hirtenbube als Wächter aufgefasst: *gatı* (d).

a) *seportieiin*: Sembrancher (Korr.); *soportieu*: Châble (Korr.).

b) *vei*: Nendaz „hütet die Kühe auf dem Melkplatz (*pa*) und in den Schirmhütten“ (*ʃöt*).

c) *māpa*: Aven Conthey, Chamoson; *māpä*: Leytron (Korr.) entspricht dem mlt. MANUPASTUS, -M, „domesticus“ (cfr. Ducange; unter den zahlreichen Belegen findet sich auch: *esse in manu pastu alicuius*), afz. *mainpast* m. „l'ensemble de ceux qui sont au pain d'un autre comme domestiques, ou autrement, qui sont sous tutelle mineure“, (Godefroy; doch ist in manchen Belegen bei Godefroy das Wort nicht in kollektivem, sondern in individuellem Sinne gebraucht. = der Diener); *mäⁿpa* (*t*) „imbécile“ in Hérémence (Lav. 259) zeigt peiorativen Bedeutungswandel.

d) *gatı*: Ayent gehört zu afz. *guaitier* „surveiller“ (nfz. *guetter*), *guaite* f. „Wache“.

10. Der Kälberhirt.

Meist wird auf den Alpen kein besonderer Kälberhirt angestellt (daher die geringe Zahl der Belege); man lässt die Kälber auf den besten Plätzen in der Nähe der Hütte ohne besondere Überwachung weiden oder man vereinigt sie mit der Kuhherde. Die verbreiteteste Bezeichnung ist vom Namen des zu hütenden Tieres abgeleitet: *VITELLARIU (a), welches Wort hier in seiner etymologischen Bedeutung erscheint; daneben haben wir die Um-

Digitized by Google

schreibung mit PASTOR (b), im Bagnestale *supporteur* (c), das auch den Hirtenbuben bezeichnet.

a) *vélè*: Salvan[1]), Leytron (Korr.); *vəili*: Mage (Korr.); *veili*: Hérémence (Lav.); *vatlę*: Somvix; *vadler*: Unterengadin (Pall.).

b) *pęšter dals vdělts*: Scanfs (Korr.); cf. eng. *vedél* < VITELLU.

c) *soportyioè*: Lourtier (Korr.).

II. Der Rinderhirt.

Der Rinderhirt erhält seinen Namen meist von der Bezeichnung des leeren, nicht trächtigen Tieres, des Rindes *(vaji(v)a, sterla, modzõ)* oder (im Bündnerland) vom Sammelausdruck für „Galtvieh" *(biestga sitga, muaglia sütta, armainta)*. Allerdings deckt sich der Begriff „Galtviehhirt" nicht ganz mit dem Begriff Rinderhirt, da zum „Galtvieh" auch Kälber, Ochsen, Stiere und galte Kühe gehören. Den Hauptbestandteil der bündnerischen „Galtviehherden", die, mit Ausnahme des Oberengadins, auf besondern Alpen gesömmert werden, bilden aber doch die Jungrinder (ein- bis zweijährige Tiere), da die Kälber gewöhnlich auf der Kuhalp weiden und Stiere, Ochsen und „galte" Kühe gewöhnlich nur in geringer Zahl vorhanden sind. Im Tessin weiden, soweit ich über die Verhältnisse unterrichtet bin, die Rinder mit den Kühen; es fehlen mir daher Bezeichnungen des Rinderhirten aus dem tessinischen, überhaupt aus dem italienischen Sprachgebiet (Misox hat z. Teil Einzelalpung; im Puschlav werden die meisten Alpen an Italiener verpachtet, deren Familien meist ohne Unterstützung durch Alpknechte die Bewirtschaftung besorgen).

a) *vezevę*: Salvan; *vagillè*: Lessoc (Korr.), fr. pop. *vagillier*, ist eine Ableitung von *važi(v)a*, „vache qui ne porte pas" (so im Val de Bagnes, *Rom. VI* 401) < *lat.* VACIV(US) -A „*leer*"; *vajil'e* < *vajiye* durch sog. Überentäusserung; vgl. Gilliéron, *Le patois de Vionnaz* 180 (*veisiva* „vache qui devrait vêler et qui ne vêle pas"); über die weitere Verbreitung s. Horning, *Z. f. rom. Phil. XXI* 460, Nigra, *Arch. glott. ital. XV* 493, Schneller, *Die rom. Volksmundarten im Südtirol* 209. Zu *važi(v)a* gehört *Vasevey*, der Name der Alp im Bagnestale.

---

[1]) In Salvan hat auch der Kälberhirt einen Gehilfen, einen *səkordzõ de vę*.

Digitized by Google

b) *starlę*: Bündneroberland (Korr.); *starlęr*: Domleschg (Korr.); *sterlęr*: Unterengadin neben *páster del múol süt* (Korr.). *starler* ist eine Ableitung von *sterl, sterla* „einjähriges Rind“ < lat. STERILIS „unfruchtbar“; vgl. Ascoli, *Arch. glott. it.* VII 409. 560; Salvioni, *Rendic. dell' Ist. lomb.* 1907, 1059—60 Anm.; auch *Gloss. d'Arbedo*: *i stèrli* „il bestiame che non dà latte“.

c) *modzonę*: Bulle; *modznè, ęr*: Gruyère (Korr.); *modzonę*: Salvan (für génissons); *modzonay*: Bagnes, Aven Conthey; *modzonį*: Nendaz; *mozoni*: Mage, Grimenz (Korr.). Ableitung von *modzon* „génisson“, *modzə* „génisse“, unbekannter Herkunft, vielleicht stellt *modzə* ein onomatopoetisches **mugga* dar (vgl. tosk. *mucca* Kuh).

d) *paster da la biestga sitga*: Schams (Korr.); *paster del sütgs*: Bivio (Korr.). — *paster della muaglia sütta*: Oberengadin (Korr.). — *paster del múol süt:* Unterengadin (Korr.). — *paster dell'armainta*: Savognino (Korr.). Diese Bezeichnungen entsprechen dem in Deutschbünden gebrauchten Ausdruck „Galtviehhirten“ = Hirt des Viehes, das keine Milch gibt. Das Vieh wird bezeichnet mit dem Namen *biestga* < lat. BESTIA, *múol* < lat. MOBILE, *muaglia* < lat. MOBILIA.

e) *armanter*: Obervaz, < lat. ARMENTARIU „Rinderhirt“.

12. Der Gehilfe des Rinderhirten.

Der Gehilfe des Rinderhirten wird mit Ausdrücken bezeichnet, die uns schon als Namen des Hirtenbuben begegnet sind: DOLENTE (b), **supporteur* (c), Ableitung von *secourir* (d). In Hérémence gebraucht man das Diminutiv von *mozonį* zur Bezeichnung des Gehilfen (a).

a) *mozonèret*: Hérémence (Lav.).
b) *dolẽⁿ mozoní*: Grimenz. — *dolẽ*: Aven Conthey; *doẽ*: Nendaz.
c) *soportyœu di modzon*: Bagnes (Korr.).
d) *secordson:* Salvan (Korr.).

13. Der Schafhirt.

Im frankoprov. Alpengebiet der Schweiz macht *fayeru* dem *berger* die Herrschaft streitig; vereinzelt kommt auch *moutonnier*

Digitized by Google

vor (Evouettes). Rätisch Bünden hat zwei Bezeichnungen für die einheimischen Schafhirten: *nurser* im Oberland und in Mittelbünden, *bescher (büscher)* im Engadin. Dagegen wird der italienische (spez. der Bergamasker) Schäfer oder Pächter von Schafalpen im Oberland und im Engadin *taschin*, im Puschlav *teṣ̌iŋ* genannt. Im Tessin gebraucht man die Entsprechung von it. *pecorajo* oder die Umschreibung mit PASTORE; aber sehr viele Alpen (z. B. in der Valle Maggia nach einer gütigen Mitteilung von Prof. Guarnerio) haben keine Schafe und infolgedessen auch keine Schafhirten mehr, seitdem den italienischen Schafherden der Durchgang in die Schweiz verboten worden ist.

Der einheimische Schäfer erhält seinen Namen vom Namen des Tieres, das er hütet (a—f). *taschin* (h) endlich ist nach Salvioni (*Boll. stor. d. Sv. ital. XX* 150—155 und *Miscellanea Ascoli* 91—92) die volkstümliche Fortsetzung von TICINU. Da das Wort bis ins Venezianische hinunter verbreitet ist, ist es wahrscheinlicher, dass mit *TICINI Hirten bezeichnet wurden, die vom Unterlauf, nicht vom Oberlauf des Tessin (TICINUS) her kamen; Salvioni möchte eher von TICINỤM „Name von Pavia zur Römerzeit" als vom Flussnamen TICINUS ausgehen.

a) *berger*, < *BERBICARIU, Ableitung von *BERBICEM.
b) *fayeru*, Ableitung von *faye* < FETA „Mutterschaf".
c) *moutonnier*, Ableitung von *mouton* < MULTONE „Hammel".
d) *nurser*, Ableitung von *nursa* „Mutterschaf".
e) *bescher*, Ableitung von *besch*, *bes-cha* „Schaf" < BESTIA.
f) *pawre*, Ableitung von *pavra* „Schaf" < PECORA.

a) *berdzi*: Chât. Etiv. (Korr.); *bẹrzyẽ*: Ayent; *bẹrjyẹ*: Lens; *bèrgiè*: Montana (Korr.); *berzié*: Grimenz (Korr.); *berzyè*: St-Luc. — *doẽ bẹrdjẹ*: Nendaz.
b) *fayè*: Lessoc (Korr.). — *fayèran*: Vionnaz (Korr.). — *fayərụ*: Bagnes; *fayèrou*: Leytron (Korr.); *fayerụ*: Aven Conthey.
c) *móetəni*: Evouettes (Korr.).
d) *nursẹ*, *-ẹr*, *-ẹr*: Oberland und Mittelbünden (Korr.); *nursair*: Bergell. *nursa*, *nuorsa* ist nach Ascoli, *Arch. glott. ital.* I 546/7. VII 541 (dem Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* II 7 beipflichtet) entstanden aus **nurs*, **nuors* (< NUTRIX) + *-a*. Gartners Deutung (*Rätor. Gramm.* 69) ist semasiologisch unhaltbar.

e) *büšk'ẹr*: Scanfs (Korr.); *büs-cher*: Oberengadin (Pall.); *bescher*: Unterengadin: (Pall.).

f) *pawrẹ*: Borgnone (Korr.), Bignasco (Korr.); *pawrẹ*: Broglio (Korr.); *pewrẹ*: Peccia (Korr.); *pewrèe*: Arbedo (Gloss); *pegerèr*: Bünden (Conradi); *pigrẹ*: Oberland (Huonder)[1].

g) *pastọr di pẹjgra*: Olivone (Korr.).

h) *taschin*: Oberland und Engadin (Salv.); *teṣiŋ*: Puschlav (Michael)[2].

Für den Gehülfen des Schafhirten gibt ein Korrespondent aus Montana die Benennung *sufragan* (i) an, = frz. *suffragant*.

14. Der Ziegenhirt.

Im Gegensatz zum Reichtum der Schäfernamen zeigt die Nomenklatur des Ziegenhirten eine auffallende Einheitlichkeit: der Ziegenhirt heisst fast im ganzen romanischen Alpengebiet der Schweiz *CAPRARIU (oder andere Ableitungen von CAPRA). Nur im italienischen und rätischen Sprachgebiet gebraucht man auch die Umschreibung mit PASTOR.

a) *tsévrè*: Lessoc (Korr.); *tsévray*: Vionnaz (Korr.); *tsèvrè*: Trient (Korr.); *tsèvray*: Lourtier (Korr.); *tsəvrį*: Isérables; *kawrẹi*: Bedretto, Dongio; *kawrẹ*: Campo, Bignasco (Korr.); *c''awrẹ*: Broglio (Korr.), Peccia (Korr.); *tgavrẹ*: Tavetsch (Korr.); *cavrẹ*: Oberland (Korr.); *cavrẹ -er*: Ems und Domleschg (Korr.); *t'urẹr*: Bergün; *k'avrẹr*: Scanfs (Korr.); *kavrayr*: Bergell. — *tsəvəru*: Aven Conthey. — *tsĕverõ*: Hérémence (Lav.). — *chavrait*: altobereng. (Pallioppi; Suffix dunkel).

b) *paſtrĕt da lan t'evra*: Bergell; *pẹſtər dalləs t'evres*: Bivio.

[1]) Die Bünder Formen stammen wohl aus dem Ital., da PECORA in Bünden nicht vorkommt.

[2]) Michael J., *Der Dialekt des Poschiavotals*. Zürich. Diss. 1905.

Digitized by Google

Wortverzeichnis[1].

ąrmal'ị̄ 1 f
armanter 11 e
atsərụ̄ 6 d
bardzeïron 7 i
bęrdjị̄ 6 c
berdzi 13 a
botsay 4 e
brẽⁿti 7 c
bụ̄bo 7 d
bụ̄ba 7 d
buébo 4 a
buébo du tsalé 4 a
büšk'ę́r 13 e
châlafre 4 g
chalâré 4 h
chavrait 14 a
cap sang 2 d
darai bardze 8 a
daray 8 a
dęriats 8 a
dĭnnər 3 h
doĕ 12 b
doĕ bęrdję 13 a
dolĕ 7 b, 12 b
dolẽⁿ mozoni 12 b
dolĕ ʃovĕ 8 f
dzeñâ 3 a
dziño 3 a
ęrdzəre 4 k
essartieiin 3 p
fant 3 b
fantǫ́m 3 b
fayè 13 b
fayéran 13 b
fayərụ̄ 13 b
fę́ntʃ 1 e
fęntʃ da ęlp 1 e
frətẓị́ 2 b
fromadjị̄ 2 a
fumę́glia d alp 1 a
gatí 9 d
gavwę 8 g
gro berdjye 4 p
guernafrə 4 g
kazę́i 2 c
kawrę́ 14 a
leñér 3 g
leñərâ 4 d
maître armailli 2 e
mạ̄yo 4 n
mayor 5 c
maytanay 7 h
mâpa 9 c
messadzo 1 d
metayats 7 g
metrə 2 e, 6 a
mié 4 q
mįęye 4 q
mihrə 2 e
mihrə pŏsə 3 i
modzonay 11 c
móetəni 13 c
montagnards 1 i
mozonèret 12 a
nursę 13 d
pạ̄hor 6 b
paster da la biestga sitga 11 d
paster della muaglia sutta 11 d
paster dell' armainta 11 d
paster del múol süt 11 d
pastǫr di pę́jgra 13 g
pastǫr di vak 6 b
páʃtər 6 b
paʃtər di lan vaka 6 b
paʃtər grǫn 6 b
paʃtər piñ 7 a
paʃtərs d alp 1 h
paʃtrĕt da lan t'evra 14 b
paʃtril'a 1 b
paʃtú 6 b
paʃturĕl 7 a
paʃturę̆t 7 a
pato 2 f, 3 m, 6 b
patorę 3 m
pạ̄ϑo 2 f
paϑǫ́ouch 1 h
pawrę́ 13 f
pę́ster dals vdĕlts 10 b
pę́ʃtər pitʃən 7 a
pigrę́ 13 f
pòrtsèrò 5 b
portsaʃǫ 5 b
portʃe 4 m, 5 b
portẓe 3 o, 5 b
prəmíə bęrdjíə 6 c
puəp 5 a
rəfo 8 e

[1]) Die Zahlen verweisen auf die Kapitel des speziellen Teils, die Buchstaben auf deren Unterabteilungen. Das Wortverzeichnis enthält in der Regel nur e i n e Lautung (oder einen Typus) eines Wortes. Varianten wurden nur dann aufgenommen: a) wenn die Variante ein anderes Suffix aufweist; b) wenn sie eine andere Bedeutung hat; c) wenn sie einer andern Dialektgruppe (frankoprovenzalisch, lombardisch, ladinisch) angehört.

Digitized by Google

salyœu 4 h
sarveteiins 1 c
secordson 12 d
segn 2 d
səkordzõ de vatsə 8 d
senn 2 d Anm.
setsən 3 q
shorportyœ di kayon 5 d
signess 2 d
signęssas 2 d
siñun 2 d
skõ vatsĕru 7 g
sodzi 3 c
somay 7 l
soportyœu di modzon 12 c
sotkaldéra 3 e, 4 c
sotsogn 3 d
sottasignuŋ 3 d
starlę 11 b
suaivel 7 f
sufragan 13 i
*supporteur 8 c, 9 a. 10 c
ʃovĕ 4 f
ʃovĕ dü bų̄ 4 f
ʃovĕ dü gərnay 4 i
t'andan 3 l
taschin 13 h
tęrsiəl 3 f
tesĩŋ 13 h
trǫssər 4 l
trǫsler 4 l
tsejęrĕ 3 k
tsĕverõ 14 a
tsəvərų 14 a
tsévrè 14 a
tünər 3 h
tünərĕt 4 b
t'uręr 14 a
vagillè 11 a
vatserã 1 g, 6 d, 7 g
vatsərolę̄t 7 g
vatserõt 6 d
vatsərũ daray 7 g
vaylay 3 n
vei 9 b
vélè 10 a
vezevę 11 a
vijiè 4 o
vịlərot 8 b
vilĩ 6 f
vilir 7 k
vischender 7 e
werda-vatsə 6 d

Digitized by Google

Zum Superlativ im Französischen.

Von

Berthold Fenigstein.

Folgende Bemerkungen beziehen sich in Wirklichkeit nicht nur aufs Französische, sondern sind vielmehr allgemeiner Natur. Der Titel erklärt sich aus den Beispielen, die beinahe ausschliesslich der französischen Sprache entnommen wurden; und dies geschah deswegen, weil die „Bemerkungen" nur Teile einer grössern Arbeit über „die Quantitätsbegriffe im Französischen" sind. Es sind Beobachtungen, die den Leser auf den *vollen Umfang des „Superlativs"* aufmerksam zu machen bestimmt sind. An Vollständigkeit habe ich natürlich nicht gedacht; all die bekannten Formen des Superlativs,[1]) wie sie die Grammatiker darstellen, habe ich absichtlich unberücksichtigt gelassen.

Es ist darauf zu achten, dass der Superlativ eine *quantitative Steigerung* ist, und zwar kann sich diese Steigerung sowohl auf eine Eigenschaft, Masse oder Handlung beziehen.[2])

Gewöhnlich unterscheiden die Grammatiker einen absoluten und einen relativen Superlativ. Mancherorts begegnet man auch noch einem *„Superlativ der Inferiorität"*, der jedoch zu eliminieren ist; denn entweder stimmt er mit dem absoluten[3]) oder sonst mit dem relativen[4]) Superlativ überein.

---

[1]) Auf -*issime*; den organischen Superlativ des Afr. und seine Reste im Nfr. (z. B. *pesme, infime*); die durch Elativ-Praefix gesteigerten Adjektiva (*extra*-, *super*-, etc.); *archi*-; Wendungen wie: *„on ne peut mieux"* etc. Cfr. Wölfflin: *Lateinische und romanische Comparation.* Erlangen 1879 und die später zitierten Bücher.

[2]) Daraus erklären sich die folgenden Auseinandersetzungen über den Superlativ beim Adjektiv, Substantiv und Verb.

[3]) In „*très* grand" und „*très* petit" bleibt der Grad der gleiche (: très); was in diesen beiden Adjektiven verschieden, das ist die Qualität (: grand, petit).

[4]) In „le *plus* grand" und „le *moins* grand" ist nicht die Qualität, sondern der Grad verschieden.

Digitized by Google

Auch der ***relative Superlativ*** fällt aus dem Rahmen der folgenden Betrachtung. Meistens ist er ein durch den Artikel formell determinierter Komparativ. Inhaltlich bedeuten das Gleiche

„*Le Mont Blanc est* ***la plus haute*** *de toutes les montagnes de l'Europe*" und
„*Le Mont Blanc est* ***plus haut que*** *toutes les autres montagnes de l'Europe.*"

Der ***absolute Superlativ*** unterscheidet sich auf den ersten Blick deutlich vom Komparativ. Man möchte geneigt sein, ihm überhaupt den Namen „Superlativ" streitig zu machen und ihn ganz einfach als „hohen Grad" zu bezeichnen. Denn, wen „übertrifft" er, da er ja gar nicht zum Vergleiche dient?

Eine genauere Prüfung zeigt jedoch, dass auch der absolute Superlativ dem Vergleiche dient, nur dass wir uns nicht immer des Vergleiches bewusst werden:

(z. B.) Auf einem Platze treffe ich eine Menge von 100 Personen. Ich erzähle einem Freunde, dass ich eine „grosse" Menge gesehen habe. Ein andermal sehe ich auf einem Platze 1000 Personen und ich werde von der Menge sagen, dass sie „sehr gross" gewesen sei. „Gross" ist also durch „sehr" übertroffen worden. Da ich nun die Masse der 1000 Personen willkürlich mit keiner anderen Masse vergleiche, so ist „sehr gross" *scheinbar* ein *absoluter* Superlativ; *tatsächlich* ist er aber *relativ*, denn was nicht willkürlich geschieht, geschieht hier unwillkürlich. Unser Gehirn entwickelt mit der Zeit eine bestimmte Skala für den Gebrauch der Augmentativ-Epitheta. Obwohl „gross" unbestimmt ist, so wird für mich „sehr gross" immer *mehr* sein. Die gleiche Person wird kaum das Wort „très" mit „énormément" und umgekehrt vertauschen.

„*La foule était* ***énormément*** *grande*"
wird sie vielleicht ersetzen durch:
„*La foule était* ***très, très*** *grande.*"

Wir sind uns nur der Relativität, d. h. der Steigerung, beim absoluten Superlativ nicht bewusst und halten die Partikeln für blosse Verstärkungen.

I. Der Superlativ des Adjektivs und Adverbs.

Die Mittel zur Bildung des absoluten Superlativs beim Adjektiv und Adverb haben für die romanischen Sprachen Hammesfahr[1]) und Hultenberg[2]) eingehend behandelt. Viel neues Material für die Steigerungspartikeln würden noch die Dialekte bieten; ich zitiere z. B. aus den Sammlungen des „Glossaire romand"[3]) ein: — „*grö* sovin" (= très souvent). —

Im Folgenden erwähne ich noch einige Arten von Superlativbildungen, die, soviel mir ersichtlich, von den obengenannten Forschern übergangen worden sind.

Dazu gehören vor allem die vielen Vergleiche, wie sie besonders der Volksmund gebraucht:

„*Ses lèvres sont* ***rouges comme*** *le sang*"
„*Ses dents sont* ***blanches comme*** *la neige*"
„*Cette femme est* ***vertueuse comme*** *la vertu même*".

Hier handelt es sich nicht mehr um gewöhnliche Comparationssätze, sondern wirklich um Superlativbildungen. Der zweite Teil des Satzes enthält einen Superlativ und sogar den höchsten Grad desselben, die Totalität (was ist röter als Blut, weisser als Schnee, tugendhafter als die Tugend?); und dieser Superlativ überträgt sich durch den Vergleich auf das vorausgehende Eigenschaftswort („Schnee: sehr, sehr weiss").

Hierher gehört auch der durch einen Vergleich in der verneinten Form ausgedrückte Superlativ:

„Afrodito èro *pas plus* bello que vous"[4]) (= A. war nicht schöner als Ihr); denn das „pas plus" zeigt an, dass „Vous", d. h. die betreffende Dame, mindestens gleich schön war wie der Superlativ, das Ideal des Schönen: Aphrodite.

Immer häufiger im modernen — hier darf man wohl sagen: affektierten — Sprachgebrauch werden die Comparationssätze, in denen der höchste Grad des Superlativs, die Totalität, noch ge-

---

[1]) „*Zur Comparation im Altfranzösischen.*" Strassburg 1881, p. 23 ff.

[2]) „*Le renforcement du sens des adjectifs et des adverbes dans les langues romanes.*" Upsala 1903.

[3]) Das in Vorbereitung befindliche Wörterbuch der französischen Schweiz.

[4]) „*Revue des Langues Romanes*" (*R. L. R.*) IV p. 83.

Digitized by Google

steigert wird: Was kann man sich unermesslicheres vorstellen als das Meer? aber

„*la princesso Clemènço* [es] ***bello mai*** *que la mer noun es immenso*"[1])
(= Die Prinzessin Cl. ist schöner [unermesslicher schön] als das Meer unermesslich ist).

(Diese Übertreibungen sind besonders häufig im relativen Superlativ: „Este hombre es demasiado pobre poro dar la *mas minima* cosa." „Das allerkleinste", „das allererste", „das allerbeste", „das unermesslichste", „la *toute première* chose que je ferai, sera . . ." etc.)

Ein weiteres Mittel für die Steigerung bietet die Umschreibung: Statt einer *sehr* schönen, glücklichen Zeit, wünscht ein moderner Provenzale „tous temps *avril et mai*"[2]); in einer altfranzösischen Paraphrase des „Hohen Liedes" wird der Superlativ von „blanc" und „rouge" so wiedergegeben:

„*Blancs est et roges* ***plus que jo nel sai dire.***"

II. Der Superlativ des Substantivs.

Hammerfahr schreibt, Seite 30 seines schon zitierten Buches, über die Steigerung substantivischer Formen: „Substantive erleiden nur insofern eine Steigerung, als sie adjektivisch aufgefasst werden. Im Lateinischen wie in den romanischen Sprachen ist dieser Fall äusserst selten . . . z. B.

„*Mis pères e li tuen furent mult ami*".

Für Substantive mit adjektivischer Verwendung und infolgedessen mit Steigerung zitiert Plattner[3]) eine ganze Anzahl von Fällen, z. B.

„*Les témoins les plus amis*" [die befreundetsten]
Un des hommes les plus hommes [männlichsten] *que la France ait produits*"
„*La plus femme* [die weiblichste] *des femmes poètes*"
Meyer-Lübke: *Grammatik* II 476: „*C'est lady Churchill . . . plus reine* [königlicher] . . . *que sa souveraine*"
II 477: „*Le plus âne* [der eselhafteste] *des trois n'est pas celui qu'on pense*" (La Fontaine)

---

[1]) *R. L. R.* I 50.
[2]) *R. L. R.* III p. 318.
[3]) *Grammatik der frz. Sprache für den Unterricht.* Karlsruhe 1899. § 145 Anm. 2 und Ergänzungsheft § 145.

Digitized by Google

Von oben angeführten Fällen unterscheidet Plattner, wie mir scheint mit Unrecht, gesteigerte Substantive, die, seiner Meinung nach, nicht in adjektivischer Verwendung vorkommen:

„*Le chat le plus diable* [der teuflischste] *des chats ...*" „*Le plus diable*"

ist ebenso gut als „le plus ami" durch ein Adjektiv wiederzugeben. Ebenso:

„*Vous êtes, non le plus esclave* [sklavischste], *mais le plus valet* [demütigste] *de tous les peuples*".

Immerhin hat der relative Superlativ beim Substantiv etwas gekünsteltes und der Schriftsteller wird ihn nur ganz selten anwenden, sei es, wo ihm das richtige Adjektiv fehlt, sei es, um eine besondere, für den Zusammenhang wichtige Nuance wiederzugeben (z. B. bei La Fontaine). Des Unnatürlichen in der relativen Steigerung des Substantivs ist sich der gute Stilist vollauf bewusst; man sehe, wie vorsichtig in Bezug hierauf z. B. Buffon ist:

„*Les martinets sont de véritables hirondelles, et, à bien des égards* ***plus hirondelles, si j'ose ainsi dire,*** *que les hirondelles mêmes.*"

Ist der relative Superlativ des Substantivs schon mehrmals von den Grammatikern behandelt worden, so blieb bisher der absolute Superlativ so gut wie unbeachtet. [1])

A. Der Superlativ der Eigenschaft.

Das Substantiv kann durch ein Adjektiv gesteigert werden.

Während das Adjektiv gewöhnlich dazu dient, das Substantiv zu bestimmen, zu charakterisieren („un beau vêtement", „une enveloppe brune"), so kann es doch auch den Inhalt des Substantivs steigern, wenn nämlich dem letztern als charakteristisch die Eigenschaft innewohnt, die das Adjektiv wieder aufnimmt.

Einen Superlativ sehe ich z. B. in:

„*las* ***negras*** *tempestats*" [2]) (= die schwarzen Stürme):

denn das Wort „Sturm" erweckt in uns schon selbst den Eindruck

---

[1]) Auf die Bildungen mit „*Archi*" hat Nyrop: *Grammaire* III § 506 hingewiesen; vom altfr. Steigerungspräfix „*par*" spricht er ibid. III § 482; über die Wiederholung eines Ausdrucks als Mittel der Verstärkung (resp. Steigerung) cfr. Aug. Friedrich Pott: *Doppelung als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache*, Detmold 1862; und ebenso Hultenberg, der als weitere Mittel zur Steigerung des Inhaltes eines Wortes nennt: die Hebung des Tones und die syntaktische Verschiebung eines Wortes.

[2]) *R. L. R.* II p. 69.

Digitized by Google

des „schaurigen“, des „schwarzen“ und durch das adj. „*negra*“ wird nun diese Idee noch verstärkt. Weitere Superlative sind: „*La lumière brillante*“, „*Das grüne Gras*“, „*Das rote Blut*“, „*Der weisse Schnee*“.

Natürlich kommt es jedesmal auf den Zusammenhang an und oft wird es schwer sein, zwischen dem oben charakterisierten Superlativ und den Fällen zu unterscheiden, wo es sich nur darum handelt, auf der Hauptidee des Substantivs zu beharren, ohne sie zu steigern (z. B. „Este hombre es mi *buen* amigo“).

Die Eigenschaft des Substantivs kann durch einen Quantitätsbegriff gesteigert werden, sofern dieser einen Superlativ enthält:

„*Une **extrême** bonté*“
„*La **somme** du bonheur*“.

Ein weiteres Mittel für die Substantivsteigerung ist die Verwendung eines stärkeren Wortes unter Synonymen. So zieht der Dichter ein „*Oh délice*“ einem Wort wie „plaisir“, „beauté“ vor, um die Freude als eine sehr hohe erscheinen zu lassen; und der Steigerung dient dann noch der Ausruf (Oh!).[1])

Häufig sind auch die Umschreibungen: Als Superlativ zu „richesse“ begegnen wir einem

„*lou tresor de Venisa*“.[2])

B. Der Superlativ der Masse (der Anzahl).

Das ist der eigentliche Superlativ des Substantivs.

„***Très** grand*“: „***beaucoup** d'objets*“

„*Grand*“ giebt eine unbestimmte Quantität einer Eigenschaft an, durch „*très*“ bleibt die Quantität noch unbestimmt, aber wir wissen, dass sie einen hohen Grad besitzt. Indem man „d'objets“ spricht, versteht man eine unbestimmte Anzahl von Gegenständen, durch „beaucoup“ wird diese Anzahl noch nicht bestimmt, aber

---

[1]) Ich betone wieder die Bedeutung des Zusammenhanges. „*Monstre*“ ist als Substantiv ein einfacher Positiv; im folgenden wird er aber zum Superlativ:

„C'était un homme dangereux“
„Non, c'était un monstre“.

[2]) *R. L. R.* III p. 109.

Digitized by Google

sie erhält einen hohen Grad, sie wird „gross". Ich unterlasse es, hier alle Mittel anzuführen, durch die „eine grosse Quantität von .... eine grosse Anzahl von ..." ausgedrückt wird.[1])

C. Der Superlativ der Handlung.

Jeder wird zugeben, dass „*fort buveur*" eine Steigerung zu „buveur" angiebt. Fragen wir uns nun aber, was im Ausdruck gesteigert wird, so wird man finden, dass es nur noch in beschränktem Mass die Eigenschaft, sondern vielmehr die Handlung ist. Die Haupteigenschaft des „buveur" ist, dass er (viel) trinkt, und diese Handlung, d. h. das im Substantiv versteckte Verb „boire" wird durch „fort" gesteigert. Ebenso: „fort chanteur", „fort marcheur".

III. Der Superlativ des Verbs.

Flaubert schreibt einem Freund:[2]) „[Me voilà] revenu au collège où j'ai l'honneur de ***m'ennuyer au superlatif***". Dieser eine Satz würde schon genügen, um die Existenz des Verbal-Superlativs zu beweisen.

Bei gewissen Verben gehört der Superlativ zu ihrem Charakter: das lat. „*cupere*" ist eine Steigerung zu „*desiderare*", dies eine solche zu „*appetere*". „*Convoiter*" ist ein gesteigerter Ausdruck des Wunsches im Verhältnis zu „*désirer*" oder „*souhaiter*". Ich übersehe nicht, dass die Synonyma meist noch eine Nebenbedeutung annehmen; aber die Hauptbedeutung existiert bei ihnen meistens in verschiedenem Grade. „*Supplier*" halte ich für einen Superlativ zu „*prier*", „*fouiller*" für einen Superlativ zu „*chercher*" etc. Der Zusammenhang macht auch hier wieder die Steigerung leichter verständlich. —

Beim Verb ist es beinahe immer die Handlung, die quantitativ gesteigert wird. Die Gradation kann durch eine Periphrase ausgedrückt sein, z. B. in:

---

[1]) Überaus reiches Material hierzu liefert das „*Glossaire romand*"; der Dictionn. Bruant's: „*L'Argot du 20e sciècle*" unter „*Quantité*", „*abondance*", „*foule*"; cfr. auch: Sachs-Villatte: „*Dictionnaire ...*" unter „*grand*" z. B. „il y aura *grand* monde"; Villatte: „*Parisismen*"; Gilliéron: *Atlas linguistique* Karte No. 120.

[2]) „*Correspondance*" I p. 31.

Digitized by Google

„*Fumer* ***comme un*** *Turc*"
„*Boire* ***comme un*** *trou*".

In diesen Komparationssätzen enthält der zweite Teil die Idee eines Superlativs (Der Türke ist das Modell des Rauchers; das Loch: ein unersättlicher Trinker); durch den Vergleich überträgt sich dieser Superlativ auf das Verb.

Wie das Substantiv durch das Adjektiv meistens nur bestimmt, aber nicht gesteigert wird, so das Verb durch das Adverb; nur dort, wo das Verb schon selbst als Haupteigenschaft diejenige hat, die das Adverb wieder aufnimmt, kann es sich um eine Steigerung handeln:

„***très*** *grand:* ***beaucoup*** *d'objets: courir* ***vite***".

Das Verhältnis der beiden ersten Teile der Proportion haben wir schon oben[1]) festzustellen versucht. — „*Courir*" giebt eine unbestimmte Quantität einer Handlung an; durch das Adv. „*vite*" wird die betreffende Quantität durchaus gesteigert. Ebenso: „*magnifier grandement*", „*exagérer extrêmement*", „*gut duften*".

Im Übrigen werden alle Verba durch Quantitätsbegriffe gesteigert (cfr. lat. „*fortiter* timere" fr. „frémir fort").[2])

Man wird vielleicht einwerfen: „*manger beaucoup*" sei kein Superlativ zu „manger", da dies letztere allein schon jede Quantität zulasse; da „beaucoup" aber die Quantität als eine grosse angiebt, so handelt es sich vielleicht nur um eine nähere Bestimmung und nicht um eine Steigerung? Wenn man von einem sagt, dass er „viel esse", so versteht man darunter, dass er *mehr* esse *als gewöhnlich* oder als man die Gewohnheit hat. Ist dies kein Verbal-Superlativ, so giebt es auch keinen absoluten Adjektiv-Superlativ: Un vin „*très* rouge" sagt mir nur, dass der betreffende Wein röter ist, als man ihn gewöhnlich bei uns sieht, aber „rouge" allein würde schon alle Grade zulassen, sogar einen höheren als den im Superlativ „*très* rouge". Die Frage ist: Combien [comment] est-il rouge? Combien mange-t-il?

---

[1]) p. 6.

[2]) Ich nenne hier im besonderen die Verba des Besitzens („*avoir*" etc.), die ihre Steigerung durch das Quantitätsadverb „*beaucoup*" erfahren. Doch meistens fällt dieser Superlativ mit dem auf Seite 6 genannten („beaucoup de . . .") zusammen. Über die Ausdrücke für „beaucoup" beim Verb cfr. Bruant: „*beaucoup*", „*abondamment*" und „*Glossaire Romand*".

Digitized by Google

Ich übergehe hier die Verstärkungen des Verbes, wie sie besonders das Altfranzösische liebte (z. B. „*pour* . . .“); es sind Verstärkungen und keine Steigerungen. Es handelt sich um das, was gewöhnlich die lat. Intensiva zum Ausdruck bringen. Man *insistiert* einfach auf den Inhalt des Verbs. Vergl. z. B. auch die Doppelung des Verbs im lad. „*teméi me temi*“ [1]) (= fürchten, ich fürchte). Meyer-Lübke glaubt, dass man dabei von der affektierten Rede und Gegenrede auszugehen habe, was also einer Steigerung gleichkäme; mir erscheint diese Erklärung nicht als die richtige. Ich halte vielmehr dafür, dass man den Satz ganz einfach mit der Hauptsache in der unflektierten Form, hier also (dem Verb in der Grundform) beginnt und dann syntaktisch fortfährt. In gewissen Kreisen sagt man ganz geläufig, ohne eine Steigerung des Ausdruckes im geringsten zu beabsichtigen: „Schlafen, schlaf ich gut“ (= Was das Schlafen anbetrifft, so geht es mir gut).

Soweit über den absoluten Superlativ des Verbs; die Existenz des relativen Comperativs und Superlativs wird sofort klar, wenn man bedenkt, dass diese beim Verb sogar auf die gleiche Art gebildet werden wie beim Adjektiv. Als Übergang zwischen Adjektiv und Verb nehmen wir das zum Adjektiv gewordene Particip des Perfects:

1) „François était l'enfant ***le plus*** *aimé“*
2) „On aimait François ***le plus***“.

[1]) Meyer-Lübke: *Gramm.* III § 135.

Zur Agglutination in der englischen Sprache.

Von

Bernhard Fehr.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass Ausnahmen in der Schriftsprache in mundartlich häufigen Erscheinungen ihre Erklärung finden können. In den Dialekten wirken Kräfte, deren Spielraum sich bis zur äussersten Peripherie des innern, von der Schriftsprache beherrschten Kreises erstreckt. Dort wird ihnen Halt geboten. Im breiten Ring der Mundarten aber walten sie noch ungehindert. Hier herrscht Metathese als Tyrannin, vollziehen Synkope und Aphaerese ihr Werk der Zerstörung, vertreiben Assimilation und Dissimilation die rechtmässigen Inhaber durch fremde Eindringlinge, ruft Euphonie den Vermittler herbei, damit er sich versöhnend zwischen widerstrebende Elemente stelle.

Das englische Sprachgebiet bildet keine Ausnahme. Auch hier stehen vereinzelten Erscheinungen in der Schriftsprache Scharen von entsprechenden Tatsachen in den Dialekten gegenüber.

Metathese: Schriftsprache: ne. *bright* < me. *bright* < ae. *beorht*. Dialekte: *ərd* < *red* (Wilts.) E.[1]) 58; *pərti* < *prēti* (Wilts.) E. 47, 1; *uǫps* < *wasp* (Wilts.) E. 51, 6[2]).

Synkope: Schriftsprache: ne. *crown* < me. *coroune* (s. Jespersen, Gr. S. 274). Dialekte: *drekli* (Bucks.) < *directly*, E. 191, 11; *ridgment* (Northumberland) < *regiment*, E. 666; *semblitude* (<* *semlitude*,) Norfolk, < *similitude*, E. 271, 9.

Assimilation: Schriftsprache: ne. *akimbo* < me. *on kenbow*. Dialekte: p + n > p + m: *tap'm tail* (phonetisch), [West Somersetshire] < *tap'n tail* (top-on-tail), E. 151, 3; *apəm dhə gjarət* = *upon the garret* (ebd.), E. 152, 7; *ōup'm ən* = *open him* (ebd.), E. 152, 10. — k + t > k + k: *guingk k mi bagingk* < *guingk *t mi*

[1]) *E.* bedeutet hier Ellis, Early English Pronunciation, Bd. V.

[2]) Behandelt bei Franzmeyer, Studien über den Konsonantismus und Vokalismus der ne.-Dialekte . . ., Diss. Strassburg 1906.

Digitized by Google

bagingk (going to my bagging, i. e. tea at six), [the Peak], E. 321, 14. — m + t > m + p: *guingk wə'm p mi supər* (*home to my supper*), [ebd.] E. 320, 14. Dazu vgl. das interessante Kapital über konbinatorischen Lautwandel im heutigen gesprochenen Englischen bei *Wyld*, The Growth of English, Kap. VI, (A I), z. B. S. 72: *on payment* > *om payment*.

Fernassimilation: Schriftsprache: ne. *buckram* < fr. *bouquerant*. Dialekte: *trittle* < *trickle* (Norfolk), E. 271, 9; *cartract* < *cataract* (ebd.), E. 271, 9; *turpentine walk* < *Serpentine walk* (ebd) E. 271, 9.

Ferndissimilation: Schriftsprache: ne. *ransom* < fr. *rançon, random* < afr. *randon*. Dialekte: *sinnable* < *syllable* (Norfolk), E. 271, 9; *intosticate* <* *intoskicate* < *intoxicate* (ebd.), E. 271, 9.

Euphonie: Schriftsprache: ne. *thunder* < me. *thonder* neben *thoner* < ae. *þunor*. Dialekte: *mander* < *manner*; *partender* <* *partenr* (*partener*); *chimbly* < *chimly* < *chimney*; *semblitude* <* *semlitude* < *similitude*; *cavaltry* < *cavalry* (Norf.), E. 271, 5, 6[1]).

Aphaerese: Schriftsprache: ne. *peal* < *appeal*; *sport* < *disport*. Hier gäbe es zahllose Beispiele für die Dialekte: (keine phonetische Schreibweise): *zakli* < *exactly* (West Somers.), E. 172; *sept* < *except* (ebd.), E. 172, 8, *nary* < *canary* (ebd.), E. 172, 8, *levn* < *eleven*, E. 299; *tarmined* < *determined*. (Yorks.), *tarpit* < *interpret* (Scot.), E. D. D.

Eine solche vereinzelte Erscheinung ist auch die Agglutination. Agglutination ist eine Lautveränderung, die darauf beruht, dass zwei Wörter durch häufiges Zusammentreffen lautlich so eng aneinander geklebt werden, dass der Sprechende bei der grammatischen Trennung der Laute in Worte irrtümlicherweise den Schnitt nicht mehr an der Klebstelle selber, sondern links oder rechts davon macht. Wird links abgetrennt, so entsteht für das zweite, wichtigere Wort Anlautsvermehrung, wird rechts geschnitten, so entsteht Anlautsverminderung.

Saint Andrew > *Saint|andrew*, links von der Klebstelle geschnitten ergibt *Sain Tandrew*, deshalb *Tandrew* oder *Tander* als dialektischer Ausdruck in zusammengesetzten Wörtern.

Ebenso ae. *án efeta* > me. *an ewte* > *a newte*, ne. *newt*. — Anlautsvermehrung.

Aber *a nettle* > *a|nettle*, rechts von der Klebstelle getrennt, ergibt *an ettle* — Anlautsverminderung[2]).

[1]) s. Grüning, B., Schwund und Zusatz v. Konsonanten in den ne.-Dialekten. Strassburger Diss. 1904.

[2]) Tappolet, dessen interessanter Arbeit: „Zur Agglutination in den französischen Mundarten" (Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philo-

Digitized by Google

Da die Agglutination auf einem syntaktischen Irrtum beruht, so kommt sie in vielen Sprachen bei der Übernahme von Lehnwörtern vor. Der Übernehmende ist sich nicht klar, wo der Schnitt vorzunehmen ist. So sind arabische Wörter mit dem agglutinierten Artikel *al, el* ins Persische oder Spanische und Portugiesische übergegangen, z. B. arab. *el 'askarī,* der Soldat, *el 'askar,* die Armee > pers. *lashkarī,* Soldat (vgl. ne. *Lascar,* eingeborener, indischer Soldat), *lashkar,* Armee; span. *alguacil,* Gerichtsdiener, port. *alvazír,* Richter < arab. *al vazîr,* der Regent, oder mit dem Artikel verbundene romanische Wörter von den Basken fälschlich als Worteinheiten empfunden worden, z. B. bask. *lantrotša,* Kerzenhalter < span. *l'antorcha* (Schuchardt, Baskisch und Romanisch, Ztschr. f. Rom. Philol., Beiheft VI, 34). Umgekehrt haben Wörter wie das griechische *Alexander* in arabischem, das französische *lamproie* in baskischem Munde (Schuch. 36), das pers. *náranj,* Orange, bei seiner Aufnahme ins Italienische, das baslerische *Leckerly* bei seiner Exportierung nach dem Genfersee (Tappolet 325), das arabisch-spanisch-französische *alambique* bei seinem Übertritt ins englische Gebiet ein anlautendes Element verloren, das als Artikel aufgefasst wurde. Deshalb arab. *Iskander;* it. *arancio;* bask. *anproi;* schweiz.-fr. (18. Jahr.) *écrelet;* engl. (vgl. Shakespeare, Macbeth, I, 7, 67) *limbeck* (neben *alembic*). Einen hübschen Fall solchen sprachlichen Missverstehens in statu nascendi bei der Übernahme fremder oder unbekannter Wörter dokumentiert der schweizerische topographische Atlas (*Siegfried,* Blatt 147. Aber auch schon *Dufour*). Bei Zeglingen (Kanton Baselland) ist ein Hof mit dem Namen *Mapprach* eingetragen. Der Hof heisst jedoch in der Gegend *Apprach, dr Apprach.* Die Schreibung ist vermutlich so entstanden, dass der Kartograph auf die Frage: „Wo sind wir hier?" die Antwort erhielt: *„Im Apprach"* und dann die falsche Trennung *Im|mapprach*

---

logen in Basel, 1907, S. 324—340) ich die Anregung zum Studium derselben Erscheinung auf dem englischen Sprachgebiet verdanke, schlägt vor, für den Fall *T-ander* Agglutination und für den Fall *ettle* Deglutination zu sagen. Das Wort Deglutination scheint sich bei den Romanisten eingelebt zu haben. In meiner Arbeit bezeichne ich die ganze Erscheinung (*tander* und *'ettle*) als Agglutination: *tander* als Agglutination mit falscher Trennung links oder Anlautsvermehrung, *t*-Vorschlag (*t*-Zuwachs) durch Agglutination; *'ettle* als A. mit f. T. rechts oder Anlautsverminderung, *n*-Schwund durch A.

Digitized by Google

vornahm.[1]) Es ist nun ganz gut denkbar, dass Leute, die diesen Namen nur von der Karte her kennen, sich angewöhnen zu sagen „der *Mapprach*", womit die Agglutination wenigstens für eine beschränkte Zahl von Sprechenden zur Tatsache wird.

Die Verklebung tritt in den germanischen Sprachen hauptsächlich beim Gebrauch des unbestimmten Artikels vor vokalisch anlautenden Hauptwörtern auf[2]). In den romanischen Sprachen verfällt auch der bestimmte Artikel der Verwachsung[3]). Diese letztere Art der Verklebung wäre heute im Englischen so viel wie ausgeschlossen; denn eine Hauptbedingung für die Entstehungsmöglichkeit der Agglutination ist, dass das neugebildete Wort lautlich glaubhaft und plausibel, d. h. für die betreffende Sprache typisch klinge. So ergibt sich durch den *t*-Zuwachs bei *Andrew* ein durchaus englisch klingendes *Tandrew*, bezw. *Tander*, das sich lautlich in eine Reihe von ähnlich aufgebauten Wörtern leicht einfügt: *tangle, tanner, tapper, tender,*

---

[1]) Diese Annahme findet ihre Stütze an dem *Munot*, Festung in der Stadt Schaffhausen, welche früher *Unnot, der Unnot* hiess. Da der Name der Festung meistens in Verbindung mit Præpositionen vorkam — „Wo"? „auf *dem* Unnot" — so verwuchs das *m* des Dativs des bestimmten Artikels mit dem Festungsnamen. Resultat: *Munot* (Schw. Idiotikon I).

[2]) Beispiele für das Niederländische: *n*-Schwund bei *aak*, as. *nako*, mhd. *nache*, nhd. *Nachen* und bei *aaf, ave*, mhd. *nabe*, nhd. *Nabe* (vergl. auch ndl. *avegaar*, ahd. *nagabêr* für *nabu-gêr*, s. auch oben engl. *auger* unter B, 2 und Kluge, Et. W. unter *Naber*). — Für die nhd. Schriftsprache: *n*-Schwund bei *Otter*, eigentlich ostmd. für *Natter*, s. oben engl. *adder* unter B, 1. — Für das Schweizerdeutsche s. Tappolet, a. a. O., S. 336: 12 Beispiele für *n*-Vorschlag. — Für das Bayrische: (Schmeller) *n*-Zuwachs bei *Neicht* < *ən Eicht* (Wart ən Eicht, d. h. ein Weilchen), *Nassel* (auch in andern Dialekten) < *ən Assel*; D. W. VII, 1: *nast, nahle*; *n*-Schwund: (Schmeller) bei *arw, arben* (Klammern) < *ə närb, espel* < *ə nespel;* D. W. VII, 1: *est, essel.* — Für das Elsässische: *harunkel* < *ə narunkel* < *ranunkel* (so erklärt von H. Schröder. G. R. M. II, 139).

[3]) Für die französischen Dialekte s. Tappolet a. a. O. — Auch die italienischen Dialekte weisen die Agglutination auf. — Römischer Dialekt: *l*-Vorschlag (bei *er ladrio, le lusure, er laumento, la lerta, la lesca* (Tellenbach, Der römische Dialekt, Diss. Zürich, 1909, S. 51), für *a*-Schwund (das *a* geht im *la*, Artikel, auf), *la Merica, ruganza, badessa* (viele Beispiele S. 36). Weitere Beispiele von Agglutination im Ital. bei Salvioni, Krit. Jahresbericht IX, 102. Ein ergötzlicher Fall von Agglutination mit falscher Trennung rechts ist von einem meiner romanischen Kollegen beobachtet worden. An dem Fenster einer Schenke in Venedig las er: *Vino Nostrano all' itro quaranta centesimi.* — Das Rätoromanische kennt die Erscheinung ebenfalls. Wie mir Kollege Pult mitteilt, sagt man in Sent (Unterengadin): *ün luórs* (< *l'uórs*) und sogar *la lavărdá* (*Dim la lavărdá:* Sag mir die Wahrheit). Ferner sei hier auf das oberländische *glivcr* < *uber* hingewiesen (Arch. glott. XV 118, I 32, 495).

Digitized by Google

temper, tinder usw. So erfreut sich das schon erwähnte *newt* eines kräftigen Rückhaltes an Wörtern wie *new, neuter, naught, note, night.* Eine Verbindung aber von *th'* (= ð), d. h. dem verkürzten Artikel, wie er in Dialekten allgemein üblich ist, mit irgend einer Lautgruppe könnte nie als Worteinheit aufgefasst werden, da das Englische keine Hauptwörter mit anlautendem stimmhaften ð kennt. Die Verbindung *nawl* (< *an awl*) ist glaubhaft, die Kombination ð*awl* undenkbar. Deshalb verwächst — abgesehen von den vereinzelten Fällen der Agglutination gewisser Formen des ae. Artikels, worüber weiter unten — der bestimmte Artikel *th'* im englischen Sprachgebiet nie.

Anders steht es mit den Dialekten, die, wie beispielsweise die Yorkshiremundart, das *th* in *t* verwandelt haben. Hier könnten Verwachsungen entstehen, die das Sprachgefühl als annehmbar erklären dürfte. Tatsächlich findet sich auch ein Ansatz dazu in dem Worte *tarrant* (s. u.).

Wir werden uns hier in erster Linie mit den Agglutinationen des unbestimmten Artikels und des besitzanzeigenden Adjektives *mine* (vgl. *mine uncle* < *my nuncle*, daher *nuncle* in Shakespeares King Lear) zu befassen haben. Daneben werden auch Beispiele für andere Verbindungen Erwähnung finden können.

Was das **Alter** der englischen Agglutination betrifft, so lassen sich ihre Anfänge bis in die mittelenglische Zeit zurückverfolgen. Wenn mittelenglische Schreiber Wörter falsch trennen, wenn richtigen Verbindungen in der einen Handschrift falsche Verbindungen in einer andern Handschrift desselben Denkmales gegenüberstehen[1]), so sind dies Argumente für das Einsetzen der störenden Wirkungen der Agglutination in mittelenglischen Dialekten. Alliterieren aber noch gar jene Verbindungen, dann kann es sich nicht um blosse Verschreibungen handeln, dann ist die Agglutination zur unumstossbaren Tatsache geworden:

13 . ., Will. of Palerme, 1679, Seþþe *n*o *n*oþer *n*el be but *n*edes to wende.

c 1420 Avow. Arth. 349 (Irel. Ms.), As he *n*eghet bi a *n*oke.

---

[1]) So zeigt z. B. die *Cotton-Hs.* des *Cursor Mundi* eine ausgesprochene Vorliebe für Agglutination, die *Göttinger-* und *Trinity-Hss.* kein einziges Beispiel, die *Fairfax-Hs.* nur drei Beispiele: 5445 (*mi nei*), 9020 *a nape*, 2749 *þi nare.*

Digitized by Google

Troy Book 782 (Trautmann, Angl. I, 126), a*n* oyntment þat was *n*oble a*n*on she hym sent.

Ebend. 777, a*n* ymage full *n*obill þat he *n*aite shulde.

In den beiden letzten Beispielen ist allerdings die alte, normale Schreibweise noch beibehalten. Wie fest aber die Verklebung im Munde der mittelenglischen Schreiber gewesen sein muss, zeigen folgende Schreibarten im *Guy of Warwick* (15. Jahrhundert): *an noddur* 2556 — *an noke* 3004.

Das Altenglische wusste noch nichts von derartigen Erscheinungen, solange der unbestimmte Artikel in allen Fällen, auch vor Konsonanten, *án* lautete. Erst als mit dem allmählichen Übergang des Altenglischen in das Mittelenglische die Pronomina ae. *án, nán, mín, þín* ihren Nasal vor Konsonanten verloren und Doppelformen entstanden: me. *ā* und *ān, nō* und *nōn, mī* und *mīn, þī* und *þīn*, war der Agglutination Tür und Tor geöffnet:

Sprüchwörter *Hendings* (c. 1200), s. Anglia V, 7: *þi nelde, a nother, anoþir, þi nerend.* — c. 1200 Orm. 7160 *for the naness.*

Besonders reichhaltig sind die Beispiele in der Cotton Hs. des *Cursor Mundi* (c. 1300): *þi nare* (*are*, d. h. Barmherzigkeit) 2749, 10099; *a nape* 9020; *a nass* 3152; *þi naunt* 24675; *a neber fole* (an evident fool) 13041; *of a nellen heght* 1419; *na nend* (Fairfax *nan ende*, Göttingen *no end*) 23263; *na nending* 11430; *a* (*mi*) *nerrand* 3334, 3274; *a nerthdin* 20985; *þi nem* (Oheim) 3789; *mi* (*þi*) *nei* (eye) 5445, 5224; *a neuentide* 2518; *þi nere* (heir) 2565; *a nin* 15192; *suere me a nath* 3542; *in a nald bok* 11381; *þi naun* (thine own) 7742, *my nawen* 17313; *na noþer* 2563, 3755; *a nogli* (adj.) 1106.

Guy of Warwick (14. Jahrh.: Auchinleck Ms.). Vgl. die Bemerkungen Zupitzas zu Guy of Warwick (15. Jahrh.) in E. E. T. S. Ex. Ser. XXV, XXVI v. 612: Guy ed. Turnbull: *a neld man* 3412, *wiþ a nost* (host) 9701.

William of Palerme (c. 1350), ed. Skeat. E. E. T. S. (O. S.) I: *brouȝt to a nende* 3946; *my noþer* 468, *no noþer* 1679.

Guy of Warwick (15. Jahrh.) E. E. T. S., Ex. S. XXV, XXVI: *þy narmes* 803; *my neme* 612, 614, 7805; *my nye* 3252, 5930, *þy nye* 5616; *an noke* 3004; *þy nore* (*are* Barmherzigkeit) 8042; *þy nowne* 1807; *a nother* 838, 1945, 4157, 4617, 4869 usw.; *no nodur* 657 mehr als 11 mal.

Ungefähr um dieselbe Zeit machen sich auch die Anfänge des *n*-Schwundes durch Agglutination bemerkbar (s. unter B 2).

Von den im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts stark reduzierten Flexionsformen des bestimmten Artikels erhielt sich der Dativ Singularis am längsten als *than* oder *then* < *tham* < ae. *þǽm* und verwuchs gelegentlich mit Hauptwörtern: ae. *æt*

Digitized by Google

þǽm ealoþ > me. *at than (tham) ale* > *atten ale* > *atte nale* (Piers Plowman, C, VIII, 19). Dasselbe bei Chaucer, Freres T. 49, *atte nale*. Ebenso: *atte nende* (< *at tham ende*), Guy ed. Turnbull, 4948; *to þe nende* 9360; *toward þe neuen* 807. Das me. bezw. ne. Resultat ist hier dasselbe wie bei der Agglutination des unbestimmten Artikels, es entsteht ein *n*-Vorschlag (ne. dial. *nale*, me. *nend*). Ob hier in solchen Fällen die Verwachsung auf den unbestimmten oder bestimmten Artikel zurückzuführen ist, kann nicht immer ermittelt werden. Da z. B. *ale* in den Dialekten auch Biergelage, Bierhaus bedeuten kann, ist die Verbindung *an ale* ganz natürlich und führt ebenso leicht zu *nale* wie *atten ale*. Formelhaft aber und deshalb in ihrer Wirkung agglutinierend war die Kombination *at the* + Substantiv bei Ortsbestimmungen[1]), die im Mittelalter mit Vorliebe durch die Erwähnung von Naturobjekten in der Landschaft, von Bäumen und Steinen, gelegentlich auch von andern Erscheinungen, Burgen und Häusern sprachlich ausgedrückt wurden. Die altenglischen Schenkungsurkunden mit ihren Grenzbeschreibungen sind oft nicht anders als eine endlose Aufzählung solcher mehr oder weniger fester Formeln, z. B. *of þám rixum on þa lytlan heccgan; . . of þám stocce suðrihte on þære stræt; . . fram ðám æsce . . oð þone steort.* Der Sinn für derartige Formeln bei Ortsbezeichnungen wurzelte tief im Volksbewusstsein und kam — auch in der spätern Zeit noch — bei der tag-täglichen Rede zum Ausdruck. So sagt der erste Schäfer im 'Second Shepherd's Play' der Townley Mysteries (ed. Manly I 107): '*Let us mete*'! Zweiter Schäfer: '*Whore*'? Dritter Schäfer: '*at the crokyd thorne*'. Eine solche formelhafte Verbindung war z. B. ae. *æt þǽre byriȝ* > *Atterbury* (neuenglischer Familienname), in dem das *r* des Dativs fem. sich noch erhalten hat.[2]) Die Form *Attenborough*[3])

---

[1]) Die feste Formel *æt* + Ortsname existierte schon im Altenglischen: König Alfreds Orosiusübersetzung, die Erzählung Otheres und Wulfstans (Sweet, Anglo Saxon Reader, S. 20, 90): *to þæm porte þe mon hǽtt æt Hæþum.* Ferner in der Sächsischen Chronik (552): *in þǽre stówe þe is genemmed æt Searobyrg* (Anm. bei Sw. zu Or.); 3 weitere Beisp. Bosw. Sup. 20. Damit vgl. unsere Familiennamen: Abderhalden, Imhof, Imobersteg, Zumbrunn, Auf der Mauer. Vgl. auch F 1.

[2]) Dasselbe *r* hat sich auch in dem engl. Flussnamen *Ree* erhalten (Hempl, *Miscellany . . presented to Dr. Furnivall* 154—157) < *be þǽre éa* (*be þer ē*). Der veraltete essexische Ausdruck *on a ree* (überflutet) gehört hieher (E. D. D.) *Ree* ist ein hübsches, vereinzeltes Beispiel für Artikelagglutination mit *r*-Vorschlag.

[3]) *Atterbury* und *Attenborough* erinnern an *Stamboul* < *es tān pólin.*

Digitized by Google

aber zeigt, dass das *n* des Dativs des männlichen Artikels (ae. *þǽm* > *tham, than*) schon früh aus Analogie mit Formen wie *at than ale* als allgemein giltiges Dativzeichen vor Vokalen verwendet wurde [1]). Deshalb findet sich in *Piers Plowman A*, 115 *Simme atte noke* (< *at then oke* statt < ae. *æt þǽre ǽc*); vgl. auch c 1420 Avow. Arth. XV, *bi a noke*. Gewisse Eigennamen, die sich wie die Bezeichnungen von Bäumen mit *n*-Vorschlag ausnehmen, führt Skeat auf solche Formeln zurück: *Nash* (ae. *æsc*), *Nalder* usw., s. unter A 1.

Formelhaft ist auch die Verbindung Praeposition (*at, to, toward*) + Substantiv bei Zeitbestimmungen:

c 1300 Beket, 81, *Attan ende*; 1320, Sir Tristr. 3287 *at þe nende;* 1340 Ayenb. 128 *atenende*; a 1330, Rowl. & V. 389 *at þe nende* (Beispiele in N. E. D.); 13 . . Guy, ed. Turnbull 4948 *atte nende*; ebenda 9360, *to þe nende*. Ferner a 1330 Rowl. & V. 581, *when it come to þe neue* (N. E. D.); 13 . . Reinbrunn, ed. Turnbull, 807, *toward þe neuen*.

Die sächliche Form *þæt* des ae. Artikels hat sich dank der Verwachsung bis auf den heutigen Tag erhalten in *the tother* < *that other* < ae. *þæt óðer* (s. u.).

Es folgt hier eine Zusammenstellung von Beispielen der Agglutination in englischen Dialekten und in der neuenglischen Schriftsprache. Hauptquelle für die Dialekte ist natürlich: Wright's English Dialect Dictionary (E. D. D.), für die älteren Formen das Oxford Dictionary (N. E. D.) Beispiele für die Vorgänger jetziger Formen oder Beispiele für Agglutinationen, die nur für eine frühere Zeit belegt sind, sind in *Petit* gedruckt. Alte Beispiele sind erwähnt worden, um die Formelhaftigkeit und das Häufigkeitsprinzip hervorzuheben.

Die Agglutination im Englischen ist schon behandelt worden (mehr oder weniger ausführlich) in folgenden Werken:

Skeat, Anmerkungen zu Piers Plowman C I 43, VII, 207.
Zupitza, Guy of Warwick, E. E. T. S., Ex. Ser. XXV, XXVI, Anm. zu. v. 612.
Trautmann, Anglia I, 126.
Mätzner, Altenglische Grammatik I, 187.
Kluge, Grundriss der germ. Phil. I², 1010, 1023, 1024.

[1]) s. Skeat's Anm. zu P. Pl., C VII, 207.

Scott, Ch., English words which have gained or lost an initial consonant by attraction (Trans. of the American Phil. Assoc. 1892—1894).

N. E. D. unter N 3.

O. Ritter, Zur Herkunft von ne. *slang* (Arch. 116).

Horn, Histor. Neuengl. Grammatik, I. Teil (1908), S. 175.

Jespersen, A Modern English Grammar, Part I (1909), S. 33, 34.

Die vorliegende Arbeit lag druckfertig vor, die Einleitung war schon gesetzt, als mir die Studie von *Charles P. G. Scott*, English words which have gained or lost an initial consonant by attraction (3 Teile in den Transactions of the American Philological Association: a) Bd. 23 [1892], 179—305, b) Bd. 24 [1893], 89—155, c) Bd. 25 [1894], 82—139) in die Hände kam, ein Werk von 249 Seiten (!), in dem 440 von der „Attraction" befallene Wörter besprochen waren. Scott weist bei 14 Konsonanten Schwund oder Zuwachs nach und unterscheidet 37 „Attraktions"-Stellungen. Für den *n*-Zuwachs durch den Dativ des bestimmten Artikels (bei mir A, 1) zählt er 21 Wörter auf, für den *n*-Zusatz durch den unbestimmten Artikel (B, 1) 168 (!), für den *n*-Verlust (B 2) 32, für den *n*-Zuwachs durch *mine* (C) 29, für den *t*-Zuwachs durch *Saint* 23 usw. Seine Quellen für die *ne.*-Dialekte — das E. D. D. war nicht vorhanden — waren z. T. die Veröffentlichungen der E. D. S.; für die ältere Zeit — das N. E. D. war bis *Eve* gediehen — verliess er sich auf seine eigene, ausgiebige Belesenheit.

Beim Anblick dieser erstaunlichen Sammlung glaubte ich, dass meine Arbeit unnütz geworden sei; konnte Scott doch neben mein bescheidenes 42 für B 1 die stattliche Zahl 168 stellen. Näheres Untersuchen zeigte aber, dass meine Arbeit neben dem Scott'schen Werke ruhig weiterbestehen durfte. Da es mir vor allem darum zu tun war, die Agglutinationen der jetzigen englischen Schriftsprache und der lebenden Dialekte zu verzeichnen, so fiel mehr als die Hälfte der 168 Wörter für B 1, nämlich die 87 von Scott nur für die Zeit zwischen 1400 und 1780 belegten Fälle, für mich ausser Betracht. Diese 87 Fälle könnten aber auch nicht einmal für die ältere Zeit als richtige Belege für Agglutination gelten. Nicht weniger als 65 davon, die Scott jeweils nur ein Mal und zwar

Digitized by Google

vorwiegend (43 Mal!) im *Nominale* (c 1450) bei *Wright-Wülcker* 1884 belegen kann, sind zu streichen. Denn diese einzeln stehenden Beispiele im *Nominale* beweisen nicht, dass dieses oder jenes Wort der Agglutination verfallen ist und eine neue Nebenform angenommen hat. Hier handelt es sich entweder um Schreibfehler (Gelegenheitsagglutination) oder um eine Eigentümlichkeit des Schreibers, der sich vielleicht bemühte, die Laute satzphonetisch darzustellen. Auf Grund einer vereinzelten Gelegenheitsagglutination in einem mittelenglischen Litteraturdenkmal auf eine bei einem gegebenen Worte im Volksbewusstsein fest erstarrte Agglutination zu schliessen, geht nicht an. Wenn der Schreiber des *Nominale* neben das auf einem richtig empfundenen englischen *aker* beruhende anglolateinische *hec acra* ein englisches *a nakyr* hinsetzt (Wright-Wülcker, Voc. 737, l. 18), so ist sicher anzunehmen, dass er sich hier einer ihm eigentümlichen Schreibweise bedient hat — 43 Mal nimmt er das *n* des Artikels zum Substantiv hinüber — und dass in seinem sprachlichen Bewusstsein das Wort dennoch als *aker* empfunden wurde[1]). Diese Schreibungen beweisen für das einzelne Wort nichts; sie beweisen nicht, dass man neben *acre* auch *nacre,* neben *3 acres* auch *3 nacres* sagte. Sie haben für uns nur insofern einen Wert, als sie uns ganz allgemein zeigen können, wie gross die Agglutinationsmöglichkeit in jener Zeit war. Erst wenn die Belege für ein bestimmtes Wort sich mehren, kann auf das Vorhandensein einer selbständigen Agglutinationsform geschlossen werden. Es ist deshalb nicht ersichtlich, warum Scott alle jene 65 vereinzelten Fälle fettgedruckt und numeriert aufmarschieren lässt. Noch weniger ersichtlich ist es aber, warum er für jedes Beispiel einer agglutinierten Form auch Belege für die nicht agglutinierte Form glaubt vorausschicken zu müssen (z. B. 203: *an ax* [2 Zitate], dazu noch *a hax.* Daneben 1 Zitat [natürlich aus dem Nominale] *a nax*). Diese Methode hat denn auch Scott's Arbeit einen mit der Wichtigkeit des Themas in keinem richtigen Verhältnis stehenden Umfang annehmen lassen.

---

[1]) Es ging ihm schriftlich wie der Clara Middleton in *The Egoist* (Meredith, chap. XIX) mündlich. In der Aufregung sagt sie nämlich: *I y-accuse myself.* Sie agglutiniert. Ihr Vater Dr. Middleton tadelt sie: „. . *do not fill the hiatus with so pronounced a Y.*“ Wenn sie auch agglutiniert hat, bleibt doch das Wort für ihr Empfinden *accuse,* nach wie vor. (Gelegenheitsagglutination!)

Digitized by Google

Ich habe aus den obigen Gründen die 87 erwähnten Fälle bei Scott ruhig unberücksichtigt gelassen. Die übrigen 81 Fälle (von den 168) zerfallen in:

1. Fälle, die Scott und ich gemeinsam haben. Hier decken sich öfters unsere Belege. Sehr oft aber beruhen die Scott'schen Zitate für die neue Zeit ausschliesslich auf *Halliwell's Dictionary of Archaic and Provincial Words* oder auf *Th. Wright's Dictionary of Obsolete and Provincial English,* vor deren Benützung *J. Wright* (G. G. Ph. I² 1532) ausdrücklich warnt, da sie durch ihr unterschiedsloses Darbieten von totem und lebendigem Wortmaterial irreführend seien. Ich habe deshalb nie auf Scott's Beispiele Rücksicht genommen, sobald sie ausschliesslich *H.* und *W.* entnommen sind (z. B. Sect. I, Nos. 89, 91, 94, 95, 96, 97 usw.). — Öfters auch (z. B. bei *naglet, nope, napple, narrow* usw.) beschränken sich Scott's Belege auf die alte Zeit. Hier war es wertvoll, auf das Fortleben der Formen in ne-Dialekten hinzuweisen.

2. Wörter, die mir unbekannt waren. Diese habe ich, wenn sie mir sicher schienen und für das 19. Jahrh. belegbar waren (15), in gedrängter Darstellung in meine Sammlung aufgenommen und mit einem § vermerkt. Hier zitiere und subzitiere ich ganz einfach Scott. Allfällige Bemerkungen zu Scott's Beispielen sind mit einem *(F)* versehen.

Dabei bleiben immer noch 14 Fälle für B 1, die Scott nicht hat.

Ähnlich verhält es sich mit A 1, B 2 und C.

Zum Schluss möchte ich nicht unerwähnt lassen, wie viel Anregung ich Scott's Arbeit verdanke und wie viel Wissen und linguistischen Scharfsinn ich in ihr vorgefunden habe. Einige, bis jetzt dunkle Ausdrücke sind von Scott sehr geschickt erklärt worden (z. B. *cockney* [203—211] < *cock* + *neye* [aggl. Form von *eye,* ae. *ǽȝ,* Ei][1]); *up to the nines* < *up to then eyne* [*eyes*]; *neddy*

---

[1]) Nicht einverstanden erklären kann ich mich allerdings mit dem heftigen Ton, mit dem Scott Murray's Erklärung (< *cokene*, gen. plur. + *eye*) verwirft. Der Genitiv plur. auf *-ene* war im Mittelenglischen bei allen Substantiven — gleichgültig, ob sie im Altenglischen stark oder schwach waren — möglich. Er war nicht häufig, aber auch nicht selten. Vgl. z. B. P. Pl. A I 103, *kyngene kyng*, B XIX 75 *kyngene kyth*, C II 95 *lordene loue*, C II 63 *Jewene seluer*. Wenn sich Scott ereifert und behauptet, der fragliche Genitiv müsste *cokken* und nicht, wie Murray annehme, *coken* lauten und könne deshalb nicht in me. *cokeney* enthalten sein, so rennt er offene Türen ein. Der nom. me. *cok* geht auf ae. *cocc* zurück.

Digitized by Google

< ae. *éadiȝ*[1]) usw.). Scott ist zwar der Meinung (Bd. 25, 136), man dürfe etwas mehr glauben und befürworten, als man beweisen könne. Dieser Glaube hat ihn denn auch hie und da über das Ziel hinausschiessen lassen (z. B. *nuncheon* < *hunch* durch Analogie mit *luncheon* No. 115. Schon Skeat weist auf ein me. *nōne shenc* hin. Vgl. jetzt die zahlreichen Belege im N. E. D. — Auch bei den vielen andern Fällen von „Attraktion", die Scott im 2. und 3. Teil bringt, steht nicht alles auf sichern Füssen).

A. Verwachsung des bestimmten Artikels mit dem Hauptwort.

1. Typus: ae. *æt þǽm ealoð* > *atten ale* > *atte nale.*

Nalder, Eigenname (s. Skeat, P. Pl. Anm. zu C VII, 207) <* *atten aldere.*

dial. **Nale** (Glo.), Bierhaus: '*Where's Bill?*' '*He's gone to nale*'.

1393, Piers Pl., c, VIII 19, ***ydel tales atte nale*** — 1386, Chaucer, Freres T. 49, ***grete feestes atte nale.*** — Scott leitet den Eigennamen ***Nail*** aus der obigen Formel ab.

Nash, Eigenname (Skeat, a. a. O.) <* *atten asche.*

Nelmes, Eigenname (Skeat, a. a. O.) <* *atten elmes.*

† **Neve**, Abend < ***to then eve***, Beispiele s. o. S. 310.

† (**Noak**), Eiche < ***atten oke.*** 1361, Piers Pl., A, 115, ***simme atte noke*** — c 1420, Avow. Arth. XV, ***bi a noke.*** — Vgl. die Eigennamen ***Noke, Noak, Nokes, Noakes*** bei Scott.

§ **Nolt**, Eigenname (bei Scott) < *atten (h)olte.*

---

für das auch *coc* geschrieben wurde, wie man schon oft im Altenglischen und viel mehr noch im Mittelenglischen im Wortauslaut trotz der Länge einen einfachen Konsonanten schrieb (Morsbach, me. Gram. 38). So schrieb man ae. ***smoc*** < urg. ***smukka*** < ***smugga***, wo doch sicher Doppelkonsonanz vorlag, me. ***smok.*** Das me. war demnach eigentlich auch ***cokk, smokk.*** Es kommt hier in erster Linie auf die damaligen Schreibsitten an. Warum schrieb man für den Genitiv von me. ***cok*** plötzlich *cokkes?* Damit man kein langes ***o*** lese, damit man nicht me. ***cǒkes***, d. h. *cōkes* (ne. *cooks*) lese, z. B. P. Pl. B. Prol. 225: ***Cokes and here knaues.*** Wurden längere Silben an das ***cok*** oder ***cŏke*** angefügt, so wurde die Doppelschreibung des *k* nicht mehr für nötig erachtet. Man schrieb deshalb ***cokewold, cokenay***; man schrieb einerseits ***bakkes***, andrerseits ***bakbiting.*** Dieser Wechsel von ***k*** und ***kk*** ist nur durch die Schreibung bedingt: ***stok, stokkes; sak, sakkes; lak, lakkes.*** Der Genitiv plur. von ***cok*** war also ***cŏkne*** oder ***cŏkene*** oder ***cŏken***, geschrieben, wenn er belegt wäre, mit ***kk.*** Folgte aber eine längere Silbe, so war das ***kk*** nicht mehr nötig, wie bei ***cokewold*** odor ***hakeney.*** Man schrieb deshalb auch ***cokenay.***

[1]) ***eddy*** < ***eady*** ist nämlich belegt: c 1250, Gen. und Ex. 2086 ***Of eddi dremes*** (N. E. D.)

Digitized by Google

Norchard, Eigenname < *atte norcharde* (bezeugt durch Skeat, a. a. O.).

Novene, Eigenname (Skeat, a. a. O.) < *atten ovene.* — Vgl. auch *Nowne* für *oven*, c 1450 *into a Nowne* (N. E. D.).

Auf die Verwachsung des bestimmten Artikels ist auch zurückzuführen:

ne. **At an end** < me. *atten ende* < *at þan ende.* Hier wird das *an* fälschlich als der unbestimmte Artikel aufgefasst.

c 1300 Beket 81, ***attan ende***; 1320 Sir Trist. ***at þe nende***; 1340, Ayenb. 128, ***atenende***. — Scott erwähnt den Eigennamen ***Christopher Nend*** (ohne Beleg).

ne. **For the nones**, gegenwärtig, (früher „für diese Gelegenheit") < me. **for þan anes* (bezeugt *to þan anes*). — Daraus *nonce-word* (N. E. D.).

c 1200 Orm. 7160, ***all for þe naness*** — 1297, Rob. Gl. (Rolls) 5795, ***uor þe nones*** (s. N. E. D.).

dial. **neemest** (adv. — Wexford in Irland), „zu vorderst" könnte auf einen alten praepositionalen Ausdruck zurückgeführt werden: *atten eemest* (ae. *ýmest*, kent. *émest*, für *yfemest*, d. h. der Superlativ von *ufan*, oben).

dial. [§] **Up to the nines** (Donaldson 1887, Suppl. to Jamieson; Evans, Leic. Words [E. D. S. 1881], S. 35), nicht erklärt im N. E. D. [F] < *up to then ine* (vgl. Child, Ballads VIII, 120: a 1600 the wyf of Auchtermuchty: *It was all dirt up to the eine)* < me. **up to þen eyȝhne* (vgl. c. 1440, Morte Arthure [E. E. T. S., 1865] l. 1082 *to þe hole eyghne*, bis zu den (hohlen) Augen hinauf). Im N. E. D. 4 Beispiele für das 19., 2 für das 18. Jahrh. [F.]. — Den Ausdruck *up to the eyes* zitiert das N. E. D. auch: Zwei Mal für das 19. Jahrh. unter Eye I, 2 e [F.] — Das E. D. D. gibt viele Beispiele für den Ausdruck *up to the nines* für Schottland, Yorkshire und Cheshire, vereinzelt auch für Wexford und Dorsetshire. Meistens findet sich die Formel in dem Ausdruck *to dress (up) to the nines* (F.).

Scott will in me. ***umbles*** < (***to then***) ***umbles*** < (***to the***) ***numbles*** (Eingeweide eines Tieres) einen vereinzelten Fall für Agglutination des bestimmten Artikels in der Dativform mit *falscher Trennung rechts* erblicken. Warum ***numbles*** als ein „toter Gegenstand" hauptsächlich im praepositinalem Verhältnis vorkommen sollte, ist nicht ersichtlich. Da das Wort nicht in der Einzahl gebräuchlich war, befriedigt allerdings die Erklärung ***an umble*** < ***a numble*** nicht. Da es sich um *Tier*eingeweide handelt, ist auch die Ableitung ***mine umbles*** < ***my numbles*** unmöglich. Zudem scheint ***numbles*** ein relativ spätes Lehnwort zu sein (frühester Beleg: 1320). Es wurde demnach zu einer Zeit aufgenommen, als das *n* von ***þen*** nicht mehr wirken konnte.

Digitized by Google

2. Typus: ae. *þæt óðer* > *the tother.*

dial. **Tone** (schott. *tae*) < *that one.* e. Yorks.: *Tooan leg or tother.*

dial. und fam. **Tother** < *that other.* Vgl. dial. *Tone-tother,* einander.

Scott erwähnt hier noch schott: *the 'teen* (1882 Jam.) < *thet een; tallet* (1825 Som. Hants.) < *taylot* < **tayloft* < *that hayloft; teft,* vb. (Wilts. 1825), das Gewicht eines Gegenstandes bestimmen, indem man ihn auf der Hand hält, aus *teft* sb. < *that heft* (vielleicht wäre hier eher an *what heft?* zu denken. Vgl. E. D. D.: *What heft do you think this bundle is? 'I don 't know, let's teft it'.* [F.]); *towd* (1882, Palmer, Folk-Etym., p. 570) < *that old* (+ Substantiv). Aus dem 17. Jahrhundert: *teffigies* (1610), 18. Jahrh. *tuffold, tovel (hovel),* Gent. Mag. Aug. (S. 373) 1777. *(Tuffold* existiert jetzt noch. Vgl. Wright's Ableitung aus *twofold* unter *Tuffold* und *To-fall* [F.]); *Tierne cross* (the iron cross), 1777 ebend.

3. Typus: *t'arrant* > *tarrant.*

dial. **Tarrant** (Yorks., Lancs.), Subst. u. Adj. < *t'*(= th') *arrant.* Subst.: Eine schlechtgelaunte Person. Adj.: gemein: *Tarrant awd hussy tell'd ma ah was a leear.*

B. Verwachsung des unbestimmten Artikels mit dem Hauptwort.

1. Typus: ae. *án efeta* > me. *a newte* > ne. *a newt.*

(Wenn kein besonderer Vermerk angebracht ist, handelt es sich um dialektische Formen.)

Nabsy (Nhp. Brks.), Abscess < *an absy* für *an abscess.* (In Dev. und Cor. *apse* oder *aps.*)

Nack (Wor.), Frucht der Pflaumenschlehe < *an (h)ack* (in *hackberry* für *hagberry,* skand. Ursprungs: Da. *hægge-bær).*

Nackerel (Nhb.), Eichel, < *an ackerel* (w. Yorks., Not.) für **ackeren* [1]) < ae. *æcern,* neutr., abgel. aus *æcer,* wonach *æcern* die

[1]) Wenn wir *nackeren* als eine eingebürgerte Form annehmen (s. 1500 in N. E. D.), dann könnte der Ersatz des Schluss *-n* durch *l* auf dem Wege der Dissimilation entstanden sein, *nackeren* > *nackerel.*

Digitized by Google

Frucht des nicht eingehegten Landes wäre. Vgl. nhd. *Ecker* < ndd. *ecker*, und schweiz. *acheram*. (Ne. *acorn* Volksetymologie).

a 1500, Wright's Voc. (Nominale) 228, *a nacorun* (N. E. D.).

Nadge (Yks.), Zimmeraxt, < *an adge* (ne. *adze* < ae. *adesa*). W. Yks.: *an ax and a nads.*

1580, Tusser, Husb. XVII, 9, *an ax and a nads* (N. E. D.).

Naiglet (Nhb.), auch *neglet* (e = i), Schnürnadel < *an aiglet* (ne. *aglet* und *aiglet* < afr. *aiguillette*).

a. 1500, Wright's Voc. 238, *a naglott.*

§ **Nail** (Scotl., Jamieson 1866 u. 1880), Schmerz an der Stirne, < *an ail* (Analogie mit *nail*), me. *eyle* (vgl. ae. *eʒle,* schmerzhaft). — Bei Scott.

Nait (Wor.), Weidenbeet < *an ait* (in vielen Dialekten), Flussinsel, auch *eyot* < merc. *ēʒeoð* (wests. *īʒeoð*), Beeinflussung des Suffixes durch das französische *-ot.*

Vgl. c. 1220, Bestiary 503 in O. E. Misc. 16, *a neilond.*

Namshach (Schottl. Banffshire), Sb. und Vb., Unglück, Unfall, schädigen < *an amshach* (schott.) *The vricht fell . . an got a gey sehr namshach o' the head.*

Nangnail (Sc., n. Cy., Wm., Yks. usw.), auch *gnangnail, nagnail,* Neidnagel, auch Hühnerauge, < *an angnail* < ae. *ang-nægl* (Hühnerauge) — sw. Lin.: *some calls them nagnails, and some calls them corns.*

Nanberry (Yks.), Warze an Kühen und Pferden, < *an anberry.* Vgl. die Varianten *annle-berry* und *angle-berry* <* *ang-berry* (dazu vgl. *angnail*).

1707 (N. E. D.), *a Nanberry.*

(Napple), Nopple (se. Worc.) < *an opple (apple).*

c 1420, J. Page, Siege Rouen (Camden) 18, *a negge at XI d. a nappyle at X d.* (N. E. D.). — c 1475 Henryson, Orph. and Eur. l. 282 (Donaldon, Suppl.), *ane naple* (Scott).

Narrow (Suf.) Pfeil, < *an arrow. Gife me that narrow!* — *A bow and narrows.*

a 1400-50 Alexander 1066, *a narawe* (N. E. D.).

Natter (Yks.), Petermännchen, ein Fisch (Trachinus vipera), dessen Stacheln schmerzhafte Wunden verursachen, < **an atter.* Dazu vgl. *atter-pile,* obs. (Lancs.), derselbe Fisch < ae. *áttor, átor,* Eiter, Gift + ae. *píle,* Stachel.

Digitized by Google

(**Nattercop,** obs. Schriftspr.), **Nettercap** (Sc., Yorks.), Spinne, < *an attercop* (Scotl., Irel.) < ae. *áttorcoppa*, (Eiterspitze) Spinne. Aus *natter* und *nattercop* entwickelt sich der *n*-Vorschlag auch bei dem Adjektiv (Scot., Nhb., Yorks.): *attery*, schlecht gelaunt > *netterie* und *nethery: he's awfa nethery.* — Wahrscheinlich ist *natterjack* (Bufo calamita) in N. E. D. ebenso zu erklären. Vgl. 1769. *Natter Jack* u. 1870.)

c 1475 Pict. Voc. in Wr.-Wülcker 766 *Hec aranea, a nedyr copp* (N. E. D.).

Nauf (Shropshire), Dummkopf < *an awf* (in vielen Dialekten im Sinne von Dummkopf) < altn. *álfr* (entsprechend ae. *ælf*), Elfe — *'E took me for a nauf.* Vgl. auch *oaf* im N. E. D.

§ **Nauphead** (1889, Peacock, Manley and Corringham Gloss. (E. D. S.), S. 365), dumme Person < *an aup (head). Aup*, launiges Kind in Halliwell < **ouph, auf* < *elf. Nup,* Narr (mit dialektischem *u* für *au*), bei Halliwell, *nupson* in Ben Jonson (Every man in his Humour IV, 4) und 1796, Grose, Dict. Vulg. Tongue. (Vgl. aber E. D. D.: *naup* [= *knaup*], der Kopf, auch oberster Teil eines Schweinskopfes; *knaup* bedeutet auch Anschwellung, so dass *nauphead* unserm Dickkopf entspräche [F.]).

§ **Navus-bore, nawvus-bore** (Jam. 1866), ein rundes Loch im Getäfer, < *an auwis-bore* (Jam. 1866) < **aufes-bore* neben *auf-bore* < 1. me. *aulf, alf, elf* (Elfe) + 2. *bore,* Loch. Vgl. *Elf-bore* (1866, Jam.). Vgl. auch *Awf-bore* und *Elf-bore* im E. D. D. [F.].

Nawk (Yorks.) < *an (h)awk.*

Nawl (viele Dialekte), Ahle, < *an awl.* Dieses Wort verfiel schon früh und oft der Agglutination:

1388 Wycl., Ex. XXI, 6, *a nal* (N. E. D.); 1530, Palsgrave, *Nall* (E. D. D.); 1564, Becon, Early Wks., Gen. Pref. 5, *his nalle* (N. E. D.); 1570, Levins, *a naule* (E. D. D.); 1607, Topsell, Fourf. Beasts 144, *by some naul or needle* (N. E. D.); 1601, Holland, Pliny I, *a shoomakers Nall* (N. E. D.); 1632, B. Jonson, *to his Nall* (N. E. D.).

§ **Nayword** (1830, Forby, Voc. of East Anglia), a byeword, a laughing stock < *an ayword,* Sprichwort, und 'byeword' (bei Shakespeare, Tw. N. II, 3, 144; M. W, II. 2, 129 hat auch *nayword). Ayword* < *nayword* ist auch möglich (F.)

Nazzald (Yks., Lincs.), eigensinniges Kind, dumme Person, auch als Adjektiv verwendet; **nassel** (w. Yks.); **nazzle** (East Anglia). < **an azzald* usw. < alt northumbrisch *assald, assal, asal,*

Esel, aus dem Keltischen entlehnt (s. N. E. D. unter *ass*) an Stelle von wests. *esol.* Eine ähnliche Entwicklung von *s* zu *zz* weist z. B. auch ne. *buzzard* auf (15. und 16. Jahrh. *bussard, buzard, buzzard,* 13. Jahrh. *busard*) < afr. *busart.* — Aus *nazzle* abgeleitet ist das Adj. *nazzly* (n. Lincs.), frech.

1607 (F. nach N. E. D.) Optick Glasse of Humors, S. 160 (Halliwell, S. 572), *Some selfe-conceited nazold;* 1783, Lemon, Eng. Etymology, *Nazzle,* or rather *nassle.* Diese beiden Belege bei Scott.

Nazard, nazart, nazzet (Dur., Yorks.), dumme Person < *an azzard* (Cum., Yorks., usw.), aus *ass* + *herd* (wie *gozzard* < me. *gosherd*). Dies ist Scotts Ableitung. Später wurde wohl die Endung des Wortes als das Suffix *-ard* aufgefasst (vgl. ne. *braggart*).

c 1450 Nominale (Wright, Vocab. [2]687, l. 19—24) *Hic asinarius, a nashard Hic bubulcus, a swynherde* etc. — 1619 *a nazzard* (N. E. D.).

§ **Nazznowl, nazzknoll** (Whitby, Robinson, Whitby Gloss. E. D. S., S. 130), Eselskopf, Dummkopf < **an ass-noll.*

Near-wiggle (Suf.), Ohrwurm, < *an earwiggle* (in Dialekten und vgl. 1440, *arwygyll* N. E. D.). Vgl. ne. *earwig* < ae. *earwicga,* f. Aus *nearwig* wird durch Umstellung *wignear, (wigginear, wig-in-ear).* So erklärt nach Scott. (in Leic.).

Neckle (Insel Wight), Heimstätte, < *an eckle* < *an hackle,* Strohdecke < ae. *hacele.*

Negg (in Wright's Wörterbuch nicht erwähnt, wohl aber in seiner Grammatik § 266) < *an egg.*

c 1420, J. Page, Siege Rouen 18, *a negge.*

§ **Neik, Neak,** sb. u. vb. (1887, Donaldson, Suppl. to Jamieson's Scottish Dict. p. 312) Zusatz, zufügen, < *an eak* (eke) < me. *eke* < ae. *éaca* (a 1662, Baillie, Letters (1775), I, 323 [1808 Jam.], *a great eke*).

Dazu vgl. noch im N. E. D. unter *Eke* sb.[1] 2. *eke,* a tag to a bell-rope: *bell-eke.* 1566, Roger, Agr. and Prices III 577/2, *6 ekes for bell-ropes* 1/4. Daneben: 1549 in Miss T. Smith Rotherham Acc. (1878) 12, *Paid to Robt. Machon for a neke to our gret Bell.* (F.).

Nelsin (Dur. Yks.), **nailsin** (Dur.), Schusterahle, < *an elsin* < m. holl. *elsene,* Ahle.

ne. **Newt,** Eidechse, < me. *an euete* < ae. *an efeta.* Die nicht agglutinierte Form hat sich in der Schriftsprache als *eft* und in

vielen Dialekten als *evet, ebet, effet* bis auf den heutigen Tag erhalten.

1420 (N. E. D.) *newte* (Frühestes Beispiel für die agglutinierte Form).

Nicker (n. Cy., Ches., Not., Lin.), grüner Specht < *an *icker* für *an ickle* auch *eekle*. Über die verschiedenen Formen: *Hyghwhele, hickle, highaw, hickwall* s. N. E. D. — *Those nickers.*

Nickle (Der., Not., Lin.), s. das vorige.

ne. **Nickname**, Übernamen, < me. *an ēkenāme*. Die nicht agglutinierte Form lebt in den Dialekten weiter als *eke-name* oder *ek-name* (n. e. Der. und Orkney Inseln).

c 1440 (N. E. D.) *Neke-name* (Prompt.); 1530, Palsgrave 248, 1, *Nyckename*.

Nidget (Lan., Stf., Lin., Nhp., e. Anglia), **nidiot** (n. Lin.), auch **nidyart**, Dummkopf, < *an idiot*. Lan.: *He fancied that th' chap wur a nidyart.*

1534, More, Comf. agst. Trib. III. Wks. 1250, 2 *nydeote fooles*. Im N. E. D.: 3 Beispiele für *nidiot*; 9 Beispiele für *nidget* (Zeitraum 1579—1843).

Nidget (viele südl. Dialekte), < *an idjit* oder *edget*, eine Art Egge.

1789 Trans. Soc. Arts I. 113, *a brak and a nidget*; 3 weitere Beispiele für 1800 bis 1850 (N. E. D.).

Vgl. c 1450 Voc. in Wr.-W. 735, *Hec acies, a neg* (N. E. D.); 1448 Past. L. I. 74, *with a nege tole* (N. E. D. unter N. 3).

Nile (Wor., Shr., Hrf., Glo.), beweglicher Teil des Dreschflegels < *an*(h)ile* abgel. von *to hile*, dreschen (Glo.), welches wieder zurückzuführen ist auf das Subst. *hile*, eine dialektische Nebenform (im E. D. D. für Dev. und Cor.; *ile* für Hrf u.s.w.) zu *ail* < ae. *eȝl*, Spelz. *To hile* wäre also eigentlich „spelzen, entspelzen".

Nimetic (Irel.) < *an emetic*.

Nimpingale (Cor.), Entzündung, < *an impingale* < ? *impin(g)*, abgel. aus *imp*, sb., der kleine Dämon. oder ? *impy*, adj. dämonisch (*impingale* wie *nightingale* < *nightegale*) + *gale* für *gall*, Gift, Geschwür.

Nimpingang (Som., Dev.), auch *nippigang*, Nagelgeschwür, < *an impingang*, gebildet aus *imping, impy* (s. oben) + *gang* Gehen, Gang). Vgl. deutsch *Umlauf, Wurm*, am Finger — w. Som.: *I got a nippigang* (Kontamination mit *nip*, kneiffen).

Digitized by Google

§ **Ninch** (1889 Peacock, Manley and Corringham Gloss. [E. D. S.], S. 370) < *an inch.*

c 1420 S. Etheldred 720, in Horstmann, Altengl. Leg. (1881) 298, *eueryche a neynche* (N. E. D. [F.]).

§ **Nirker** (1881, Evans, Leic. Words [E. D. S.], S. 200; 1854 Baker, North. Gloss. II 58; 1877, Ross, Stead, and Holderness, Holderness Gloss. [E. D. S.], S. 102), der letzte Schlag (*"that's a nirker"* [Baker]) < *an irker,* von *to irk,* plagen; *an irker,* etwas, das Schwierigkeiten bereitet. Daraus abgeleitet das Adjektiv **nurkin**, ausgezeichnet (Ross 1877).

Nisbil (Pem.), auch **niceple**, Igel, < *an iceple* < me. *iles pile,* Igelstachel und Igel selber < ae. gen. *iles (iȝiles)* + *pil* (Stachel) — *My l'terrier killed a niceple.*

§ **Nobby**[1] (1830. Forby, Voc. of East Anglia, 233), Narr, < *an hobby,* dummer Mensch, dim. von *Hob,* für *Rob* (Robert).

§ **Nobby**[2] (1890, Robertson, Gloss. of Glouc. Dial. [E. D. S.], S. 104), Füllen, < *an hobby,* kleines Pferd (1530 Palsgrave, 1830 Forby).

Nobelisk < *an obelisk.* 19. Jahrh.: Sketchley, Mrs. Brown on Cleopatra's Needle 29, *a old ainshent nobbylisk* (bei Jespersen, S. 33).

§ **Noils** (Leic., bei Evans 1881, S. 201; North., bei Baker I 61), Wollenabfälle, plur. von **noil,* dialektisch [1]) für *nail* (1530, Palsgrave 247, *Nayle;* 1440 Prompt. Parv., S. 356 *Nyle of wulle.* [Daneben N. E. D.: 1398 *yles* (F.)]) < *an ail,* Spelz (Kornabfall).

Nointment, Sb. (Scotl., n. Yks.), Prügel, prügeln (< einsalben). < *anointment,* wo der Anfangslaut als unbestimmter Artikel aufgefasst wird. Weitere Agglutinationsmöglichkeit: *anointment > (an) ointment.* Durch Aphaerese entsteht aus *to anoint: to noint* und dann wieder *to oint* (Suff.).

§ **Nominy** (1888 Addy, Sheffield Gloss. S. 159, auch für Yorks. belegt), langweilige Rede, Geschichte < **a hominy* < *an homily.* Nicht sicher! (F.)

Nood (w. Som.), Holz, < *an ood* (für *wood.* In w. Som. fällt anlautendes *w* vor dunkeln Vokalen; *woman : əmen, wool : əl,* Ellis V, 154, 155). — *So thick as a nood.*

[1]) Leider weisen aber gerade diejenigen Dialekte *oil* für *ail* auf (näml. Sus., Hmps. Dev., Cor., Dors.), die nicht *noils* (Yks.. Lan., Lei., Nhp., e. An., Som.) haben [F.].

Digitized by Google

Nope (viele Dialekte), Gimpel, < *an ope* (Suf.), auch *olp* und *alp*. Ursprung dunkel. — *The nopes'a deuced mischievous bird* (Shr.).

1611 Cotgr., Clochepierre, *a kind of Nowpe.* — 1612, *the Nope* — 1655, *the Nope* — 1678, *the Bulfinch, Alp or Nope* — 1848, 1879 (N. E. D.)

Noration (Nhp., War., Sus.), lautes Sprechen, < *an oration.* Daraus das Ztw. *to norate.* Nhp.: *Don't stand there norating.*

Nossro, nosro, nosrow (Chs., Stf., Shr.), Feldmaus, < *an ossro.* Dieses Wort ist durch Volksetymologie arg entstellt worden: *ossro* < **orsro* < **arsro* < **ard-srow;* daneben *ard-srew* (so noch in Dialekten. Über den Wechsel von *srew* und *srow* s. Horn, Grammatik I. 117: der me. Wechsel von *ou* und *ęu, ęu*) < **arst-srew,* d. h. 1. *arst* < *harst* (so im Schottischen) < *harvest,* 2. *srew* < *shrew* < ae. *scréawa,* Schermaus. Die obige Zwischenform *ard-srew* entwickelte durch Anlehnung an das Adjektiv *hardy* die Formen *hardishrew, hardistraw, hardistrow* (see N. E. D. unter *hardishrew*) — Shr.: *If you see a... nussrow.*

1686, Plot. Staffordsh. 222, *A Hardishrew or Nursrow* (N. E. D.).

ne. **Notch,** sb. u. vb., die Kerbe, kerben, < **an otch* < altfr. *oche,* abgeleitet aus dem Zeitwort afr. *oschier, ocher,* kerben (12. Jahrh. Godefroy) prov. *oscar,* Ursprung dunkel. Das Ztw. *oche* ist für das Englische belegt: a. 1400 (N. E. D. unter † *Oche*). Das Fehlen des Substantivs wird Zufall sein. — Erstes Beispiel für *notch* sb.: 1577; für das Verb *notch* 1597 (N. E. D.).

Nounce < *an ounce.* Wrights E. D. G. § 266; 1889 Peacock, a. a. O. S. 376, *an' a noonce o' bacca'.*

1481, *a nonsse* (N. E. D.).

§ **(Noven), noon** (1822, Lanc. Dial. Gloss.: *for I moot os weel o bin in a noon*). — (1 Beispiel für a 1500).

Nover, obsol. (Sussex), High land above a precipitous bank of a river, < *an over.* — *I goos across the nover now-and-agin.* Vgl. N. E. D. unter † *over,* sb[1]. Vgl. auch die vielen mit ae. *ófer* (Ufer) gebildeten ne. Ortsnamen wie *Wendover, Oakover, Hencover* (Jellinghaus, Engl. und Nierd. Ortsn. Anglia XX, 309).

§ **(Noverword), norword** (1881, Evans, Leic. Gloss. [E. D. S.], S. 202), Übername, < *an o'erword* (gut belegt N. E. D. 1500 bis 1895 [F.]).

Nox < *an ox,* 1679, Coote Engl. Schoole-Master (bei Jespersen 33) — 1400-50 Alex. 4744, *a nox,* c 1420, *a nox,* 1483, *a noxe.*

Digitized by Google

§ **Numbank** (1889, Peacock, Manley and Corringham Gloss. [E. D. S.], S. 377), a bank formed around a breach, < **an umbank* (ae. *ymbe* + ae. **banc*). — (Dies ergäbe eigentlich *nimbank* [F.]).

§ **Numpost** (1823 Moor, Suffolk Words, S. 257 und 1830, Forby, Voc. East Anglia, S. 236), Geschwür, < **an umpost* < **an impost* < *aposteme* (1483) < afr. *aposteme* (*ἀπόστημα*). Ne. durch falsche Etymologie zu *imposthume* verändert.

Nunk (Oxford und Süden), Stück, < *an (h)unk*.

2. Typus: me. *a naddere* > me., ne. *an adder(e)*.

ne. **Adder**, Viper, < *a nadder*. Frühestes Beispiel für falsche Trennung: 1340, Ayenb. 61, *an eddre;* 1382, *the eddre.* Die unverkürzte Form findet sich im Mittelenglischen noch häufig (1386, Chaucer, Persones T., 257, *naddere*) und lebt in den meisten Dialekten weiter als *nadder,* oder auch *natter* (n. Yks., Anlehnung an *n-atter, n-etter* s. o.), z. B. Corn.: *A great nadder.*

§ dial. **Aggerheads** (1888, Addy, Sheffield Gloss. [E. D. S.], S. 2; 1876, Robinson, Mid-Yorks. Gloss. [E. D. S.] S. 1), dumme Person, Mehrzahl von *Aggerhead,* < **a naggerhead,* var. von *noggerhead* (bei Halliwell), var. von *loggerhead.*

ne. **Aitch-bone**, Rumpf-, Lendenknochen, < me. *a nache* (N. E. D. 1300: *nages*) < afr. *nache, nage,* Hinterteil < **natica,* von *nătis,* f., Hinterbacke. Der *n*-Schwund zeigt sich im Mittelenglischen im 15. Jahrh.: 1486, *hach-boon.* Das Wort wurde volksetymologisch arg entstellt: *ash-bone, edge-bone, H-bone, Ice-bone* (s. N. E. D.). Die richtige Form erhielt sich in nördlichen Dialekten bis ins 19. Jahrh. als *natch* (E. D. D.),

dial. **Amplush**, s. *umplush.*

ne. **Apron**, Schürze, < *a napron, naperon* < afr. *naperon.* Frühestes Beispiel für *n*-Schwund 1461—83, *aprons.* Die unverkürzte Form lebt in vielen Dialekten weiter (Scot., Nhb., Yks., Lancs., Not., Nhp., War., Herf., Cor.) als *napron* oder *naperon, nappern.*

§ dial. **(*Asturtium)**, Kapuziner < *a nasturtium.* Diese Form ist anzunehmen, um das durch Aphaerese des *a* entstandene *sturtium* zu erklären; 1858 Spurden, Suppl. to Vocab. East Anglia

Digitized by Google

(repr. E. D. S.), S. 80: *Storshon.* — Auch in Dor., Som., Not. und als *stortioner* in Yorks., E. D. D. (F.).

schot. **Audie,** s. *oddy.*

ne. **Auger,** Holzbohrer, < me. *a nauger* < *navegar* < ae. *nafugâr* (Nabenstecher). Der *n*-Schwund tritt zum ersten Mal auf: a 1500, *an augur* (N. E. D.). Die richtige Form verschwindet gegen das Ende des 16. Jahrhunderts: 1572 *three naugers* (N. E. D.).

§ dial. und fam. **Aught,** null, < *a naught.* 1891, R. P. Chope, Dial. of Hartland (E. D. S.), S. 25. Auch bei Dickens (Squeers in Nich. N. und Chuffy in M. Ch.).

§ dial. **Ear** (1859, Dickinson, Cumb. Gloss. p. 34: *Ear fat, Near fat;* 1823, Moor, Suffolk Words, 117) Niere < *a near* < me. *nere* (< ae. **néora;* ahd. *nioro.* — Belege N. E. D. a 1300—1868. — Vgl. auch 1788 *In-ear* or *Near,* the kidney [F.]). — *Ear* ist auch in Scot., Nhb., Dur. zu Hause. E. D. D. [F.].

§ schott. **Eave** (Roxb., 1866 Jamieson), Nabe, (für *nave*) < *a nave (*neave).* Hiezu E. D. D.: "not known to our correspondents".

§ dial. **Est** (1859, Dickinson, Cumb. Gloss., S. 35; 1866 Jamieson), Nest, < *a nest.* — (Vgl. dazu bair. *Est* [D. W. VII, 1] F.).

dial. **Ettle** (im Mittelland und Süden), Nessel < *a nettle.* In Glo. entwickelt sich h: *hettle.* — Hmp.: *Out, 'ettle.*

1688, Churchw. Acc. Minchinghampt. in Archaeol. XXXV 451, *cutting of ettles.* — Vgl. auch bair. *essel* (D. W. VII, 1).

ne. **Eyas,** Nestfalk, < me. *a nyas* < afr. *niais,* Nestling. Das früheste Beispiel für *n*-Schwund ist 1486 (N. E. D. *an eyes;* 1495 *Nyesse.* Spätester Beleg für die ursprüngliche Form: 1636 *a Nyasdragon.* Der Abfall des *n* wurde vielleicht erleichtert durch Anlehnung an *eyrie,* Adlerhorst oder Habichtnest. — (In noch vielen südl. Dialekten, E. D. D.).

§ **Eye** (1889, Peacock, Manley and Corringham Glosses [E. D. S.], S. 193), eine Brut Fasanen, < *a nye* (afr. *nye*).

c 1430 Bk. Hawkyng in Rel. Ant. I 296 *and eye of fesaunts.* Drei weitere Beispiele 15, 16, 17 in N. E. D. (F.).

dial. **Eylebourne** (Kent), eine Quelle, deren Lauf unterbrochen wird, < *a nailbourn.* Frühestes Beispiel im N. E. D.: 1480 *naylborne.* Hier hat Skeat (Trans. Philol. Soc. 1903—06, S. 364) einen wertvollen Beleg aus der ae. Zeit beigebracht, der beweist, dass

nailbourn die ursprüngliche Form ist: Birch, Cart. Sax., II 172, l. 3 :: *thonne . . of dune on stream on* nægles burnan.

* dial. **Heaps** (1881, Dickinson, Suppl. to Cumberl. Gloss. [E. D. S.], S. 109), weisse Rüben, Plural von **heap*, **eap* < *a neap* (1692 Coles, Eng. Dict.: *Nepe*, Heref., *a navew or turnip*, me. *nepe, nape;* ae. *nǽp* < lat. *nāpus*. (Vgl. N. E. D. † *nape* 1562—1657 und *neep* (c 725—1887) [F.]).

dial. **Imber**, s. *umber*.

schott. **(Oddy), Audie**, Tölpel, < *a *naudie* < ne. *noddy* (von *to nod*, nicken), Tölpel. — Andere Erklärung bei Scott (unter *Eddy*): *audie* < Isl. *auðigr* (ae. *éadig*), Vg. silly < ae. *sǽlig*. — Das ne. *oddy* und *noddy* erklärt Scott: *Hodge* (d. h. *Roger*) < *Hod*. Daraus *(H)oddy, Noddy*.

dial. **Oose** (Shr., Som., Dev.), **ooze**, **ouse** (Shr.), Schlinge, < *a noose*. Dev.: *Mus' mak' a ooze tother eend o' the coard.*

* dial. **Ottamy** (1854 Baker, Northp. Gl. II 81; 1828 Craven Gloss. II 20), lebendiges Skelett (Shakespeare: *atomy* 2 H., IV, V, 4, 33) < *a notamy, a nattamy* (1881, Mrs. Parker, Oxfordsh. Words, Suppl. [E. D. S.], S. 91) < *anatomy*.

ne. **Ouch**, Spange, < me. *a nouche* < afr. *nouche*. Frühestes Beispiel für Abtrennung des *n:* 1375 (N. E. D.), *vchis & cronis*. Daneben hat sich die historisch korrekte Form bis ins 16. Jahrhundert erhalten: 1562 *Two knowches*.

dial. **Umber** (War., Suf., Dev. [Suf.: *my umber*]), **Imber** (East Anglia, East Suffolk), Anzahl, < *a number*. — *I should think she would soon have her imber of children.* — Daraus abgeleitet das Zeitwort *imber: Hev you imbered them ship* (sheep) *to-day?*

dial. **Ummit** (s. Dev.), grosses Stück (Brot oder Fleisch); bei Halliwell (1847) Mittagsmahl, > *a nummit* (Dev., w. Som.), *nummet* (Pem., Glo., Wilts., Som.), auch *nammet* < me. *nōnmete* (noon meat). Dev. *gie us zome tidy-zized ummits oo burd an' cheese.*

ne. **Umpire**, Schiedsrichter, < *a numpire* < me. *nompēre* (Vgl. noch *umpeere* in Shak. Folio 1623) < afr. *nompere* (*nompair*, ungerade, ohne Paar). — Frühes Beispiel für *n*-Schwund: c 1440 Promp. Parv. 360 *Nowmpere*, or *owmpere*.

Digitized by Google

dial. **Unplush** (Sur.), **Amplush** (Irel., s. Pembroke), Nachteil, < *a nonplus.* — *I did'n expect it, a took me all on a umplush.* Daraus abgeleitet das Zeitwort *amplush* „aus der Fassung bringen".

§ dial. **Urling** (1859 Dickinson, Cumb. Gloss. S. 127), Zwerg, < *a nurling, knurling* (vgl. ne. *knurr*, Knoten). Davon adj. part. *urled* (neben *nurled*), verwachsen, zwerghaft (1878, Dickins., Cumb. Gl. 108).

§ dial. **Utic** (1881, Evans, Leic. Words [E. D. S.], S. 283, 295), Spechtmeise, < **uthack* < *a nutehake* (c 1475, Ritson, Metr. Rom. III, 47). Daneben *Uthage* (bei Halliwell 1847) < *a nuthage* (c 1450 Nominale, Wright 702) < *nuthach* (Jespersen's Vernerisches Ges.: knowleche > knowledge [F.]).

In den folgenden zwei Fällen ist wegen unbekannter Etymologie nicht zu unterscheiden, ob *n*-Schwund oder *n*-Zuwachs vorliegt:

Nuggin, sb. (Shetland und Orkney) und **Uggin**, sb. (ebend.), ein Imbiss. Dazu Ztw. *to ugg,* den Imbiss einnehmen.

Nocket, **Knocket** (Schottl. und Northumberl.), Mahlzeit neben **Ocket** (Northb.).

C. Verwachsung des besitzanzeigenden Fürwortes *(mine)* mit dem Hauptwort.

(Der vereinzelte Fall *mine* + Adjektiv bei *nown* ist hier untergebracht.)

Typus: *mine uncle* > *my nuncle.*

schott. **Nain** (und Nordengland), **nane** adj., eigen, < *mine ain (mine own),* z. B. *yer nain glory.* — Daraus abgeleitet das Hauptw. *nain-folk,* Kameraden, *nainself,* ich selber.

Alte Beispiele für *nain* und *nown:* a 1300 Cursor M., 7742, *þi naun*; c 1375, Sc. Leg. Saints XLIII, Cecilia 155, *my nan brothire.* 1400—50, Alexander 1356, *þi nawne;* 1603 (ohne *my*), *Nowne Loue,* and *kinde soule.*

† me. **Nayre**, Erbe, < *min (h)ayre:* c 1300, Cursor M. 2565, *þi nere;* c 1420, Sir Amadace (Camden) LIII, *my nayre.* — Sekundär auch c 1420, Anturs Arth. 349 (Irel. Ms.) *a nayre.*

dial. **N-alls (nauls)**, Sieben Sachen (Oxf. usw.), < *mine alls* mit Anlehnung an *nawl(s)* < *an awl.* Beispiel: se. Wor.: *Pick up your nalls.*

1674, Cotton, Voy. Irel. III, 10, *I then call to pay, And packing my nawls, whipt to horse, and away* (N. E. D.).

Nan, Vorname, < *mine Ann.* Beispiel: W. Som.: *Did you know the old Nan Scott, sir?* Ellis V, 152.

Bei Shakespeare 11 Mal, wovon 10 Mal in *Wiv.* (s. Schmidt). — Dazu die schweiz. Formen für Anna: *Nänne, Nänni, Nänneli, Nanette.* Hier mag auch die reduplizierende Kindersprache nachgeholfen haben. (Idiot. I. 260.)

§ **Nancy**, < *mine Annyce* < *myne Annis* (Agnes), bei Scott.

Nanny, vgl. damit *Nan.* In Dialekten in verschiedenen Bedeutungen, z. B. Nordengland: Ziege (so schon 1788, N. E. D.) und kalter Sturm.

Nandrew, Vorname. Bei Meredith, Harry Richmond, Kap. LV finde ich: *Old Nandrew Saddle.*

dial. **Nantries** (Pem.), Pferdekummet, < *mine (h)ame-trees,* (*hame* als Hauptwort dialektisch allgemein gebräuchlich < ndd. *ham*, Kummet).

§ **Nanty**, Vorname, Mid-Yorks., bei Scott < *mine Anty (Ant'ny, Anthony).*

† **Narse**, Gesäss, < *mine (thine) arse:* c 1530. Redforde Wit and Science (1848), 21, *thy narse.*

dial. **Naunt** (Norden, Yks., Lancs, Cheshire, Staf., Der., Wor., Shrop., Glo., Oxf., Som.), **nanty** (Lancs. etc.), Tante < *mine aunt.* Beispiele: Wm.: *my noant;* Yks.: *t'owd nont,* Shr. *yore naint.*

13 . . Gaw. a. Gr. Kn. 2467, *þy naunt;* 1545, Test. Ebor. VI 225, *my nawnte;* 3 Beispiele für 17. Jahrh. in N. E. D.

dial. **Neam**, Oheim, (am Aussterben) < *mine eam.* Beispiel: Lancs: *He met his neme Ron'el.*

c 1320, Sir Tristr. 921, *mi nem,* 2150, *þi nem;* 14 . . Guy of W. 612, 614, 7805, *my neme;* c 1450 Nominale (Harl. Ms. 1002), *Patrius, a neme.*

dial. **Ned**, Esel (Schottl., War., Dev.), < *mine Ed(ward).* — Aber auch als Vorname: *Ned White* (Ellis V, 667).

Bei Shakespeare steht häufig *Ned* für *Edward* (mehr als 12 Mal).

dial. **Neddy**, 1) Esel, Narr, 2) Erster Teil in zusammengesetzten Wörtern, < *mine Eddy* (für *Edward*). Beispiele: Nhp. *What a neddy you must be — neddy-grinnel,* Hundsrose. — Vgl. aber Scott's Erklärung: *eddy* < me. *ēdy* < ae. *éadiȝ* (analog *silly* < *sǽliȝ*). Vgl. N. E. D.: c 1250 Gen. u. Ex. 2086, *of* ***eddy*** dremes (F.).

— Vgl. bei Scott XXV, S. 107: c 1480? *nedy* im Sinne von Narr (Robert the Devyll in Thoms, Early Prose Rom. 1828 I, 34): *the moste foolys-he fole, and the verayst nedy that euer I sawe.* — a 1790, *Neddy* (N. E. D.); 1794, 1858, 1894 weitere Beispiele.

Digitized by Google

Nell, Vorname, < *mine Ell(en),* vgl. auch **Nelly,** das in Yorks. wie *Neddy* und *Nanny* in übertragener Bedeutung angewendet wird im „Sinne von Regenschirm". — N. E. D.: *nelly, a large sea-bird (Ossifraga gigantea),* 1823, 1845, 1895.

§ **Neps** (1866 Jamieson), Vorname, < *mine Eps* < *Elspeth.* (Dazu Dim. *Eppie,* Scott, Waverley LXVII).

§ **Netty** (Whitby) < *mine Ettie (Hetty, Hester, Esther).*

(Neyes), neen, Augen (Yorks.) < *myn eeyne* (Townl. Pl., ed. Manly 96, 58) < ae. *mine éagan.* — Beispiel: *both my neen.*

c 1300, Cursor M. 5445, *mi nei;* 5224 *þi nei;* 14 . . Guy of W. (ed. Zupitza), 3252, 5930 *my nye,* 5616 *þy nye.* — 1641, *her Neyes,* 1679, 1704.

Noll, Vorname, < *mine Ol(iver).* Vgl. Jespersen 34.

Numps, Vorname, < mine Humphrey. Vgl. Jespersen 34. Ob *Nump(s),* dumme Person (N. E. D.), 1611—1730 wohl auf diesen Namen zurückzuführen ist?

dial. **Nuncle,** Oheim oder älterer Mann (in fast allen Grafschaften), < *mine uncle.* Auch die Form *nunk* kommt vor (Yorks.). Vgl. fr. *nonk* bei Tappolet 335.

c 1589, *my nunckle* (N. E. D.). Bekanntlich auch bei Shakespeare.

Ein Beispiel für falsche Trennung rechts (d. h. *n*-Schwund beim Hauptwort) bei der Verwachsung von *mine* mit einem Hauptwort ist vielleicht auch das unter B, 2 gestellte *ouch* < *an ouch (mine ouch > my nouch).* Ein kostbarer Schmuck, der am Körper getragen wird, gibt Anlass zur Verwendung des besitzanzeigenden Fürwortes. — Scott erwähnt *my etion* (1785, bei Jamieson) < *my nation.*

D. Verwachsung des unbestimmten Artikels mit einem Adjektiv.

Typus: *What an eternal villain he is > neternal.*

Netarnal (Irel.) oder **natarnal,** entsetzlich (als Intensivum). Beispiel: *The netarnal villains.*

§ **Nold** (1877, Ross. Stead, and Holderness, Holderness Gloss. [E. D. S.], S. 5: *So that we have 'a nawd man', on old man, and even occasionally 'two nawd men').*

c 1300, Cursor M., 11381 *in a nald bok.* — 1559, Machyn, Diary (Camden Society 1848), S. 219, *a nold man.*

Digitized by Google

Nunkut (obsol. s. Chesh.), ungeschickt, statt *unked* < me. *unkid* (ae. *cȳðed*, Part. der Vergangenh. von *cȳðan*). — Beispiel: *They bin very nunkut.*

Verwachsungen mit dem Adjektiv sind im Mittelenglischen und Neuenglischen seltener: 1532 (N. E. D.), *a nable lodysman;* 1681 *little nangry Fool* (N. E. D.), wovon *to nanger* (18. Jahrh.). Die bekannteste Verwachsung aber ist *an other* > *a nother* (neben *non other* > *no nother*, *mine other* > *my nother*). Beispiele s. o. S. 308.

E. Verwachsung des Adjektivs mit dem Hauptwort.

Typus: *Saint Andrew* > *Sain Tandrew.*

Tandrew (Nhp., Bdf., Hnt.), **Tander,** (Nhp., Hnt.), **Tandre, Tandry** (Bdf.), 1) Fest des hl. Andreas. 2) Erster Teil in zusammengesetzten Wörtern: *Tandrew-cake* (Kuchen für den Andreastag); *Tandrew-fair* usw. — Beispiel: *The manufacture of Tandre cakes* (Bdf.).

Tantony (Wor.) oder **Tantamus,** hl. Anton.

Scott (1893, S. 100—108) erwähnt weitere 19 Beispiele: *Tabb's* (Gloc. 1883). < *Saint Abb's (church)*; *Talkmund* (1777 Gent. Mag. Aug. p. 372) < *Saint Alkmund's (church)* in Derby; *Talfas* (Familienname in 1452 (?) Paston Letters ed. Gairdner, I 247) < *Saint Alphey* (ae. *Aelfhéah*); *Tantolin's* (Palmer, Folk-Etymology 1882, S. 571) < *Saint Antolin's (church)*; *Taudery* (1692, Coles, Engl. Dict.) < *Saint Audry* (ae. *Aeþeldryht*), dazu *Taudery lace* (Spitzen, die am St. Audry-Jahrmarkt in Cambridgeshire gekauft wurden), *taudry*, adj., bunt, aber gering; *Tustin* (1889 Philadelphia Directory) < *Saint Austin*; *Tooley Street* (in Southwark, Gent., Mag., Aug. p. 373) < *Saint *Owle* < *Saint Olave.* — Weniger sicher ist die Verwachsung bei Fällen wie *Sanct Tan*, *St. Tizzy* (*Isay*), *seynt Tyve* usw.

Diese obigen Beispiele finden eine genaue Entsprechung in dem Baslerischen *Dalbe* < *Sankt Alban.* Beispiel: *s' Dalbeloch*, das Sankt Albanthal; *im Dalbeloch* usw.

F. Vereinzelte Fälle.

1. **Præposition mit Hauptwort:** schott. *teen* < *at even.* Burns: *O wat ye what my minnie did on Tysday 'teen to me jo?*

Scott (in seinem 2. Teile, 1893, 96—98) gibt mehrere Eigennamen für die ältere Zeit: *Tash*, Eigenname (1633, Camden, Remains, p. 123) < *at ashe, atte ashe, atten ashe*; *Taps* (1783, Lemon, Eng. Etym., List of subscribers) < *atte aps*

Digitized by Google

(*asp*); *Telme* C 1502 Arnold's Chron. [1811], S. 109) < *atte elme*; *Teeth* < *atte hethe*; *Twells* (1777 Gent. Mag. July, S. 322) < *atte welles*.

Das schw. *Näuders* < *in Äuders* (*s'geit alls in öuders*, es geht alles zu grunde), *ze näuders* (Idiot. I, 91) ist ein Beispiel für Praeposition-Agglutination. — Hieher gehört auch der graubündische Ortsname: *Naclas* < *in* + *aclas* (eigentlich Scheunen) < *accola* (plural). Ebenso das altit. *ninferno* (Boccaccio) < *in inferno*.

2. **Præposition mit Particip:** *neval* (Caithness < *on aval* für *on awald, awalt*, ppl. adj., me. *walt* pp. von *walten* (ae. *wealtian*) rollen (so Wright in E. D. D.). — Nur gebräuchlich in dem Ausdruck *to fa' a-neval, fa' awald*, auf den Rücken fallen (von Tieren). Vielleicht trägt aber die häufige Kombination *fa'en awald*, die die Situation, das schon geschehene, am typischsten veranschaulicht, die Schuld an dem *n-Zuwachs*.

3. **Konjunktion mit Konjunktion:** *nif* (Som., Dev.) < *an' if*. — *Nif I war a gennelman*.

Prinzipielles.

Versuchen wir nun aus der obigen Zusammenstellung die Grundbedingungen der Agglutination zu erkennen. — Eine Tatsache tritt uns deutlich entgegen: Nicht unterschiedslos verfallen vokalisch oder mit *n* anlautende Hauptwörter der Agglutination. Durch Jahrhunderte hindurch zieht eine bescheidene Zahl von ganz bestimmten, immer wieder auftauchenden Wörtern, die der Verwachsung nicht Widerstand leisten können. Ihre Zahl vermehrt sich im Laufe der Zeit durch Zuzügler, die alle durch ein bestimmtes Merkmal gekennzeichnet sind. Auch in den heutigen Dialekten, wo die Agglutination noch als treibende Kraft stets neue Formen schaffen kann, zeigt sie eine Vorliebe für ganz bestimmte Wörter.

Welche Bedingungen erfüllt werden mussten, damit das ae. Dativ-*m* > *n* des bestimmten Artikels vom nachfolgenden Hauptwort angezogen werden konnte, ist schon oben gezeigt worden. Gewisse Orts- und Zeitbestimmungen mussten zu starren Formeln sich verhärtet haben.

Uns interessiert hier vor allen Dingen der häufig nachweisbare *n*-Vorschlag und *n*-Schwund bei Hauptwörtern.

Digitized by Google

Der *n*-Vorschlag ist zu erwarten bei allen vokalisch anlautenden Verwandschafts- und Eigennamen. Die im vertrauten Verkehr stereotyp gewordene Verwendung des **besitzanzeigenden Fürwortes** schafft hier die feste Formel *mine (my)* + Name. Die Formel wird zeitweise als Einheit empfunden (man denke an das wallonische *le mononk,* Tappolet 335) und nachherige Trennung schafft Schwierigkeiten: *Nuncle, naunt* usw. Eine analoge Formel entsteht bei der Erwähnung von Teilen des menschlichen Körpers, die im Neuenglischen vorwiegend in Verbindung mit dem besitzanzeigenden Fürwort genannt werden. Deshalb *(my) neene, (my)* † *nars, (þy) narmes* (Guy.). Erwähnt der Sprechende ihm wichtig erscheinende Gegenstände (Schmuck usw.), so entsteht wiederum eine Formel mit *my (mine)* als erstem Glied: *my nalls, mi(ne) ouch.*

Mannigfaltiger sind die Bedingungen bei der **Verwachsung des unbestimmten Artikels.**

Gewisse Hauptwörter werden fast nie mit dem bestimmten Artikel angewendet. So ist z. B. *the idiot* (oder *idiot*) nur im Ausruf denkbar *(the idiot!).* Die häufigste, die Normalverbindung ist *an idiot.* Hieher gehören auch Wörter wie *(n)oose, (n)unk.* Das **Häufigkeitsprinzip** liefert hier eine teilweise Erklärung für die Verwachsung.

Betrachten wir die Wörter unter B 1 und B 2, so fällt uns auf, dass sie alle isoliert stehenden Stämmen angehören, die der Mann des Volkes (nicht der Philologe!) mit keinen sprachlich verwandten Verben und Adjektiven verbinden, in keinen Wortfamilien unterbringen kann. Mit was soll der Bauer *ait, adze, egg, apple, hawk, azzard, hicker, ope* usw. verbinden? Analysiert er bei *an ope* falsch, denkt er sich die Formel als *a nope,* geht er noch weiter und sagt *a deuced nope,* so legt sich kein stamm-verwandtes Wort hemmend in den Weg. Versuchte er aber *an opening* als *a nopening, an offer* als *a noffer, an order* als *a norder* usw. aufzufassen, so würden die Verben *to open, to offer, to order* sofort über die Schwelle seines etymologischen Bewusstseins treten, ihr Veto einzulegen.

Tier- und Früchtenamen verfallen, da sie als isolierte Wörter keine Verben und Adjektive zu Stützen haben, der Agglutination. (Auffallend häufig im Französischen: 13 Tiernamen, 6 mit *l*-Vor-

Digitized by Google

schlag, 7 mit *n*-Vorschlag; 13 Pflanzennamen, 10 mit *l*-Vorschlag, 3 mit *n*-Vorschlag; 3 Früchtenamen, 2 mit *l*-Vorschlag, 1 mit *n*-Vorschlag. Total: 29 von den 84 Wörtern bei Tappolet). Die Namen derjenigen Tiere, die in des Bauern nächster Nähe sind, die Haustiere, sind der Agglutination weniger ausgesetzt als die der ferner liegenden Lebewesen. So kennen wir kein Beispiel für den *n*-Zuwachs bei *(h)ors* und nur ältere Beispiele für *nox* und *nass*. Aber *nawk, newt, nicker, nope, nossrow, niceple, natter, adder* sind alles Tiere der weitern Umgebung oder sogar für den Bauern selten zu sehende Lebewesen *(newt, adder, eyas, natter)*. Des Bauern sprachliche Unsicherheit bei diesen nicht sehr häufig genannten Tieren und seine sprachliche Sicherheit bei den täglich und stündlich erwähnten Haustieren begünstigt in dem einen und verhindert in dem andern Fall die Verwachsung.

Die Möglichkeit der Verwachsung und falschen Trennung bei isolierten Stämmen wird wesentlich erleichtert, wenn es sich um seltene Fremdwörter handelt: *abscess, emetic, obelisk, nonplus, nompere.*

Unsere Aufstellung enthält aber noch eine Reihe von agglutinierenden Hauptwörtern, die, abgesehen davon, dass sie isolierten Stämmen angehören, noch ein weiteres gemeinsames Merkmal aufweisen. Ist es nicht auffallend, dass die folgenden Wörter: *nadge, naiglet, narrow, nawl, nelsin, nidget*, † *nedge* (1382, 1448, c 1450 N. E. D.), *nisbil, auger* alle etwas stechendes, 6 davon spitzige Instrumente bezeichnen? Sollte dies nur Zufall sein? Darunter sind fünf alter Herkunft, *nawl* ist sogar 600 Jahre alt. Hier hat offenbar die Analogie ihr Wesen getrieben. Die beiden spitzigen Instrumente *needle* und *nail* haben, unterstützt durch die Agglutination und durch die englische Vorliebe für Allitteration, zunächst das *awl* zu *nawl* (1388) gemacht. Das Gefühl „Namen für spitzige Instrumente müssen mit *n* beginnen“ erleichtert den *n*-Vorschlag bei bekannten spitzigen Werkzeugen und Gegenständen, zunächst bei *arrow* (1400—50), dann bei *adze, aiglet, edget*. Das **otching knife* wird zum *notching knife*. Das Bewusstsein, dass neben *nawl* doch auch *awl*, neben *nadge* auch *adge* stehen könne, schafft denselben Wechsel bei *nauger*, dem ein *auger* sich zugesellt. (Dieser Zustand der Doppelförmigkeit kennt das 16. Jahrh., s. N. E. D.). — Die Analogie griff weiter um sich. Der Name eines beissen-

Digitized by Google

den und (nach der Auffassung des Volkes) stechenden Tieres wie *nadder* — welches in Dialekten so häufig steht wie *adder*, — unterstützt durch die *n*-Reihe der spitzigen Werkzeugnamen *nawl*, *needle* usw., überträgt sein *n* den Bezeichnungen anderer stechenden und beissenden Tiere, des stacheligen *isbil* > *nisbil*, des stechenden Fisches *atter* > *natter*, der nach dem Aberglauben giftigen Spinne *attercop* > *nattercop*, dem pickenden Grünspecht *icker* > *nicker*, der wühlenden Schermaus, *ossrow* > *nossrow*. — Das Vorhandensein von Doppelformen bei beissenden und stechenden Tieren, *nadder* und *adder*, *nisbil* und *isbil*, schafft für die beissende *nettle* die Nebenform *ettle*. Von beissenden Tieren und stechenden Nadeln und Nägeln überträgt sich der *n*-Zuwachs auch auf schmerzhafte stechende Geschwüre: *angnail* > *nangnail*, *anberry* > *nanberry*, *impingale*, *impingang* > *nimpingale*, *nimpingang*, *absy* > *nabsy*.

Sollen wir die in Betracht kommenden Grundsätze mit ein paar Worten markieren, so können wir sagen, dass die syntaktischen Momente der Formelhaftigkeit und Häufigkeit, die psychologischen Momente der Analogie und der Isoliertheit des Wortstammes die Hauptbedingungen für die Entstehung der Agglutination zu sein scheinen.

Verzeichnis

der besprochenen Wörter (nach der üblichen ne. Form geordnet).

(Die im Textteil erwähnten Wörter sind hier nicht berücksichtigt.)

adder 323
(ab)ove 315
abscess 316
acorn 316
adze 317
aglet 317
Agnes 327
ail[1] 317
ail[2] . . . 320 321
aitchbone . . . 323
alder 314
ale 314
alp 322
all 326
amshach . . . 317
anatomy . . . 325
(anberry) . . . 317
Andrew . 327 329
angnail 317
Ann 327
anointment . . . 321
Anthony . 327 329
apple 317
apron 323
ardshrew . . . 322
arrant 316
arrow 317
arse 327
ash . . . 314 329
ass 319

attercop . . . 318
(audie) 324
auger 324
aunt 327
(auwis-bore) . . 318
awl 318
ayword 318
eam 327
earwig 319
edget 320
Edward 327
effigy 316
(eemest) . . . 315
egg 319
eke 319
Elisabeth . . . 328
elm . . . 314 330
elsin 319
emetic 320
end 315
eternal 328
eve . 314 316 329
eyas 324
eye . . . 315 328
eylebourne . . . 324
eyot 317
hack-(berry) . . 316
(hame-trees) . . 327
hawk 318
hayloft 316
heckle 319
heft 316
heir 326
Hellen 328
Hetty 328
hickwall . . . 320
hobby 321
homily 321
holt 314
hovel 316
Humphrey . . . 328
hunk 323
(iceple) 321
idiot 320
if 330
(nimpingall) . . 320
(nimpingang) . . 320
imposthume . . 323
inch 321
irk 321
iron 316
knurr 326
loggerhead . . 323
Nancy 327
nape 325
nation 328
nasturtium . . . 323
naught 324
nave 324
nazzard . . . 319
(nazzle) 318
neer 324
nest 324
nettle 324
newt 319
nickname . . . 320
nocket 326
noddy 325
noils 321
nonplus . . 323 326
noonmeat . . . 325
nooze 325
notch 322
(nuggin) . . . 326
number 325
numbles 315
nuthack 326
nye 324
oaf 318
oak 314
obelisk 321
old . . . 316 328
Oliver 328
on aval 330
one . . . 315 316
ouch 325
ounce 322
oration 322
orchard 315
other . . . 316 329
oven . . . 315 322
over 322
overword . . . 322
own 326
ox 322
Roger 325
taudry 329
(umbank) . . . 323
umpire 325
uncle 328
uncouth 329
wood 321

Régression linguistique.

Par

L. Gauchat.

Lorsque, il y a une vingtaine d'années, j'étudiais la phonétique du patois de Dompierre (canton de Fribourg), je me figurais naïvement que les sons observés étaient les continuateurs directs des sons latins. Je ne m'étais pas même demandé si la contrée avait été habitable à l'époque romaine et s'il pouvait y avoir, historiquement, une filiation continue. La préparation de *l'Atlas linguistique de la Suisse romande*, avec ses fréquentes allées et venues obligées à travers tout le pays et au delà, m'a fait voir et entendre bien des choses, et m'a obligé à modifier, sur plusieurs points, mes opinions d'autrefois. Je ne dirais plus, par exemple, que « le groupe latin *st* donne *t* dans les patois vaudois » (festa > *fita*), mais je m'exprimerais ainsi: « st est représenté par *t* ». Ce serait plus prudent et plus vrai, car qui nous garantit que tout Vaud n'ait pas possédé une fois la prononciation *fiϑa*, habituelle au canton de Fribourg, prononciation qui, sous une influence française, aurait été transformée en *fita?* Que le lecteur veuille bien retenir ses scrupules jusqu'à la fin de cette étude. Nous reparlerons du développement du groupe st.

Aucune évolution n'est rectiligne ici-bas. C'est une erreur de croire qu'un mot ou son latin s'éloigne de plus en plus de son origine, qu'au vingtième siècle sa déformation doit être plus sensible qu'au dix-huitième. Il y a dans les langues de brusques retours en arrière, des rétablissements de sons disparus, qui rapprochent le mot de sa forme primitive. Tout le monde en convient, mais on n'est pas d'accord sur le degré d'importance qu'il faut attribuer à ces mouvements de recul, et on est peu informé sur la façon dont ils s'opèrent.

Pour illustrer l'un et l'autre, je me servirai de matériaux recueillis au Val de Bagnes en Valais. Ils concernent la chute de l'*l* entre voyelles. Le fait est connu. Le doyen Bridel en parle dans l'*Almanach helvétique* pour l'année 1820, consacré à une description historique et statistique du Valais. Dans le trop court aperçu sur la langue du pays, Bridel affirme que les Bagnards ne connaissent pas le son *l*, qu'ils disent, par exemple, *o muhet*[1]) pour *le mulet*. L'exemple est exact, mais il y a une exagération, car il ne s'agit que de *l* intervocalique, y compris l'initiale; *l* existe et devait exister dès 1820 comme représentante de l'ancienne *l* mouillée[2]); elle figure dans les combinaisons *pl*, *bl*, et surtout dans le groupe caractéristique *χl*, résultant de cl latin en position forte, de *fl*, de *c* devant *e*, *i*, de *tį* après consonne[3]), etc. Bridel, qui n'avait probablement pas étudié le phénomène en détail, était-il exact au sujet de *l* intervocalique? Peut-être pour ce qui concerne l'ancien fonds patois. Dans la vallée de Nendaz, qui a conservé jusqu'à nos jours un parler très archaïque, l'*l* intervocalique est encore réellement absente du langage indigène. Tel pouvait être l'état de Bagnes en 1820. Mais n'y avait-il pas dès ce temps des mots avec *l* empruntés à la langue littéraire?

En 1874, M. Cornu a, pour la première fois, fait une étude spéciale du patois de Chable, chef-lieu de la vallée. Il en a publié les résultats dans son beau mémoire de la *Romania* (VI, 1877, p. 369 ss.). A propos d'*l* intervocalique, il constate sa présence, en tête des mots, dans les cas suivants (je cite la forme française toutes les fois qu'elle existe): *laisser, loup, lever, lièvre, longe*; patois *lęvęt* = léger; dans le corps des mots, dans: *aile, belle, boule, lundi* (*dəlõ*), *jaloux, écuelle, école*; patois *dęlanyœ* = délasser, *palęta* = spatule, *tsalęt* = emplacement où couchent les vaches dans les montagnes. La suppression est, dit-il, la règle; il la documente par 24 cas d'*l* initiale et une cinquantaine de formes où la con-

---

[1]) Doit se prononcer *muę* ou *mwę*.

[2]) Dans certaines positions, exemples: *lę*, loir, lat. glire; *ləna*, « glane », liasse de chanvre; *lǫta*, sauterelle, de li(g)usta; *marǫlay*, marguillier, matriculariu; *taralə*, poterie de terre, terralia, etc.

[3]) Exemples: *χlā*, clair; *χlā̆*, flanc; *χlənā*, souper, cœnare; *χlē̆*, cent; *χlē̆*[1], cinq; *tsā̆χlõ*, chanson, etc. Il est évidement difficile de déterminer sûrement l'étape phonétique de ces sons pour 1820.

sonne est médiale. Dans le nombre, il y en a qui se répètent dans les deux séries, sans que M. Cornu s'y arrête. Ainsi *paęta*, alphabet, est un doublet de *palęta*, spatule. On avait anciennement l'habitude de coller l'alphabet qu'on remettait aux enfants d'école, sur une spatule de porc, pour lui donner plus de résistance. *tsaęt* est mentionné comme variante de *tsalęt*. Dans une demi-douzaine d'exemples l'hiatus résultant de la disparition d'*l* est évité au moyen de l'insertion de la consonne *v*: *a vuna* = la lune; dans d'autres, plus nombreux, on a recours à yod: dolente[1] > *dọyē*, petit; *tọdüyō* = *tout du long*, etc. Il y aurait plusieurs observations à faire sur les étymologies proposées: *pęyō*, bouillie, est ramené à tort à pilatum, c'est un dérivé de patella; *vāra*, hanneton, n'a aucun rapport avec larva, etc. Mais cela n'a pas d'importance pour le phénomène en question, si ce n'est que le nombre des exemples se trouvera légèrement diminué par la suppression des dérivations douteuses.

Si des mots aussi usuels que *lever*, *lièvre*, pat. *lęvęt* (léger) se prononçaient avec *l* en 1874, il faut en conclure que l'état linguistique n'était plus le même qu'en 1820. Un revirement s'accomplissait. La répartition rigoureuse de M. Cornu en deux classes avec ou sans *l* correspondait-elle aux faits? N'y avait-il pas d'autres hésitations que celles représentées par les mots sus-indiqués *pa(l)ęta* et *tsa(l)ęt*? Je suis loin de vouloir reprocher à l'auteur de cette première étude approfondie d'un patois valaisan de n'avoir pas insisté sur ce point. S'il nous a insuffisamment renseignés, c'est qu'il emploie la méthode de son temps, qui est, forcément, encore celle de la plupart des travaux récents. On choisit avec toutes les précautions nécessaires son sujet, on l'interroge, et on donne comme norme d'un dialecte régional le résultat de cette enquête superficielle. Dans ses expertises de plein air, le dialectologue n'a guère le loisir (ou faut-il dire l'habitude?) de faire mieux. Ce que M. Cornu appelle *Phonologie du bagnard* n'est pas même celle du village de Chable, mais celle du ou des sujets consultés. Cela ne nous empêche pas d'y voir une excellente étude d'orientation générale, car les patois se ressemblent fort dans toute

[1]) Signifie languissant, faible dans les patois vaudois.

Digitized by Google

la vallée de Bagnes, dont les vingt et quelques villages ne forment qu'une seule commune. Mais nous avons le droit de supposer derrière la rigidité des formes de M. Cornu beaucoup plus de variété qu'il n'en laisse deviner. Tel mot qui appartient à la première des séries qu'il établit, à celle qui maintient *l*, se trouverait être de la seconde, sans *l*, s'il s'était adressé à une autre personne. Le même individu était capable de prononcer un certain mot avec ou sans *l*, selon le caprice du moment. Les relevés philologiques nous font voir pour ainsi dire un masque sous lequel se cache la vraie physionomie aux mille aspects, une nappe d'eau dont les flots ondulés recouvrent toute une vie intense et invisible.

M. Gilliéron avait une vision plus nette des conditions dans lesquelles *l* tombe, en rédigeant la préface de son *Petit Atlas phonétique du Valais roman*. Il constate une forte différence entre le parler des jeunes et des vieux à Saxon [1]). Les premiers disent *éteila* (étoile), les autres *étèya*. La génération moderne rétablit l' *l* disparue jadis. Tout un chapitre de l'avant-propos [2]) est consacré à la « chute de l'*l* ». Nous apprenons que les mots *allaiter, boulanger, chandelle, langue, jaloux, loup, violette, bouleau, Valais, livre* perdent leur *l* à Nendaz, (même les deux derniers!), mais la gardent à Lourtier (Bagnes), et, ce qui est plus intéressant encore, que Verbier, autre village bagnard, ne présente pas les mêmes exceptions à la règle: *échelle* se dit avec *l* à Verbier, sans *l* à Lourtier; pour *chandelle* c'est l'inverse. Le hasard semble faire son choix et diriger follement le sort de la consonne. On réintroduit l'*l* tantôt ici tantôt là, obéissant non à une loi, mais à une humeur inconstante. La bigarrure qui en naît est-elle capable de nous enseigner quoi que ce soit? Peut-on en dégager un principe? Les travaux qui visent les phénomènes naissants, qui prennent les langues sur le fait de leur évolution, sont si rares qu'on est tenté de s'aventurer sur ce terrain mouvant, au risque de s'y empêtrer.

Au cours de sa vaste enquête sur les noms de lieu de la Suisse romande, M. Muret a aussi constaté l'instabilité de l'*l* ba-

---

[1]) Vallée du Rhône.

[2]) Grâce au caractère inconstant de ce phénomène, l'auteur a dû renoncer à le traiter dans les planches de l'*Atlas* même.

Digitized by Google

gnarde. En sa présence, la consonne apparaissait avec une régularité qui éveillait ses soupçons. « Tentez d'interroger, dit-il dans sa spirituelle conférence sur *Les patois de la Suisse romande*[1]), n'importe quel paysan sur les façons de parler de son village. Il y a gros à parier qu'il vous répondra dans un patois endimanché, pomponné, astiqué, dans un jargon plus ou moins francisé par égard pour votre qualité de « monsieur » de la ville. Ce faisant, il ne croit pas tromper votre confiance, en étant infidèle à son dialecte; mais plutôt, je crois, il s'efforce, consciemment ou non, de le parler mieux, de le parler plus correctement qu'à son ordinaire ». M. Muret a eu souvent l'occasion de demander le nom patois du *bouleau*, qui est fréquent dans notre toponymie. L'un répondait *byǫa*, l'autre *byǫla*, « selon que la tête lui chantait ». « Parlant avec d'autres Bagnards, tous deux diront *byǫa* ». Ici, je ne suis pas tout à fait d'accord; je sais de source certaine que les Bagnards laissent échapper *byǫla*, même lorsqu'ils sont entre eux.

M. Muret donne évidemment la clef de l'énigme, en attribuant le rétablissement de l'*l* au contact non seulement avec le français, mais avec d'autres patois qui ne l'ont pas supprimée. Parler d'une *byǫa* en face d'une personne qui prononce *byǫla*, à peu près comme en français — car en français provincial on dit couramment *une biolle* — c'est documenter son infériorité, c'est s'exposer à la moquerie. A la longue, on préfère fausser son patois, pour dissimuler cette « tare, ce vice de langage », comme dit très bien M. Muret. *Byǫla* est la forme du « patois du dimanche »[2]), qui finit par l'emporter sur celle du langage ordinaire.

Mais voici qu'une foule de questions surgissent. Un mot tel

[1]) *Bibliothèque universelle et Revue suisse* 1909.

[2]) M. Muret n'a pas négligé de comparer la suppression de l'*l* bagnarde à ce qui s'est passé en portugais. La règle est en effet la même: *l* tombe entre voyelles (*cobra* = serpent, « couleuvre »; *pá* = pelle; *pomba* = pigeon, « palombe », etc.), mais pas au commencement des mots (*lua* = lune, bagn. (*v*)*una*), sauf dans l'article *o*, *a*, cfr. *Oporto* = « le port ». On rencontre comme en Valais de fortes contractions de voyelles après la chute de la consonne, intercalation de *v*, p. ex., dans *couve*, chou, d'yod dans *teia* employé concurremment avec *tela*. Les exceptions sont nombreuses. Les conditions valaisannes peuvent servir à les faire comprendre. La chute de l'*l* est très ancienne en portugais; M. Cornu (*Grundriss der rom. Phil.* I², p. 970) la date du XII^e siècle. On s'étonne qu'il ne se soit pas souvenu du bagnard au moment où il écrivait les §§ 130 ss sur *l* intervocalique de sa magistrale étude de la grammaire portugaise.

que *ärzə* recouvre-t-il aussi son ancienne *l* en regard du terme français *mélèze*, si différent? La consonne est-elle réintroduite d'emblée dans tous les cas où la langue littéraire ou les patois avoisinants ont une expression correspondante avec *l*? Le rétablissement frappe-t-il aussi bien l'*l* initiale que l'*l* médiale? Les différentes générations, les divers villages se comportent-ils également dans ce mouvement de recul? Quel est le degré de conscience dans cette affaire? D'où vient ce vent qui souffle à l'oreille des Bagnards qu'ils doivent remanier leur langage? Ce phénomène pouvait-il se produire dans les siècles passés comme aux temps modernes? Est-il un signe de décadence précurseur de l'abolition complète du patois?

Les réserves faites par M. Muret au sujet du patois fourni à un étranger ne sont que trop justifiées. Quel que soit le mérite de nos relevés et quelques progrès qu'ils aient fait faire à la science, n'oublions pas que ces matériaux sont toujours plus ou moins extorqués. J'ai été très frappé de la réponse d'un brave Saviésan donnée à un savant ambulant qui voulait lui faire traduire « *un cheval* »: « Monsieur, on ne dit pas *un cheval* en patois, on dit *le cheval*. » De vieux patoisants ont de la peine à comprendre qu'ils doivent rendre textuellement les phrases que vous leur dites. Vous prononcez: *il fait beau aujourd'hui*, le sujet, au lieu de traduire, répondra: *oui* ou *non*, selon le temps qu'il fait. Je voulais noter la forme dialectale de certains adjectifs et disais: *ce berger est vieux, laid, sourd, pauvre, fier*; une bonne femme, à laquelle je m'étais adressé, répliqua: « Eh, vous l'avez bien arrangé, celui-là ». Le besoin de vérité s'interpose entre la volonté de l'interrogateur et le monde d'idées de son sujet. La situation d'un paysan âgé examiné par un inconnu est si peu naturelle que l'authenticité du langage obtenu doit en souffrir beaucoup. Le cas est déjà très différent, lorsqu'on a affaire à un instituteur ou à un curé, à des écoliers habitués à être interrogés, et une longue pratique familiarise l'explorateur avec les procédés qu'il faut employer pour se mettre à l'aise avec les indigènes et les faire causer de ce qu'on veut. Cependant une question aussi délicate que la suppression de l'*l* ne saurait être étudiée dans ces conditions. Il s'agit précisément d'observer le parler le plus franc, dans le libre abandon de la conversation intime. Au lieu de phrases traduites, il faut un matériel

Digitized by Google

composé de mots et de bouts de phrases *écoutés.* Je le possède heureusement, grâce aux observations d'un Bagnard, M. Gabbud, sur le langage de son milieu. Il a noté à Lourtier et environs une quantité d'exemples concernant l'histoire de l'*l*; il était bien préparé pour ce genre de travail par sa collaboration au *Glossaire des patois romands*, il y était porté par son goût et ses aptitudes personnels. Il n'a pas attendu qu'on l'ait chargé d'une pareille mission, il n'a pas fait d'enquête officielle. Pourtant, pour en avoir le cœur net, j'ai cru bon de le contrôler, surtout dans le bas de la vallée, qu'il fréquente moins que le haut plateau de Lourtier, où il habite. J'ai donc composé un long questionnaire *ad hoc*, principalement avec les matériaux de M. Gabbud, que j'ai réunis en petites phrases et mélangés avec d'autres mots, afin de dissimuler le plus possible le but de mes visites, et j'ai parcouru toute la verte vallée de Bagnes, dominée par le glacier du Giétroz, suivant la grande route et montant aux villages écartés des deux flancs, interpellant diverses personnes de 13 à 90 ans. Mes relevés proviennent de *Chable* (836 m), du *Cotterg*, un peu plus élevé, de *Verbier* (1406 m, au pied de la fameuse Pierre à voir) et de *Bruson* (1061 m). Mon plus vieux sujet, vétéran du Sonderbund (Bruson), me disait à peu près les formes notées par M. Cornu. Tous les autres avaient une prononciation fort modernisée. A ma demande, M. Gabbud a bien voulu continuer l'exploration par questionnaire dans la partie supérieure du vallon, il m'a fourni ainsi des tableaux comparatifs pour les endroits *Versegère* (895 m), *Champsec* (910 m), *Fregnolay* (965 m), *Lourtier* (1100 m) et *Sarreyer* (1225 m), ce dernier très isolé, les autres tous situés sur la route postale. Les personnes consultées par nous deux sont de sexe, d'âge et de métier différents; les uns ne sont jamais sortis de leur paroisse, les autres ont fait des séjours plus ou moins prolongés au dehors. Comme la situation topographique n'est pas sans influence sur le rétablissement de l'*l*, il importe de distinguer dès à présent le Plan de Bagnes, avec les villages de Chable, Cotterg, Versegère, Champsec, Fregnolay; Lourtier et les deux côtés de la vallée avec ceux de Bruson, à l'ouest de la Drance, de Verbier et de Sarreyer, à l'est de la rivière. Comme l'on sait, Bagnes forme avec la vallée du Saint-Bernard le district d'Entremont, avec Sembrancher comme chef-lieu et point de jonction.

Digitized by Google

Outre les matériaux nommés, je me sers d'un glossaire complet de Chable, composé par M. Louis Courthion, resté bon Bagnard, bien qu'il ait quitté jeune son lieu d'origine, et connu par ses beaux livres sur le peuple du Valais et ses traditions populaires et par son guide du district d'Entremont; enfin d'un petit vocabulaire de 1874, que son auteur, M. Cornu, a obligeamment mis à la disposition du *Glossaire des patois romands.*

Avant d'entrer en matière, je tiens à dire que l'ancienne distinction de deux *l* latines n'est pour rien dans la question qui nous occupe.

Je passe à l'examen des formes recueillies, que je divise en trois catégories: 1° celles qui se présentent partout avec *l*, 2° celles qui en sont toujours exemptes, 3° celles où la population hésite entre les deux prononciations.

1° mots avec *l*.

A. Initiale.

Loup se dit *lœ̜ᵃ*[1]), même dans les proverbes qui contiennent ce mot, p. ex. *kã ō prœdzə dü lœ̜ᵃ, e lœ̜ᵃ arıyə ã pǫrta* = quand on parle du loup, le loup arrive à la porte; *i lœ̜ᵃ sə mədzō pa ĕtre lœ* = les loups ne se mangent pas entre eux; *fǫ pa batœ vwardā i fayə ü lœ̜ᵃ* = il ne faut pas donner les brebis à garder au loup. J'ai cependant trouvé le premier sous une forme plus correcte, rimée, à Bruson: *kã ō prœdzə dü œ̜ᵃ* (sans *l*!), *sę trœ̜ᵃv ã pǫrta dü bœ̜ᵃ* = il se trouve à la porte de l'écurie. L'ancienne manière de prononcer *loup* s'est conservée dans quelques lieux-dits: *plã dü œ̜ᵃ, krœ̜ᵃ dü œ̜ᵃ* = Plan, Creux du loup. Inutile de dire qu'il n'y a plus de loups au Val de Bagnes; le vieil appellatif s'en est allé avec la chose. **Lampe**: *lãpyə,* dont l'*y* doit s'expliquer par l'*a* de la pénultième latine *lampada*[2]), noté une fois *ãpyə* (Lourtier, femme de 82 ans). Le mot et la chose ne sont probablement pas anciens[3]). Quelques sujets francisent davantage: *lãpa.* **Lâche**: *latso,* mais *atso* dans le sens de rendu de fatigue et de faim, avachi; le premier est offen-

[1]) Je simplifie autant que possible la transcription, je ne tiens pas compte p. ex. des deux prononciations de *r*, dont la répartition n'est pas claire dans mes notes. L'accent tonique frappe la même voyelle qu'en latin, il n'est pas marqué.

[2]) Cfr. *lampia* en piémontais, *lampeso* au Midi de la France.

[3]) Voir *krayzü*, *Bull. du Glossaire*, V, 38.

sant. Dans le sens moral, c'est le mot français, affublé à la patoise; dans le sens physique, la vieille expression s'est maintenue sans *l*, parce qu'on n'a pas reconnu sa parenté avec le mot littéraire. J'aurai encore plusieurs occasions de signaler cette espèce de doublets. **Leur** a trois valeurs en patois: adj. poss., pron. datif et « eux ». Dans la première acception, *l* manque: *y œz ę prętǫ ō tsařę* = je leur(s) ai prêté un char. Dans la deuxième, *l* a été partout rétablie: ę[1]) *lœ tsyǭ ę mādo* = leur cheval est malade. La langue a-t-elle agi sous un besoin de différenciation? Le troisième sens est rendu par *lœ* ou *œ*[2]). **Lever**: *lęvā*, partout aujourd'hui, mais M. Cornu cite dans son vocabulaire les formes *ęva* et *ęyva te* = lève-toi. M. Courthion nomme un grand nombre de locutions, toutes avec *l*, renfermant ce verbe, dont l'ancienne popularité ne saurait être contestée et qui n'a pas de concurrent. Les formes de M. Cornu ont déjà l'air d'être retouchées, car le bagnard ne supprime pas seulement *l*, mais encore *v* entre voyelles[3]). On s'attendrait donc à **eā* = *ā*, qui se serait confondu avec l a v a r e > *ā* et aller > *ā*. On a peut-être de bonne heure réagi contre cette forte mutilation. Les mots *laver*, *lavure*, *lavoir*, *levain*: pat. *lęvā* et pat. *lęvę*, léger, sont dans le même cas: ils gardent tous leur *l*. **Lièvre**, pat. *layvra*, a toujours son *l*; la raison m'échappe. **Là**: *lę*, mais il reste le mot composé *dę̄*, de **də(l)ę*, = au-delà, dont l'emploi est très spécial en patois: *ā tsābra dę̄* = à la chambre placée de l'autre côté, *də sę dę* = des deux côtés, *Vurtyœ dę̄* = partie de Lourtier située de l'autre côté du ruisseau, etc. **Livre**: *layvro*, Cornu, *Voc. eyvro* et *leyvro*, ressent l'influence française, de même *litre* (nouvelle mesure) et les mots suivants que je relève dans le glossaire de M. Courthion[4]): *lā*, lard (vrai patois *bakō*); *lama*, lame; *lāmbənā*, lambiner; *lapidā*, énerver, agacer; *ləñə*, ligne; *ləmēta*, borne d'un pré ou champ = fr. *limite*; *lwę*, loi, qui se trahit comme intrus par son vocalisme[5]). *Lǫ*, côté, lat. l a t u s, paraît emprunté à d'autres patois (plaine du Rhône), le vieux mot *byę* est encore plus usité. *Luža*, plaque de

[1]) L'adjectif possessif est accompagné de l'article, comme en italien.

[2]) Déjà Cornu, *Voc.*: *ētre lœ* et *ētre œ*.

[3]) Comparez *aęna*, avoine; *ękwā*, balayer, s c o p a r e; *riᵛa*, rive, etc.

[4]) L'auteur indique les variantes sans *l* toutes les fois qu'elles sonnent encore à son oreille, comme vieux souvenirs. Où il ne donne qu'une forme, on n'est pas tout à fait sûr que la variante n'existe pas.

[5]) Je ne reproduis qu'un choix. On pourrait citer encore *luron*, *loutre*, *liste* etc.

schiste ou grosse ardoise servant à couvrir les bâtiments, celt. lausa, qui n'a pas d'équivalent en français, doit aussi venir du dehors.

B. l intérieure.

Allumer: *aləma* ou *alənā*; le vrai verbe patois est *ēprēdrə*; adluminare existe aussi sous la forme *avwənā*, éclairer, préservée du rétablissement par son sens différent de celui du mot du français[1]). *Onayrə*, lumière, huile comme aliment du feu, de luminaria, était pareillement en dehors de toute atteinte. *Alomẹta*, allumette, mauvais patois, pour l'ancien *motsẹta*. **Belle**, partout *bẹla*, paraît importé, bien que cela puisse sembler curieux. En parlant d'une femme, on dira plutôt *dzēta*, lat. genita. La carte 117 de l'*Atlas linguistique de la France* montre dans le Midi des contrées entières où le terme *beau* est inconnu. Les incrédules reconnaîtront qu'une langue peut s'en passer. **Telle**: *tẹla* est moderne, l'ancien adjectif n'avait qu'une forme pour les deux genres[2]). **Mulet**, anciennement *mwẹ* (voir p. 336), redressé sous l'influence des étrangers, le fém. *mule* de même. **Ville**[3]): *vẹla*; mais on rencontre encore parmi les noms de lieu: *vəa d'amō*, *vəa d'avō*, et même la forme contractée *vẹ*. **Soulager**: *šoladžyœ*, mais dans la formule qu'on emploie en nommant un défunt: *bō dyọ šwadzay* = bon Dieu (le) soulage, la vieille forme a pu être sauvée, pas partout cependant. **Balancer** est représenté par deux verbes: *balāsyœ*, récent, a le sens français; *bāχtœ* signifie donder en dormant, vaciller en parlant d'un fardeau mal assujetti sur un bât. *Mališə* et *mẹχle* s. f. pl. constituent un couple analogue pour **malice**; le dernier, qui tombe en désuétude, désignait une méchante ruse, une colère impuissante. **Violette** possède *l* dans l'expression *couleur violette* et comme nom de vache, la plante s'appelle ordinairement *vywẹta* ou *vivywẹta* (Sarreyer). **Voulu, valu** ont *l*; je n'ose décider si elle remonte à une ancienne *l* mouillée ou si ce sont des réfections de formes sans *l*. **Moulu** sonne encore occasionnellement *mœ̄* = **mo(l)ü*, mais *molü* est plus répandu. On peut attribuer à une ingérence de la langue littéraire: *bola*, boule; *bāla*, balle de fusil, ballot de marchandise; *bolẹ̄*, boulet de canon; *bila*, bile; *kabāla*; *kamomilə*; *karkulā*, calculer; *kola*, colle; *balotā*; *aləvā*, élever p. ex.

[1]) Et pourtant on commence à dire *alonā* (Chable).

[2]) Anciennement il y avait aussi *tọ̄* m., *tā* f. = *ta(l)a*.

[3]) Voir *village* p. 348, n. 4.

des veaux; *alõ*, alun; *aliižõ*, allusion; *alaytyæ*, allaiter (vieux mot *šapā*, Cornu, *Voc.*); *artəlā*[1]), atteler (les patois romands rendent cette idée par applicare); *atyülā*, acculer; *avalā*, avaler (n'est pas vieux, on disait par ex. *paša bā i grəmǫ* = « passer bas » les noyaux); *alwęs*, aloès, purgatif; *dęlēgā*, délier la langue; *drǫlo*; *ęskopolœ*, scrupuleux; *folā*, fouler et *folõ*, foulon (autrefois *batētay*); *forfəlā*, faufiler; *galāyrə*, prison, « galère »; *golu*, goulu; *malœ*, malheur, *tsalœ*, chaleur, *kulœ*, couleur, etc.; *mardzolę*, marjolet; *ulo*, huile, dont l'*l* n'est pas mouillée dans nos patois; *polay*, poli, bien élevé; *polē*, poulain; *dzalœ*, jaloux; *galopā* (Cornu, *Phon. du Bagnard* encore *gaopā*[2]); *ękūla*, école, qui se réduit à *kūla* dans la locution *alā ē kūla* = in scholam, cfr. *alā ē layžə* = à l'église etc. La liste est très longue, je ne cite que des cas qui me semblent caractéristiques. D'autres patois ont pu fournir les mots: *baskolē*, enfant illégitime, plus poli que *bātā*; *polę*, coq (vieux mot *pœ*); *alǫñə* noisette, *abellonia, qui se disait une fois *āvǫñə*[3]) ou *katavǫñə*, forme aujourd'hui hors d'usage, incomprise des jeunes, qui tendent à remplacer *alǫñə* par *ñwayžęta* = fr. noisette; *aloyæ*, arranger, de adlocare; *brəzolā*, rissoler des châtaignes (il n'y en a pas dans la vallée); *ękolõ*, clair du vin qu'on tire de la cuve avant le transport au pressoir[4]); *fęmalü*, « cotillonneur », homme qui se complait parmi les femmes; *galātā*, galetas; *tokāla*, dim. de *tǫka*, fille sotte, etc. J'hésite à y ranger *ękǫla*, écuelle.

2° mots sans *l*.

A. Initiale.

Après avoir examiné les cas où le modernisme triomphe, s'il est permis de s'exprimer ainsi, nous allons diriger nos regards sur l'autre extrême. Il est souvent plus facile de définir le carac-

---

[1]) D'où peut venir l'*r*?

[2]) Ce mot, comme beaucoup d'autres, n'appartient pas au fonds héréditaire du bagnard. Avant l'époque présente, caractérisée par la réintroduction d'*l*, il y a eu un temps où tout intrus en était impitoyablement dépouillé. On se rappelle encore la prononciation *pwēta* pour *polenta*!

[3]) *āvǫñə* s'est conservé dans le langage des vieux dans la locution *pā pyæ grǫ kæ d'āvǫñə*, de fruits restés petits; rares sont les vieux qui traduisent d'emblée *āvǫñə* par *noisette*.

[4]) Les vignes des Bagnards se trouvent dans la plaine du Rhône, où ils entrent en contact avec d'autres patois. Toute leur terminologie viticole en devient suspecte au point de vue de l'authenticité.

Digitized by Google

tère d'une personne ou d'une chose par ce qu'elle ne fait ou n'est pas. Les conditions dans lesquelles l'archaïsme est à l'abri des tendances régénératrices nous feront mieux comprendre les fluctuations et les incertitudes du groupe 3°. Sont exempts d'*l*: *ãžęrda* ou *ãžęrda*, lézard gris, et *ęmasə*, limace, noms de petits animaux, dont l'appellation française est inconnue ou peu importante dans la conversation; *ẽdənə*, œufs de poux, mot français *lente* trop différent et peu connu; *āpyœ*, surface rocheuse et glissante d'une pente très inclinée, probablement de lapide, vaud. *lāpye* s. f. pl.; *ūšə*, branche d'un arbre fruitier, en pat. gruyérien *lūšə*, origine obscure; *ęmonœ*ⁿ, aussi simplement *monœ*ⁿ, se dit par exemple d'une soupe trop épaisse, correspond au français *limoneux*; *ẽšü*, eau de lessive, lat. lixivu; *ẽdā*, seuil, lat. limitare. Dans tous ces cas, le mot français fait totalement défaut ou il n'agit pas, parce qu'il est trop dissemblable. On peut invoquer le même motif pour *ęytyá*, petit-lait, lactata; *y ę pā ęyži*: je n'ai pas le temps, qui rappelle peu le mot *loisir*. *Avẽtsə*[1]), avalanche, est aussi resté tel quel; représente-t-il une conception trop importante pour sortir du vieux fonds patois? On est surpris de rencontrer ici le mot *ętanīę*, litanies, où l'Eglise, facteur puissant, devait militer en faveur d'un néologisme. Le français n'a pas eu de prise sur la forme des articles bagnards qui sont restés p. ex. *o*, *a* à l'accusatif du singulier. Devant un substantif commençant par une voyelle, ils se perdent par contraction: *a mętü a tīta dežo -ęprẽtsə* = (il) a mis la tête sous le tuyau de la fontaine. *a (l)a* se contracte en *ā* ou *ā* (Verbier), p. ex. *ā pǫrta* = à la porte.

B. Corps des mots.

Le terme français manque pour *arbā*, s. m., plur. *arbāę*, fém. (dans les chartes lieu-dit *ès Arballes*), peuplier blanc, de albella?; *bway*[2]), champignon sans distinction d'espèces, de boletu (le mot français *bolet* peu connu et de sens différent); *fyādra*, filoche, lambeau (mot français de sens divergent); *tsāmę*, dessus du bas de la jambe[3]), calamellu; *mašyā*, s. m., dent molaire, maxillare,

[1]) De **labinca*, voir Muret, *Bull. du Glossaire*, VII, 26.
[2]) Isolément, ce mot désigne l'*amadou*.
[3]) A dû désigner à l'origine le *tibia*.

Digitized by Google

św̄a, plancher supérieur de la grange, *solanu; *śwāna*, plancher des vaches, *solana; *deiže*, *dayžə*, etc., porte à claire-voie des prés, d'un hypothétique *dalatia, d'origine celtique, en patois fribourgeois *dəlęžə*, neuchâtelois *d(ə)rez*; *mādrē*, vagabond (mot fr. *malandrin* inconnu); *tsaę* ou *tsę̄*, n'a pas la même signification que le français *chalet*, le mot désigne tout l'emplacement autour du *chalet*, lequel est appelé *ītro;* M. Cornu cite la variante *tsalęt*, que ni M. Gabbud ni moi n'avons retrouvée dans le langage actuel; *pēdwą*, suspendre, litt. « pendoler », une fois noté *pēdolā*; *fyayrə*, poutre du plafond, filaria; *ētsātəā ou ētsātyā,* amonceler, litt. « enchâteler »; *ēśordyā*, assourdir, litt. « ensourdeler »; *firə śway*, tenir compagnie, désennuyer, solatiu[1]); *tǫyay*, un « petit » peu, tam leve?; *gā*, enflure, glande, ailleurs *gala*; *fęśā*, moule à sérac, fiscella; *nęyā*, nielle, nigella (passé au masc., voir plus haut *arbā;* mot fr. trop différent); *āχlœ*, produire des « lancées », des douleurs aiguës; *gwayrə*, pomme d'Adam, gosier, gularia; *pyā*, serrer, presser, de pilare.

En fouillant le vocabulaire en tous sens, on remarquerait beaucoup d'autres mots de ce genre; les exemples cités suffiront à prouver que lorsque, pour une raison quelconque, le Bagnard ne reconnaît pas l'identité de son mot avec une variante française ou patoise possédant *l*, il ne la rétablit pas. Il ne peut savoir alors que ces termes y auraient droit. Ces mots échapperont-ils toujours aux tendances de reconstruction? Le jour se fera-t-il tôt ou tard sur leur origine? Sans vouloir faire le prophète, je crois que le contact avec d'autres patois fera passer insensiblement la majorité de ces mots d'abord à la classe 3, avec *l* facultative, puis à la classe 1, où toutes ces belles formes bagnardes finiront par échouer. Quelques rares exceptions seront capables de résister à toute attaque, tel peut-être le mot *tsāmę*, qui, d'après les indications du *Glossaire*, est très rare dans les autres patois valaisans et si différent d'extérieur et de sens du français *chalumeau*, que celui-ci n'aura jamais le pouvoir de le transformer. Sauf quelques derniers témoins de la véritable tradition phonétique, toute la loi de la chute de l'*l* entre voyelles ou initiale, jadis si forte que tout mot venant de France en était privé: *ibro* = libre[2]), aura été effacée si bien qu'il faudra avoir le flair très fin pour la reconnaître.

[1]) Que je considère plutôt comme le point de départ que comme la vraie origine.
[2]) A-t-on jamais chanté de *iberté* au Val de Bagnes?

Digitized by Google

Tout ce que je viens de dire n'est valable que pour le cas où le bagnard continuera à exister. A Chable, les parents ont déjà l'habitude de parler français, tant bien que mal, à leurs enfants. D'autres villages suivront l'exemple. Un tourbillon de modernisme passera sur toute la vallée et anéantira le patois, peut-être bien avant que la tendance à rétablir les *l* tombées ait produit tous ses effets.

Continuons en attendant à analyser le langage d'aujourd'hui. Certains mots sont réfractaires à l'introduction d'*l*, malgré l'identité du terme français. Cela se comprend encore pour *filer*, pat. *fəā*. *fyā* dans toutes nos listes, sauf une fois *fəlā*[1]); c'est un métier disparu et le terme sent son vieux temps. Mais pourquoi dit-on encore communément *pya*[2]), lat. pilare, *kǫna*, *pyǫta*, *rǫdzo* pour *pilier*, *colonne*, «*pelote*» (de beurre), *horloge?* Ce dernier signifie aussi *montre*, il s'explique par un ancien *(o)rə(l)odzo*. *Malaisé* = *mweyžyá* se montre aussi très résistant. N'aurait-on pas saisi sa parenté avec le français[3])? En faisant traduire: *un vieux poilu*, chacun me répondait en riant: *ō vyœ̨ᵉ pyœ̨ᵉ*; était-ce la rime, l'idée ou le mot *pyœ̨ᵉ*, lat. pilosu, qui faisait rire? Cependant le mot continue à vivre sous sa forme ancienne. L'écart entre *poilu* et *poileux*, rare, est-il suffisant pour préserver le mot patois?

Il est toute une série de vocables où l'*l* n'apparaît presque jamais. Ce sont les mots où l'hiatus a été comblé par *y* ou *v*. Voici *piya*, poêle, lat. patella, d'où *pəyǭ*, bouillie, suffixe -ata; *payo*, *pe̜yo*, «poêle» c'est-à-dire chambre de ménage, lat. pensile; *tšāde̜ya*, chandelle; *e̜te̜ye̜*, étoiles; *te̜ya*, toile; *mote̜ya*, belette, lat. mustela; *še̜ya*[4]), seigle. D'autre part, nous avons *šœ̨ᵉva*, solive, dont le *v* est intercalaire[5]); *arādo(v)a* ou *arādwá*, hirondelle, suffixe -ulla; *ñǫve* ou *ñwe̜*, nuages, lat. nebulas; *fū(v)a*, folle; *dyœ̨ᵉva*, bouche, lat. gula; *e̜pǭva*, épaule; *pe̜tœ̨ᵉve̜*, «pétoles», excréments

---

[1]) Le glossaire de M. Courthion donne aussi *fəā* et *fəlā*.

[2]) Le mot est quelquefois estropié, il tombe en désuétude.

[3]) Ne l'aurait-on comparé qu'à *difficile?*

[4]) Le développement de ce mot dans les patois romands soulève beaucoup de difficultés. Il rentre bien dans cette catégorie, cfr. par exemple *saïla* à Vionnaz. On peut y joindre *friyœᵉ*, frileux, qui n'a jamais d'*l*, ainsi que *r(ə)yadzo*, village; *tšādyœᵉža*, «Chandeleuse»; *ve̜yā*, vêler.

[5]) Le suffixe -iva perd normalement son *v*: *riya*; *dzěžiye̜* = gencives; *partěšiya*, précoce, lat. per tempus + iva; *oriyə*, arrive, etc.

de chèvres; *ęρœ^ava,* bobine de la navette, spola; *vęrœ^ava*, vérole; *rodzœ^ava*, rougeole; *brašœ^ava*, bretelle, lat. braceola; *šəñœ^ava*, manivelle, lat. ciconiola. Le *v* est un son très peu stable dans tous nos patois. Actuellement il jouit à Bagnes d'un regain de faveur: on le rétablit, comme l'*l*, là où il avait disparu. Les deux phénomènes sont parallèles et ont la même origine, mais l'insertion de *v* est, me semble-t-il, moins avancée, bien qu'elle ait peut-être commencé antérieurement. J'ai reçu et recueilli des matériaux pour -*v*- en même temps que pour -*l*-; je ne les publie pas cette fois, afin de ne pas trop allonger mon étude. Dans la série contenant la diphtongue *ay, ey* (qui varie selon les villages), l'yod est l'*i* de **ei*, issu de *e* tonique, devenu consonne après la chute de l'*l*. M. Cornu écrit *tsandeiya*, etc. Dans l'autre série, le *v* est dû à la voyelle labiale qui précède. Tous ces mots ne présentent pas, grâce à la consonne nouvelle qui relie les deux syllabes, le caractère tronqué de *aa* ou *ā* = *alā*, *tsaę* ou *tsę̄* = chalet, etc. Ils n'offrent pas cette espèce de bégaiement propre à *fəa*, filer, etc. Ils sont de bon aloi, et, malgré le voisinage des termes français, ils ont su garder leurs positions. *Fuva* ne se soucie pas de *folle*. Et pourtant l'*l* a déjà fait irruption dans la série labiale: on entend par-ci par-là dire *ñǫle,* nuages; *ęρǫla*; *mœ^ava* et *mœ^ala*. meule, commencent à se disputer le terrain. On a l'impression d'une redoute, qui peut paraître forte, mais qui sera enlevée tôt ou tard.

3° Cas indécis.

La grande masse des mots dont nous n'avons pas encore parlé sont arrivés aujourd'hui à une étape de transition, où les incertitudes sont nombreuses. Leur traitement est tout à fait individuel. Il est aisé toutefois, grâce à nos listes comparatives, de distinguer des prédominances de formes anciennes ou modernes. Tel mot conserve des attitudes archaïques, tel autre a passé plus ou moins résolument au camp des néologismes. On pourrait calculer pour chacun les % d'apparition avec ou sans *l*. Je n'irai pas jusque là, car je risquerais trop de me tromper, avec mes matériaux fragmentaires et fortuits. Mais il importe de faire ressortir ce que le rétablissement de la consonne a d'inachevé et de contradictoire. Entre le point de départ (forme sans *l*) et le point d'arrivée (forme

Digitized by Google

avec *l*) nous voyons les mots s'échelonner, s'égrener sur une longue ligne, marchant tantôt par petits groupes, tantôt isolément. La petite phrase: *il a un « malan »*[1]) *au talon* a été rendue avec une *l* au premier ou au second mot, avec deux *l* ou sans *l* du tout. Mais *talon*, qui a son équivalent dans la langue littéraire, apparaît plus régulièrement que le premier mot sous une forme contaminée. Il est plus curieux de voir l'expression *lait* garder son ancienne prononciation *aχlę* dans le contexte « du lait frais », « couler le lait », tandis que dans la tournure « un litre de lait » la vieille forme est le plus souvent remplacée par le terme plus généralement valaisan, emprunté aux autres patois, de *lasę*[2]). L'usage est encore flottant pour *langue*[3]), « *larze* » (mélèze), *lancette, laisser, « piolette »* (hache), « *repaler* » (reporter la terre au-haut du champ), *chapelet* et tant d'autres. Il est intéressant d'étudier en détail la phase actuelle de *larron*. Le dialecte se sert encore ordinairement de l'ancien nominatif latro: *ārə* ou *lārə*, s'il s'agit d'une personne, mais de *ārə* seul pour l'outil employé dans la cueillette des fruits de conserve[4]), ou dans certaines locutions: *ārə ã ętō, ārə šarã totī* = « larrons ils ont été, larrons ils seront toujours », ou *a mẽŋ a fīrə ę prüārə kə ę ārə* = « a plus à faire le prouveur que le larron », tandis que dans le proverbe: « l'occasion fait le larron » la forme du mot est ordinairement francisée. Les diminutifs *ārənę* et *āratsõ* apparaissent sans *l*.

La suppression d'*l* est de règle — règle qui comporte des exceptions multiples — dans les termes *large* (comparez *ārdzo*[5]) = « place »), *largeur*; *long*[6]), qui a souvent en patois des significations spéciales; « *loge* », pat. *ǫdzə*, galerie; *lécher*; pat. *añā*, fatigué, lat. laniatus; *larmes*, pat. *ęgrəmę*; pat. *ārzəna*, résine, tiré de larice; « *palet* », pierre plate et ronde placée sur les pieds des greniers pour empêcher les souris d'y entrer, pat. *paę* ou *pē*; *pa-*

[1]) Le mot est identique avec l'italien *malanno*, et a pris le sens de *bobo, douleur*, croûte sur une blessure.

[2]) Le nom de l'euphorbe, plante laiteuse, pat. *aχlœ*, n'a pas subi cette influence.

[3]) M. Gabbud croyait d'abord que dans l'acception *langue de terre* on avait une prédilection pour l'ancienne forme *ĕwa*: l'enquête par questionnaire n'a pas confirmé cette opinion. Mais on rencontre fréquemment l'archaïsme *šorti ĕwa* = tirer la langue.

[4]) Planchette bordée de dents comme celles d'un râteau ajustée à un long manche.

[5]) *ārdzyœ*, v. = élargir, étendre les bras, les jambes.

[6]) Dans le sens français, il est généralement remplacé par *grā*, p. ex. dans *longue vie, long sillon, mois long* etc.; „tout du long", pat. *todyō*, n'a jamais d'*l*.

Digitized by Google

lette = *pēta*; « *palanche* », pat. *pātsə*; « *delavre* », outil à deux faces tranchantes, l'une en forme de hache, l'autre en forme de houe, pat. *dęāvra, dyāvra*; *reculer*; « goulée », pat. *gǭ*, à côté de *golǭ*; « *délaiter* », pat. *dęytyœ*; pat. *tsēdę*, Noël, lat. calendas, etc. Dans la plupart des cas, le maintien des formes sans *l* s'explique par l'obscurcissement des rapports étymologiques, l'absence d'un correspondant français, la déviation sémantique; mais bien des fois il est incompréhensible: *lécher, reculer*, etc.

Les mots suivants se présentent de préférence avec *l*: (la) *livre* (une fois noté *ivra* à Champsec, de même à Bruson, personnes de 74 et de 90 ans); *lune*, rarement *ōna, ᵛwəna, vuna*; *lime* et *limer;* dans l'acception « traînard, lambin » on rencontre plus souvent la forme non retouchée *ēŋma* que pour le sens propre; *longe* (d'un char); *lendemain*, quelquefois encore *vēdęmā*, dont le *v* sert de liaison entre l'accusatif de l'article *o* et *ēdęmā*[1]).

Au milieu du mot, *l* est aujourd'hui normale dans *maladie*, tandis que *malade* adj. et subst. se dit encore beaucoup sans la consonne: *mādo*; *maladie* a évidemment un caractère plus savant que *malade*. Notre règle disjoint des liens autrefois solides, comme nous avons vu plusieurs fois le même mot se scinder en deux et donner lieu à des différenciations de sens assez subtiles. *Moulin, talon, lundi* (pat. *dəlõ*), *calendrier* (pat. *kādray* et *kalādray*, ce dernier prépondérant), *aller* (qui s'était réduit à *a*), *caler* (p. ex. dans: les eaux calent, diminuent), etc. ne sont usités sans *l* que par quelques vieillards. On connaît encore *boēdžœ*, boulanger, à Chable, mais la forme française est plus usuelle. Du reste, le boulanger lui-même est une apparition relativement moderne. Il y a cinq ans que le premier fabricant de pain s'est établi à Lourtier. Le verbe *couler* se prononce presque toujours avec *l*; autrefois il se confondait avec *couver*, qui avait perdu son *v* et qui continue à s'en passer. Cette coïncidence a-t-elle paru fâcheuse et a-t-elle contribué à mieux accréditer *kolā*? Les domaines d'action de ces deux verbes me semblent trop distincts pour rien affirmer. *Kolœ̨ᵉ*, entonnoir, a suivi le verbe.

Les mots en -āla ou -ella, devenus tous deux *ā*, méritent

[1]) Cfr. *byǫ(l)a* > *byǫva*, bouleau et les autres mots cités p. 348. L'alternance de formes avec *v* ou *l* initiaux s'observe aussi dans *lā* ou *vā*, planche, allemᵈ Laden; *lay* ou *vay*, aisément, lat. leve, et dans le nom de lieu *Vurtyœ* = *Lourtier*.

Digitized by Google

une mention à part. Ala sonne *ā* ou *āla*, forme rétablie, assez souvent aussi: *zā*, avec agglutination de l'*s* de l'article pluriel[1]). Pala = *pāla* ou *pā*, suranné. Le plus ancien sujet consulté trouve la forme *pā* « trop grossière ». Le dérivé *palǭ*, pelletée, a cependant mieux réussi que le mot simple à supplanter son ancien concurrent *paǭ* ou *pǭ*. *Astella, bûche, etc. a donné *ętā*, forme moderne *ętāla*, toutes les deux en usage. A noter qu'on devrait dire *ętāla*[2]); c'est le mouvement *pā-pāla* qui a créé cette forme par analogie. *Kavā*, jument, devenu très rare, est remplacé par *kavāla*. L'ancien mot *vā*, destin, dont j'ignore l'origine[3]), sonne actuellement *vāla*. *Cervelle* se prononce d'habitude *šarvāę*, pluriel, de même que les noms de lieu Fontenelles: *Fõtənāę*; Comballes: *Kõbāę*, isolément *Fõtənā*, *Kõbā*. *Chapelle* a conservé son ancienne forme *tsapā* dans 50 % des cas notés[4]); *chapelet* a été beaucoup plus modernisé. Les mots *chandelle*, *échelle* n'offrent pas l'échange de suffixe du français, ils continuent en bagnard la tradition latine. Ils se prononcent *tsãdẹya*; *ętsya*, *ętsyẹla*, etc. Voir plus haut p. 344 ce qui a été dit sur *belle*, *telle*. Pour *nouvelle*, subst. et adj., on dit *novāla*. Ne devrait-on pas s'attendre à ce que la même base phonétique ou le même suffixe fût traité d'une façon identique? Il n'en est rien, comme on l'a vu, chaque mot a son histoire. La consonne *l* pénètre dans le vocabulaire des métiers: *moulin*, *alène*, etc. et épargne plus ou moins le mot d'église *chapelle*. Qui l'eût cru? Dans *une belle femelle* (femme), en pat. *bẹla fẹmā* ou *bẹla fẹmāla* l'adjectif s'écarte de son substantif.

Conclusion.

L'invasion d'*l* a indubitablement son point de départ dans la vallée du Rhône. Tout est monté de là, toute la civilisation: les fruits, la mode, les étrangers, l'argent, la politique fédérale, le

[1]) Comparez ce qui se passe en portugais: anc. pg. *aas* > *ās*, puis *asas*, avec agglutination de l'article, d'où l'on tire un nouveau singulier *asa*, dont le *z* a l'air de remplacer l'ancienne *l*. Le bagnard comme le portugais cherchent à réparer les forces perdues par la mutilation.

[2]) Ainsi dans les autres patois de la Suisse romande.

[3]) Je ne pense pas qu'on retrouve le même radical dans *orvale*, *orvaille* = accident, force majeure, de nos patois.

[4]) Phrase demandée: aller prier à la chapelle.

Digitized by Google

français, l'influence des autres patois. C'est de là que viendra bientôt le chemin de fer. Que l'*l* ait suivi ce même chemin, c'est démontré par le fait que le Plan de Chable a une prononciation plus moderne que celle du Plan de Lourtier et des villages situés des deux côtés de la vallée, en dehors du commerce. La réintroduction d'*l* s'est opérée plus radicalement à Chable qu'à Sarreyer, par exemple. Nous l'avons constaté pour les mots *malade, saler,* « *goulée* », *fiole, aiguiser* (pat. *molā* ou *mwā*), *laisser, lécher* et une quantité d'autres. Il faut toutefois se garder de généraliser cette observation. Ce qui est vrai pour l'ensemble du vocabulaire, n'est souvent pas exact pour le détail.

Il serait également faux de croire que les plus jeunes Bagnards emploient toujours les formes les plus modernes. A Verbier, j'ai eu affaire à deux sujets intelligents, M. Maurice Morend, âgé de 49 ans, et Mlle Séraphine Michelod, âgée de 15 ans. La jeune fille m'a plusieurs fois répondu par des formes plus archaïques. Elle disait *ārzə, š'ắñe, tsapā, gǭ,* tandis que lui m'avait fourni *lārzə, še lắñə, tsapāla, golǭ* (mélèze, (il) se fatigue, chapelle, « goulée » = gorgée). Certaines familles conservent mieux les vieux usages que d'autres. M. Gabbud fait la remarque très juste: « il me semble qu'il n'y a pas autant de divergences entre individus de différents âges dans la même famille qu'entre personnes de familles différentes ». Il n'en est pas moins vrai que le rétablissement d'*l* appartient à la jeunesse et à l'avenir. Il arrive même qu'il dépasse son but et que la consonne soit ajoutée à des mots qui n'y ont aucun droit, comme *lādžā* = âgé, *lāno* = âne, *lǫ* = ours.

J'ai été surpris de constater que les noms de lieu et de famille, que je croyais très exposés à la retouche (registres d'état civil, timbres postaux, etc.) ont assez bien maintenu leur vieux caractère local. Voici quelques matériaux. Noms de lieu: *Châtelard: Tsāteā, Tsātyā; Lavancher: Avētsyẹ; Bellanger: Bēdzyẹ; Biollay: Bw̆°ay; Lourtier: Vurtyœ; Vollèges: Vwaydzo.* Noms de famille: *Collombin: Kōbēŋ*[1]*); Michelod: Mətsəǭ, Mətsyǭ; Fellay: Fyay; Pellouchoud: Pyœ°tsū; Baillifard: Bẹ̄fā*[2]*); Bruchołay: Brəšway.* Mais on rencontre aussi, au milieu de la conversation patoise, les

[1]) Il n'est pas impossible que le fameux *Grand Combin* tire son nom de là.
[2]) Malgré que l'*l* soit mouillée!

Digitized by Google

appellations françaises, officielles, et des essais de modernisation qui s'arrêtent à mi-chemin, comme *Mətsəlū* pour *Michelod*, etc.

Je n'insisterais pas autant sur l'histoire moderne d'une consonne valaisanne, si je n'y voyais matière à des constatations importantes. D'abord, l'extrême irrégularité de la restauration d'*l* est de nature à nous instruire sur l'évolution phonétique dite spontanée. C'est bien ainsi que je me figure la lente décomposition d'un système d'articulations: la « loi » phonétique ne s'attaque pas à tous les exemples à la fois, les uns sont destinés à se développer rapidement, d'autres restent en arrière, quelques-uns offrent une forte résistance et réussissent à braver tout essai de transformation. Des groupements multiples, représentant divers degrés de l'évolution, variant selon les villages, les familles, les individus et obéissant pourtant à des raisons supérieures, divisent la masse linguistique, créent des doublets de forme et de sens qui peuvent n'être que passagers, retardent l'accomplissement du fait phonétique et lui assurent une longue durée depuis les premiers tâtonnements jusqu'à la série homophone, qui fait tout rentrer dans l'ordre. On objectera peut-être que le rétablissement d'une consonne, dû surtout à l'influence de la langue littéraire, ne saurait donner une idée juste de l'évolution par laquelle le mot s'éloigne de sa base officielle, que, en d'autres termes, l'ancienne disparition d'*l* survenue dans la vallée de Bagnes il y a quelques centaines d'années, et sa réintroduction actuelle sont deux choses différentes, dont l'une ne peut servir à illustrer l'autre. Mais la chute et la restauration ne sont-elles pas deux chapitres de l'histoire de la même consonne? La dernière n'est-elle pas une évolution, tout comme l'autre, bien qu'en sens inverse? Tous les petits facteurs promoteurs ou retardateurs que nous avons vus agir pendant la réfection n'existaient-ils pas de tout temps? S'il y a des empêchements pour qu'un son naisse, n'y en a-t-il pas pour qu'il périsse? L'observation directe de phénomènes phonétiques saisis à leur origine, de « parlers en travail[1]) » est si difficile et si rare — nous arrivons toujours trop tard — qu'il est utile de tirer parti des faits facilement abordables qui forment le sujet de la présente étude.

Ceux qui contesteront les analogies que je crois pouvoir établir entre les évolutions progressive et rétrograde, conviendront,

[1]) L'expression pittoresque est de MM. Gilliéron et Roques.

Digitized by Google

je l'espère, de ceci: la régression a pu devenir plus imminente dans nos temps de locomotion et de déplacement faciles[1]), mais elle a toujours agi et nous pouvons deviner, sinon constater, de grands mouvements en arrière qui ont eu lieu dans le passé. MM. Gilliéron et Roques ont bien raison de considérer comme permanentes les conditions de vie linguistique exposées dans leurs admirables *mirages phonétiques*[2]). C'est une des études de principes les plus profondes qui aient paru en ces dernières années. Les auteurs montrent toute l'incohérence et l'instabilité qui doivent naître dans la prononciation sous l'influence perpétuelle de la langue littéraire et des patois avoisinants. Cette influence se manifeste à des degrés très divers selon chaque mot. Il n'y a pas d'évolution corporative, toute expression a sa propre histoire. Il en résulte un inextricable imbroglio de formes anciennes, renouvelées, adaptées, à demi adaptées[3]). Lorsque nous rencontrons une série homophone, où par exemple tous les représentants du groupe latin initial cl donnent le même résultat, cette homophonie peut n'être que l'aboutissement d'une suite d'adaptations successives, convergentes vers une même phonation.

La petite ville de Sembrancher, chef-lieu du district d'Entremont, dont fait aussi partie le Val de Bagnes, possède un patois où toute trace de chute d'*l* intervocalique est absente. Comment faut-il interpréter cette forte différence entre des parlers si rapprochés et si unis par l'histoire? Sembrancher n'a-t-il jamais supprimé ses *l* ou les a-t-il toutes restaurées? Je suis très porté à répondre par la seconde alternative. La suppression n'appartient pas exclusivement au bagnard, elle se retrouve, au delà des montagnes, à Isérables, dans la petite vallée de Nendaz, et, au delà du Rhône, à Savièse et à Conthey. Au milieu de ce domaine, M. Gilliéron en avait constaté des traces dans le vieux parler de Saxon *(Petit Atlas phon.)*, aujourd'hui remplacé par une espèce de patois courant, intercommunal. Les parlers cités prennent, au

[1]) L'un des mes sujets de Verbier m'a affirmé qu'en 1902 on avait compté 18 jeunes personnes qui avaient passé l'hiver au dehors. C'est beaucoup pour une population de 300 âmes.

[2]) *Revue de phil. fr.* XXI, p. 118 ss.

[3]) Les patois choisis appartiennent à l'Ouest de la France; ils sont connus pour être fort entamés et corrompus par le français. Cependant on aurait pu faire la même démonstration avec les patois très vivaces du Valais, de Fribourg, etc.

sujet de notre phénomène, des attitudes diverses: Savièse remplace l'*l* par une espèce de *w* (pāla > *pāwa* ou *pāᵒa*), Conthey la supprime simplement, mais l'a rétablie dans nombre de cas, Nendaz ne la connait pas du tout, le bagnard est en pleine transformation. A l'Est de Sion et à l'Ouest de Martigny, il n'est plus question d'*l* disparue. Ne peut-on pas, avec ces données, reconstruire un ancien dialecte central, sans *l*? Martigny aurait fait partie de ce domaine; il aurait, comme petite ville importante, subi de bonne heure l'influence française[1]) et se serait hâté de se corriger de ce vice de langage qui consistait à supprimer une consonne très fréquente. Sembrancher et toute la vallée si courue du Grand Saint-Bernard auraient suivi cet exemple. Il se pourrait donc bien que la conservation de l'*l* dans toute cette vallée ne fût qu'un « brillant mirage ».

Les faits étudiés maintenant à Bagnes se seraient passés dans l'autre vallée à une époque éloignée, qui n'a pas laissé de témoins. La honte qu'on peut éprouver de parler mal n'est pas un privilège de notre temps. Je souscris de tout mon cœur aux paroles si vraies de Gilliéron et Roques[2]): « A tous les degrés, le langage est l'objet de préoccupations où se mêlent à la volonté d'être pleinement intelligible, la conscience de la diversité des parlers individuels ou locaux, le sentiment confus d'une hiérarchie des parlers et des formes, un désir obscur du mieux-dire. Le langage est ainsi l'objet d'une étude incessante, d'un travail d'amélioration et de retouche, qui paralysent la liberté de son développement, soit qu'un parler fier de soi et dédaigneux de voisins qu'il juge inférieurs, peut-être parce qu'ils représentent un état social moins avancé, se prenne lui-même comme modèle, refonde à son image les mots qui lui viennent du dehors et impose à la diversité historiquement régulière de ses éléments une régularité factice, mais actuellement saisissable, soit qu'au contraire des parlers, qui ne veulent plus ou ne peuvent plus être indépendants, trouvent hors de chez eux ce qu'ils tiennent pour le modèle du bien-dire et refaçonnent leur personnalité méprisée à l'image de celle qu'ils admirent ». L'extinction de l'*l* amenait des inconvénients qui pouvaient se faire valoir et conduire à des rectifications

---

[1]) Et italienne.

[2]) *Revue de phil. fr.* XXI, p. 143.

Digitized by Google

à tous les âges. En bagnard, où les *v* intervocaliques tombent également, les verbes *aller*, *lever* et *laver* devaient normalement aboutir tous les trois à la forme *ā*, ce qui ne manquait certainement pas d'offusquer la clarté du discours. La phrase: « on ne peut pas aller à la messe tous les dimanches » avait comme équivalence *õ pœ̨ᵃ p'āā męsa tot i dəmẽdzə,* dont le *āā* représente non moins de cinq *a* primitifs. On m'a raconté à Verbier qu'un personnage s'était couvert de ridicule en criant à son fils: *va kᵉr a pā ü χlęy,* ce qui signifie « va quérir la pelle à la cave », mais ce qui peut être compris: « va crever[1]) à la cave ». La restauration de la consonne perdue est donc en partie consciente (mes sujets m'y rendaient eux-mêmes attentif), et, comme la conscience linguistique des citadins se réveille plus vite que celle des paysans, il n'y aurait rien d'extraordinaire à ce que la régression dont je parle se fût produite à Martigny et le long des voies de commerce plusieurs siècles avant qu'elle ne pénétrât dans la paisible vallée de Bagnes.

Me permettra-t-on maintenant d'affirmer que, si la ville d'Estavayer, si fière de ses vieilles traditions, prononce *fīta*, *tīta* et non *fīϑa*, *tīϑa*, avec la spirante interdentale, qui appartient à tous les villages environnants, ce trait ne remonte pas à une tradition latine, mais à une correction plus ou moins volontaire, introduite il y a peut-être très longtemps[2])? Et si la chose est admise pour Estavayer, pourquoi ne pas l'admettre pour le canton de Vaud? Le signal du remplacement de *ϑ* par *t* a pu venir de Lausanne; seules, les Alpes vaudoises ont conservé l'ancien son, qui réapparaît, bien au sud du lac Léman, en Savoie[3]). On rencontre par-ci par-là en patois vaudois la forme *fəgoñə* pour *cigogne*, dont l'*f* initial a bien l'air d'avoir remplacé un ancien *ϑ*. On aurait donc conçu à une certaine époque une forte aversion pour ce son et on l'aurait aboli.

Un seul vestige suffit à faire découvrir un grand mouvement

---

[1]) Le patois bagnard offre les doublets *krā*, indigène, = *crever* en parlant d'un bâtiment qui s'écroule, d'un vêtement qui s'use, d'une hernie, etc., et *krapā*, venu d'ailleurs (piémontais?) dans le sens grossier de mourir comme une bête, mourir de faim d'envie, etc.

[2]) Le son *ϑ* est aussi aboli lorsqu'il est d'autre provenance: *sẽⁱ*, cinq, ailleur *ϑẽⁱ*, etc.

[3]) Le Val de Bagnes a aussi *t* pour *st* latins, autre point où son langage a été réformé. Comment n'a-t-il pas songé à se défaire du son *χl*, sujet de railleries fréquentes?

Digitized by Google

de reflux. Plusieurs contrées archaïques de la Suisse romande ont une *s* épaissie à la place de l'*s* ordinaire; il est à présumer que cette prononciation était autrefois plus générale et que la Broye fribourgeoise, par exemple, l'avait aussi, avant qu'elle ne l'eût détruite par l'imitation du français.

L'histoire des langues romanes est semée d'effets de pareils mouvements régressifs Le français actuel rétablit ses consonnes finales: l'*r* des terminaisons *-eur, -ir,* etc., autrefois muette, sonne de nouveau; on se remet à dire plu*s*, cin*q*, sep*t*, etc. devant les consonnes. L'ancien espagnol était sur le point de perdre l'*e* atone final, on disait déjà *puet* à côté de *puede, hiz* pour *hize, pon* pour *pone, art, muert, cort, puent,* etc., lorsqu'un reflux est venu contrecarrer cette tendance, créant un grand désordre. La même langue s'est débarrassée de parti pris des formes *hacello* pour *hacerlo, oprimillos* pour *oprimirlos*, etc. La règle représentée par le français *courbe* (*v* latin = *b* après consonne), l'italien *serbare* n'a laissé que quelques formes isolées aux langues occidentales, tandis que le roumain la respecte dans sa totalité. « C'est », dit M. Densusianu (*Hist. de la langue roumaine*, I. p. 105), « parce que la langue des lettres exerçait ici (dans les pays romans de l'Ouest) un contrôle continuel sur le parler du peuple et empêchait souvent la propagation d'un phénomène linguistique d'origine populaire ». Le latin « vulgaire » avait laissée s'amuïr l'*s* finale, avait réduit la diphtongue *au* à *o*, et cependant les langues romanes ont l'état antérieur pour base. N'est-ce pas peine perdue que de vouloir expliquer en italien le désaccord qui règne entre les mots où *t* intervocalique est représenté par *d* et ceux qui le gardent intact? Ne serait-il pas plus prudent d'y voir une loi mal redressée? Que seraient devenues nos langues littéraires sans le correctif constant du latin? Elles sont évidemment beaucoup plus exposées à la régression que ne le sont nos simples et pauvres patois. Et pourtant l'objet de cette étude démontre qu'ils n'en sont pas indemnes.

Il serait aisé de réunir des matériaux pour d'autres domaines linguistiques. Dans les dialectes allémaniques, que j'entends parler autour de moi, je découvre des traces multiples de phénomènes tout pareils. Une loi phonétique assez répandue autrefois dans la Suisse allemande avait transformé *n* en *i* ou *u*, selon la voyelle qui précédait, devant les sons *f, s, š, x* (spirante postpalatale:

allemand *a*ch)[1]); on prononçait *Hauf*[2]), *Hausi, Bauch, Vernouft, Zeis, Feischter, deiche, scheiche, treiche,* part. passé *trouche,* etc. pour *Hanf, Hansi* (diminutif de *Hans*), *Bank, Vernunft, Zins, Fenster, denken, schenken, trinken.* Encore très vivaces à la campagne, ces formes sont réputées grossières ou comiques dans les capitales de nos cantons. Elles y sont remplacées par des mots mi-patois avec *n*, comme *fänštər*. Il y en a cependant qui continuent à exister sous leur forme authentique, parce qu'elles manquent à la langue littéraire ou sont trop peu connues sous leur forme « correcte ». Ainsi tout le monde appelle *Treichle*[3]) (et non **Trinkle*) les clochettes de vaches en fer battu, ventrues, au son grave; on parle communément de *Rauft* du pain, du fromage (croûte, couenne), parce qu'on ne connait pas le terme bon allemand *Ranft*, etc. L'exemple des villes réagit sur les bourgs et les grands villages. Dans le canton de Berne, Berthoud (Burgdorf) et Langenthal règlent leur prononciation sur celle de la ville fédérale. On évite les vieilles formes avec *i* et *u*, afin de ne pas passer pour mal élevé. La diphtongue est ainsi de plus en plus refoulée, et deux ou trois mots représenteront plus tard, comme derniers survivants, une tradition autrefois forte et générale. Personne n'oserait aujourd'hui présenter à Zurich un monsieur *Finsler* en l'appelant *Feisler*, ni proposer de se rendre au *Mæichhof* (actuellement *Mönchhof*).

En ancien zurichois, la voyelle *o* du moyen haut allemand était représentée par *a*: *haf* (Hof), *tār* (Thor), *charn* (Korn), *tarn* (Dorn), etc. Dans la ville, cette prononciation est complètement vieillie, et cependant quelques restes isolés, dont le choix est très curieux, en perpétuent le souvenir: *nā* pour *noch, nānig* (noch nicht), *knā* (genommen), *xātxübəl* (« Kothkübel »), etc.[4]).

L'ancien dialecte de la ville de Schaffhouse offrait le son *ā* pour le m. h. a. *ei*. On disait: *Flāsch und Bā und Fāsses drā* pour « Fleisch und Bein und Feistes dran ». Telle était encore la prononciation en 1881, lorsque M. Stickelberger écrivait sa dissertation *Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen* (cf. pages

---

[1]) A consulter là-dessus l'étude de Fr. Staub, *Die Vokalisierung des n bei den schweizerischen Alemannen*, Halle, 1874.

[2]) Orthographe populaire.

[3]) Je viens de lire ce mot dans un article sérieux de la *Neue Zürcher Zeitung.*

[4]) Cf. P. Suter, Die Zürcher *Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten*; Zürich, 1902, p. 24—25.

Digitized by Google

34—39). Mais il constate déjà une tendance à remplacer *ā* par la diphtongue *ei*, que présentent, avec diverses variantes d'articulation, la plupart des autres cantons. De nos jours, on n'entend plus guère qu'à la campagne les formes caractéristiques *gsāt* (gesagt), *trāt* (getragen), *ich wāss nit* (ich weiss nicht), etc. Un de mes anciens élèves vient d'observer la chose sur les lieux et m'a donné là-dessus des indications précises.

Dans les trois cas cités, en disant *Hanf, Hof, Fleisch* pour **Hauf, *Hāf, *Flāsch*, les dialectes de la Suisse allemande se rapprochent de plus en plus de la langue littéraire, se défont de particularités phonétiques trahissant l'origine de celui qui parle; ils obéissent par là à une tendance nivellatrice qu'on peut constater dans tous les groupes linguistiques. Le terme de régression n'est pas également applicable à tous ces mouvements. Souvent il s'agit plutôt d'un emprunt que du rétablissement d'une étape anciennement parcourue. Il n'y a que l'effet final qui justifie cette appellation.

Quelle que soit la vraie nature de la « régression », elle joue un rôle dont on n'a pas assez tenu compte jusqu'ici. Il me semble prématuré d'évaluer justement, dans l'état actuel de nos connaissances, la part du flux et du reflux dans l'histoire des langues; mais combien d'irrégularités, combien d'exceptions apparentes se présentent sous un nouveau jour en y faisant appel. Si je ne m'abuse sur son degré d'importance, la régression deviendra une arme redoutable dans le combat contre les théories des néogrammairiens.

Digitized by Google

Über Ämter und Würden in romanisch Bünden.[1])

Von

G. Pult.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
Quei miu regress e dretg;
Sai a negin perquei d'engrau,
Sun cheu jeu mez il retg.
A. Huonder.

Im Diplom Karls des Grossen (zwischen 774 und 785, Mohr, Cod. dipl. I[2]), Nr. 10 und Pl. A. R., S. 300) erzählt uns der grosse

[1]) Aus einer umfassenden Arbeit über Ämter und Würden im romanischen Bünden, welche nächstens in den „Romanischen Forschungen" erscheinen wird, unterbreitet der Verfasser den Historikern und Sprachforschern die für jeden Kenner echtromanischen Volkstums so fesselnde, allgemein gefasste Einleitung. (Die Red.)

[2]) Hier folgen die wichtigsten Abkürzungen: **Ämtb.**, Zwei sogenannte Ämterbücher des Bistums Chur aus dem Anfang des XV. Jahrh. Jahresbericht der Hist. ant. Ges. von Graubünden, XXVII, 1897. — **A.** und **Ann.**: Annalas della Societad Retoromantscha. — **Boll. stor.**: Bollettino storico della Svizzera italiana. — **Candrian**, Der Dialekt von Bivio-Stalla, 1900. — **Champ.**: Champell, Raetiae alp. topogr. descriptio. Quellen zur schweiz. Geschichte VII, 1884. — **Dec.**: Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie. — **Foffa**, Das bündn. Münsterthal, 1864. — **Gartner**, Raetor. Grammatik, 1883. — **G. Arch.**: Gemeinde Archiv. — **Grimm**, Deutsche Rechtsaltertümer, 1899. — **Hist. ant. Gr.**: Jahresberichte der historisch antiq. Gesellschaft von Graubünden. — **Huonder, Voc.**: Huonder, Vocalismus der Mundart von Disentis. Romanische Forschungen XI. — **Juv.**: v. Juvalt, Forschungen im curischen Rätien, 1871. — **Kanzlakt**: Kanzleiakten der Regentschaft des Bist. Chur, 1499—1500. Hist. ant. Gr. XXXVIII. — **Kat. Flugi**: Katalog des Bischofs Flugi. Hist. ant. Gr. XXI. — **Luzi**, Lautlehre der surselv. Dialekte. — **v. Maurer**, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung, 1854. — **Meuli**: Die Entstehung der autonomen Gemeinden im Oberengadin. Hist. ant. Gr. XXXI. — **Mohr**, Codex Diplomaticus raeticus. — **Parl. d. S.**: Pult, Le Parler de Sent, 1897. — **Pl. A. R.**: Planta, C. von, Das alte Rätien, 1872. — **Pl. H.**: Planta, C. von, Die curräť. Herrschaften, 1881. — **Spr. P. R.**: Sprecher, Pallas Raetica, 1617. — **Trast.** und **Tr.** = Trastüts (Statuten für alle Stat. u. Gesetze, ob sie Tschantamaints, Ledschas, Statüts, Trastüts oder wie immer heissen mögen). — **Tuor, Fr. v. L.**, Die Freien von Laax, 1903. — **Tuor**: Co dertgavan nos babuns sur malfatgs, Ischi IX. — **Wartmann**, St. Galler Urkundenbuch. — **W. u. S.**: Wagner und Salis, Rechtsquellen von Graubünden, Separatabdruck aus der Zeitschr. für schweiz. Recht, Bd. XXV—XXVIII, 1887. — **Z. f. rom. Phil.**, Zeitschrift für rom. Philologie. — **Obl.**: Oberland. — **O.-E.**: Ober-Engadin. — **U.-E.**: Unter-Engadin. — **Obhst.**: Oberhalbstein. — **M.-T.**: Münstertal.

Digitized by Google

Kaiser: „es hätten der ehrwürdige Constantius, den er zum Rector über das rätische Gebiet gesetzt, und das Volk dieses Landes an ihn die Bitte gerichtet, ihnen ihre hergebrachten Gesetze und Gewohnheiten, wie solches durch seine Vorfahren geschehen, zu bewahren."

Aus dem genannten Diplom geht hervor, dass Karl die hergebrachten Gesetze und Gewohnheiten bestätigte. Doch schon 806 hören wir von einem Gau Currätien, Curwalhen. Die Gauverfassung war also damals schon eingeführt. An Stelle des althergebrachten Rechtes drang allmählich deutsches Recht auf rätischen Boden ein und fasste dort so feste Wurzeln, dass Tuor (S. 84) behaupten kann, die altdeutschen Rechtsformen hätten sich nirgends so rein erhalten, wie im romanisch-bündnerischen Gerichtswesen.

Den im Laufe der Abhandlung angeführten Belegen für diesen germanischen Einfluss möchte ich hier einige charakteristische Beispiele vorausgeben.

Zu den überzeugendsten gehört zweifellos *perdütta* Eng., *perdetga* Obl. < perducta = *zugezogene* scil. persona, welche Form noch heute der einzige volkstümliche Ausdruck für *Zeuge* ist. Vgl. Grimm, II, S. 492 „*zeuge* war jeder freie, der ... zugezogen wurde. ... Das wort zeuge selbst leite ich von nichts anderem her als von ziehen, sei nun der *zugezogene* oder der ohrgezogene gemeint." [1])

In der Präposition *impę́* < in pede = statt, anstatt, an Stelle von — tritt der Fuss als Symbol der Besitzergreifung an Stelle eines andern auf (s. Grimm, I, S. 196).

Vielleicht ist auch *manètscha* Handschuh U.-E. rechtshistorischen Ursprungs — aus *manicia* geworfener Handschuh als Symbol bei Übergabe von Gütern (Grimm, I, S. 210, Note), anderswo meines Wissens überall durch *wanta* (guanto) verdrängt.

Es sei hier auch der Platz *Cadruvi* < quadrivium in Sedrun erwähnt. S. v. Maurer, S. 38 „In gleicher Weise pflegten auch unsere alten Dörfer und Städte in Form eines Kreuzweges nach den vier Himmelsgegenden von ihren Hauptstrassen durchschnitten ... zu sein ...." und Grimm, I, S. 290 und 459. Als Symbol

---

[1]) ducere in diesem Sinne findet sich noch in reducere > *ärdüär*. „Inua at hest ardüt? Wohin hast du dich begeben?" (Pallioppi).

Digitized by Google

der Freilassung wurden Leibeigene bis zu einem quadrivium geführt — „Ter circa altare *ductus* comoto (quomodo) qui in *quatrovio* esset thingatus.“ — langobardisch, 8. Jahrhundert.

Ausgesprochener, römischer Rechtssinn bei germanischen Institutionen spiegelt sich in der Rechtsgeschichte des Landes und in der Sprache wieder. Das deutsche Rechtswort aigan, eigen, hat auf dem ganzen Gebiet das römische „proprium“ vollständig verdrängt und sich als Adjektiv in der Alltagssprache eingebürgert: „*męs åyăn prā, mi' áig'nă châsa*[1]“ (Eng.), *ágən* (Obl.).

Der rom. Bündner Bauer hat schwer gekämpft, um den *ágən práu* und den *ágən claváu* (aus Tabulatum[2]) = Heustall) vor der Begierde der deutschen Feudalherren zu schützen; doch ging er in diesem Kampfe als Sieger hervor. Leibeigene und Hörige finden wir zwar auch dort, das ist selbstverständlich, und sie haben auch in der Sprache eine Spur von sich hinterlassen. *Familia* durch Vermittlung vom feudalen *Familia* = Eigenleute und Hörige eines gleichen Gutes hat sich, mutatis mutandis, auf dem ganzen Gebiete im ursprünglichen Sinne erhalten: *Famáglia, faméglia* (Eng.), *fumęglia* (Obl.) bedeutet heute noch das Gesinde oder beim gleichen Unternehmen arbeitende Knechte. Daraus ist meines Erachtens *il famégl, famágl, fumęgl,* oberit. *famei* etc. = der Knecht entstanden und nicht umgekehrt[3]). Doch waren hier die Unfreien bedeutend geringer an Zahl, als in andern Gegenden, wo

---

[1]) Der Einheit halber, da ich mehr Beispiele aus Dokumenten, als aus der gesprochenen Sprache bringe und um die Lektüre den Nichtphilologen zu erleichtern, halte ich mich womöglich an die hergebrachte Schreibweise, ohne jedoch darauf zu verzichten, die gesprochenen Formen phonetisch so genau als möglich wiederzugeben. Ich werde also den Akzent und die Länge angeben, offene (ọ) und geschlossene (ę) Vokale unterscheiden. Das gartnerische (tχ), (t') von Huonder und mein (k') schreibe ich ich *ch* für das Engadin, *tg* für das Oberland; *gi* vor *a, o, ŭ* = *g'*; *gli, gl*, alte Texte *lg* = *l'*; *gn* alt *ng* = *n'*; s impurum ist immer palatal *mastral* = mas'tral etc.: Stimmhaftes *s* - *ſ*. Ich setze überhaupt einige Kenntnis des Rätischen voraus.

[2]) Schon im Testament des Bischofs Tello 756, Mohr, Cod. I — tabulatum — U.-E. *tablà* —, O.-E. *talvò*, Trast. Sils Eng. § 50. Z. f. rom. Phil. XI *clavò*, Obl. **tablau* > **tavláu* > **talváu* > **tlaváu* > *claváu*. — Vergl. auch den Ortsnamen Tablat bei St. Gallen.

[3]) Trast. Flims, Dec. I, S. 180, § 30 zweimal *fumelgia dad alp.* Trast. Madulain. Ann. XXI, 86 *Famaglia fulastaera*; Volkslied: *Ona va sün chọmbra i bütta yọ arbéglia — păr far ina dustrida, păr dar a la faméglia.* — Ein *familius* für famulus ist meines Wissens nirgends belegt. Ducange hat nur *familia* = servi, coloni in praediis rusticis commanentes, *Familia Ecclesiae, Monasterii familia* etc. Das Altitalienische kennt dieses Kollektivum: „*Famiglia* si disse anticamente per tutti i servi

Digitized by Google

das Feudalwesen stark ausgebildet war. „Hier gelang es weder dem fast beständig von äusseren Feinden bedrängten Bistum, noch auch den weltlichen Feudalherren .... ihre Landeshoheit in dem weiten Umfange auszubilden, wie anderswo. Vielmehr erhielt sich trotz der Ausbildung des Feudalwesens eine grosse Menge Gemeinfreier, welche den personellen Zusammenhang, in welchem sie zu einander standen, erst aufgaben, als der Sieg über den Feudalismus entschieden war, und auch in den Gebieten, in welchen dem Bischof die gräfliche Gerichtsbarkeit zustand, hatte sich der Stand der Freien fast intakt erhalten, ja dieses Beispiel blieb nicht ohne Einfluss auf die nach Hofrecht lebenden Unfreien.“ (W. u. S., S. 6, s. auch Pl. H., S. 472 f).

Auch die Beamtennamen entsprechen den Rechtsverhältnissen des Landes. Beinahe die ganze Terminologie der Gerichtsgemeinden ist germanisch; sie besteht vielmehr grösstenteils aus romanisierten lateinischen Ausdrücken des deutschen Feudalwesens.

Die Namen der Dorfbeamten entstammen im allgemeinen denjenigen der Gerichte. Nur einer zeichnet sich wenigstens anscheinend durch seine Originalität aus. Er fehlt selten in Urkunden, die nur von Nachbarschaften handeln, tritt regelmässig und mit Entschiedenheit auf, sobald es gilt, das Dorf zu vertreten und zu schützen, sonst versteckt er sich. Das ganze Feudalwesen scheint ihm nicht zu behagen, er weicht ihm lieber

---

soggetti a uno stesso padrone“ (Riguttini e Fanfani, Vocabolario). Die Mehrzahl für nicht zusammengehörende Knechte, auch in unbestimmter Zahl, ist im Rätischen *famẹ́gls* mit *s*. — Obgleich solche Sammelbegriffe in Bünden auch für Personen häufig sind (*narramáinta*, *pọrchamáinta*, *sudáda*, Plur. von sudá = Soldat) und so beliebt auch das Suffix — *ilia* zur Bildung von Collectiva war (*muáglia* < mobilia = Vieh), *nuſchẹ́glia* = Ziernüsse, *arbẹ́glia* = Erbsen) glaube ich nicht, dass nach der Feudalzeit das Bedürfnis zur Bildung eines solchen Plurals aus *famẹgl* vorhanden war und für die Feudalzeit ist, wie schon angeführt, keine lateinische Singularform belegt, was eine romanische Einzahl allerdings nicht ausschliesst. In Anbetracht des angeführten, halte ich das Kollektivum für die ältere Form und betrachte den Singularis als daraus entstanden. Vergl. *malsutẹ́r*, *mailintẹ́r* (Kartoffel) aus *malasutẹra*, *mailintẹra*. Warum diese Sammelform sich nur im Rätischen bis heute erhielt, ist leicht begreiflich. Ein Pluralis von Personen in *a* mit dem Singularartikel *la* konnte nur hier weiterleben. Ausserdem musste dieser Begriff im Italienischen und Spanischen durch den Homonym *famiglia*, *familla* im Sinne von Familie verdrängt werden, während dieses *famiglia* im Romantschen, wie die Form es beweist, ein später eingedrungenes Wort ist. Wodurch es früher ersetzt wurde, ist schwer festzustellen; es sei jedoch erwähnt, dass heute noch *fradglianza* manchmal im Sinne von Familie verwendet wird, ob *maſchnada* (s. Kap. vicinantia, Note) hieher gehört, kann ich nicht entscheiden.

Digitized by Google

aus. Es ist der bündnerische Dorfmeister, der *cuitg*. — In den äusserst reichhaltigen Büchern von Champell (Raetiae alp. Topogr. descriptio) und F. v. Sprecher (Pallas rhaetica), wie in den grundlegenden Forschungen v. Plantas und v. Juvalts und vielen wertvollen Aufsätzen in den Jahresberichten der histor. antiq. Gesellschaft für Graubünden ist der *cuitg* kaum erwähnt oder fehlt ganz; im Cod. Dipl. von Mohr gelang es mir nicht einen einzigen Beleg für dieses Wort zu finden; in vielen Dorfarchiven spielt er dagegen die grösste Rolle.

Im Namen dieses echten Sprösslings rätischen Wesens hoffte ich eine Spur jener uralten „Rechte und Gewohnheiten" zu entdecken, um deren Erhaltung das rätische Volk den grossen Kaiser bat. Zu diesem Zweck versuchte ich, soweit es meine Mittel mir erlaubten (die Beschaffung des Materials zu solchen Untersuchungen ist oft mit grossen Schwierigkeiten verbunden), die genaue Natur dieses Amtes und seine Entwicklungsgeschichte zu erforschen.

Mit vorliegendem Aufsatz möchte ich vor allem dem Leser das Ergebnis dieser letztgenannten Untersuchungen vorweisen, bei denen ich leider nicht zu dem Schlusse gelangte, den ich durchzublicken glaubte.

Obgleich der *cuitg* „für sich steht" und beinahe unabhängig ist vom übrigen Beamtenheere, kann sein Wesen doch nur im Zusammenhange mit diesem begriffen werden. Daher bringe ich als ersten Teil einige ganz kurz gefasste Bemerkungen über die Geschichte der Gemeindebeamten und behandle im zweiten Teil ausser *cuitg* auch die übrigen Dorfchargen. — Aus den äusserst zahlreichen Belegen, die in den Quellen zu finden sind, zitiere ich regelmässig des beschränkten Raumes halber nur das Allernotwendigste.

I. Die Gemeinde.

Ich fasse hier Gemeinde im bündnerisch traditionellen Sinn von Gerichtsgemeinde (Obl. *cumén*, Oberhst. *Cuméign*, O.-E. *cumün*, *cumön*, U.-E. *cumün*) auf. Sie bestand aus einer Anzahl Dörfer oder aus einer kleinen Talschaft. Der Gotteshausbund (*la chade*) zählte 11 Hochgerichte, die aus 21 Gerichtsgemeinden gebildet wurden, der graue Bund (la Ligia grischa) 8 Hochgerichte und

Digitized by Google

22 Gerichtsgemeinden; der 10 Gerichtenbund („Ligia da las disch dartgiras") 10 Hochgerichte. Hochgericht = *comün grond* (*grǫnt*), Gerichtsgemeinde = *com. pitschen.* Die hier angegebenen Zahlen habe ich in Spr. P. R. vorgefunden. Die sogen. Hochgerichte, die Sprecher (P. R., S. 220) treffender *Conventus magni* nennt, sind keine den „gewöhnlichen Gerichten übergeordnete Jurisdiktionsbezirke", sondern reine Verwaltungsbezirke; s. hierüber Tuor Fr. v. L., S. 137).

Für Hochgericht treffen wir oft in Urkunden den Terminus *terra* — Camp. 86 „*La Terra vel la Drettüra d'Sursaes*" G. Arch. Schuls, Urk. von 1648 „*Mastral da la Terra d'Ingiadina bassa*" G. Arch. Obhlbst. Nr. 112 „*unfaunt della tearra*" „Gemeindebürger").

Ob diese Gemeinden (comün, terra, dartgira, drettüra) ursprünglichen Markgenossenschaften entsprechen, wollen wir dahin gestellt lassen. Für einen Teil derselben mindestens glaube ich es nicht. Kein Zweifel besteht aber darüber, dass diese „*Communen*" (Form, die oft in deutsch-bündn. Urkunden vorkommt) aus den fränkischen *Centenen*, den Unterabteilungen der Grafschaften, herstammen. Der Name Centena hat sich in Misox erhalten: „*Centenae, ut vocant in Misox.*" Spr. P. R., S. 213. „Pubblica generale *Centena* tenuta in Lostallo li 25 apr. 1773" — „Formola di Giuramento da prestarsi in *Centena*" W. u. S., I, S. 43.

Beamte.

Die Ämter und Würden der ostgotischen, merowingischen und karolingischen Zeit (*Dux Raetiarum, Praeses, Rector, curiales, defensores* etc.) haben wenige Spuren von sich hinterlassen. Ob die rectores in der Formel „*couici ac rectores*" des G. Arch. Sent (No. 8 Jahr 1429) mit der karolingischen Form irgendwie im Zusammenhang stehen, oder ob es sich um eine Neubildung handelt, ist schwer zu entscheiden, doch neige ich für die letztere Annahme. — Dieses Wort findet sich schon (ungefähr 785) im genannten Diplom Karls des Grossen romanisiert vor „*recturi*" und *regere* in der Form von *rètschàr*, Pallioppi: *redscher, redschadur,* Tr. Madulain. Ann. XXI, 54: *aredschar* hat sich bis heute erhalten. Die Verwaltungsbehörden des Dorfes heissen in vielen

Digitized by Google

Statuten *Redschamaint*„ so in dem von Zernez, Ann. XII[1]). Die Entwicklung *g* > *tsch* und auch *dsch* könnte den Zweifel aufkommen lassen, dass es sich nicht um ein Erbwort handelt (das intervokale lat. *g* wird sonst in der Regel zu *ģ* oder *y*, s. Parl. d. S. § 227), doch *étschăr* eintreiben, einfordern, einziehen, kann kein Lehnwort und nichts anderes sein als exigere; das *tsch* (*č*) erklärt sich aus der ersten Person sing. (*étsch*, *rétsch*).

In Urkunden des frühen Mittelalters treten oft die *milites* (Ritter) und die *boni viri* (Gemeinfreie, die als Zeugen, auch als Richter figurieren) auf. S. Pl. A. R., S. 288, 289 und 350. — Über die *sint lüten* der Ämtb. und anderer Urkunden (ursprünglich = *Gesindeleute*, s. Grimm, I, S. 440 und 490: *sindmannus*) und über die *Semperlüten* (sendbare Leute, die in die Landgerichte gewählt werden durften) s. Grimm, II, S. 462 und Muoth, Ämtb., S. 56.

Nach Verschwinden der Rectoren[2]) und Praeses tritt auch hier, wie überall bei der Einführung der Gauverfassung, der *Comes*[3]) als Vertreter des kaiserlichen Rechtes und Inhaber des Blutbannes auf. — Die Untergrafen, Centenare, erscheinen in der latinisierten[4]) langob. Form von *scultaizius*, im Strafgesetz des Bischofs Remedius Ende des VIII. Jahrhunderts. „Qui scultaizium aut reliquum capitanium *ministerialem* occiderit."

Mastral.

Dieser Scultaizius ist der Stammvater unseres rätischen maštráls. Im Einkünfterodel des Bistums Chur aus dem XI. Jahrhundert (Cod. dipl. I) lesen wir: *„Ministro autem id est sculthacio"* und *minister* hat der deutsche Ammann, Amptmann in lateinischer Übersetzung überall und immer (auch ausser Graubünden)

---

[1]) Diese Form ist in tessinischen Statuten besonders häufig; s. Bol. stor. 1900 Stat. von Biasca 1435 *per consulem, rectorem es officiales* — mehrmals. S. auch Boccaccio, Decam. Giorn. VIII, Nov. V: *rettore* im Sinne von *podestà*. — Rector loci, quem sculdahis lingua propria dicunt — *P. Diaconus* 6, S. 24 und Grimm, II, S. 364.

[2]) Nach einigen Forschern soll der Titel *Rector* im Diplom Karls d. Gr. nur auf die bischöfliche Würde gedeutet werden, s. Tuor, D. Fr. v. L.

[3]) *Comitatus Curiensis* ist schon seit 799 belegt, Mohr I, Nr. 11.

[4]) Die belegte langob. Form ist *sculdhaiz* — Bruckner, Die langob. Sprache.

Digitized by Google

geheissen. Dem deutschen Ammann entspricht aber der romanische *mastral*, welcher auf *ministerialis* zurückgeht. *Ministeriales* hiessen die Dienstleute der geistlichen und weltlichen Herrschaften, *ministerium* das Amt, auch das Lehen eines Ammanns (W. u. S., II, S. 378). — Einkünfterodel[1]: *ministerium* in Planis, *ministerium* in Tuverasca etc. Ob nun mastral auf den ersten dieser Termini zurückgeht, oder ob er aus einem ursprünglichen Adjektiv ministerium + alis entstanden, lasse ich unentschieden.

Schon 1244 finden wir die etwas romanisierte Form *ministralium* (gen. plur.) vor (Juv., S. 230). In ganz romanischem Gewand tritt der Minister oder vielmehr die Frau Ministerialin im Jahre 1385 auf: „Item ze Carpilions Air Juvalte, quod habet *maisterlessa* de Súllg (Sils, Seglias im Domleschg) etc." (Ämtb. S. 64).

Das Amt dieser *mistrál* (Obl.), *mastrẹl* (O.-E.), *mastral* (U.-E.) wurde allmählich, wie das der übrigen Dienstleute des Bischofs oder anderer Herrschaften, zum Lehen. Das Wahlrecht stand ursprünglich der Herrschaft zu. Freie Gemeinden haben schon früh angefangen, ihre Ammänner zu wählen. 1277 nimmt Walter v. Vatz die freien Walser im Rheinwald in seinen Schutz und gestattet ihnen, *bona statuta* und einen *minister* als Richter zu wählen. Cod. dipl. I, S. 286.

Einen *minister* als Dorfbeamten treffen wir in einer lateinischen Urkunde des G. Arch. Zernetz vom Jahre 1577 unter der Form *minister serra*, auch *serrae*, s. Ann. XII, S. 136, an. Doch lässt der ebendaselbst vorkommende Dativ *serrae magistro* darauf schliessen, dass diese Form nichts anderes, als die Übersetzung rom. *maister della serra* ist und dass wir hier mit *magister* zu tun haben. *Magister* war, wie aus den tessiner Urkunden vom Boll. stor. hervorgeht, der gewöhnliche Titel für Handwerker und Professionnisten, s. Kap. *Andere Dorfbeamte*.

Muoth (Ann. XII, S. 152) bringt den Namen *Peider Manaistra* mit minister in Zusammenhang; jedenfalls muss hier ein Verbum *ministrare* = leiten angenommen werden, woraus *mandistra*, jetzt Hundeleine und vielleicht *mastrina* = Zügel, urspr. Diminutiv vom ersteren, wie auch † *mastrir* mit der in Obtasna sehr häufigen

---

[1]) Einkünfterodel des Bischofs, XI.Jahrh. Mohr, Cod. dipl. I, Nr. 193, S. 297.

Digitized by Google

Suffixvertauschung, *mastrir u redscher* (1693, Pallioppi) hervorgegangen sind. Diese beiden Formen könnten, wie Pallioppi es tut, auch von *magister* abgeleitet werden; wenn man aber die verschiedene Frequenz der Formen minister und magister und ihre Bedeutung in den Urkunden in Anbetracht zieht, muss man trotz dem deutschen bemeistern, doch der ersteren den Vorzug geben.

In Form eines Eigennamens findet sich *mastràl* in einer Urkunde des G. Arch. Ilanz vom Jahre 1547, s. Tuor Fr. v. L., S. 194: „die ersamen nachpuren von Syffis (Sewis bei Ilanz), namlich *Hans Partog, Hans Mastral* und *Muryzy Pitschen*". —

Als Flurnamen erscheint er im Trast. Zern. (Ann. XII, S. 137) „*aquadot dals mastros.*" Für ales > *ös* s. ebendaselbst S. 60 *buos* Plur. von *bual* Herbstatzung und S. 62 *agos* Plur. von *agual* S. 63 und vielleicht *Tarzous* (Flurname) Plur. von *Terzal.* S. auch Camp. Psalm 148 *mastraus d'la terra* und den Sentner Flurnamen *chanäs* < canales, wie auch *chavàs* < caballos, das im Müntertal *chavǫ́s* gegeben hat und Parl. d. S. § 345. Vergl. auch Kapitel *Landamma* (Schluss).

Dienstleute.

„Schon 1170 erscheint der Bischof als deutscher Reichsfürst" (Cod. dipl. I, Nr. 142 „*princeps noster*" und Pl. H., S. 164). Daher die Hof- und Ehrenämter, wie an andern fürstlichen Höfen. Die Inhaber dieser Ämter, Dienstleute (Ministeriales) genannt, wurden mit Lehen belohnt, die sich in Erblehen verwandelten und oft durch Usurpation in Eigentum übergingen, sodass aus solchen Dienstmännern die meisten weltlichen Herrschaften entstanden.

In den Ämtb., S. 25—37, finden wir eine Aufzählung dieser Ministerialien mit Angabe ihrer Funktionen. Hier die Namen derselben: hofmaister, schenken, Truchsess, Kuchimaister, marschalk, turhueter, canzler, schriber, jager maister, falkner.

Zollerampt, Camerampt, Marckstallampt, Becherampt, Torwartampt, Kellerampt, Stubenwischerampt, Forstampt (forstmaister), Schmidampt (s. auch Kat. Flugi S. 134 und f.).

Mit Ausnahme vom Marschalck (auf den wir später zu sprechen kommen), Kanzler und Schreiber, treten diese Hofleute in Ur-

kunden selten auf. — Desto häufiger begegnen wir da dem Vogt, Ammann, Vizdum auch Vizthum (Vicedominus) und Maier. — Die zwei ersteren haben vor allem richterliche Befugnisse. Galgen und Stab waren damals das Symbol der Macht. Die anderen zwei haben mehr ökonomischen Charakter. Doch tritt der Vizdum immer auch als Richter auf und zwar im Emunitätssachen. Episcopus hat Obl. *uèstg* und eng. *Ovàis-ch,* statt *uvàis-ch,* wie zu erwarten wäre (s. Parl. d. S. § 155) gegeben. Einem dialektalen *u* entspricht sehr oft in der Schriftsprache ein *o*.

Advocatus.

Nach Verschwinden der Grafen tritt der Vogt (Advocatus)[1] als Vertreter der Reichsgewalt (Blutbann) im Namen des Königs (Reichsvogt, Pl. H., S. 27) oder des Bischofs und anderer geistlicher oder weltlicher Herrschaften (Schirmvogt) auf. Diese Schirmvögte, welche die betr. Herrschaften in weltlichen Dingen vertraten, sind nicht zu verwechseln mit den Vögten, die diese letztern in einzelnen ihrer Territorial- oder auch nur Immunitätsbezirke einsetzten. Die Befugnisse zwischen diesen einerseits und dem Ammann und Vizdum anderseits sind schwer scharf auseinander zu halten. Planta und Juvalt sind weit entfernt davon in ihren Ausführungen diese Frage betreffend, übereinzustimmen[2]. So viel steht aber fest: Wo Vogt und Ammann neben einander vorkommen, ist ersterer der höchste Würdenträger, der das Blut- oder Malefizgericht leitet und die hohe Gerichtsbarkeit inne hat, der zweite ist der Leiter der niederen Gerichtsbarkeit auf einem beschränkten Gebiete. Der Vogt und der Vizdum sind in der Feudalzeit immer Vertreter von Herrschaften; der oberste Beamte, der in freien Gegenden gewählt wurde, hiess nie Vogt, sondern Ammann. Der erstere hat also mehr feudalen Charakter, als der zweite. Mit der Zeit verwischten sich die Unterschiede und wo kein advocatus war, erhielt der minister dessen Befugnisse.

---

[1]) s. Kluge Vogt.

[2]) Advocati, als Vertreter geistlicher Herrschaften treten zwar lange vorher neben den Grafen auf, schon im 10. Jahrhundert. — Die Meinungen der Forscher in den äusserst umstrittenen Fragen über die Entstehung und das Wesen der Vogteien in Currätien, den Unterschied zwischen Reichsvogt und Schirmvogt, Schirmvogtei und Gerichtsvogtei etc. gehen weit auseinander. S. hierüber v. Juv., Heft I, S. 136—169. Heft II, S. 25—28; Pl. H., S. 27 u. f., 170 u. f., 187, 206 etc. und Tuor, D. Fr. v. L.

Digitized by Google

Champ. (S. 43) fasst die beiden Ausdrücke als Synonyme auf: „. . . raetice alias „mastrals“ dicti quasi Ministrales, vel Ministeriales, germanice autem „Ammann“ veluti „Amptman“ alicubi „Vogt“ etiam teutonice loquentibus appellatus et Raetice „*Advugads* sive *Avugaus*“.

Die Zahl der Vögte ist eine beschränkte. In Urkunden treffen wir am häufigsten den Stadtvogt zu Chur, den Landvogt zu Fürstenau, den Landvogt zu Reams (*guìa da Reams*) für das Oberhalbstein, den Vogt von Greifenstein, welchem auch Bergün unterstand, den Landvogt von Castels, den Burgvogt oder Burggräf oder Hauptmann zu Fürstenburg für den Vinstgau (*Vnuọst*), das Münstertal und zeitweise auch das Unterengadin — romanisch chas'tlan (castelan da Fürstenburg, Ann. XIII, S. 131). Haubtmann hiess auch der Schlossherr zu Remüs: „Das ain haubtman zu Ramiss solte sein auch richter und aman zu Ramis“ (Kat. Flugi, S. 62 Note). Hauptherren (W. u. S., S. 75) hiessen die Herrschaften, die mit den Gemeinden zusammen den grauen Bund bildeten. — hoptherren und gemeinden (W. u. S., I, S. 45). 1150 treffen wir auch in Tarasp einen advocatus an „cum advocato nostro Uldarico de Traspe“ (Cod. dipl. I, S. 124), doch später hört man nichts mehr von ihm.

Auch für *Advocatus* habe ich den ältesten romanischen Beleg in den Ämterbüchern, jener wahren Fundgrube, entdeckt und zwar in Form eines Eigennamens: „Hans Wugau“ in einer Urkunde vom Ende des XIV. Jahrhunderts (Ämtb., S. 157). — Eine lateinische Form mit Aphärese fand ich in Mohr I, S. 40 vom Jahre 920 „cum *vocato* suo Ursicino“ und die deutsche in Wartmann III, S. 275 vom Jahre 1293 „*vogit*“.

Nach Entstehung der drei Bünde sind die Vögte allmählich verschwunden. Am längsten hat der vom Oberhalbstein, der überhaupt am meisten hervortritt, widerstanden. Wir treffen ihn noch im Archiv der gleichnamigen Gerichtsgemeinde in einer Urkunde von 1724. — Sehr viele Schriftstücke in den Archiven des Oberhalbstein handeln von den Rechten, Pflichten und Kompetenzen (Anrecht an Bussgeldern etc.) des Vogtes zu Reams einerseits und der Ammänner von Stalla und von Tiefenkastel andererseits.

Digitized by Google

In diesem Tal hat *Advocatus* die stärksten Spuren von sich im Sprachschatz hinterlassen. — Wenn diese sprachliche Form im Rechtswesen der Kreise nicht mehr vorkommt, so finden wir dafür desto nachhaltigere Spuren derselben in der Dorfverwaltung. Wir werden also auf sie zurückkommen. (S. Kap. *Guta.*)

Vizdum.

Diesem nicht leicht in Kürze zu definierenden Amte liegt nach Muoth (Ämtb., S. 59) folgendes ob: „die finanzielle Seite der Verwaltung und das damit unmittelbar zusammenhängende Gebiet der Rechtspflege für einen bestimmten Kreis oder für eine historische Einheit von Meierhöfen, Huben und Hofstätten". Den besten Einblick in die Befugnisse dieses Beamten gewähren die Ämtb., S. 27 Vizdumamt in Chur, 38 Domleschg, 47 Engadin, 48 Vinstgau. S. auch die zwei vorangehenden Kapitel.

Der Vizedominus hatte einen zu feudalen Charakter, als dass er sich hätte erhalten können, er ist auch tatsächlich verschwunden. Nach Muoth (Die bündn. Gesch. in XI Vorträgen, Vortr. II), wäre der spätere Statthalter, lutinent (Stellvertreter des Mastrals) sein direkter Nachfolger, doch bleibt er uns den Beweis schuldig.

Auch diese Form tritt schon sehr früh als Namen auf. In Cod. dipl. I, Nr. 186 vom Jahre 1219 treffen wir unter den Ambaxadores comuni de Cumis (Com) einen *Otto Vicedominus*, in Nr. 187 einen *Albricius Vicedominus*; in Cod. dipl. II treffen wir einige Churer Bürger dieses Namens (Nr. 53, vom Jahre 1291, *Johannis Vicedomini* (Gen.) und Nr. 59, vom Jahre 1292, *Symon Vicedominus*. Im Register gibt Mohr für diese beiden Belege zwei verschiedene deutsche Formen Vizdom und Vicedom; worauf er sich stützt, weiss ich nicht.

Für das Engadin treffen wir Ann. XIV 4 einen François *Vicedomini*. Der Name kommt noch in Cellerina vor, wo er am Aussterben ist. Eine romanische Form für diesen Namen (etwa *Văſchdọ̆m*) ist der jetzigen Generation nicht in Erinnerung geblieben.

Pfleger.

Im Unter-Engadin, wo sich österreichische, bischöfliche und andere Herrschaftsrechte (Klöster Marienberg und Münster,

Digitized by Google

Herren v. Mätsch) zeitweilig den Rang streitig machten, heisst der österreichische Vertreter des Blutbannes „der Pfleger in Nauders", der bischöfliche „Burgvogt, Burggräf, Hauptmann auf Fürstenburg; doch kommt auch Pfleger für den bischöflichen Vertreter vor, „phleger zu Schuls, phleger und geschwornen unter Val Tasna" (Kanzlakt.).

Neben diesen Blutrichtern hatte das Volk für jede Gerichtsgemeinde so viel Mastrals, als es Herrschaften (Österr., Bisch., Marienb. etc.) gab (il mastral della Chadé, il m. della Signuría [Österreich] etc.), an deren Wahl es frühzeitig Anteil bekam. Über die Wahlrechte des Volkes und über das äusserst interessante indirekte Wahlverfahren geben uns W. u. S. u. a. in I, S. 148, § 42 reichliche Belege. — Mit Handmehr heisst deutsch „mit der merern hand" (Tr. Thusis, W. u. S., I, S. 138, § 20 und sonst sehr häufig), romanisch „cun la *maer* (major) part. Ist diese Ähnlichkeit im Klange ein blosser Zufall oder hat die eine Sprache die andere beeinflusst? Ich bin letzterer Meinung. Ausser dieser Form findet sich auch *ilg plimaun* vor.

Podestà.

In den italienischen Talschaften endlich tritt der *podestà* auf, im Bergell auch „*prevost*" (praepositus)[1]) — 1408. W. u. S., S. 404 „*unum potestatem seu iudicem*". Auch die verschiedenen Verwaltungskreise der italienischen Untertanenländer Veltlin und Bormio haben *podestaten.* Ein Ämterregister für das Veltlin hat F. Jecklin im XX. Jahresb. des Hist. ant. Gr. publiziert. Fort. Sprecher gibt in seiner „Rhetischen Cronica" von S. 344 an die Liste aller Podestaten von Worms (Bormio), Tirano (348), Teglio (353), Morbegno, Trahona, Plurs und die Landvögte der Herrschaft Mayenfeld „von anno 1509" an, da „Gmein drey Pündt selbige Herrschaft erkaufft haben von den Herren v. Brandis" (20000 rhein. Gulden).

Die Verwalter der Grafschaft Chiavenna heissen Commissari (Spr. rh. cr., S. 365). Der Generalgouverneur des Veltlins heisst Hauptmann — capitano — chapitani, oder guvernatur

---

[1]) cum consensu *Dominici Praepositi* potestatis vallis Bregalliae, Mohr II, Nr. 230 vom Jahre 1330.

Digitized by Google

d'Vuclina und hat mit seinem Vicar Sitz in Sondrio; er ist der Inhaber des Blutbannes und direkter Vertreter der drei Bünde. Doch auch er, wie alle Beamte der Untertanenländer wird von den einzelnen Gemeinden, aus denen die drei Bünde bestehen, der Reihe nach bestellt. Diese sehr einträglichen Ämter werden gewissermassen verkauft. Im Arch. Conters (Obhlbst.) Urkunde Nr. 34 „Convention zwischen Conters und Reams die Aemter betreffend“ finden wir eine Aufzählung der Prämien, die für jede dieser Chargen bezahlt werden musste: „Podestary von Tirano 600 Guld., von Trahona 400, von Mayenfeld 200, von Plurs 100.“ — „gniand Ellet in noass Cumoen *Guvernatur, Comisarj u Vicarj*, saia l'hom da Cumoen (Ratsbote) oblio il Premj chia el pigl' aint da daer la Mittaed alla Vizinanzia et l'otra mittaed haeg' ell.“ (Tr. Mad., Ann. XXI, S. 73.)

Officys da Vuttlina: *Podestaria de Morbeng*, *Pod. da Buorm*, *la Prasidentia dels Syndicatuors* (Untersuchungsbeamte, Rechnungsrevisoren in den bündnerischen Untertanenländern), *la Syndicaturia*, *ilg Sculêr da Milaun*. *Ilg Servitur da Palatg*. (Tr. Münsterth. 1707, Ann. XXIII, S. 138.) Auch anderswo ist die Rede von einem Anrecht der Gemeinden gewisse Diener, Knecht, wahrscheinlich eher einen bewaffneten Knecht, Schildwache, Weibel zu stellen und von freien Plätzen an höhern Schulen, die den Bündnern als Gegendienste von den Potentaten gewährt wurden. Stat. des grauen Bundes 1713, W. u. S., I, S. 75 „. . . . . und die Vogtey zu Meyenfeld, die commissarien auf der Rechnung (Syndicaturia), und das sigel und den knecht auf der rechnung . . . . . und der beyden schulern halber zu Parys etc.“ . . .

Landamma.

Als nach dem Entstehen der drei Bünde ein regerer Verkehr zwischen romanischen und deutschen Talschaften sich entwickelte, drangen viele Beamtennamen in ganz deutscher Form in die romanischen Täler ein. Besonders der sprachlich stark gemischte und fester organisierte obere (graue) Bund fühlte diesen Einfluss. Während das Engadin sich bestrebte, mittelst italienischen Lehnwörtern oder Neubildungen diesem Eindringen germanischer Elemente mindestens in der Schriftsprache entgegenzutreten, macht

Digitized by Google

das Oberland auch nicht den leisesten Versuch, sie zu übersetzen. Die höchsten Beamten des Bundes heissen überall ohne Ausnahme *ilg Landrichter* (Leiter des Bundesgerichts beim grauen Bund), *ilg Landweibel, Landschreiber, ilg Oberkeit* für die ganze Gemeindebehörde. — Hier ein einziges Beispiel für die Sprache, die wir hie und da in Statuten vorfinden: *Decrets e Statuts della Cadi*, Dec. I 554:

„In *Steldstand* (Stillstand) daus dil Sign. *Landma.* Reg. ner de siu *Amtsstatthalter* . . . e *Obrigkeit.*"

Doch können wir auch das Pendant zu diesem Beispiel für die deutschen Gemeinden anführen. Die Beeinflussung war eine gegenseitige:

„Zum ninten welcher einer sum nit *guntänd* (contentus, *cuntaint*) ist so sol man eina mit rächt *guntänd* machen ob er die sum mig in zien" Gerichtsordnung von Thusis 1549 (W. u. S., S. 140).

Überall, auch in die italienischen Landschaften und ins Engadin, drang neben Mastral auch die Form *Landámma*, doch nirgends „Ammann" ein. Als nämlich gegen Mitte des XV. Jahrhunderts die Dörfer anfingen, eigene Gerichte „Drett del lö" zu erhalten, erbten deren Vorsteher den Namen der Leiter der Gemeindegerichte und hiessen Ammann und *Mastral*; dafür avancierten die früheren mastrals zu Landammännern. Das neue, vollklingende *landámma* hatte für das romanische Ohr etwas feierliches an sich. Es wurde daher als die vornehmere Form betrachtet und blieb als offizieller Ausdruck, während der volkstümliche Name fast überall noch mastral blieb. Im Ober-Engadin hat der erstere den letzteren auch in der gesprochenen Sprache, in der Bedeutung von Kreisgerichtsleiter, beinahe verdrängt. —

Auch in den italienischen Landstrichen ist die offizielle Bezeichnung des Beamten „*landamma*", „*landammano*" neben „*ministrale*" [1]). Als Titel hat sich dagegen nur Podestà erhalten.

„I Sig^ri *Podesta* Carlo Domenico a Marca, *Landamano* di Mesocho, Podesta Giov. Pietro Barbieri. Landamano di Roveredo e Francisco di Giacomo, *Ministrale* di Calanca" (W. u. S., I, S. 43).

„Podestà Battista di Salis, Landamma di Sottoporta." [1])

[1]) Die Fremdeninvasion im Bergell von 1798—1801 in Tagebuchform. — E. Giovanoli. Hist. ant. Gr. XXXV. Auch im Tessin, Boll. stor., begegnen wir häufig der Form *landammano*.

Digitized by Google

Als Titel wurde „mastrál“ im U.-E. und M.-T. zu *máschăl: maschăl Nott, maschăl Andręa.* O.-E. auch *maschęl.*

Zum Schluss noch einige Worte über die jetzige Verbreitung von *mastrál.* Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Einführung der kantonalen Wahlkreise ist er fast überall durch *„presidęnt“* ersetzt worden. In der Cadi (Disentis) ist *mıstral* noch die gebräuchlichere Form, ebenso in Obtasna (Ardez) *mastrál* und im Oberhalbstein. Im Unter-Engadin hat nur das Ewigweibliche diese Form noch zu retten vermocht. Die erste romanische Spur von „ministerialis“ fanden wir in *„maisterlessa“*, und *dǫnna maštralęssa* heisst heute noch im Unter-Engadin und Münster-Tal die Frau des prosaischen „Praesidenten“, wie die Gattin des Pfarrers (*răvărẹndă*) in dem seit mehr als drei Jahrhunderten reformierten Engadin noch *dǫnna plavanęssa* (plebs, plebanus) heisst. (Vgl. Kap. *Titel.*) Über *mastręl* als Dorfbeamter s. Kap. *Jüráder.*

Comün.

Die Raumverhältnisse gestatten mir nicht, auf die Einzelheiten der Wahltage in den verschiedenen Gerichten einzugehen. Sie heissen *Bsatzig, cumin, comoen grand*; — *salvar*[1]) *comoengrand* (Tr. Madulain) = Landsgemeinde abhalten; U.-E. noch heute *„la Mastralìa“*. Das war ein grosser Tag für die bündnerischen Gemeinden, diese Mastralia. Jung und Alt musste dabei sein in Tracht (die leider früh verschwunden ist) und im schönsten Schmuck. Beim Klange des gleichnamigen Marsches (la Mastralia, Barblan, Calvenfeierfestspiel) bewegte sich der Zug der Honoratioren zum Wahlplatz. Grosse Reden, Jubel und Beifall. Der Tanz (U.-E. *ils sunáddărs* < sonator) und der vorzügliche Veltlinerwein setzten dem ganzen die Krone (s. Caratsch „La Mastralia“). Die Tradition hat sich in den meisten Gegenden noch gut erhalten.

Die Freien ob dem Flimserwald hielten ihre *cumins* in Laax ab. Als die Männer von Sewis (ob Ilanz — rom. Sevgein — spr. *Sẹvg'áin* — urkundl. Sifis) aus Laax zurückkamen ging ihnen das ganze Dorf mit Musik jubelnd entgegen. Hochrufe, Reden, Haus des Mistrals bekränzt — Veltliner (vin d'vuclína). Es wurde mir

[1]) salvar üna festa, salvar dartgira (Gerichthalten, — „*muois* (Stiere) a servezi dal Comün sun culponts da *salvar*: Il măstral da la Chiadé etc.“ (Tr. Sent.) *Salvar* ün ufánt = ein Kind auf dem Arm halten, hüten.

Digitized by Google

aus Sevgein erzählt, dass bei einem der letzten mistrals die zukünftige *mistralessa*, als sie ihren Mann kommen sah, umstrahlt vom Nymbus der Gewalt, vor Rührung auf die Kniee fiel in Gegenwart des ganzen Volkes und erklärte, sie sei nicht mehr würdig, ihm die Schuhe zu küssen. (S. auch Kap. *Gemeinde* und Kap. *Gericht*.)

Die Richter.

Diesen Namen führten bis zur Einführung der modernen Nomenklatur nur die Leiter der Gerichte, der *mastrál, vugáu* und *podestà*. Das deutsche Wort Richter und romanisch *derſchader*[1]) treffen wir sehr oft in Urkunden als Synonym von Ammann. Der *derſchádăr* hatte zu richten (*dẹrſchăr* < *dirigere*), die Geschwornen das Urteil zu finden. „Il mistral derscha, il gieráu trúa" (Tuor). — Der Einfachheit halber will ich aber hier von unserem heutigen Standpunkt ausgehen und den Ammann als Gerichtspräsident, die Geschwornen als Richter betrachten.

Die *Scabini*, die 807 mit dem Grafen Hunfried („Unfridus, vir inluster Reciarum comes") in Rankwil? (ad Campos, warum nicht Gams?) Gericht hielten[2]), verschwanden unter der bischöflichen Herrschaft ohne eine Spur von ihrem Namen zu hinterlassen. (Vgl. Pl. A. R., S. 363.)

Juratus — Jurator.

Ende des XIII. Jahrhunderts tritt in Chur das *Proveidgericht* (Provida) mit seinen Eidschwörern *(Aidswerer)* als Richter auf. Diese aidswerer erscheinen auch im Viztumgericht und Vogtgericht. Sie gaben dem späteren juratus (*g'eráu* Obl., *g'iroo* Tr. Vatz[3]), und jurator (*yüráđăr*, *g'üráđăr*, pl. *g'üradărs*, *g'üraduọrs* Eng.)

---

[1]) Wörtliche Übersetzung, also auch Germanismus.

[2]) „interrogavit ipse comes illos scabinios. quid illi de hac causa judicare voluissent" — also auch sie hatten das Urteil zu finden (s. Pl. A. R., S. 354, Anm. 1).

[3]) Copeia dilg *Starteet* deing (von einem) Ludevell Meatz *Cumeing* Vatz, Stirvia (Stürwis) ét Mott etc. — kopiert 1810, Kantonsbibliothek Chur. Gleichen sprachlichen Charakter, wenn auch etwas weniger originell und bodenwüchsig. hat die „*Copia dilg veir original Startet della Ludevla Terra da Surses* etc." übersetzt aus dem Deutschen 1883, ebenfalls in der Bibliothek Chur — abgekürzt „*Tr. Surs.*". Diese beiden Statuten sind äusserst interessante sprachliche Texte. — Vielleicht gehört auch hierher *Giros* Talgegend zu Maladers — Mohr, II, S. 151 vom Jahre 1312.

Digitized by Google

den Namen. Die Zahl der Richter ist in den einzelnen Gerichten verschieden. Für Zivilsachen sind es gewöhnlich um 12 herum, für Kriminalsachen bis 25 und mehr. Sprecher und Champell geben für jede Gemeinde genau die Zahl der Richter an. Bei Kriminalsachen pflegte man überall zu den Urteilfindern des Gerichts, wo der Prozess stattfand, auch noch solche aus benachbarten Gerichtsgemeinden zuzuziehen. Die extra-communalen Richter bildeten den sogen. Zusatz, der auch in romanischen Statuten so heisst. In Laax fiel mir die interessante Form *schuǫrnăr* < Gschworner für *gerau* auf. Sie wurde auch als Titel vor den Vornamen gestellt, wie *abǫlt* (s. diesen).

Engadiner Troubadours.

Schon dem Reformator Champell ist die oberengadinische Form für Richter aufgefallen. Champ., S. 36 „Judices autem ipsi populari lingua vocentur „*trovaduors*" id est inventores, videlicet aequi et boni, quos in Ingadina Inferiore „Giüraduors dicimus". Im Engadin hat sich nur das Hauptwort *truẹ́der* (Pallioppi, Stat. del Com. d'Engiad. sur Puntota) Plur. *Truẹ́ders, truaduǫ́rs* erhalten. Im Oberland dagegen finden wir auch das Verbum im Sinne von „Urteil finden": „jeu vī (ich will) *truar* quei tge a mi sumelgia dretg et jeu sun de quei sen (der Meinung) etc." ist die Formel, mit welcher die Urteilfinder auf die Aufforderung des Mastral, sich zu äussern, antworten (Tuor, S. 93).

„Sch'in füss tont malvantiraivel, c'El curdass en fallament tontanavont c'El vangiss tras Merit *truvaus* a la Mort etc." Tr. Scheid, Dec. I 800.

Das Urteil heisst *truamẹ́n, truvamẹ́nt* — „cur ilg Oberkeit haig dau or in *Truvament*" Tr. Scheid, Dec. I 802.

„Tirauns han ampruvau
Cu'ls grischs fan truvamen" Huonder.

Zu diesem interessanten Germanismus muss ich hervorheben, dass ein **truvar* (im gewöhnlichen Sinne) weder in der gesprochenen Sprache, noch in der Litteratur vorkommt. Finden heisst eng. *chattar, -ẹ́r* (captare), oberl. *anflar* und auch *catar*. (S. Grimm, II, S. 381 *reht finden*, und Schuchardt, Etymologien II, S. 56, < *afflare*).

Digitized by Google

Abọlt.

Im Unter-Engadin treffen wir seit dem XVII. Jahrhundert noch eine dritte Form für Richter: *Anwolt,* später *abọlt* (tirolisches *w = b*).

Der Hauptmann auf Fürstenburg und der Pfleger in Nauders wählten als ihren Vertreter einen Statutarrichter, der die Verhandlungen an ihrer Stelle leitete. Im Vertrag von 1508 war für den oberen Teil des Unter-Engadins diesem Statutarrichter ein „Anwalt“ beigegeben. „Mit Willen des Pflegers und des Hauptmanns“ ernannte der Richter denselben. Seit 1519 wird der Anwalt, wie der Statutarrichter vom Pfleger mit „Gutbedünken des Hauptmanns und Beisein der Verordneten der Gemeinden“ gewählt.

Mit der Zeit verdrängte dieser Terminus im unteren Teil des Unter-Engadins (Sott-Tasna) das Wort *jüraders.* — Tr. Sent.[1]) „*Anwolts da Civil*“ G. Arch. Schuls 1660: „*Sign. Anwolt Dury Lanschel.*“ *Abọlt* auch *abọll* wurde zum lebenslänglichen Titel, doch nur in der indirekten Rede: „*l'abọll Clotin,* aber *Săr Clột.*

Messignúrs.

In Urkunden heissen die Richter sehr oft „meine Herren“, romanisch „*messingurs*“. 1644 — „Weilen nun abermalen meine herren zusamen komen seint um den leüten zu recht zu helfen, so frag ich euch etc.“ (Nachträge zum Landbuch, W. u. S., I, S. 152.)

„Scha iou pos antalir (intellegere) schi esses vus tal da *messingurs* prieus per mussadur“ (so seit Ihr so und so von meinen Herren zum Fürsprech (Staatsanwalt) genommen, gewählt) Dec. I 85. „Fuorma da menar il Dreg in lomnezza.“

Güüdisch.

Wie der *Mastral* zum *presidẹnt,* so wurden die *g'eraús, g'irộs, yüràdărs, g'ürădars, g'üraduọrs, truẻdărs, truaduọrs, abọlts, schuọrnărs, aidswerer, rechtsprächer, urteilfinder* zu *g'üdischs, yüdischs* auf dem ganzen Gebiete, doch soll sich hier und dort *gẹrău* und *yürădăr* (Obtasna)[2]) in diesem Sinne erhalten haben. In der Dorfverwaltung kam er bis vor kurzem fast überall noch vor und besteht z. T.

---

[1]) G. Arch. Sent.

[2]) *yürădărs* heissen heute in Obtasna die Schwurabnehmer beim Gericht.

Digitized by Google

noch heute, wir werden daher bei Besprechung der Dorfbehörden noch darauf zurückkommen.

Dieser *yüdisch* hat selbstverständlich mit dem bischöflichen *judex publicus* (bis zum X. Jahrhundert) nichts zu tun.

Das Gericht.

Das Gericht und auch die Gemeinde als Gerichtskreis hiess oberl. *dartgira, dertgira* von *dęrſcher* (dirigere); eng. *drachüra* (Ann. XIX, S. 3), *drettüra.* Gericht halten hiess „salvar dartg., drettüra“ — „*salvau* Dartgira“ Ann. XII, S. 12. „clumau ansemel ilg intir lud. Cusselg par *salvar* ilg amprim Dreg Civil“ (Ann. XII, S. 14). Das Zivilgericht hiess nach Campell im Unter-Engadin „*la drettüra da pagiamaint*“, das Blutgericht „*la drettüra da saungk*“, alias „*da malęfizi*“, deutsch Malefizgericht, Malefizrichter. Im Vinstgau und Münstertal hiessen die Gerichtstage auch *landsprachen* (in lateinischen Urkunden — auch für anderswo — *placita*) Pl. H., S. 121 [1]). — Der Mastral, der die dartgira leitete, hiess auch *derſchädĕr* — Tr. Vatz „*darſcheader*“, ihm wurden zwei Statthalter (eng. *lutinent, lütinent, lättinént,* Camp. *liug tengaint*) als Helfer und Stellvertreter beigegeben. Dieses Kollegium der dreien hatte den Titel: „*Signur oder ser Derschader cun siu hundreivel Tierz.*“ Zu diesen „hochlöbl. Dreien“, und den Richtern, kommen noch der *scarvǫn*, eng. *scrivan, scrivǫnt* oder *nodęr, nudęr* auch *schriber*, und der Seckelmeister, *seckelmeister* (Ardetz *bursięr*), der hier als Kläger fungierte.

Wie schon eingehends betont, haben die altdeutschen Rechtsformen (nach Tuor) sich nirgends so gut erhalten, wie in den romanisch-bündnerischen Tälern. Über die alt-bündnerische Prozedur besteht eine sehr reiche Litteratur.

Der zweite Teil von Spr. P. R. befasst sich beinahe ausschliesslich mit diesem Kapitel, ebenso Campells Topog. — Am ausführlichsten bei diesem letzteren ist die Prozedur beim Gericht Ob Val Tasna (Jurisdictio Ardetiana, S. 91) beschrieben. In Spr. P. R. finden wir S. 161 allgemeine Betrachtungen über die

---

[1]) s. auch Grimm, II, S. 355: „das *placitum* der fränkischen Gesetze (id quod placuit)“; und Ämtb., S. 43: Och sol der *brugghûter* (der Albulabrücke bei Fürstenau) Waibel sin in dem *placito* des vogts und im *gaistlichen placito* und in aim ieglichen *placito* sol er sinen ban han.

Digitized by Google

Gerichte. Zahlreiche Prozessordnungen finden sich in W. u. S., unter andern I, S. 140: Gerichtsordnung von Thusis 1549 und II, S. 104 „Form und einfalter entwurf, welcher gestalten es in einer lobl. landschaft Davos, wan gricht gehalten würd, vorgenommen und vollführt werde etc.“ — s. auch II, S. 147 und 258 Malefizordnung. — Auch *Decurtins* gibt uns einige sehr wertvolle Beispiele. Dec. I 80—84. „Fuorma de menar il dretg suenter il criminal de la reschiun sco ei se mena enten il nies Comin de Lomneza“ und S. 289—294 das gleiche für Schams. Hier beginnen alle Fragen und Antworten mit „*Wol an*“. „*Wol an a num da Dieus*, damena chi a sa prasantau quest cas“ — „Wol an a num da dieus Silg *frag*, Ca vus mi deis, mi sumalgia quest dreg“. — Für die Prozedur der Dorfgerichte, die später entstanden, s. Ganzoni „La bachetta da Schlarigna“ Ann. XIX.

Über die vom Mastral und Rechtssprechern, wie von den Zeugen (Kundschaften) und andern zu leistenden Schwüren (*saramaint, sarament, saramantar*, ital. *giuramentare*, *giuramentazione*) mangelt es auch nicht an Litteratur.

„Quei che il Cumin dej *engirar* a gli mistral, *saramaint* dil *Seckelmeister, saram.* dils *saltürs* ad in *Statthalter* etc.“ W. u. S., II, S. 24. Siehe auch S. 144 und I, S. 108, Schwur des Ammanns von Disentis bei Beleihung mit dem Blutbann und I, S. 30 romanische Schwüre. — Ann. XXI, S. 93 „Fuormas da Saraments pils uffizials della Ligia grischa e pils uffizials dil Cumin grond della Cadì.“ (Disentiser Gemeinde.)

Das wenige, das ich hier über die rätischen Gerichtssitten bringe, entnehme ich z. T. dem schon erwähnten äusserst interessanten Aufsatz Tuors im Ischi „Co dertgavan nos babuns etc.“

Das Gericht wurde unter freiem Himmel abgehalten, oft bei einer Linde (*glęnda*), Eiche (*rúver*) oder anderm Baum — „zuo Katz (Katzis) under der linda“ — W. u. S., I, S. 145.

Bäume spielten nach altem deutschem Brauch (s. Grimm, II, S. 413) bei Versammlungen überhaupt eine grosse Rolle. „A Trun sut ilg *Ischi* — Nos baps ain sa rimnai“ (Huonder).

Um den Tisch herum sassen die Richter; der Angeklagte, die Fürsprecher (*mussadur* von mossar = lehren, belehren; *m. dil plǫgn* (eng. *plǫnt*) = Staatsanwalt, *m. da la rispǫ́sta* = Verteidiger und die Verwandten des Angeklagten (*migiǫnza* = *amicantia)

mussten stehen. Eine ringförmige Umzäunung, hergestellt durch Ziehen einer Schnur um Pfähle herum, trennte Richter und Parteien vom Volke. Dieses stand jenseits des Ringes (*il ring'*, *las schrǫncas* — Schranken) und hatte anfangs das Recht, das Urteil anzunehmen oder zu verwerfen und sich an den Verhandlungen zu beteiligen. Durch Bedeutungsübertragung bekam Ring den Sinn Volksversammlung überhaupt zu Gerichtszwecken: „Tribunel pudaiva esser la radunaunza da vschins, tuts vschins, *l'aring.*" Beim Läuten der Glocken begaben sich der „*Signur Derschader cun siu hundreivel Tierz, scarvon, sechelmeister, ģeraus*" und Parteien gefolgt von vier mit Hellebarden bewaffneten *Gaumers* und hinter ihnen die ganze Gemeinde an den „*liug ordinari ne ordinau*". — Da wurde vom Weibel das Gericht *verbannt* (Pl. H., S. 183) (*banir il drẹtt — la banida* — eng.; *l'embonida oder il bǫnn* — obl., von Bann). Durch diese embonida wurde die Gemeinde feierlich um Ruhe und Stillschweigen angehalten. Darauf folgten die Verhandlungen nach den Formen, wie sie in den angeführten Rechtsordnungen peinlich genau angegeben sind.

Auch hier haben wir es mit lauter altgermanischen Traditionen zu tun, so das Sitzen der Richter und Stehen der Übrigen. Für *mussadur* s. Grimm II S. 381 *weisen* altn. *vîsa* = Recht finden. Die engad. Form für *migionza* findet sich Dec. V S. 306 und 233: „Sia *michaunza* incunter l's d'Auriga shañ almāto" — „Ma Thön très raspett d'sia *michaunza* Martoyri nus es dò" ibid. S. 320 und 665. — Vgl. Grimm, II, S. 643 „*Sippe* bedeutet eigentlich friede, *freundschaft*, wie wir noch heute letzteren Ausdruck zugleich für Verwandschaft gebrauchen" und S. 644 „Den inbegriff der *blutsverwandten* bezeichnet mhd. *friunt* ags. *freond* etc." Das alt. d. *slahta* = Geschlecht findet sich im ganzen Gebiet *schlatta, schlattegna* (Obl.) entweder im alten Sinne (wie auch das italienische *schiatta*), oder in dem von Verwandtschaft; dieses letztere ist der Fall von Ardez abwärts und im M.-T,: *mia schlatta* = meine Verwandschaft; sogar adjektivisch: *quel es schlatta cun mai* = mit mir verwandt; *ėschat schlátta vǫs duăs*? seit ihr zwei verwandt?[1]) — Über *ring'* vgl. Grimm, II, S. 353 *hring* und

[1]) Nirgends hat sich vielleicht das Gefühl der Verwandtschaft, das Zusammenhalten der Sippen bis zu den letzten Graden der Verwandschaft so gut erhalten, wie hier: *cusdrín, suvrin, basbrín, basbrẹtt — ora la schlatta bain id inandrẹtt* — aus

Digitized by Google

433. — Für *banir, bannir* etc. s. Grimm, II, S. 476 *bannire, bannitio* und auch 473 ad placitum *mannire* (mahnen = monere) und 377: „Bote = Der Diener des Gerichts, welcher dessen Bann ansagte und kündigte" etc.

Das bündn. Gerichtsverfahren hatte etwas äusserst erhebendes und feierliches an sich; doch erscheint es uns, nach den Quellen zu urteilen, etwas formal. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass solche Anleitungen, wie die Prozessordnungen, dazu dienten, das Volk mit den Formen der Prozedur bekannt zu machen und dass die Richter sich wahrscheinlich nicht sklavisch daran hielten. — Stab und Galgen waren, wie gesagt, die Symbole der höchsten Macht und daher war das Interesse am Gerichthalten gross beim ganzen Volke. Die jungen Leute in ihren *Societads de matts* (s. hierüber Ann. XII) übten sich darin so gut ein, dass Dr. Tuor von ihnen behaupten kann: „Ellas (las fuormas) eran enconuschentas al pli ignorant ord il pievel, ils mattatschs grischuns savevan quellas ordado [1]) (auswendig) aschi bein sco lur camerats en la veglia Roma recitavan la lescha dellas XII tablas."

Wie gut sich hier die Gerichtssitten eingelebt hatten, beweist *plęt*, U.-E. *plęt*, O.-E. *plait* Obl., geschrieben *pled, plaid* < placitum = das ***Wort***; und zwar ist es die einzige Form für Wort auf dem ganzen Gebiete. *Parabola* hat sich nur im Sinne von Fabel = *trabla* erhalten [2]).

---

mit der Verwandtschaft voll und ganz. — *Bazaret dat letg* — Verwandte im 5. Grade dürfen heiraten. Die Verwandtschaftsnamen spielen in Sprichwörtern und Sprüchen eine grosse Rolle. Auch beim Gebet gedenken die Kinder stets ihrer lieben Verwandten. Oft wird eine lange Reihe aufgezählt, die alle Gottes Schutz empfohlen werden. „*Eir tuott quels chi sun paraints — lascha 'ls Dieu dormir cuntaints*" U.-E. Gebet. Über Fehden zwischen einzelnen Dorfgeschlechtern s. z. B. Champ., S. 204 (*Muscani* et *Pultini*, Sent).

[1]) eng. or dad ora (foras de foras).

[2]) s. Grimm, II, S. 355 „das *placitum* der fränkischen Gesetze (id quod placuit). *Pled* hat neben der gewöhnlichen Bedeutung von ***Wort*** auch die ältere von ***Rede*** bewahrt: *far ün pled* eine Rede halten, seltener wird es heute verwendet im Sinne von Sprache: *nos pled ladin*. — Es ist ohne Zweifel ein Verbalsubstantiv, hervorgegangen aus *plidar, jeu plàid* = ich spreche, das sich nur im Obl. erhalten. Das Engadin hat es ersetzt durch *tschantschár* = reden, sprechen (ohne pejorative Bedeutung, wie das Italienische; Substantiv *la tschantscha*, Obl. *tschǫntscha, tschintschar, tschintscharlar* prejorativ, s. Carigiet, S. 370) und fabulari, vielmehr * fabellare *tavelar* = sprechen, das neben *trabla* ein interessantes Beispiel von Ferndissimilation ist. Auch die Häufigkeit von unbetont *tra* und Seltenheit von *pra* wird hier eine Rolle spielen. Die eng. pejorative Form ist *baderlar*. *Discuorrer, discurir* ist im Begriff, diese schönen Formen zu verdrängen.

Der Stab.

Eine grosse Rolle bei den Verhandlungen spielte der Gerichtsstab (*la bitgętta, bätgętta*, eng. *bachętta*) — „Dum (ministrales) jus dicunt judicioque praesunt dextera manu ramosum bacillum, justitiae nimirum (quam asperam et severam atque eandem tamen justam rectamque esse convenit) symbolum erectum tenent." (Campell).

Tgnair, tęgnär bachętta heisst zu Gericht sitzen. Il *Bachettari* ist der Gerichtsvorsteher, der Leiter (hier Synonym von Mastral) — „*lg Bachettari oder seis Lutinent*" Trast. M.-T.. Ann. XXIII, S. 139. — Nach Ganzoni („La Bach. d. Schl." Ann. XIX, S. 4) wäre *bachettari* der Name des ersten Statthalters. Ich habe in dem wenigen Material, das mir, als ich diese Behauptung las, zur Verfügung stand, keinen Beleg dafür finden können; der gründliche Kenner bündnerischer Verhältnisse mag für einen Teil der Gemeinden Recht haben.

Das Gericht heisst oft schlechthin der Stab „*das sölt berechtet werden in Lugnitz vor demselbigen Stab*" W. u. S., I, S. 26 — „Husters sun culpaunts da dar da baiver et da mangier a tuottas *bachettas* (Trast. Zern.).

Die *bachetta* wurde überhaupt zum Symbol der Macht „esser sut la bitgetta da . . ." bedeutet von einem ganz abhängig sein, unter dem Pantoffel sein. (Vgl. Grimm, II, S. 371—374.) Bei Todesurteilen und bei Verweigerung der Gnade wurde auch hier der Stab gebrochen. — Deutsche Redensart „Den Stab über jemanden brechen".

S-chüsa.

Erst auf dem Gerichtsplatz wurde dieser oder jener aufgefordert, das Amt eines Fürsprechs *mussadur* anzunehmen. Dieser pflegte, bevor er die Wahl annahm, sich in schönen Worten zu entschuldigen und einen Würdigeren vorzuschlagen, ebenso entschuldigten sich die Zeugen (*Kundschafter, perdütta, perdęlga, perditga* > perducta sc. persona). — Diese Rede hiess *s'-chüsa, s'tgisa* und drang als Terminus technicus in die deutsche Gerichtssprache ein — „*Kundschaftsscüsa*" W. u. S., III, S. 113. — „Valendaser mögen under ihnen selbst sytzen und bevogten und empvogten, veremtwurten oder *sgysar*" 1518 (W. u. S., I, S. 30). Weil die

Digitized by Google

s-chüsa gewöhnlich in gewählter, feierlicher Form vorgebracht wurde, bekam das Wort mit der Zeit im Unter-Engadin wenigstens den Sinn von „offizielle, öffentliche Rede". (Vgl. Kap. cuvitg) *s-chüsa* hiess auch die Inkompetenz wegen Verwandschaft oder aus andern Gründen, als Richter, Zeuge etc. aufzutreten.

Dramen.

Die Anwendung der Folter (*tgierl, chörl,* U.-E. *charlọm mit Suff. — amen*) < currulus (Folterwerkzeug), Schuchardt, Lautwandel, S. 37, kam erst spät auf und war eine beschränkte. Der Scharfrichter hiess *bọier,* im Ober-Engadin kommt auch *ainger* < Henker vor, die Richtstätte *la fuọrcha.*

In Tessiner Urkunden ist die Form häufig: Statuti Biasca 1434. Boll. stor. 1900, *curletur* 45 et dentur ipsi personae boti tres *curli.* Grimm, II, S. 267 *inligare in currus* aus Livius.

Das Rechten (*dertgár*) spielt auch in der Litteratur eine bemerkenswerte Rolle. Die *Dertgira nauscha* (Muoth, Ann. V und Ann. IX und Dec. I, S. 84 und 89) ist eine Art Lustspiel, das von den schon erwähnten „Societads de matts (Ann. XII) zur Fastnachtszeit aufgeführt wurde. Darin führte Fräulein *Cureisma* > quadragesima (Aschermittwoch, Fastenzeit) gegen Junker *Tscheiver* (*cíborum? Fastnacht)[1]) seines leichtsinnigen Lebenswandels wegen Klage. Hier wickelt sich vor unsern Augen die ganze Gerichtsszene in allen ihren Einzelheiten ab. Auch in einigen Passionsspielen finden wir bündnerische Rechtsgebräuche. S. auch Eduard Muoth „La dertgira dils animals" Ann. XIX.

Tschantamaints.

Die Gesetze und Satzungen, woran sich die Richter hielten, hiessen *Tschantamáint, schantamáint, aschantamaint* eng., obl. *Tschentament* von *tschantár* < *adsedentare*[2]) (sich) setzen und sind die genaue Übersetzung vom genannten Wort Satzung. Für ganze

---

[1]) Vgl. *tschavéra* (cibaria) das Mahl, Grimm, II, S. 267 canibus avibusque eas in *cibaria* dederunt.

[2]) Diese Gartnersche Etymologie ist, wie mir Dr. Jud mitteilt, immer noch sehr bestritten, doch musste sedéntat > *seaint* geben, woraus syáint > schäint (vgl. Parl. d. S., § 191)

Statuten kommen die Ausdrücke *Statüt*, *Trastüt*, — *Startet*, *Starteet* (Obhlbst.) am häufigsten vor.

„Ledschas e Schantamaints" W. u. S., II, S. 399. — „cur ch'ei vegn teniu *tschantada* (Synonym von cumin = Landsgemeinde) Ann. XII, S. 5. — „Ple anavant eigl *schanto* tgi etc. (Trast. Sursess) = ist festgesetzt, dass. — „Ilg amprem puintg c'ho (*spr. cọ*) eing Mastraal e Oberkeit deigien vegneir mess, ner *schanthoos*" (Trast. Vatz). (Der erste Punkt: wie ein Ammann und Obrigkeit gewählt oder gesetzt werden sollen — *schanter bachetta* (Ann. XIX, S. 5) sich als Gericht konstituieren.

Gerichtssprache.

Da Bischof, geistliche und weltliche Herrschaften, wie ihre Ministerialien, zum grössten Teil deutscher Zunge waren, ist anzunehmen, dass die offizielle Sprache für die Gerichtsverhandlungen ursprünglich die ihrige war. Dafür zeugt die Terminologie und das Fehlen romanischer Urkunden vor der Reformationszeit. — Wann man angefangen hat romanisch zu plaidieren, ist schwer mit Genauigkeit festzusetzen. Gewisse Streitigkeiten, die im XVI. Jahrhundert zwischen deutschen und rätischen Gemeinden ausbrachen (Lugnetz und Vals, Ilanz und Valendas, Versam — 1528 „der merteil sei thütsch und in der Grub rechte man fast welsch" — Tuor, beweisen, dass schon lange vorher das romanische Gerichtsverfahren angesetzt hatte. — Aus Germanismen wie *perdütta*, *derſcher* etc. und romanisierten lateinischen Termini der deutschen Gerichtssprache, wie *mastral*, *pled* etc. kann man schliessen, dass in der Alltagsprache die deutsche Terminologie von Anfang an übersetzt wurde.

Militärisches.

Darüber gibt uns Sprecher guten Aufschluss (Spr. P. R., S. 166): „Ad disciplinam militarem, omnes sponte et naturali quodam armorum studio, a pueritia se assuefaciunt. Magistratus, singulis bienniis, populum armatum lustrare solet: ac quaelibet jurisdictio, suum militiae Ducem (*chapitani*) Hauptmann, Vexillarium (Bannerherr, *banderál* eng. e reliquos officiales, habet" (s. auch Kap. *cuich*). Brandstetter (Das schweizer-deutsche Lehngut im Romanischen) führt auch die mir unbekannte Form *fendri* > Fähnrich an (S. 47).

Digitized by Google

Einiges über die Ämter der drei Bünde.

„Die Wahlkreise, in welche der Kanton seit 1851 eingeteilt ist, sind grösstenteils, sowohl dem äussern Umfang, als vielfach den Kompetenzen nach, nichts anderes, als die alten Hochgerichtsgemeinden" (Meuli, S. 73). Während aber heute der Kanton der eigentliche Souverän ist, waren es damals die *Comüns*; der Gesamtstaat war „mehr eine Addition der einzelnen Gemeinden, als ein eigentlicher Staat" (W. u. S., I, S. 9). Nur der graue Bund hatte eine Bundesgesetzgebung und ein Bundesgericht (15 Richter). Wir haben schon gesehen, dass die Namen aller Bundesbehörden unübersetzt blieben. „Sigr. *Landrichter* Cion Ludowig" (Statut et Artickels della Lud[a] *Ligia grischa* Dec. I), ebenso *landschreiber, landweibel, sechelmeister* etc.

Die Terminologie für die Verwaltung „*der gemainen dreyen Bünten*" blieb oft auch in engadinischen Urkunden deutsch. Doch heisst der Bundestag, an dem die Boten der verschiedenen Gemeinden (*Sendboten, Sandboten, Ratsboten*) am 24. Juni zusammenkamen, um über äussere Politik, Verwaltung der Untertanenlande, Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Gemeinden etc. zu entscheiden (s. Spr. P. R., S. 164), engadinisch gewöhnlich „*la dięta*" — „*dieta generale*" [1]) (Trast. Zernez, S. 130), dagegen habe ich keinen Ausdruck für *Beytag* (ausserordentliche Versammlung von Vertretern der drei Bünde, um gewisse Streitigkeiten zu schlichten) finden können. Der Trast. Sent hat neben *Dietta* auch *Punts e Pytags*. Die *ratzpotten, lütbotten, sandboten* bleiben entweder unübersetzt oder heissen „*mess de la Dietta*" Trast. Sent, „*Hom da Dietta*" Trast. Mad., S. 75, auch „*mess da comün*".

Das Mandat dieser Abgeordneten (der Ratsboten) war genau umschrieben. Zum Bundestag gehören 28 Ratsboten des grauen Bundes, 23 des Gotteshausbundes und 15 des Zehngerichtenbundes. Die Versammlung wird präsidiert durch das Haupt desjenigen Bundes, in welchem sie jeweilen stattfinden (Chur, Ilanz, Davos). Haupt (*cau, chau, cheu, cho*) des grauen Bundes ist der Landrichter, des Gotteshausbundes der Bürgermeister von Chur und des Zehngerichtenbundes der Landammann des Hochgerichtes Davos. Ihre Persönlichkeit verschwand hinter dem Willen der

---

[1]) Dec. V, S. 300—312 *dy da tuottas 3 ligias.*

Digitized by Google

Gemeinde, übrigens gab es Strafgerichte, an welchen das ganze Volk teilnahm, um sich geltend zu machen. Es wurde daher auf die Person des Ratsboten kein grosses Gewicht gelegt und das Ehrenamt mancherorts demjenigen angeboten, der am meisten offerierte:

„A° 1748. Ais ordino et miss la Taxa dell *Hom da Dietta* R. 20 nempe duas Doppias et ün paest (Mahlzeit) per ün a tuotts vschins, et chia ls Covichs noattan l'ann chi saja sto, cun decleranza, chia siand püs pretendents daja podair jr quel chi do da pü" (Trast. Mad., S. 70). — Diese grossen Massenabspeisungen brauchten also nicht bei Anlass der Wahlen, sondern konnten Jahre vorher stattfinden. Die Covichs notierten bei jeder das Jahr mit einigen Notizen über die Opulenz der gespendeten Mahlzeit und wer das beste geleistet, wurde vorgeschlagen. Anders könnte ich kaum diesen Artikel interpretieren. Vgl. auch Dec. V, S. 310, *Alysch*.

II. Das Dorf.

Über die politschen, rechtshistorischen und kulturhistorischen Verhältnisse der Gerichtsgemeinde, sowie über den Kampf zwischen Gemeinderechte und Herrschaftsrechte (*signúr*, *ségner*, *signuría*, *signurádi*) geben die oft angeführten Quellen reichlichen Aufschluss. Was ich hier angeführt, bietet dem Historiker nichts neues. Es soll nur ein Beitrag zum romanischen Sprachschatz sein mit einigen orientierenden Erklärungen und Angaben über die ältesten Belege, die ich gefunden. — Weniger oder gar nicht bekannt sind die alten Institutionen in den Nachbarschaften (vicinantiae).

„*Purschaftsrecht stat für sich selber*" (Trast. M.-T. 1427)[1]), dieses stolze Wort war die Losung der Dorfschaften und tatsächlich finden wir in den offiziellen Urkunden, die von den Forschern benutzt wurden, blutwenig, das uns über die Zustände dieser Gemeinschaften aufklärt.

Alles, was vom Dorf handelt, Statuten und Satzungen, weist immer das Bestreben auf, soweit es geht, die Angelegenheiten der Dorfgenossenschaft scharf zu trennen von denjenigen der Gerichtsgemeinden und des Bundes. Man hütet sich mit allen Mitteln

[1]) P. Foffa, Das Bündnerische Münsterthal, S. 123.

Digitized by Google

gegen Einmischung fremder Autoritäten in Angelegenheiten des eigenen Dorfes. „Scha creschiss qualche dispitta intraunter vschin cun vschin da chiossas nun numnedas, schi cha nun'spoassa ir our d'vschinaunchia per s'praevalair d'alchün Pistandt u. Avuo, suot paina da perdita del vschinedi" Trast. Cellerina, 1694 [1]). Beinahe überall ist den Dorfbeamten verboten, zugleich Gemeindeämter anzunehmen und umgekehrt. So wenigstens im Engadin. Sein Dorf war da dem Bauer die eigentliche Welt. Für diese Auffassung sprechen auch die hohen Taxen und Spesen, die den Kandidaten der Gemeinde- und Bundesämtern auferlegt waren. Ökonomisch standen die Dorfgenossenschaften zur Zeit der Statuten in den meisten Gegenden ganz für sich da. Die Vereinigung mit den andern Nachbarschaften und dieser unter sich zu Bündnissen hatte nur den Zweck, sich gegen fremde Einflüsse zu wehren und die Untertanenlande zu verwalten. Diese Sprache sprechen die engadiner Trastütts des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Im Oberland dagegen scheint die Gerichtsgemeinde auch nach der Entstehung der Bünde eine etwas grössere Rolle gespielt zu haben. — Was ist nun und was war dieser *vicus*? Welche waren seine politischen Rechte vor Einführung der Gauverfassung und während der Feudalzeit? Wie lebten diese freien und halbfreien Bauern mit einander in ihren ganz abgeschlossenen Dörfern, die sich ihrer Anlage nach sozusagen unverändert erhalten haben und die noch heute Spuren uralter Feldgemeinschaft aufweisen? Welche war die ursprüngliche Einheit, der „Commun" oder der „vich"? Diese Fragen stehen noch offen. Hierüber haben wir bis daher äusserst wenig erfahren. Was wir kennen und z. T. gut kennen, sind die Verhältnisse zwischen den Herrschaften und ihren Tributpflichtigen und die Rechtsgeschichte der Bünde und Gerichtsgemeinden. Vom eigentlichen Leben jener Zeiten wissen wir beinahe nichts. Um in dieses Geheimnis einzudringen, müssen wir das Dorf als solches, nicht nur in seinem Verhältnis zu andern politischen Einheiten erforschen. Ich gebe zu, dass dies beim wenigen Material, das vorliegt, ein äusserst schwieriges Unternehmen ist. Doch dieses Wenige ist wert erforscht zu werden und was Papier und Pergament nicht vermögen, das werden uns die

[1]) *Aschantamaints da Tschlarina*, Ann. XIX.

Digitized by Google

ehernen Dokumente der Sprache, der Sitten und Traditionen, der landwirtschaftlichen Einrichtungen, der Flurnamen und ganz besonders der Strassen- und Quartiernamen und des topographischen Aufbaues der Dörfer erzählen.

Einige äusserst bescheidene sprachhistorische und kulturhistorische Beiträge zur Lösung dieser Fragen zu bringen, ist der Zweck folgender Ausführungen.

Vicinantia.

Das Dorf, das mit der Zeit zur politischen Gemeinde wurde, hiess „Nachpurschaft, Purschaft, in lateinischen Urkunden *vicinantia*, auch *vicinitas* [1]), Sprecher hat *vicinea*. Im Tessin und italienisch Bünden treffen wir *vicinanza*, vgl. Salvioni Boll. stor. XIX, S. 170 und Monti *visinanza, vicinanza* voci antiqu. villaggio, comune. 1335 *vicinantia de Bregia* etc. In bündnerischen Urkunden sehr häufig. Noch heute ist der Ausdruck für Dorf *vischnaunca, vischnǫunca, vischnẹunca* (Obl., Ann. XII, S. 5) und *vischnauncha* (spr. *višnět'a*, O.-E.). Nur die Dörfer des Unter-Engadins und Münstertals mit ihren äusserst grossen Gebieten kennen diesen Terminus, der *vaschnǫncha* heissen müsste, nicht. Sie hiessen in alten Urkunden „*gemaind und burschaft*" (G. Arch. Sent, Nr. 1, 1365), „*communitas*" (Nr. 3, 1406) und in der gleichen Urkunde „*villa*"; Nr. 4 hat allerdings *Nachpaurschaft*, aber Nr. 6 „*Gemainschaft*" ze Syns und Nr. 7, 1426 „*communis*"; *comün* heissen sie in allen Statuten und diesen Namen haben sie bis heute behalten. Das kann kein Zufall sein. Die Sprachentwicklung kennt ebensowenig einen Zufall, wie das Naturleben.

Im Tessin hat *vicinantia* nicht der Gemeinde, sondern der Gemeindeversammlung den Namen gegegen, diese Bedeutung besteht neben der andern auch im Oberland und ist die gewöhnlichere „*la vischnaunca da Calǫnda Mars*".

Für eine Form *vicinantica* oder *vicinanca*, die den heutigen rätischen Formen entsprechen würde (denn lat. *-antia* hätte *-anza, -antscha*, nie *-ca*, oder *-cha* gegeben) finde ich keinen Beleg. —

[1]) *Vicini* et commune et homines *vicinancie* de Reno uallis Reni Mohr II, Nr. 23 vom Jahre 1301. — Totius *vicinantiae* de Bever, G. Arch. Bevers Nr. 23 vom Jahre 1465. Meuli, Beilage 1 vom Jahre 1438 hat vicinitas, in Nr. 4 dagegen vom Jahre 1527 wechseln *vicinitas* und *vicinantia* mit einander ab, Nr. 6 hat auch *vicinea*.

Maurer, S. 69—70 hat *vicinantia, vicinea, vicinetum*, die ersten zwei besonders für Italien. Da auch in Bündner Urkunden *vicinantia* die einzige Form ist, die hier in Anbetracht fallen kann, werden wir doch, trotz allen lautlichen Schwierigkeiten, von diesem Terminus ausgehen müssen und Beeinflussung durch Formen mit dem ligurischen Suffix *-anca* annehmen. S. Huonder, Voc., S. 25: Formen in *-aunca* und Archivio glottologico, VII, S. 494 und Muret, Bulletin du Glossaire de la Suisse romande, VII, S. 24. Als Ursache dieser Beeinflussung könnten wir Dissimilation von *vifchinaunza* (Obl.) = Nähe annehmen, doch kennt das Engadin heute für Nähe nur das gelehrte *vizinanza*, und Formen in *-auncha* sind mir für diese Region auch unbekannt, ausser *auncha* = noch. Zur Erklärung der Form könnte man den Terminus *vicinantes* = Bürger von Maurer (S. 70) beiziehen. Er hätte *vischnauns, vischnęuns* gegeben, doch ist er meines Wissens für Bünden nirgends belegt.

Während der mittelalterliche Terminus *vicinus, Nachbauer* im Sinne von Bewohner der gleichen Gemeinschaft sonst aus dem lebenden Sprachschatz meines Wissens überall verschwunden ist, heisst der Dorfbürger in romanisch Bünden heute noch *vifchin* (Obl.), *vafchėgn* (Obhlbst.), *vfchin* (O.-E.), *văfchin* (U.-E.) und in deutschbündner Urkunden *Nachpur*. Trast. Sent von 1906: La redunaunza comünala generala as compona or da tots *vaschins* e *demiziliads* Svizzers". Urkundlich ist *vicinus* so oft vertreten, dass ich als überflüssig erachte, hier weitere Belege zu bringen. [1]) Siehe Anm. [1]) S. 392.

Das Bürgerrecht heisst überall *vi-, văschinādi* (vicinaticum). — Für Gemeindebürger treffen wir oft *figl della terra, tearra* oder *terrèr, tarrer* — im Gegensatz zu *fulastér* (nirgends ist mir diese Form ohne Ferndissimilation erschienen). — Trast. Vaz — *vasching cumprô aint, cio hê* (cioè) . . . *Landsman, unfaunt della tearra.* S. auch v. Maurer, S. 290.

Spr. P. R., S 280, gibt uns eine ganze Reihe Formen für Dorf, Flecken, Weiler im Veltlin im lateinischen Gewande:

---

[1]) Für Italien und Spanien vgl. Monti: *visin* vicino, . . . 2° Voce antiquata abitante dello stesso villaggio o comune. . . . 1220 „Omnes *vicini* loci de Albisio (Albese). . . ." Nel 2° significato si legge nelle scritture nostre *lombarde* e nelle *spagnuole* del medio evo.

„*Tribus, quadras, vicinantias, contratas, colongellos* (spr. *colognellos* v. colonia)[1]) *cantones et aliter*". Im Oberhalbsteiner Archiv treffen wir in diesem Sinne sehr oft *plef* (plebs) = Kirchspiel. Nr. 11 — 1667 „soll jede *pleff* einen Mann ernambsen"; Nr. 15 — 1699 „4 *pleffen*" und in vielen andern Urkunden. Romanisch finden wir im Oberhalbstein auch *squadra* (Nr. 112). S. auch Kap. *Titel.*

Die Dörfer waren und sind gewöhnlich in *terzas* eingeteilt, auch in *quartas*. — Trast. Sils Eng. hat *chantuns*.

Im Oberland (wenigstens in der Cadi) ist *vitg* im Sinne von Dorf häufiger als vischnáunca (s. Huonder, Voc., S. 9). Im Engadin ist es in der Volkssprache beinahe verschwunden, doch war es das ursprüngliche Wort[2]): dies beweisen die Quartiernamen in Schuls: *vī* (in deutschen Urkunden Ämtb. *wig*), „*sü da vī*", *vī d'sura* und Schleins *sü da pär vī* (su (di) per (il) vico, hinauf durch das Dorf) *yó da pär vī, sü som vī, yo di pe d'vī* (der unterste Teil des Dorfes „*pēs vici*", doch kann ich mir das *i* von *di* nicht erklären); *som vī* (Somvix) findet sich auch in andern Ortschaften. Vgl. auch Wartmann II, S. 75, anno 865: „*juso a vicum*". — *Vicus* neben *locellus* (ob sie ganz gleichbedeutend, kann ich nicht entscheiden) finden wir im Testament des Bischofs Remedius (Ende des XIII. Jahrhunderts), Mohr I „et batendo ducatur circiter per vicos."[3])

Der Name für die zu den einzelnen Nachbarschaften gehörenden Weiler nennt Champell *accla* (accola). Heute bedeutet dieses Wort „ausserhalb der Dorfmark angebautes Stück Land" (Huonder, Voc.) mit Haus oder Scheune, die nur so lange bewohnt werden, bis das Heu aufgefressen ist. *Uccláun* im Oberland hat die Bedeutung der Champellschen accla. Im Unter-Engadin (Schleins, Remüs, Tarasp) heissen diese Filialen „*muntǫgnas*", obgleich diejenigen von Schleins (*Strada* und *Martina* =

[1]) Für colonia gibt Muoth Ämtb. 58 die romanische Form *culegna* (Obl.) an, eine entsprechende Form für das Engadin ist mir unbekannt, dagegen hat sich dort casata (Hofstätte) s. v. Maurer S. 21 bis heute erhalten. Trast. Sent 1906 § 62 ... ogni *chasada* (famiglia da proprietaris da vachas) ha üna vusch. Fur *sulám* < solamen = Hofstätte. S. Ann. XII, S. 160.

[2]) Tiro uia ilg *uijch*, Bifrun, Ev. Marcus XI.

[3]) Auch in italienisch Bünden, Tessin und Oberitalien ist *vico* häufig. — *Vicosoprano* (Bergell). — Boll. stor. 1880, Nr. 13 „comune et homines nostri *Sonuici*, weiter unten *Soluicho*. — *Mezzovico* bei Lugano. — *Vico* bei Reggio Emilia. — *Vigo* und *Monte Vigese* bei Bologna etc.

Martinsbruck) unten im Tal liegen, während das Dorf hoch oben auf der Höhe tront. In den alten schleinser Statuten heissen sie jedoch „*plan*". Der Ausgangspunkt zu dieser Bezeichnung „*muntọgna*" ist jedenfalls in Manas, Remüser Filiale zu suchen. Die Bewohner dieser *Acclas* waren nach Champell nicht gleich berechtigt, wie die andern *văſchins*. — Da nur Grundrecht, nicht Personalrecht bestand, konnten von den *văſchins* bloss die Haus- und Grundbesitzer und zwar nur der Vater stimmen. Er hiess ursprünglich *massarius*, *masser* [1]), doch hat diese Bezeichnung mit der Zeit die Bedeutung von Alpgenosse angenommen. „Massers nun haun il drett d'alpager chavals (Ann. XIII, S. 221 anno 1562), „gnarò registro ils quints chìa ils chos d'alp rendaron a *massaers*" (ebend. S. 245). „sch'ei daventass, ch'ei vangiss angual *Masser* ner Pur nief, ca fuss bucca staus cur las alps ean vangi parchidas etc." — (Trast. Flims 1696); hier kann es auch die ursprügliche Bedeutung haben. Der Trast. Zernez S. 61 hat *patruns* für massarius. „Sun culpaunts ils Patruns da ngir svess, fond ngir lur uffaunts crondani dobla falla." Wahrscheinlich war der landläufige Ausdruck dafür einfach *pur* (Obl.), *paur* (Engad.). Heute noch unterscheidet man *paurs* e *yúvăns*, *purs* e *matts* (verheiratete und unverheiratete).

Titel.

Nur den verheirateten *paurs*, *massers*, *padruns* kamen wahrscheinlich und kommen in der Regel heute noch im Engadin die

[1]) Predicti uero dominus et ***massarius*** hanc cartam ut supra fieri rogaverunt, Mohr I, S. 168, anno 1201. ***Masarius*** solvat omni anno X l. solid. denar. Mohr II, S. 230 vom Jahre 1330. Man ist versucht bei Erklärung von massèr an ***mansuáriu***, ***mansariu*** aus dem häufig vorkommenden Mansus zu denken, doch wäre das „*ss*" unerklärlich. ***Mansus***, ***mansio*** hat auch hier Spuren von sich hinterlassen: Regest Nr. 22 aus dem G.-Arch. Bevers aus dem Jahre 1463 (Kantonsarchiv Chur): „Der genannte Petrus kann mit allen seinen Erben in las Agnas bleiben, wo er jetzt „***cum maschnada***" wohnt. — U.-E. ***maschnẹra*** (mansionaria) die Magd und ***maschnár*** (Pallioppi) besorgen. S. Grimm I, S. 434, Beleg aus dem Jahre 1283: cum mancipiis, ***mansionariis*** et hominibus qui vulgariter losjungere seu enlouke lode vocantur. — ***Maſchún***, ***maſchum***, ***maſchúgn***, ***maſchẹun*** (***mansionem***) bedeutet auf dem ganzen Gebiete Hühnerstange. — ***Ir a maſchun*** mit einander schlafen gehen (sarkastisch). — Vgl. aber Travers Müserkrieg Dec. V „'ls fet metter in sias ***maschuns*** (Kasematten) — Chi sun uschè melas praschuns" (Garstige Gefängnisse) und Mohr II, S. 230 vom Jahre 1330 (Bergell): „. . . . . petia una terrae prati, campi et boschi, ***cum duabus mansionibus.***"

Digitized by Google

Titel *senior* und *domina* zu (*săr* und *dọnna, duọnna* + Vorname, *Săr Jáchăn, dọnna Léta*); heute kommt auch viel *signur* vor, doch nur vor Titeln, *Signur răvărẹndă* etc., nicht vor Namen. *Júnfra* (Jungfer) für Fräulein ist wahrscheinlich später eingedrungen — *júnfra Méngia, junfra Miẹrta* (Emerita). Der Adelige, wo er sich noch erhalten hat, heisst *Junkăr Nọtt, Pẹ́der, Jarọnăs* (Hieronymus) etc. — Kinderspruch *„Junkăr, Mitjunkăr, schnédăr, chilgẹ́r, ládăr, mansnér"*. Des Junkers Frau heisst schlechthin *la Signúra*, bei direkter Anrede *Signura* + Vorname. Das Oberland und Oberhalbstein kennen auch noch die kühne Ritterstochter, die liebliche *donzella*; sie heisst *dunſchialla, dunſchalla, -ẹlla, -ẹla* + Vorname. — Von *mistral, máschăl, maschẹ́l* + Vorname und *Landamma* + Geschlechtsname, wie von *l'abọll Clọt, Jachăn* etc. und von *schuọ́rnăr* + Vorname war schon die Rede. Die Frau Ammann heisst im U.-E. *la Mastralẹssa Notta, Méngia* etc., in direkter Rede *dọnna mastralẹssa*, ebenso *la plavanẹssa* im U.-E., M.-T. und O.-E. Das Adjektiv *reverendus* ist im Bewusstsein des Sprechenden vollständig zum Substantiv geworden *„ăl răvărẹndă"* (der reformierte Pfarrer U.-E.), obgleich in der Anwendung, wie sie vor kurzem noch in Gebrauch war, die ajektivische Funktion klar vor Augen tritt: *ăl răvărẹndă săr Michẹ́l.* Den *săr magístăr, signur mag.* von heute nannten die Alten im Engadin *ăl sormáistar*, merkwürdige Verbindung von Schulmaister mit dem italienischen Titel *sor* (signor).

Zur interessanten Form *plavanẹssa* ist zu erwähnen, dass plebanus in Urkunden schon im XII. Jahrhundert häufig vorkommt.[1]) In katholischen Gemeinden ist *„plevọ́n, plevọnt"* heute selten; manchmal heisst er schlechthin *„pfarrer"*, öfter *prer* und nicht selten, besonders von Kindern häufig angewendet ist die schöne Form *auc sẹ́gner* (avunculus senior, Onkel Gott[2]). Pallioppi gibt für den reformierten Geistlichen auch *plavan* an, doch habe ich diese Form in der aktuellen Sprache nur im spöttelnden Sinne anwenden hören und zwar im Ober-Engadin, wo er sonst *prẹdichant* heisst. Trast. Sils Eng.[3]) von 1573 S. 67 *Pardichiaunt*, M.-T. *prădichọnt.* In früheren Urkunden ist sie dagegen häufig.

[1]) plebes in Uinomna et Nuzadres. — Foffa Urk. I vom Jahre 880.
[2]) S. auch Tappolet, Die Verwandtschaftsnamen, S. 102—105.
[3]) Z. f. rom. Phil. XI.

Digitized by Google

Trast. Sent: *lengia da plavans*, und „anno 1671 . . . fat ledscha chia Cuvids et jüraschun chi vengian sean obligs pro tuott il fuond dalla *Plaiff* da guardar ingio chi mangla terms et ils *ministers* (Pfarrer) obligs dad is cun els insembel et mussar ingio manguel ais" (Trast. Sent). Die Pfründe haben also lange nach der Reformation noch existiert und ihnen verdankt die *plavanessa* ihren Titel. Als Orts- und Flurname kommt *Plaif* häufig vor. — Sent; *pra da la plaif*. — *Pleif* (Lugnez) etc.

Für die höfliche Anrede ist jetzt *El*, weiblich *Ella*, aufgekommen, das Oberland hat auch den merkwürdigen Germanismus *Els* mit Verbum in der Mehrzahl für eine Person; doch vor nicht langem kannte man nur *vǫ, vūs* und heute noch ist diese die gewöhnliche Anrede für ältere Personen und für die Eltern. Im reformierten Luwis kommen *săr* und *dǫnna* nur dem Herrn und der Frau Pfarrer zu und zwar direkt vor dem Namen *Săr Jaccăn* etc. Auch im übrigen Lugnetz, in der Grub und vielleicht im ganzen Oberland sind diese Titel ein Vorrecht der Geistlichen: *ser* oder *sẹ́gner* Pfarrer. Der gewöhnliche Bürger hat hier keine Titel, angesehenere Leute heissen *signur* mit Vorname.

Agglutinationen mit *săr*, *donna* und *Junfra* treffen wir in U.-E. *sărbárba* (Onkel), *donánda, junfránda* (Tante). Die beiden letzteren Formen haben den Terminus *anda* aus der gewöhnlichen mundartlichen Sprache von Schuls abwärts verdrängt. In Ardez drang neben diesen Formen an Stelle des verschwundenen *anda* das deutsche *tanta* ein.

Hierher gehören vielleicht auch Namen wie *Sărtẹa, Sărǫtt, Sărârdi*.

In Mohr, Cod. dipl., ist *Ser* kein seltener Gast. So in I Nr. 186, S. 264 vom Jahre 1219 und in der folgenden Nummer vom Jahre 1220, dann in II Nr. 81 und 82 vom Jahre 1288 und Nr. 239 und 248. Neben den Namen mit *Ser*, die besonders in Mohr I, S. 187 zahlreich sind, kommen in diesen Urkunden auch solche mit *dominus* und andere ohne Titel vor. *Dominus* ist auch in andern früheren und späteren Urkunden ziemlich häufig, so Mohr I Nr. 165 vom Jahre 1200 und Wartmann III S. 736 *dominus Cuonradus* Abbas monasterii S[t] Galli. — Doch kommt *Dominus* nicht nur geistlichen Herren zu, vergl. Mohr I S. 187 — Ipse

vero *dominus Artuicus* constiluit se *militem* communis de Cumis. (Es handelt sich um Hartwig v. Matsch.)

Alle hier als Beispiele für *Ser* angeführten Nummern wurden von italienisch sprechenden Notaren verfasst (aus Morbegno, Bellinzona, Bormio, Como). Doch glaube ich nicht, dass dies uns zum Schlusse berechtigt, *Ser* sei nach dem 13. Jahrhundert von Oberitalien in Bünden eingedrungen. Diese Titel konnten den deutschen Notaren der deutschen Herrschaften, von denen die meisten bündnerischen Urkunden herstammen, kaum bekannt sein und die wenigen Dokumente, die vielleicht von Ladinern verfasst sind, wurden in Form und Titulatur ohne Zweifel von jenen beeinflusst. — Meines Erachtens war *Ser* damals wie jetzt der Titel für jeden verheirateten Freien (vergl. *Symoninus* filius quondam *ser Henrici* . . . de Misocho und folgende Mohr II S. 239), während *dominus* ein höherer Titel war.

In Ann. XXI S. 77 finden wir eine Liste aller patruns von Madulain aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Einige davon sind mit *Ser* oder *Duonna* tituliert, andere nicht. Bei näherem Betrachten kommt man zum Schluss, dass die genannte Titulatur nur bei Verheirateten zur Anwendung kam. Die Raumverhältnisse gestatten mir nicht, hier die Gründe anzugeben, die mich zu dieser Annahme führten.

Nachträge: Zu S. 361. — Karl Zeumers Interpretation des Diploms Karls des Grossen, s. auch Tuor Fr. v. L., S. 8 f., doch ändert dies nichts an meinen Ausführungen.

Zu S. 367. — Weder die Raumverhältnisse, noch die mir zur Verfügung stehenden Hülfsmittel erlaubten mir, die den rätischen Formen entsprechenden, allgemein romanischen heranzuziehen. Als Ergänzung zu *Mastral* kann ich aber nicht umhin, auf die Beispiele Du Cange's für Frankreich aufmerksam zu machen. Band V S. 396 *ministeriales* (in diesem Sinne) — Una cum *Ministrale* nostro — vom Jahre 1106. — A *ministrale* id est *judice* etc. *Mistrales* vom Jahre 1195. — Bd. IX S. 272. *Mistral*, bailli ou prévôt, celui qui lève les droits d'un seigneur et veille à ses intérêts: d'où *Mistralie*, l'Office de Mistral. — Auch im Rätischen bedeutet *Mastralia* neben Wahltag auch Amt des Mastrals. — Überflüssig zu bemerken, dass diese Formen parallel und durch fränkischen Einfluss entstanden sind. — Eine spätere Entlehnung ist ausgeschlossen.

Digitized by Google

ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Verlag, ZÜRICH

Franz., engl. und ital. Sprachlehrmittel

BAUMGARTNER, Prof. **A.**, **Franz. Elementar-Grammatik.** Geb. Fr. —.75
— **Grammaire Française,** franz. Grammatik f. Mittelschulen. 9. Aufl. Geb. Fr. 1.60
— **Exercices de Français,** Uebungsbuch zum Studium der franz. Grammatik. 7. Aufl. Geb. Fr. —.90
— **Französisches Lese- u. Uebungsbuch.** Ausgabe **A.** 6. Aufl. Geb. Fr. 1.90
— — — — — — Ausgabe **B,** 2. verbess. Aufl. Geb. Fr. 1.90
— **Französisches Uebersetzungsbuch.** 4. Aufl. . . Geb. Fr. —.70

BAUMGARTNER u. ZUBERBÜHLER, Neues Lehrbuch der französischen Sprache. 21. Aufl. . . . . Geb. Fr. 2.35
— — Dasselbe in 2 Hälften geb. à Fr. 1.25
Obligatorisches Lehrmittel für den Kanton Zürich.
— Wörterverzeichnis dazu 30 Cts.

EBERHARD, OTTO, maître secondaire. **Je parle français.** Conversations et lectures françaises à l'usage des écoles.
I[e] partie: **Cours élémentaire.** 95 S. in Ganzl. Fr. 1.20
II[e] partie: **Cours moyen.** 100 S. in Ganzl. Fr. 1.40
III[e] partie: **Cours supérieur.** 207 S. in Ganzl. Fr. 2.60

HUG, Prof. **J., Kleine franz. Laut- und Leseschule** mit phonetischen Erläuterungen in Lwd. kart. Fr. 1.50
— — Schülerausgabe kart. Fr. —.60

BAUMGARTNER, Prof. **A., Lehrgang der engl. Sprache.** I. Teil, 12. Auflage Geb. Fr. 1.80, II. Teil, 7. Aufl. Geb. Fr. 2.80, III. Teil, 3. Aufl. steif. br. Fr. 1.—
— **Englisches Uebersetzungsbuch.** Im Anschluss an des Verfassers „Lesebuch" (Lehrgang der englischen Sprache, II. T.), kart. . . . . Fr. 1.—
— **The international English Teacher.** Ein Lehrbuch der englischen Sprache für Anfänger. 5. Aufl . . . . Geb. Fr. 2.40
— **Englisches Uebungsbuch für Handelsklassen.** Vorschule und Hilfsbuch für kaufmännische Korrespondenz. 2. Aufl. . . Geb. Fr. 2.30

DONATI, Prof. Dr., **L., Corso pratico di lingua italiana** per le scuole tedesche. 4. Aufl. Geb. Fr. 4.50
— — Per le scuole francesi Geb. Fr. 4.50

ZUBERBÜHLER, A., Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache.
I. Teil, Lehr- und Lesebuch. 7. Aufl. Geb. Fr. 1.90
II. Teil, Lese- und Uebungsbuch. Geb. Fr. 2.80

Orell Füssli's Bildersaal für den Sprachenunterricht.

Bearbeitet von **G. Egli,** Sekundarlehrer.

I. Heft. **Wörter für den Unterricht in der Muttersprache an Elementarschulen.** 384 Bilder . . . . 50 Cts.
II. Heft. **Wörter für den Unterricht in der franz. Sprache an Sekundarschulen.** 384 Bilder mit einem franz.-deutschen Vokabularium. 50 Cts.
III. Heft. **Wörter für den Unterricht in der deutschen, franz., engl. und ital. Sprache.** 384 Bilder mit Vokabularium in 4 Sprachen. 50 Cts.
IV. Heft. **Sätze f. d. Unterricht in der Muttersprache.** 198 Bilder. 50 Cts.
V. Heft. **Sätze für den Unterricht in der französischen Sprache an den Sekundarschulen.** 198 Bilder mit einem frz.-deutsch. Vokabularium 50 Cts.
VI. Heft. **Sätze für den Unterricht in der deutschen, franz., engl. und ital. Sprache.** 198 Bilder mit Vokabularium in 4 Sprachen 50 Cts.
VII. Heft. **Aufsätze f. den Unterricht in der Muttersprache.** 192 Bilder mit Vokabularium . . . . 50 Cts.
VIII. Heft. **Aufsätze für den Unterricht in der französischen Sprache an Sekundarschulen.** 192 Bilder mit Vokabularium . . . . 50 Cts.
IX. Heft. **Aufsätze für den Unterricht in der deutschen, franz., engl. und ital. Sprache.** 192 Bilder mit Vokabularium in 4 Sprachen . 50 Cts.

Kommentar zum 8. Heft von Orell Füssli's Bildersaal für den Sprachenunterricht. Aufsätze für den Unterricht in der franz. Sprache von **Ch. Albert Rossée.** . . . . Fr. 2.—

— *Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.* —

Digitized by Google

S. Alge's Sprachbücher unter Benützung von Hölzel's Wandbildern für den Anschauungsunterricht.

S. ALGE:

Leçons de français, basées sur les tableaux de Hölzel. Première partie. Douzième édition avec quatre tableaux. 1909. Relié . . . . Fr. 2.20

Leçons de français. Deuxième partie. Neuvième édition. 1905. Relié. Neue Bearbeitung f. Deutschland . . . . Fr. 2.20

Leçons de français. Deuxième partie. Dixième édition. 1908. Relié Fr. 2.40

Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen.
I. Teil, 8. Auflage, I. Neudruck 1906 . . . . Fr. 1.60
II. „ 7. „ I. „ 1907 . . . . Fr. 1.60

Lectures et Exercices. Troisième année de français. Troisième édition. 1906. Relié . . . . Fr. 2.40

Méthode d'Enseignement du français et commentaire aux „Leçons de français, première partie" . . . . Fr. 1.20

Commentaire aux Leçons de français, seconde partie . . . Fr. 0.80

Leçons de français pour adultes. Refondues par Marcel Delume-Thomas. Relié . . . . Fr. 3.20

Lezioni d'Italiano. Quarta edizione. Con quattro disegni. 1906. Legato Fr. 2.40

Guida allo studio della lingua italiana. Secondo un manoscritto di S. Alge edita dal Dott A. Alge. Legato . . . . Fr. 3.60

S. HAMBURGER:

English Lessons for German, French and Italian pupils. After S. Alge's Method for the first instruction in foreign languages. Eighth edition. 1910. Bound. . . . . Fr. 3.35

English Lessons for adults. Reformed by E. Turrel Bendir. Second edition. 1907. Bound . . . . Fr. 3.20

S. ALGE, S. HAMBURGER u. W. RIPPMANN:

Leitfaden für den ersten Unterricht im Deutschen. Zum Gebrauch für Schüler aller Nationalitäten. I. Teil. Mit vier Bildern. Zehnte Auflage. 1909. Gebunden . . . . Fr. 2.20

Leitfaden für den ersten Unterricht im Deutschen. Zweiter Teil. Sechste Auflage. Mit 5 Bildern. 1909. Gebunden . . . . Fr. 2.20

J. GAYA:

Método Alge. Español im Druck

Alge's Sprachlehrmittel zeichnen sich durch äusserst konsequente Durchbildung nach der induktiven Methode aus. Die einzelnen Teile (Aussprache, Wortschatz, zusammenhängendes Sprechen, Grammatik) sind methodisch zusammen geschweisst. Ausgangspunkt ist die Anschauung auf Grund der Hölzel'schen Wandbilder. An ihre Stelle tritt in der Folge die zusammenhängende Lektüre. Ganz besondere Sorgfalt ist der Aneignung und der gründlichen mannigfachen Anwendung des Wortschatzes gewidmet.

Ueberall, wo im Sinne und Geiste des Begründers der Methode unterrichtet wird, ist auch der erzielte Erfolg befriedigend; eine so grosse Verbreitung — es sind allein vom französischen Leitfaden in der schweizerischen und englischen Ausgabe weit über 100,000 Exemplare verkauft — lässt sich nur dadurch erklären.

Die Grundsätze S. Alge's finden sich in seinen verschiedenen methodischen Schriften niedergelegt, zuletzt in seiner „*Methode d'enseignement du français*", ebenso hat auch ein deutscher Anhänger der Methode, Prof. Dr. Paul Lange in Leipzig, sie in einer Broschüre „Alge's Lehrmethode und Lehrmittel für den französischen Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung ihrer neuesten Gestaltung", in kurzen Zügen dargestellt. Diese Einführung wird vom Verlage auf Wunsch gratis abgegeben. Ebenso steht Interessenten ein Prospekt mit gesammelten fachmännischen Urteilen zur Verfügung.

Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen.

Digitized by Google

Verlag von HERMANN GESENIUS in Halle

Gesenius, Dr. F. W., Lehrbuch der englischen Sprache.
I. Teil: **Elementarbuch der englischen Sprache** nebst Lese- und Uebungsstücken. 30. Auflage, neu durchgesehen von Prof. Dr. Fritz Kriete, Oberlehrer. **1909.** Preis gebunden M. **2.40.**
II. Teil: **Grammatik der englischen Sprache** nebst Uebungsstücken. 21. Aufl., neu durchgesehen von Professor Dr. Fritz Kriete, Oberlehrer. **1910.** Preis gebunden M. **3.20.**

Gesenius, F. W., Englische Sprachlehre. Ausg. A. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen. I. Teil: **Schulgrammatik** nebst Lese- und Uebungsstücken. 11. Auflage. 1909. Geb. M. **3.50.** II. Teil: **Lese- und Uebungsbuch** nebst kurzer Synonymik. Mit einem Plan von London und Umgebung. 2. Aufl. 1905. Geb. M. **2.25.**

Gesenius, F. W., Englische Sprachlehre. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen. **Ausgabe für höhere Mädchenschulen.** 8. völlig neubearbeitete Auflage. **1910.** Gebunden M. **3.50.**

Gesenius, F. W., Kurzgefasste englische Sprachlehre. Völlig neubearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen. Mit einer Karte der Britischen Inseln, einem Plane von London und einer englischen Münztafel. 3. Aufl. 1907. In Schulband gebunden M. **2.40.**

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen. **Unterstufe.** 8. Aufl. Mit einer Karte der Britischen Inseln u. einer englischen Münztafel. 1909. Geb. M. **1.80.** **Oberstufe für Knabenschulen.** 4. Aufl. 1907. Mit einem Plan von London und Umgebung. In Schulband geb. M. **2.40.** **Oberstufe für Mädchenschulen.** 4. Aufl. Mit einem Plan von London und Umgebung. 1908. In Schulband geb. M. **2.40.**

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe C für Mädchenschulen in 3 Teilen. Bearbeitet nach den Bestimmungen vom 18. August 1908 von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen. I. Teil. Erstes Unterrichtsjahr. Mit einer Karte der Britischen Inseln u. 4 Hölzelbildern. **1910.** In Schulband geb. M. **1.60.**

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe D für mittlere Schulen. Nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen. I. Teil. Mit einer Karte der Britischen Inseln und 4 Hölzelbildern. **1910.** In Schulband gebunden M. **1.60.**

Gesenius, Lehrbuch der englischen Sprache ist mit seinen oben angezeigten Neubearbeitungen wohl eins der weitestverbreiteten englischen Lehrbücher, denn es ist in ungefähr 600 Städten mit über 900 Lehranstalten eingeführt und beträgt bis Ende Dezember 1909 der ziffernmässig nachweisbare Gesamtabsatz

661,800 Exemplare.

Ausführliche Verlagsverzeichnisse kostenlos

Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld.

Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

(Schweizerisches Idiotikon)

Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Bearbeitet von **A. Bachmann, E. Schwyzer, W. Blattner, J. Vetsch** und **E. Wipf.**

In Lieferungen zu 10 Bogen à 2 Fr.

Bis jetzt sind 66 Lieferungen erschienen, die auch in gebundenen Bänden bezogen werden können.

Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik

Im Auftrage des leitenden Ausschusses für das schweizerdeutsche Idiotikon herausgegeben von **Albert Bachmann.**

Bis jetzt sind erschienen:

I.

Die Laute der Appenzeller Mundarten

Von **Dr. Jakob Vetsch.**

260 S. gr. 8⁰. — Mit vier Beilagen. — **Preis 3 Fr.**

II.

Die Mundart von Visperterminen im Wallis

Von **Dr. Elisa Wipf.**

210 S. gr. 8⁰. — **Preis 2 Fr.**

Der Unterricht im Freien auf der höhern Schulstufe

mit durchgeführten Beispielen aus verschiedenen Unterrichtsgebieten (Naturwissenschaft und Geographie, Zeichnen und Mathematik, Geschichte und Sprache, körperliche Erziehung).

In Verbindung mit Lehrern der obern Realschule zu Basel herausgegeben vom Rektor dieser Anstalt **Dr. Robert Flatt.**

Mit einer Exkursionskarte der Nordwestschweiz, einer geologischen Reliefkarte der Schweiz und neun geologischen Profilen.

Preis 4 Fr.

Heimatkunde von Thal

Von **Samuel Walt.**

Illustriert von **U. Hilber** und **P. Bornhauser.** — Zweite, stark vermehrte Auflage.

Preis Fr. 3.50.

Digitized by Google

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

in **Tübingen**

Sprache und Dichtung

Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft

herausgegeben von

Professor Dr. **H. Maync**

und

Professor Dr. **S. Singer**

beginnt

im Laufe des Sommersemesters 1910

zu erscheinen.

Velhagen & Klasing
Verlagsbuchhandlung in Bielefeld und Leipzig.

Sammlung
französischer, englischer und deutscher Schulausgaben.

Gedichte, Romane und Novellen, Dramen, Geschichte, Kulturgeschichte, Literaturgeschichte, Biographien, Reden, Briefe, Land u. Leute, Philosophie.

Ausführliche Kataloge und Prüfungsexemplare auf Wunsch kostenfrei.

***Choix de Poésies Françaises,** Sammlung französischer Gedichte von Prof. Dr. Th. Engwer, Direktor der Königlichen Augustaschule und des Königlichen Lehrerinnenseminars in Berlin. Mit 17 Porträts. 26. bis 35. Tausend. B-Ausgabe. [Po. 6.] **2** M.

Ergänzungsband dazu, enthaltend: Metrik, Anmerkungen, Metrische Uebersetzungen und Wörterbuch. M. **1.80**

Diese neue Sammlung von französischen Gedichten bemüht sich ausser einigen Proben von Dichtungen früherer Jahrhunderte ein Gesamtbild der poetischen Produktion des 19. Jahrhunderts zu geben. Deswegen werden in chronologischer Ordnung die Hauptvertreter der französischen Dichtung bis in die neueste Zeit hinein in ihren charakteristischen Schöpfungen vorgeführt. Es ist Sorge getragen worden, dass neben dem meist zu reichlich vertretenen epischen Element auch das lyrische zu seinem Rechte kommt.

Die Sammlung, die allen Lebensaltern durch ihre Darbietungen entgegenzukommen sucht, sollte den Schüler durch allen Klassen hindurch begleiten, eignet sich aber auch durchaus zu einer Semesterlektüre.

***Selections from English Poetry.** Auswahl englischer Dichtungen. Herausgegeben von Dr. Ph. Aronstein, Professor an der Luisenstädtischen Oberrealschule zu Berlin. Mit 11 Abbildungen. 6. bis 10. Tausend. B-Ausgabe. [Engl. 104.] **2** M.

Ergänzungsband dazu, enthaltend Anmerkungen, metrische Uebertragungen und Wörterbuch. M. **1.80**

Die „Selections from English Poetry" haben es sich zur Aufgabe gestellt, aus der Masse der poetischen Produktion von der Volksballade und Shakespeare an bis zu Swinburne und Kipling das Beste, Passendste und Charakteristischste auszuwählen und innerhalb der Grenzen, die der Schule naturgemäss gesteckt sind, ein Abbild der englischen Poesie in ihrer Gesamtheit, einen Begriff von ihrem Reichtum und einigermassen von ihrer Entwicklung zu geben.

Digitized by Google

Verlag von **Röder & Schunke** (Rossberg'sche Buchhandlung), **Leipzig**

Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache

in Anlehnung an die direkte Methode

von **R. BÜTTNER,**

Oberlehrerin an der II. städtischen höheren Schule für Mädchen nebst Lehrerinnenseminar in Leipzig.

I. Teil. Mit 9 Abbildungen, einer Karte und einem Wörterverzeichnis. 16 Bog., 8°. Gebunden M. **2.65**

II. Teil. Mit 14 Abbildungen im Text, 16 Ansichten, einem Plan von London und einer Karte von England. 18 Bogen, 8° . . . . Gebunden M. **3.35**

III. Teil. Mit 13 Abbildungen und einer farbigen Karte der englischen Besitzungen. 24 Bogen, 8° . . . . Gebunden M. **4.20**

Wörterbuch zu Teil I—III. 9 Bogen, 8° . . . . Gebunden M. **1.30**

Als Separat-Abdruck aus dem „Lesebuch" erschien:

Hilfsbüchlein zur Einübung der englischen Laute. Eine Vorbereitung für den Gebrauch englischer Lehrbücher und Grammatiken . . . . . M. —.70

Jedem Teile sind in einem besonderen Hefte deutsche Übungsstücke beigegeben.

English Grammar for the use in High Schools

a Repetition of English Grammar and a Thorough Grounding in its elements

by **R. BÜTTNER.**

Das aus langjähriger Praxis der Verfasserin hervorgegangene Lehrbuch hat bei seinem Erscheinen allseitig die günstigste Aufnahme gefunden und ist bereits an einer Anzahl Schulen zur Einführung gelangt, während eine Reihe weiterer Einführungen bevorsteht.

Prüfungsexemplare bei beabsichtigter Einführung kostenfrei!

Aus fachmännischen Beurteilungen:

Erziehung und Unterricht:
... Das Buch kann als ein **vorzügliches** Lehrbuch der englischen Sprache bezeichnet werden, **zeigt dem Lehrer einen Weg im Unterrichten, der Freude am Lehren und Freude am Lernen mit sich bringt.**

Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen:
... Das Buch zeichnet sich durch **grosse Beweglichkeit und Gegenständnis** aus. Auch wird man gern die englische Luft atmen, die ohne zu bedrücken, das ganze Werk durchweht ...

Pädagogische Jahresschau:
... Die Anlage des Buches macht den Eindruck grosser Zweckdienlichkeit. Hervorzuheben wäre noch **der gute Druck und die hübsche Ausstattung** des Buches ...

Die Lehrerin in Schule und Haus:
... Die Bearbeitung zeugt von **grossem pädagogischen Geschick, gründlicher Kenntnis des Englischen und bewunderungswürdiger Sorgfalt und Mühe** ...

Pädagogische Reform 1909:
... Es enthält eine überreiche Fülle von **prächtigem Übungs- und Lesestoff**, der grösstenteils englischen Originalen entnommen ist. Eine besondere Zierde sind die zahlreichen schönen Gedichte ... Der 3. Teil enthält ausser vorzüglichen Proben englischer Literatur eine systematische Grammatik ...

Deutsche Literaturzeitung:
... Die Grammatik kann als eines der **anregendsten Hilfsmittel** beim Unterricht in der englischen Sprache gelten. **Das Werk bietet wirklich eine mit mannigfachen Übungen versehene Grammatik, ein übersichtliches Nachschlagebuch** und zugleich ein Lesebuch, das durch Poesie und Prosa dem Schüler eine Vorstellung englischen Wesens gibt ...

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen:
... Der gebotene Lesestoff ist **recht vielseitig** und guten englischen Lesebüchern und Jugendschriften entnommen ... Das alphabetisch-englisch-deutsche Vokabular ist zu loben, die phonetische Umschrift gut ...

Digitized by Google

Im Verlag von

Zürcher & Furrer in Zürich

sind erschienen

Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich

a) **Mitteilungen:**

I. Heft: **Die körperlichen Bedingungen des Sprechens.** Von Dr. H. Schulthess. **Wahrnehmungen am Sprachgebrauch der jüngsten literarischen Richtungen.** Von Prof. O. Haggenmacher. Fr. 1.20

II. Heft: (Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs): 1. **Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf.** Von Pfr. J. Ammann in Lotzwyl. 2. **Ueber die Sprache Jeremias Gotthelfs.** Von Dr. H. Stickelberger in Burgdorf. Mit dem Bildnis Gotthelfs . . . . Fr. 1.60

III. Heft: **Wustmann und die Sprachwissenschaft.** Von Prof. Dr. E. Tappolet . . . . Fr. —.80

IV. Heft: **Schulmärchen** und andere Beiträge zur Belebung des deutschen Unterrichts. Nebst einem Anhang von Schülerarbeiten. Von Dr. A. Ehrenfeld . . . . Fr. 3.—

V. Heft: **Die mittelhochdeutsche Schriftsprache.** Von Professor Dr. S. Singer . . . . Fr. 1.—

VI. Heft: **Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz.** Von Dr. E. Tappolet, Professor an der Kantonsschule in Zürich . . . . Fr. 1.50

VII. Heft: **Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes.** Von Prof. Dr. S. Singer . . . . Fr. 1.—

b) **Abhandlungen:**

I. Heft: **Studien z. Theorie d. Reims.** 1. Teil. Von Dr. A. Ehrenfeld. Fr. 3.—

II. Heft: **Studien zur Theorie des Gleichklangs.** (Studien zur Theorie des Reims II.) Ein Programm von Dr. A. Ehrenfeld . . . Fr. 1.50

III. Heft: **Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten.** Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte. Von Dr. A. Rittershaus . . . . Fr. 2.—

IV. Heft: **Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung.** Von Dr. A. Geering . . . . Fr. 2.50

V. Heft: **Jakob Sarasin, der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers u. a.** Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Mit einem Anhang: Ungedruckte Briefe und Plimplamplasko der hohe Geist. Von Dr. A. Langmesser . . . . Fr. 4.—

VI. Heft: **Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker.** Von Dr. Emil Hügli . . . . Fr. 2.80

VII. Heft: **Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten.** Von Dr. Paul Suter . . . . Fr. 4.—

VIII. Heft: **Die Sprache des Kindes.** Von Dr. E. F. W. Meumann, Prof. an der Universität Zürich . . . . Fr. 2.—

IX. Heft: **Die Deminution in der Nidwaldner Mundart.** Von Dr. Esther Odermatt . . . . Fr. 3.—

X. Heft: **Der Genitiv der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit.** Von Prof. Dr. Renward Brandstetter . . . . Fr. 2.50

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google